P
2a
N

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

VOL. 10

ZEHNTER JAHRGANG

1908

527200
17. 9. 51

HELSINGFORS
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET
1908

PB
5
.N43
pg. 10-12

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufzätze.

Seite

Hirn, Yrjö, Note sur la Ballade des dames du temps jadis . . 103

Laurila, K. S., Über die Stellung der Gesprächsübungen beim neusprachlichen Unterricht in unseren Schulen 51

Längfors, A., Moy. haut-all. sambelieren < anc fr. cembeler . 175

Streng, Walter O., Über einige Benennungen des Weinkellers in Frankreich 1

Söderhjelm, W., Die Langenscheidtschen Hilfsmittel für den modernen Sprachunterricht 27

— » —. Eine tschechische Version der Reise ins Sibyllenparadies. . . 72

— » —. Die Teilung der modernsprachlichen Professur 130

— » —, Les nouvelles françaises du Ms. Vatic. Reg. 1716 159

Tallgren, Oiva Joh., Observations sur les manuscrits de l'Astronomie d'Alphonse X le Sage, roi de Castille 110

Wallensköld, A., Le sort des voyelles posttoniques finales du latin en ancien français 7

Zilliacus, Emil, La légende d'Europe dans les littératures classiques et dans la poésie française 115

II. Besprechungen.

Bohnhof, Anna, The Junior English Reader *(A. Mbg)* 93

Curtius, Anna, Der französische Aufsatz im deutschen Schulunterricht *(A. Lindfors)* 39

Dauzat, Albert, Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans *(A. Wallensköld)* 88

Dimoff, Paul, Œuvres complètes de André Chénier *(J. Poirot)* . . . 177

Hertling, Ivar, Studien über die *ō* Verba im Altsächsischen *(T. E. Karsten)* 37

Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue française, t. III *(A. Wallensköld)* 192

Piaget, Arthur, Le Miroir aux dames *(W. Söderhjelm)* 134

Seite

Rosendahl, Axel, Chrestomathie française *(Ivar Hortling)* 147
Rutz, Ottmar, Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme *(J. Poirot)* 190
Schmidt, H., und *Tissèdre, Jean,* Französische Unterrichtssprache *(A. Wallensköld)* 194
Streng, Walter O., Haus und Hof im Französischen *(W. Söderhjelm)* . 32
Studier i modern språkvetenskap, Bd. IV *(W. Söderhjelm)* 136
Vianey, Joseph, Les sources de Leconte de Lisle *(J. Poirot)* 189
Wendel, Hugo, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische *(A. Wallensköld)* 184
Öhquist, Johannes, Tysk övningsbok, Saksankielen Harjoituskirja, Skriv-prov för Studentexamen i Tyska, Saksankielen Kirjoituskokeet Ylioppilastutkintoa varten, Tysk Elementarbok, Saksankielen Alkeiskirja *(M. W—s)* 91

III. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

Die Neuphilologenversammlung 11.—13. Jan. 1909 157
Protokolle des Neuphilologischen Vereins (Dez. 1907) 44
—»— (Jan. März 1908) 94
—»— (April 1908) 149
—»— (Sept.—7. Nov. 1908) 195
Verzeichnis der Mitglieder 202

IV. Eingesandte Litteratur . . 48, 100, 153, 203

Schriftenaustausch 48, 101, 154, 204

V. Mitteilungen 49, 101, 155, 204

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1/2 | Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk. durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden. | 1908

Über einige Benennungen des Weinkellers in Frankreich.

Das römische Wohnhaus, worin Raum genug war für das Unterbringen aller nötigen Lebensbedürfnisse unter demselben Dache, hatte seine besondere Vorratskammer [1], cella promptuaria, nicht nur für Wein (c. vinaria), sondern auch für Öl (c. olearia), Holz (c. lignaria), Fleisch (carnarium), Korn (granarium), u. s. w. Später sind wohl infolge der Einengung des Raumes und der verbesserten Handels- und Verkehrsverhältnisse teils diese verschiedenartigen Vorratskammern unnötig geworden (so carnarium), teils hat man die notwendigsten dieser Lebensmittel in selbständigen Wirtschaftsgebäuden untergebracht, so das Korn in Scheunen, das Holz in Schuppen, u. s. w., teils aber werden besondere Räume entweder unmittelbar unter dem Dache angebracht (vgl. lt. granarium > frz. *grenier*

[1] Für die Vorratskammer im Allgem. wurde ausser dem obenerwähnten cella (promptuaria, penaria) noch cellarium, proma, apotheca und thesaurus verwendet, bei Du Cange (DC.=Glossarium mediae et infimae latinitatis) daneben foreria ? «cella penaria», magasenum und officinae, «in quibus asservantur, quae ad victum aut alios usus monachorum spectant. Guerardo officina est cella promptuaria peculiaris, ubi res cibariae unius et eiusdem generis separatim ab aliis conservantur.»

und lt. fumarium) oder unter der Wohnung eingerichtet, wie der Keller für den Wein. Dieser letzte Begriff «Weinkeller», der von so ausserordentlich grosser Bedeutung für das landwirtschaftliche Leben in Frankreich sein dürfte, hat von alters her dem schöpferischen Volksgeiste eine ganze Menge Neubezeichnungen entlockt. Ohne Ansprüche auf Vollständigkeit bei der Besprechung der für diesen Begriff in Betracht kommenden Benennungen zu erheben, werde ich im Folgenden zuerst die lateinischen Benennungen ins Auge fassen, um dann bei den auf gallischem Boden anzutreffenden erschliessen zu können, was von ihnen als Erbgut, was wiederum als Neugeschaffenes erscheint.

Gewöhnlich benannte man, wie schon oben angedeutet, den Weinkeller im kl. Lat. mit cella vinaria[1]; eine Vorratskammer für spez. alten Wein hiess veterarium. Neben diesen, die als Bezeichnungen eines Weinkellers für das Galloromanische verloren gegangen sind, müssen aber einige Bedeutungsspezialisierungen bei den klassischlat. Benennungen einer Vorratskammer vorausgesetzt werden. Sowie apotheca, die Benennung einer Vorratskammer im Allgemeinen, auch speziell für «Weinlager im obern Teile des Hauses» angewendet wurde, so muss auch cellarium höchst wahrscheinlich schon sehr früh für den spezielleren Begriff «Weinkeller» verwendet worden sein (vgl. celarium pro cellarium «cella vinaria» DC.). Cellarium lebt, wie bekannt, im schriftfrz. *cellier* weiter fort (vgl. ahd. *chellâri*, nhd. *Keller*, engl. *cellar*, schwed. *källare,* finn. *kellari*) und ist auch mundartl. nicht unbelegt, so wall. *celî* (Remacle [2]), *chlier* (Sigard [3]); lothr, *sɔlɛy* ? m. «cave» (Lahm [4]); frz. Schweiz *sɛli* (de Lavallaz [5]); lang. *cèiè* ? (D'Hombres-Charvet [6]),

[1] Mit cella vinaria wurde eigentl. die Gährkammer für den Wein benannt, aus welcher er dann in die apotheca — s. dies W. oben — gebracht wurde.

[2] Dictionnaire wallon et français. II. éd.

[3] Dictionnaire du wallon de Mons etc. Paris 1870.

[4] Le patois de la Baroche.

[5] Essai sur le patois d'Hérémence. Paris 1899.

[6] Dictionnaire languedocien-français. Alais 1884.

celiè (Vayssier [1]). Altbéarn. *cerer* («Quant troberan vin maculat en los *cerers*» Arch. des Basses-Pyrénées bei Lespy-Raym. [2]) setzt vielleicht ein *celerium voraus.

Ausser den obenerwähnten lat. Benennungen, die in der klassischen Latinität vorkamen, belegt DC. noch folgende vulgärsprachliche Wörter: bova «cella vinaria, Gall. cave» (Addim. Carp.), roca «cella in rupe excisa, nostris roche, pro cella vinaria, vulgo cave», cava «cella depressa, in qua vinum oleumve reconditur, Gall. cave», cavea, canaba «cella vinaria», alcha «pars aedis, in qua sunt cupae» (Addim. Carp.), bersa «cella vinaria, Gall. cellier», cluzellum, cuba «cella vinaria, locus, ubi cupae servantur», taberna[3] und vossura «cella vinaria, Gall. cave». Nur die vier ersten dieser vulgären Benennungen treten im Gallo-romanischen für unseren Begriff später auf.

1. Ein bova liegt dem afrz. *bove* («Comme Robert Fuscien eust d'aventure trouvé une *bove* ou cave ouverte» von Sigard bei DC. zitiert) «grotte, caverne, cave» (Gdfr. [4]) zugrunde. Nach G. kommt das Wort noch in den Volksmundarten von Arras und Cambrai vor, wo es «arrière-cave dans laquelle on tient le vin sous clef» bedeutet («Une des choses remarquables dans la ville d'Arras, ce sont ces caves profondes nommées *boves*, en latin *hypogeæ*. Ce sont des lieux souterrains, assez vastes, sans soupirail, la plupart voûtés sans maçonnerie, mais soutenus par des pilliers de pierre: on y encave du vin, etc.»). Von Sigard ist das W. in dieser Bed. etwas nordöstlicher, in Mons, belegt.

2. roca lebt im afrz. roche, roiche fort, welches Gdfr. mit «maison», aber daneben mit «cave» erklärt: «en la roche de couvent .VIII. tonneaux d'angomoys» (vgl. Gdfr. und Folgendes bei DC.: «Icellui Jehan avoit trouvé ladite exposant en sa *roiche* ou cave» Lit. remiss. ann. 1393).

[1] Dict. patois-français du département de l'Aveyron. 1879.

[2] Dict. béarnais ancien et moderne. Montpellier 1887.

[3] Ein *tabernál* kommt bei Vayssier (Languedoc) in der Bed. «espèce de cave, de rez-de-chaussée, où l'on serre toute sorte de choses» vor.

[4] Dict. de l'ancienne langue française etc. (Godefroy).

3. Das vulgärsprachl. c a v a hat bekanntlich, zwar nur lehnwörtlich, die schriftsprachliche Form *cave* ergeben; mundartlich findet sich das W. wohl über ganz Frankreich belegt.

4. Auf ein *c a v e u m (pro c a v e a) könnte vielleicht das besonders im Gasc. übliche *chay* «bâtiment, partie du bâtiment au ras du sol, où on loge le vin, l'eau-de-vie» (Lespy-Raym.) zurückgeführt werden. Es wird in derselben Form auch von Durrieux [1] und Duplan [2] belegt und kommt fast ähnlich geschrieben ausserdem in Saintonge u. Poitou vor, so *chai* «cellier à vin, à eau-de-vie» bei Eveillé [3], Jônain [4], Rousseau [5] (vgl. hiermit das schriftsprachl. *chai* «vaste cellier pour les vins, les eaux-de-vie» bei HDT. [6]). Nur die Schreibung *chai* (Moncaut [7]), *chais* (Favre [8]) scheinen einem Etymon *c a v e u m zu widersprechen. Eine Form *chaiz* findet sich bei Eveillé zitiert, hier aber in der Bed. eines Speichers? im Allgem.: «Les marchands — — — payeront les louages de ces maisons, *chaiz* ou ouvrouers (?) esquels mettront et tiendront leurs marchandises» (Coustumier général de France, T I, S. 707). Ob das von Mstrl. [9] diesem *chai* zugrunde gelegte «b. lat. c h a y u m» andrerseits von einem lat. c a d u s «Krug» abzuleiten ist, scheint ebenso problematisch, wenngleich es begrifflich auf der Hand läge (vgl. unten *cubié*, *gerlié*, u. a.).

Neben den obenerwähnten Benennungen eines Weinkellers, die zum Teil diesen Begriff schon im Lat. bezeichnet haben, von denen aber, wie aus dem Obigen ersichtlich ist, nur ein geringer Teil im Galloromanischen fortlebt, tauchen hie und da Bezeichnungen auf, die wahrscheinlich erst später für diese neue Verwendung Aufnahme gefunden

[1] Dict. étymologique de la langue gasconne. 1901.
[2] Patois de Bigorre.
[3] Glossaire saintongeais. 1887.
[4] Dict. du patois saintongeais. 1869.
[5] Glossaire poitevin. 1869.
[6] Dict. général (Hatzfeld-Darmesteter-Thomas).
[7] Dict. gascon-français. 1863.
[8] Glossaire du Poitou, de la Saintonge et de l'Aunis. 1867.
[9] Lou trésor dou Félibrige (Mistral).

haben und die vom Volke mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln neugeschaffen worden sind.

Eine in den provenzalischen Mundarten gelegentlich vorkommende Bildungsweise von neuen Benennungen eines Weinkellers scheint die Hinzufügung des für die Bezeichnung der Räume so gewöhnlichen Suffixes -arium (-ale) zu einem Worte, das etwa «Krug», «Kufe» oder ein tragbares Gefäss überhaupt bedeutet, gewesen zu sein. So muss man sich nämlich zweifelsohne die Entstehung solcher Benennungen denken wie lim. *cubié*, lang. *cubiè*, gasc. *cubèi* (lat. cupa + Suff. -arium), die mit «lieu où sont les cuves, cellier» (Mstrl.) erklärt werden (vgl. afrz. lehnw. *cubarie*: «Lequel Choucial s'enfouy en la *cubarie* dudit hostel» Gdfr., und nfrz. *cuverie* «endroit du cellier où se trouvent les cuves» HDT., welche beide Formen das Suff. -aria, resp. *-erie*, voraussetzen), auvergn. *gerlié*, *jarlié* (lt. gerula + -arium?) und schliesslich *tinal* in Gers (Puitspelu[1]; *tinor*, *tinard*? ibd.), Tarn und den benachbarten Departements (Gary[2], Couzinié[3]) in der Bed. «cellier pour les cuves» (lat. tina «Weinbutte» + Suff. -ale), *tinèyriól*, *teneyriál*, *tinoyrouol* (tina + -aria + -ale) «cellier ou cave où sont les cuves vinaires» (Vayssier), *tinailli* (ausgespr. *tinalhî*), *tenailler* (Suff. -alia + -arium). Über die Entstehung der zwei letzten Benennungen vgl. Folgendes: «Il est probable que les grandes cuves se sont appelées *tinailles* (comp. *futailles*), et que c'est sur ce mot qu'a été fait *tinailli*. Quant à la forme *tenailler*, elle est due à l'infl. de fr. *tenailles*, lorsque l'on n'a plus su ce que c'était qu'une *tinaille*» (Puitspelu).

Eine «Grotte» nennt man den Keller gelegentlich in Savoyen, so *cròta* in Montagny (Const.-Désorm.[4]), in Provence *croto* (Avril[5], Mstrl.), und in Lang. *croto*, *croutou* (D'Hombres-Charv.; Suff. -onem).

[1] Dictionnaire étymologique du patois lyonnais. 1887—1890.

[2] Dict. patois-fr. à l'usage du département du Tarn et des départements circonvoisins. 1845.

[3] Dict. de la langue romano-castraise et des contrées limitrophes. 1850.

[4] Dict savoyard. 1902.

[5] Dict. provençal-fr. 1839.

Die Eigenschaft des Kellers, dass er im Sommer frisch ist und deshalb zum Sommeraufenthalt geeignet, hat die Benennung *estivo, estibo* in Lang. und Gasc. (Mstrl.) hervorgerufen (lt. a e s t i v a).

Benennungen wie *debás, enbás, endebás*, die ich bei Vayssier (Languedoc) für «cave» belegt habe, sowie *bassegoutte* «petit cellier à l'arrière de quelques habitations» (Jossier Père, Patois de l'Yonne) und *veilloi* (Thibault [1]), *veilloir* (Ménière [2]) werden offensichtlich in der erweiterten Bed. «cave» = «espace souterrain» gebraucht und kommen hier also nicht in Betracht.

Zuletzt sei hier auf eine Benennung kurz hingewiesen, deren Ursprung dunkel zu sein scheint. Es ist dies das afrz. *cetor*: «A Johan de Vilar et a ses compagnion por treire les .VI. bosses de vin furs dou *cetor*, por chargier et deschargier et misurar» (1418, Arch. Frib., comptes des Trésoriers, bei Gdfr.) und das noch in Savoyen belegte entsprechende *sëtor* ou *cëtor*, Taninges (Const.-Désorm.). Diese ebenerwähnten zwei Wörter werden von C.-D. mit zwei anderen savoyischen Wörtern *sertò, sartò* (Chambery) und *fartò* (Annecy) zusammengestellt und stimmen völlig mit den von Bridel [3] in Montreux in der frz. Schweiz für «cellier» gebuchten *fairtho, certho* überein. Const.-Désorm. scheint für die obenerwähnten Formen ein lat. Etymon s u t u r n u s (?) annehmen zu wollen (vgl. bei ihm folgende Zitate: «pro duabus fenestris s u t u r n i» aus «Extraits des comptes de la châtellenie d'Annecy» in Rev. Sav. 1900, S. 303, und «S u t u r n u s ou s o u t u r n u s, en patois *cetour, sertò* ou *fartò*; pièce située au rez-de-chaussée servant généralement de cellier» Partage d'une maison située à Abondance, contenant la mentione d'un *cetour*, soit cave, 1651, 19 mars). Doch vorausgesetzt, ein *fairtho, farto* könnte irgendwie auf ein lat. s u t u r n u s zurückgeführt werden, so bleibt doch noch dieses lat. Wort zu erklären.

Walter O. Streng.

[1] Glossaire du pays blaisois. 1892.
[2] Gloss. angevin étymologique. 1880.
[3] Gloss. du pat. de la Suisse romande. 1866.

Le sort des voyelles posttoniques finales du latin en ancien français

Dans un article publié l'année passée dans les *Mélanges Chabaneau* (Erlangen, Fr. Junge), pp. 105—117, M. Jules Cornu, le savant professeur de philologie romane à l'Université de Graz, a esquissé une nouvelle théorie de la «chute de la voyelle finale» en français. Par cette théorie M. Cornu croit pouvoir expliquer certaines irrégularités apparentes dans le développement des voyelles posttoniques finales en ancien français. Le raisonnement de M. Cornu ne m'ayant pas convaincu, je me permets d'aborder à nouveau cette question si intéressante, qui ne me semble pas, dans tous ses détails, avoir été encore dûment examinée. Le but de ces pages sera de démontrer que les cas cités par M. Cornu à l'appui de sa théorie se laissent expliquer autrement, à l'aide de suppositions qui n'impliquent pas, comme le fait à un certain degré la théorie de M. Cornu, une dérogation à la conception reçue de l'activité des «lois phonétiques».

Voici d'abord un bref exposé des règles phonétiques en cours sur le développement des voyelles posttoniques finales du latin en ancien français:[1])

1:o *A* s'affaiblit en *e* féminin et reste tel au moins durant la première période de l'ancien français (d u r a > *dure*, d u r a s > *dures*).

2:o Les autres voyelles s'amuïssent déjà avant l'apparition des premiers monuments littéraires (v i g i n t i > *vint*, v e n i t > *vient*, s e n t i r e > *sentir*, f e r r u m > *fer*, m u r o s > *murs*), sauf

a) si la voyelle finale (*i* ou *u*) peut former diphtongue avec la voyelle tonique (c u i > *cui*, c a n t a (v) i > *chantai*, p o t u i > *poi*, d e u m > *dieu*, c l a v u m > *clou*, l o c u m > *lieu*), ou

---

[1] Cf. p. ex. Kr. Nyrop, *Gramm. hist.*, t. I², §§ 248—253.

b) si la voyelle finale, sous la forme d'un *e* féminin, subsiste en qualité de voyelle d'appui (p a t r e m > *pe(d)re*, t e n e r u m > *tendre*, v e n d u n t > *vendent*, c o m p u t u m > *conte*, p u l i c e m > *puce*) [1].

Quant aux cas qui sont en contradiction avec ces règles, on ne les considère que comme des exceptions apparentes: on y voit soit des «mots savants» (*celeste* < c æ l e s t e m), soit des «formations analogiques» (fém. *grande* < g r a n d e m + *-e*), soit enfin des «cas isolés», plus ou moins difficiles à expliquer, mais n'impliquant en aucune façon une véritable dérogation aux règles précitées (*or* < h a (c) -h o r a, *somes* < s u m u s).

Or, M. Cornu, basant sa théorie précisément sur l'existence de ces «cas isolés», déclare qu'il y a lieu d'établir comme règle fondamentale pour toutes les voyelles finales du latin qu'elles subsistent en ancien français sous la forme d'un *e* féminin, non seulement en qualité de voyelles d'appui, mais aussi quand elles font partie d'un mot se trouvant «à la pause», tandis qu'elles tombent, si le mot en question est employé proclitiquement, «dans le corps de la phrase». D'après cette règle, un mot comme *or* (< h a (c) -h o r a) [2] serait la

[1] On peut diviser ce dernier groupe de mots en deux sous-groupes:

1:o Mots dans lesquels la voyelle finale est précédée ou entourée de consonnes qui nécessitent dans tous les cas une voyelle d'appui (p a t r e m, t e n e r u m, v e n d u n t).

2:o Mots proparoxytons dans lesquels la voyelle pénultième est entourée de consonnes qui n'exigent pas de voyelle d'appui, lorsque ces consonnes se suivent immédiatement dans des mots paroxytons (c o m p u t u m, p u l i c e m; cf. r e d e m p t u m > *reent*, f a l c e m > *falz*). Ce traitement différent s'explique par le fait que dans le premier cas la voyelle finale portait en latin un accent secondaire (cf. P. E. Lindström, *Anmärkningar till de obetonade vokalernas bortfall i några nordfranska ortnamn*, Diss. Upsal, 1892, p. 34 s.; W. P. Shepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French*, Diss. Heidelberg, 1897, p. 45).

[2] M. Cornu (voy. *Rom.*, VII, p. 358) fait venir le mot *or* de a d h o r a m, mais cette étymologie me paraît fort improbable, parce que dans l'expression a d - h o r a m *d* est une consonne intervocalique et qu'un *d* intervocalique ne disparaît que pendant la période française. Cf. H. Suchier, *Zs. f. rom. Phil.*, III, p. 149.

forme protonique normale généralisée, tandis que *somes* (< s u m u s) représenterait la conservation de la voyelle finale dans un mot employé de préférence à la pause. Mais il y aurait une différence importante à établir entre le développement des différentes atones finales du latin: elles ne tombent pas simultanément dans des conditions phonétiques identiques. Selon M. Cornu, c'est la voyelle *e* qui tombe le plus facilement, viennent ensuite *i* et *o* (*u*), et en dernier lieu on a la voyelle *a*. A la pause, cette dernière voyelle ne s'était pas encore amuïe en ancien français, tandis que l'amuïssement des autres voyelles s'était déjà successivement accompli vers cette époque, excepté dans certains cas, non précisés par M. Cornu, où les consonnes avoisinantes auraient retardé la chute de la voyelle finale [1].

Ce qui me paraît *a priori* parler contre cette théorie du développement des voyelles finales du latin en français, c'est qu'elle s'appuie sur un nombre très restreint de cas probants En ce qui concerne la chute d'un *a* final par suite de l'emploi protonique des mots respectifs, M. Cornu ne cite que les cas suivants:

Les formes de l'article féminin *des*, *as*, *es;*
icez, *cez* (à côté de *icestes*, *cestes*);
noz, *voz* (à côté de *nostres*, *vostres*);

[1] Je dois avouer que je ne comprends pas très bien M. Cornu quand il dit (p. 112): «Les consonnes avoisinantes, *parfois aussi la fréquence de certaines expressions*, ont dû hâter ou retarder la chute de la finale atone». Si, par les mots que j'ai imprimés en italiques, M. Cornu veut dire qu'une expression qui, employée protoniquement, perd sa voyelle finale, mais la garde en position tonique, a été employée protoniquement si fréquemment que la forme raccourcie a supplanté l'autre à la pause, et *vice versa*, son raisonnement est certainement correct. Mais si, comme je le soupçonne, M. Cornu est d'avis que le fait qu'une expression est très souvent employée peut en lui-même occasionner la chute prématurée de la voyelle finale, je ne saurais partager son opinion, car, ainsi que j'ai tâché de le démontrer ailleurs (*Abhandlungen Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler . . . . dargebracht*, p. 301 ss.), ce n'est pas l'emploi fréquent en lui-même, mais cet emploi fréquent combiné avec une prononciation particulièrement négligée, causée par l'insignifiance syntaxique et sémantique du mot, qui en détermine l'usure extraordinaire.

el, els (à côté de *ele, eles*);
or, encor, lors (à côté de *ore, encore, lores*);
buer, mar (à côté de *mare*);
onc, ainc, prov. *anc* (à côté de *onques, ainques*);
fors, hors, prov. *fors* (à côté de prov. *fora, foras*);
chies, prov. *chas;*
puist (à côté de *puisse*);
l'imparfait *ert, iert* (à côté de *ere*(*t*), *iere*); [1]
lait (*let*), 3:e pers. sing. du prés. de l'ind. du verbe *laier : seit* (*soit*). *ait*. les imparfaits et conditionnels en *-eit* (*-oit*), les imparfaits normands en *-out, -ot* (à côté de *aiet* et des imparfaits et conditionnels en *-eiet*). [2]

Même si on peut allonger cette liste de quelques exemples isolés [3], elle n'est certes pas très imposante auprès de la masse énorme de formes dont l'atone finale *-e,* provenant d'un *a* latin, ne s'est jamais amuïe en ancien français, quoique les mots en question aient dû être employés souvent en position protonique, savoir: les substantifs de la 1:ère déclinaison latine (y compris les pluriels neutres du type f o l i a), les formes féminines des adjectifs et pronoms (*bone — bones, cele — celes*, etc.) et les formes verbales en *-e* < -a, -a m, -a t et en *-es* < -a s (*aime, vende, vendeie, amoue, aimes, vendes, vendeies, amoues*, etc.), avec les exceptions énumérées ci-dessus.

Et pour le cas où une autre voyelle finale que *a* s'est conservée sous la forme d'un *e* féminin en ancien français, le nombre des exemples apportés à l'appui de cette conservation est encore moindre que celui des exemples cités à

---

[1] Est-ce que jamais il y a eu, à la 2:e pers. du sing., une forme abrégée *iers* (*ers*), à côté de *ieres* (*eres*), comme le semble admettre M. Cornu (p. 111)? MM. Bonnard et Salmon, dans leur *Grammaire sommaire de l'ancien français*, p. 47, ne mentionnent pas de forme abrégée.

[2] M. Cornu cite les formes longues *sostendreiet* dans *l'Eulalie*, *aiet, saveiet, doceiet, penteiet, metreiet, astreiet, fereiet* dans le *Fragment de Valenciennes*. On peut ajouter *esuardouet* (*læs uuardouēt*) *Pass.* 190.

[3] Je pense à *voist, truist, doint, doinst* (à côté de *voise, truisse* et des premières personnes *doigne, doinse*).

l'appui de la chute d'un *a* final en position protonique. M. Cornu n'enregistre que les formes suivantes:

Les formes verbales en *-mes* et *-tes* (*somes, estes*, etc.); l'adv. *primes* (p r i m u s);

cheue (*c a p u m) et *verme* (v e r m e m) du *Fragment de Valenciennes*.[1]

Il est vrai qu'il mentionne encore *eschame, some, damno (Serm.), dome dame, olme orme, Guillelme, helme, chalme, alne, fevre, aredre, preveire, altre, ledre, salvedre, faitre, duitre*, mais ces exemples ne parlent ni pour ni contre la théorie de M. Cornu, puisque leur voyelle finale est reconnue par tout le monde comme une voyelle d'appui.[2] De la quantité considérable de formes latines à finale atone autre que *a*, il n'y aurait donc en somme que deux désinences verbales et trois mots isolés qui auraient conservé leur voyelle finale, sans que cette voyelle ait eu sa raison d'être phonetique en qualité de voyelle d'appui. Comment expliquer un phénomène si curieux? M. Cornu ne tâche même pas de le faire. Il se contente de constater que, pour des raisons phonétiques quelconques, dans certains cas cet *e* final a subsisté en ancien français dans des mots employés souvent à la pause et que dans d'autres cas (beaucoup plus nombreux) il a disparu avant l'apparition des premiers monuments littéraires (sous l'influence des formes protoniques correspondantes?).

---

[1] M. Cornu ajoute, en parlant de *verme*, que la contrefinale s'est également conservée dans *fermeted* et *enfermeted (Alexis, Quatre livres des Rois)*.

[2] Les formes *dam dan* (d a m n u m) et *dam dan(t)* (d o m n u m), qui sont en contradiction avec la règle qui dit que le groupe *mn* exige une voyelle d'appui, sont données par M. Cornu comme des formes protoniques ayant perdu leur *-e* tout comme les mots en *e* final venant de l'*a* latin. Indépendamment de ce qu'il faut penser de ces dernières formes, on peut expliquer les formes *dam* < d a m n u m et *dam* < d o m n u m autrement que ne le fait M. Cornu. Le premier *dam* peut être une dérivation postverbale (voy. Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 313). Le second *dam* est ou bien la forme protonique antévocalique (*dam'Eufemïen*) généralisée ou bien une forme tirée analogiquement du féminin *dame* (voy. Meyer-Lübke, *l. c.*).

Est ce que toute cette théorie ne fait pas l'effet d'être bâtie sur le sable? Quelles raisons aurions-nous de supposer, pour la période prélittéraire du français, un si profond procès d'unification et de répartition agissant, pour l'*a* final, en faveur des formes toniques, pour les autres voyelles, en faveur des formes protoniques, procès auquel n'aurait pu échapper qu'un nombre très restreint de formes? Et si encore il n'y avait pas d'autre moyen d'expliquer ces «exceptions»! Mais on a au contraire, pour la plupart d'elles, trouvé des explications fort plausibles, et à cause de celles, peu nombreuses, qui sont encore plus ou moins inexpliquées, on n'a certes pas le droit de construire une nouvelle théorie qui serait peu compatible avec ce que nous connaissons aujourd'hui de la lutte entre les formes toniques et atones des mots.

Et il y a encore un argument positif qui parle contre la théorie de M. Cornu pour ce qui concerne la chute de l'*a* final en position protonique: le désaccord qui existerait entre le développement de cette voyelle et celui de l'*a* contrefinal. On a raison de se demander comment il se pourrait qu'un *a* contrefinal restât sous la forme d'un *e* féminin, tandis qu'un *a* final employé en position protonique, c'est-à dire dans une position correspondant le plus souvent à celle de la contrefinale d'un mot simple, s'amuïrait (cf. *ore vient* < h a (c)-h o r a v e n i t avec *bacheler* < b a c c a l a r e m).[1]

[1] Il y a bien aussi un certain nombre d'exceptions à la règle de la conservation de l'*a* contrefinal en ancien français sous la forme d'un *e* féminin. Mais ces exceptions ne sont qu'apparentes, puisque, dans la plupart des cas, la disparition de cette voyelle contrefinale, dans le voisinage d'une liquide ou d'une nasale, est un phénomène postérieur, appartenant au développement spécial du français (s a c r a m e n t u m > *sairement* > *serment*), et que, dans d'autres cas, les formes françaises remontent à des étymons latins sans *a* contrefinal (*server* < s e p e r a r e, non < s e p a r a r e) ou sont des formations analogiques postérieures (pic. *acatrons*, à cause des doublets *meterons-metrons*); cf. A Darmesteter, *Rom.*, V, pp. 143 et 145; W. P. Schepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French*, Diss. Heidelberg, 1897, p. 64 ss.: E. Herzog, *Streitfragen der romanischen Philologie*, I, p. 105 ss; H. Suchier, *Auc. et Nic.*[6], p. 80 (*acatrons*); etc. Ce n'est que dans le cas où un *a* contrefinal latin a disparu entre deux *r* ou entre *n* (et peut-être *rl*) et *r* (*jurrai*, *donrai*, *parrai* < *parlerai*) que l'amuïssement de cet *a* me semble devoir être attri-

Dans ce qui suit j'examinerai un à un les exemples apportés par M. Cornu à l'appui de sa théorie, et je tâcherai de démontrer qu'ils se laissent tous expliquer autrement, sans qu'on ait besoin de recourir à des hypothèses extravagantes.

Pour ce qui concerne la chute de l'*a* posttonique final, il y a d'abord à supprimer les formes *fors* (*hors*), *chies*, *lait* et *soit* comme ne venant pas de mots latins avec *a* final.

Fors (*hors*) est le latin f o r i s, l'ablatif pluriel bien connu usité à côté de l'accusatif pluriel f o r a s. Il n'y a rien d'étonnant à ce qu'un ablatif souvent employé ait empiété sur les fonctions de l'accusatif correspondant.[1]

Chies vient de l'ablatif d'un substantif postclassique c a s u s, qui n'est nullement aussi «problématique» et «peu vraisemblable» que le dit M. Cornu (p. 108)[2]; voy. les recherches concluantes de M:lle E. Richter, *Zs. f. rom. Phil.*, XXXI, p. 571 ss.

Comme *lait* a à ses côtés une 2:e personne sing. *lais*, un impératif *lai* et un futur-conditionnel *lairai-lairoie*, il semble évident qu'il ne s'agit pas, dans tous ces cas, de formes abrégées du verbe *laier*, mais bien de formes régulières d'un verbe **laïir*[3]. Avec M. Thomas (*Essais*, p. 322 ss.) je

---

bué déjà à l'époque prélittéraire (cf. *Neuph. Mitt.*, 1907, p. 58). L'assertion de M. Herzog (*ouvr. cité*, p. 106) qu'une telle chute prélittéraire aurait dû donner naissance aux formes **mendrai* et **dondrai* (cf. *vendrai* < v e n i r e - h a b e o) n'est pas fondée à mon avis, car l'amuïssement de l'*a* contrefinal, bien que prélittéraire, n'a guère pu avoir lieu qu'*après* l'amuïssement des autres voyelles contrefinales, donc probablement à une époque où la rencontre de *n* et *r* n'amenait plus, en francien, l'intercalation d'une explosive dentale.

[1] Les quelques exemples qu'on connaît de la forme *fores* pourraient remonter à f o r a s ; cf. W. P. Shepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French*, p. 15.

[2] Déjà en 1882, M. Cornu faisait venir a. fr. *chies*, a. port. *cas* de c a s a, en supposant que «l'*a* de *casa* est tombé parce qu'il se trouvait avoir un accent moins fort que le mot suivant» (*Rom.*, XI. p. 84).

[3] De *lait*, *lais*, *lai*, *lairai*, etc., l'analogie de *fait* — *faire* aidant, on a peut-être plus tard tiré un infinitif **laire* (c'est la forme admise par M. Paul Meyer dans le glossaire du roman de *L'Escoufle*).

crois que les deux verbes peuvent venir du germ. l a g j a n. Il serait cependant aussi possible que **laiïr* seul fût primitif, et que les formes *laier*, *laié*, etc. eussent été créées sous l'influence du synonyme *laissier*.

A *soit* correspondait en latin classique s ī t ou, par abrègement syntaxique, s ĭ t (cf. f o r s ĭ t a n < f o r s s i t, a n), et c'est de cette dernière forme que vient régulièrement *soit*. Il est vrai que, dans toute la Romania, excepté précisément la Gaule septentrionale, c'est la forme analogique s i a t qui a prévalu (prov. *sia*, it. *sia*, rhét. (eng.) *saya*)[1], mais cela n'empêche évidemment pas que la forme primitive s i t n'ait pu, pour une raison ou une autre, continuer à vivre en France. Si *soit* était la forme abrégée d'un *seiet* antérieur, on s'attendrait à trouver en ancien français cette dernière forme. Or, il n'y a dans les plus anciens textes que *seit* (*Serm.* I, 7: *sit*, *Alex.* toujours *seit*).[2]

Les mots qui restent et pour lesquels il est nécessaire d'admettre la chute irrégulière d'un *a* final peuvent être divisés en trois catégories. A la première appartiennent *as*, *des*, *es*, *icez* (*cez*), *noz* et *voz;* à la seconde, *el* (avec son pluriel *els*), *or*, *encor*, *lor*(*s*), *buer, mar* et *onc* (*ainc*); à la troisième, les subjonctifs *ait* et *puist*, l'imparfait *ert* (*iert*) et les imparfaits (conditionnels) en *-eit* et *-out*.

La premier groupe (*as*, *des*, *es, icez*, *noz*, *voz*) contient des mots employés protoniquement et qui présentent aussi comme formes masculines des anomalies (*as* < a d - i l l o s, à côté de *eus* < i l l o s, *noz* < n o s t r o s, à côté de *nostres*, etc.) qui ne s'expliquent que par une prononciation particulièrement négligée, causée par l'insignifiance syntaxique

[1] Le roumain a *fie* (< f i a t), tandis que les formes espagnole et portugaise (esp. *sea*, port. *seja*) remontent à s e d e a t (voy. Menéndez Pidal, *Manual elemental de gramática histórica española*, 2:e éd., § 116, 1).

[2] Il n'y a pas à tenir compte des graphies (franco-)provençales *sia* de la *Passion* 240, 360 (cf. Thurneysen, *Das Verbum* être, *etc.*, p. 17) et *sie* du *Fragm. d'Alexandre* 8, et les exemples postérieurs de *soie, soiet* (voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 139, Obs.) sont sans doute dus à l'analogie des verbes en *-ir*, *-re* et *-oir* (*vende vendes vende : soie soies soie*).

et sémantique de ces mots (cf. ci-dessus p. 9, note). On pourrait donc croire qu'aussi un *a* final entre consonnes est tombé en ancien français dans de telles conditions d'accentuation. Ce serait avant tout le cas pour les formes de l'article, mot atone sémantiquement insignifiant par excellence. Mais il y a une autre possibilité. Le masculin étant, comme on sait, très souvent grammaticalement plus important que le féminin (voy. p. ex., en français, le mot *gens* et l'accord des adjectifs avec des substantifs de genre différent), il se pourrait que ce fussent tout simplement les formes masculines *as, des, es, icez* (*cez*), *noz, voz* qui eussent supplanté les formes féminines **ales, *deles, *enles, icestes* (*cestes*), *nostres, vostres.*[1]

Dans la seconde catégorie (*el, or, encor, lor*(*s*), *buer, mar, onc, ainc*) nous avons des mots se terminant primitivement par *e*[2] qui ont dû être employés si souvent en position protonique devant des mots commençant par une voyelle que les formes élidées se sont peu à peu généralisées[3].

Enfin, pour le troisième groupe (*ait, puist, -eit, -out, ert*) il faut sans aucun doute chercher une influence analogique quelconque de la part d'autres troisièmes personnes du singulier. — Pour *ait* la chose semble claire: les verbes *avoir* et *estre* ayant souvent des fonctions pareilles (comme verbe

---

[1] Cf., pour *as, des, es*, Meyer-Lübke, *Gramm.*, II, § 104 M. Rydberg (*Zur Gesch. des frz. s*, p. 417) admet l'influence de la forme masculine sur la forme féminine pour le mot *des*.

[2] *Els* est forme analogiquement sur *el*, et l'*s* de *lors* est l'addition adverbiale connue.

[3] Cf. W. P. Shepard, *A Contribution to the History of the Unaccented Vowels in Old French* (1897), p. 14 s. On a quelquefois voulu expliquer la chute de cet *-e* par *l'emploi fréquent* du mot en soi-même (voy., pour *or*, Schwan-Behrens, *Gramm.*[6], § 10, 4, b, Anm ; pour *or* et *lors*, Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 634). Je ne peux naturellement pas partager cette opinion (cf. ci-dessus p. 9, note), et des mots comme *or, encor, lors, onc, ainc* me semblent difficilement pouvoir être classés parmi ceux dont le «peu d'importance au point de vue syntaxique» (Meyer-Lübke, *l. c.*) a causé l'altération violente. Tout au plus peut-on faire cette supposition pour le pronom *el* (*els*) et les exclamations *buer* et *mar*, ces dernières étant aussi autrement irrégulièrement développées (cf. Meyer-Lübke, *l. c.*)

auxiliaire), *seit* a fort bien pu influencer *aiet*.[1] — Quant au subjonctif *puist*, comme son emploi syntaxique ne le rapproche pas de *soit* et qu'il n'y a pas eu non plus de ressemblance purement phonétique entre les deux verbes qui eût pu amener le changement de *puisse* (*possiat) en *puist*[2], je préfère regarder cette dernière forme comme due à l'analogie des formes phonétiquement pareilles *pruist*(?), *ruist*, *truist*, facilement explicables par la contamination des formes en *-sse* (*pruisse*, *ruisse*, *truisse*) avec les formes primitives **pruet* (probet) **ruit* (roget), **truet* (*tropet).[3] Je crois aussi que la masse d'imparfaits du subjonctif réguliers en *-st* (*portast*, *partist*, *oüst*, etc.), à côté de premières et secondes personnes du sing. en *-sse*, *-sses*[4], a beaucoup contribué à la naissance de *puist* (?), *ruist*, *truist*, *estuist*, *voist*, *doinst*, etc. — Pour les imparfaits (conditionnels) en *-oit* et *-out*, ainsi que l'imparfait *ert*, l'explication est moins facile, parce qu'il n'y a aucun imparfait de l'indicatif qui n'ait dû primitivement se terminer en *-et* (< -at). Je doute fort que ce soit le temps correspondant du subjonctif qui ait pu exercer une influence analogique sur les désinences de l'imparfait de l'indicatif.[5] Le rapport sémantique

---

[1] Cf. Thurneysen, *Das Verbum* être, p. 27; Bartsch Horning, p. 54; Schwan-Behrens, *Gramm.*[6], § 340, 2, Anm.

[2] Il me semble difficile de faire dériver *puist* du latin classique possit (Willenberg, *Conj. Praes.*, p. 432; Thurneysen, *Das Verbum* être, pp. 18 et 27 s.), qui aurait dû donner **post*. Il faudrait alors admettre une influence secondaire du radical français *puiss-*.

[3] Quant aux subjonctifs *pruisse*, *ruisse*, *truisse*, (*estuisse*) mêmes, ils sont probablement dus, à leur tour, à l'influence analogique de *puisse*; cf. Nyrop, *Gramm.*, II, §§ 116, 4°, et 137, 4°. Il y aurait donc eu des influences analogiques réciproques.

[4] Je regarde les 1:ères et 2:es personnes du sing. en *-sse* et *-sses* comme dues à l'influence analogique des subjonctifs présents en *-e* et *-es* (< -am, -as). La 3:e pers. du sing. s'est probablement soustraite à l'influence du présent du subjonctif à cause de son emploi plus fréquent. C'est de même aujourd'hui la 3:e pers. du sing. de l'imparfait du subjonctif qui, de toutes les personnes de ce temps, paraît être la seule qui s'entende encore quelquefois dans le langage familier.

[5] C'est l'opinion émise par Schwan Behrens, *Gramm.*[6], § 341, Anm., et Meyer-Lübke, *Gramm.*, II, § 258.

entre ces deux temps me paraît avoir été très peu intime, et la ressemblance phonétique était nulle. Il faut, selon toute probabilité, chercher une influence analogique de caractère nettement phonétique pour expliquer *-eit*, *-out* et *ert*. A mon avis, *seit* a fait naître *-eit* (*seie seies seit : -eie -eies -eit* [pour *-eiet*])[1], *-out* a été créé sous l'influence de *out* < h a b u i t, et *ert* (*iert*) est dû à une confusion avec le futur *iert*, peut-être facilitée par l'analogie des autres 3:es personnes de l'imparfait sans *-e-*[2].

J'arrive maintenant aux cas, cités par M. Cornu, où une voyelle finale autre que *a* s'est conservée en ancien français. Si l'on élimine les cas où cette voyelle est universellement considérée comme une voyelle d'appui (après les groupes de consonnes *mn*, *lm*, *ln*, cons. + *r*), il ne reste, comme je l'ai exposé ci-dessus (p. 11), que les désinences verbales *-mes* et *-tes*, ainsi que les mots *primes*, *cheue* (*Fr. de Val.*) et *verme* (*Fr. de Val.*)

Si nous examinons d'abord les trois mots isolés, il semble évident que *primes* (écrit *primos* St Lég. 7) ne vient pas de p r i m u s, mais de p r i m ā (h o r ā) + l'*s* adverbiale connue. Cf. roum. *primĕ* Puscariu, *Etym. Wb. der rum. Spr.*, I, no. 1384.

Pour *cheue*, forme bien singulière, on peut se contenter de l'explication ingénieuse de Koschwitz (*Comm.*, p. 132), selon laquelle le scribe par l'addition d'un *-e* à *cheu*, prononcé *chev*, a voulu indiquer le caractère consonantique de cet *u*.

Verme, enfin, me paraît être tout simplement une graphie moitié latine. Qu'il ne soit pas permis d'en regarder l'*e* final comme une espèce de voyelle d'appui, c'est ce qui ressort

[1] Cf. Thurneysen, *ouvr. cité*, p. 32 s.; Nyrop, *Gramm.*, II, § 161, 3°.

[2] M. Thurneysen (*ouvr. cité*, p. 19) considère l'imparf. *iert* comme dû uniquement à l'influence des autres imparfaits.

non seulement du developpement connu du mot v e r m e m (*verm*, plus tard *ver*, sous l'influence du suj. sing. et rég. pl. *vers*), mais aussi des formes de l'ancien français *ferm fer* ⟨ f i r m u m (fr. mod. *ferme* est probablement la forme féminine généralisée, voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 38c), *enferm enfer* (*amferm* Alex. 44 e, 112 a) ⟨ i n f i r m u m, *estor* (**estorm* n'a pas été relevé, que je sache) ⟨ germ. s t u r m, *dorm dor* ⟨ *d o r m o, etc. Ajoutons à cela que même le groupe *rm* + consonne ne donne pas naissance à une voyelle d'appui (v e r m i s ⟩ *vers*, f i r m u s ⟩ *fers*, i n f i r m u s ⟩ *enfers*, germ. s t u r m + *-s* ⟩ *estors*, d o r m i s d o r m i t ⟩ *dors dort*). On peut donc être persuadé que la forme isolée du *Fragment de Valenciennes*[1] ne peut être qu'un latinisme ou un simple *lapsus calami*. A la rigueur, on pourrait encore considérer le *verme* du *Fragment de Valenciennes* non comme venant de v e r m e m, mais de *v e r m i n e m, attesté par l'it. *vermine* (à côté de *verme*), mil., abruzz. *vermene*, romagn. *virman*, a. esp. *bierven*, astur. *vierben*, prov., cat., mall. *verme* (à côté de *verm*), etc. (W. Meyer, *Die Schicksale des lat. Neutrums*, p. 67; Puscariu, *Etym. Wb. der rum. Spr.*, I, no. 1881).[2]

Restent les désinences verbales *-mes* et *-tes*, qui sont les plus difficiles à expliquer. En premier lieu, le plus prudent me paraît être d'écarter toute hypothèse d'une influence analogique de l'une de ces désinences sur l'autre, soit de la désinence de la 1:e pers. du plur. sur celle de la 2:e pers.[3],

[1] Si la voyelle contrefinale semble s'être conservée dans *fermeted* et *enfermeted* (voy. ci-dessus p. 11, n. 1), on a, d'autre part, *ferté, enferté, dortoir* < d o r m i t o r i u m, etc. Les formes *fermeted* et *enfermeted* sont sûrement des mots savants; cf. H. Berger, *Die Lehnwörter in der frz. Sprache ältester Zeit*, pp. 116 (*enfermetet*) et 137 (*fermetet*).

[2] Koschwitz (*Comm.*, p. 132) admet une «formation analogique momentanée» d'après *terme, charme*, etc., mais je suis, avec M. Cornu, très sceptique en ce qui concerne les analogies purement phonétiques sans aucune connexion sémantique dans les cas où les deux groupes de phonèmes se rencontrent déjà dans la langue (cf. *Abhandl. Herrn Prof. Dr. Adolf Tobler . . . dargebracht*, p. 298 s.).

[3] Pour une telle opinion, voy. E. Koschwitz, *Comm.*, p. 131 (*faites*); A. Behrens, *Die Endung der zweiten Person Plur.*, Diss. Greifswald, 1890,

soit de la 2:e pers. du plur. sur celle de la 1:e pers. [1] C'est qu'il n'y a aucun lieu sémantique entre ces deux désinences, excepté l'idée de pluralité, qui ne saurait compter, puisqu'il y a aussi la 3:e pers. du pluriel. Et l'on ne peut non plus établir aucune proportion d'analogie acceptable entre ces désinences et les autres terminaisons de la 1:e et la 2:e pers. du plur. (*-ons : -ez = -mes : -tes?*). Il me semble donc nécessaire de traiter chacune de ces deux désinences à part.

Examinons d'abord la désinence *-mes*. La question est de savoir si elle peut résulter d'un développement normal de -m u s, avec la voyelle finale conservée comme voyelle d'appui. Je crois qu'on peut répondre affirmativement, excepté pour *somes* et les désinences dialectales *-omes* et *-iemes*, qui doivent être analogiques. Il n'y a rien, il me semble, qui puisse s'opposer à l'établissement d'une règle phonétique selon laquelle une voyelle finale d'appui serait nécessaire, en ancien français, entre *m* et *s* (ou peut-être tout simplement après *m*) dans les mots venant de proparoxytons latins.

Par cette règle s'expliqueraient les présents f a c i m u s > *faimes* et d i c i m u s > *dimes*, le futur e r i m u s > *iermes*, les parfaits p l o r a v i m u s > *plorames*, p a r t i v i m u s > *partimes*, h a b u i m u s > *oümes*, f u i m u s > *fumes*, etc. A l'époque où la pénultième atone se prononçait encore, la syllabe finale, en raison de la rythmicité de l'accent d'intensité, portait un faible accent secondaire, suffisant à conserver un phonème vocalique entre *m* et *s*, quand la voyelle pénultième s'amuïssait [2]. Tout au plus pourrait-on considérer les parfaits du type *oümes* (*fumes*) comme des formations analogiques d'après les autres parfaits en *-mes*, si on admet la contraction de *ui* en une voyelle simple (*ū*) de si bonne heure

---

pp. 48 (*chantastes*, etc.), 49 (*faites, dites, traites*); H. Suchier, *Grundr. der rom. Phil.*, I², p. 733 (*chantastes, sentistes, faites, dites*); Schwan-Behrens, *Gramm.*⁶, § 339, 2, Anm. 1 (*faites, dites*); Meyer-Lübke, *Gramm.*, I, § 313 (*faites*); etc.

[1] Pour cette opinion, voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 49, 5⁰ (*chantames, conduisimes, dimes, fumes*).

[2] Voy. ci-dessus p. 8, n. 1.

que l'accentuation de ces mots était devenue égale à celle des paroxytons, auquel cas un développement régulier de *h a b u m u s aurait donné *oïns* en français. Qu'on n'invoque pas contre l'hypothèse d'une voyelle d'appui dans les mots venant de proparoxytons latins en -m u s le fait que les terminaisons -m u s, -m o s, -m i s, -m e s des paroxytons latins se développent soit en *-s* (f i r m u s, f i r m o s > *fers*, v e r m i s, v e r m e s > *vers*, d o r m i s > *dors*), soit en *-ns* (r a m u s, r a m o s > *rains*, f a m e s > *fains*), car il y a en français des exemples assurés d'un traitement différent selon qu'il s'agit d'un proparoxyton ou d'un paroxyton latin. On n'a qu'à comparer:

oste < h o s p i t e m avec *ost* < h o s t e m,
tiede < t e p i d u m » *set* < s e p t e m,
erce < *h e r p i c e m » *merz* < m e r c e m,

et surtout (cf. ci-dessus p. 8, note 1):

puce < p u l i c e m avec *falz* < f a l c e m,
conte < c o m p u t u m » *reent* < r e d e m p t u m.

Si nous examinons séparément les différents cas présentant la désinence verbale *-mes*, nous avons d'abord *faimes* et *dimes*. La question est de savoir si ce sont là les formes primitives, ou s'il faut admettre comme premières formes **faismes* et **dismes* conformément à a c i n u m > *aisne*, c i c i n u m > *cisne*, g r a c i l e m > *graisle* [1]. Comme cependant il n'y a pas de mots français qui puissent nous renseigner avec certitude sur le développement de *c* dans la combinaison -c i m u m, le nombre ordinal *disme* (d e c i m u m) pouvant être influencé par le nombre cardinal correspondant et l'origine de la désinence *-isme* des nombres ordi-

[1] Voy., pour cette dernière opinion, G. Rydberg, *Le développement de* facere *dans les langues romanes,* Diss. Upsal, 1893, p. 104 s.

naux *onzisme*, etc. étant fort incertaine [1], il semble impossible de se prononcer catégoriquement en faveur de l'une ou de l'autre alternative. Mais, si l'hypothèse du développement f a c i m u s, d i c i m u s > **faismes*, **dismes* se trouvait être la bonne, l'*e* final de ces dernières formes serait une voyelle d'appui ordinaire (cf. *batesme* < b a p t i s m u m, *pesme* < p e s s i m u m, *meesme* < * m e t i p s i m u m, *blasme* < b l a s p h e m u m, *esme*, dér. postv. de *esmer* < æ s t i m a r e, etc.), qui se serait conservée dans *faimes* et *dimes*, formes refaites avec les radicaux *fai-*, *di-*. Si, au contraire, *faimes* et *dimes* représentent le développement normal de *c* dans de telles conditions phonétiques [2], ces formes tombent sous la règle que je viens d'établir. [3]

Le futur *iermes* (*ermes*), qui tombe probablement aussi sous cette règle, pourrait à la rigueur présenter un cas normal de voyelle d'appui après le groupe roman *r'm*, puisque e r e m u m a donné *erme* [4].

Quant aux parfaits en *-ames* et *-imes*, ils remontent nécessairement aux formes du latin classique en - a v i m u s et - i v i m u s. Si le latin vulgaire de la Gaule avait eu - a u m u s (ou - a m u s) et - i m u s, le français n'aurait pu donner que *-ons* (ou *-ains*) et *-ins*. Or, il n'y a pas de trace en français de parfaits primitifs en *-ons* (ou *-ains*) et *-ins*. Les parfaits en *-ons* et *-ins* qu'on trouve quelquefois au moyen âge dans les dialectes de l'Est et du Nord, sont des formations analogiques postérieures [5]. Dans les désinences *-ames*, *-imes* (< - a v i m u s, - i v i m u s) l'*e* final pourrait, d'ailleurs, être

---

[1] Cf. G. Rydberg, *ouvr. cité*, p. 105. Il y a aussi le développement isolé * J a c o m u s (it. *Giacomo*) > *Jaimes*, qui reste inexpliqué.

[2] C'est l'avis de Koschwitz (*Comm.*, p. 131), Schwan (*Zs. f. rom. Phil.*, XII, p. 195), et d'autres.

[3] Koschwitz (*Comm.*, p. 131) admet une voyelle d'appui après *ym*.

[4] Le mot *erme* (*herme*) est cependant peut être savant à cause de la non diphtongaison de l'*e* ouvert (gr. ἔρημος; en esp. *yermo*); cf. précisément e r i m u s > *iermes*. Voy. d'autre part l'it. *ermo* avec *e* fermé.

[5] Voy. Meyer-Lübke, *Gramm.*, II, § 273.

considéré comme une voyelle d'appui ordinaire (cf. *nueme* ⟨ *n o v i m u m ?*).

J'ai dit plus haut (p. 19) qu'il faut peut-être considérer la désinence du parfait *-umes* (*oümes*, *fumes*, etc.) non comme un développement régulier de *-u i m u s*, mais comme une formation analogique d'après les autres parfaits. L'absence d'autres mots en *-u i m u s* que ces parfaits rend très difficile la décision concernant le développement normal. Si l'on compare avec les formes correspondantes d'une autre langue romane, l'italien, on voit que la désinence *-emmo* (*avemmo* ⟨ *h a b u i m u s*, etc.), où le double *m* n'est pas phonétiquement justifié [1], est analogique, tandis que *fummo* (*f u i m u s*) pourrait être une formation régulière.

Restent maintenant *somes* et les désinences dialectales *-omes* et *-iemes*, qui ne me semblent pouvoir être expliqués que par une influence analogique quelconque. Quant à *somes*, je crois que l'hypothèse ingénieuse de Gaston Paris (*Rom.*, XXI, p. 354) est la seule qui puisse nous satisfaire. A côté de la forme normale *soms* (*sons*) on avait en ancien français *esmes*, remontant au latin *e s m u s* [2] ou créé à l'aide du radical français *es-* (tiré de *es, est*, etc.) [3]. Par la contamination de *soms* et *esmes* est née la forme *somes*. De là est entrée dialectalement la désinence *-omes* dans le présent du verbe *aveir* (à cause des fonctions communes de ces deux verbes auxiliaires) et les futurs, puis dans les présents de l'indicatif et du subjonctif des autres verbes (*posciomes* Fragm. de Val. 33), ainsi que dans les imparfaits et les conditionnels

[1] M. Meyer-Lübke (*Gramm.*, II, § 269) paraît enclin à admettre un redoublement normal de l'*m* conformément à la règle qu'en italien une voyelle tonique brève amène le redoublement de la consonne suivante (*dà mi* > *dammi*). Mais, comme le déplacement de l'accent (*-ú i m u s* > *-u í m u s*) doit appartenir à l'époque latine, et qu'en latin vulgaire l'*i* bref devenait un *e* fermé long en syllabe ouverte (cf. *s i m u s* > it. *semo*), cette règle ne peut guère expliquer *-i m u s* > *-emmo*.

[2] Voy., pour cette opinion, G. Paris, *l. c.*

[3] On admet surtout l'influence analogique de *estes*; voy. Thurneysen, *Das Verbum* être, p. 16; Nyrop, *Gramm.*, II, §§ 55, 4° et 119, 6°; etc.

(*-iomes*). La désinence *-iemes* est une contamination de *-(i)omes* et *-iens* (< -eamus, -iamus)[1]. Tout isolée est la forme *fomes* (= *faimes*), directement calquée sur *somes*[2].

J'arrive enfin à la désinence *-tes*, dont l'explication est certainement la plus difficile de toutes. Autant que je connais, on est d'accord pour dire que *-stis* (dans estis, -astis, -istis, -uistis) aurait dû donner régulièrement *-z*, en raison du développement hostis > *oz*, Christus > *Criz*, ecce-istos > *icez*, etc. De même, on admet que -itis (dans facitis, dicitis)[3] aurait dû se développer normalement en *-z*, tout comme *placitus, *vocitus en *plaiz*, *vuiz*.[4] Or, le fait que dans les deux cas la désinence -tis a comme correspondant français *-tes*, avec la voyelle conservée, est propre à nous étonner beaucoup. J'ai déjà dit plus haut (p. 18) qu'une transformation analogique de cette désinence sous l'influence de la désinence *-mes* paraît fort invraisemblable, et j'ajoute ici que, comme il s'agit en partie

---

[1] M. Meyer-Lübke croit qu'on «a affaire dans ce cas à des formations analogiques d'après le parfait, qui ont probablement commencé à l'imparfait du subjonctif» (*Rom.*, XXI, p. 350). Supposition bien inutile, puisque *-omes* et *-iemes* appartiennent au même domaine dialectal (voy. Lorentz, *Die Erste Pers. Plur. des Verbums im Afrz.*, p. 40).

[2] Voy. Lorentz, *ouvr. cité*, p. 22; G. Paris, *Rom.*, XXI, p. 355.

[3] La forme de l'a. fr. *traites* (A. Harnisch, *Die altprov. Präsens- und Imperfect-Bildung*, Marburg 1886, 19; G. Paris, *Rom.*, XXI, p. 356, n. 4) ne vient guère directement de *tragitis, mais doit plutôt être considérée comme créée postérieurement en analogie avec *faites;* voy. Schwan-Behrens, *Gramm.*[6], § 339, 2, Anm. 1. Il est aussi extrêmement probable que les formes modernes en *-tes* des patois de l'Est, signalées par M. Chabaneau (*Rev. des langues romanes*, XXI, p. 152; cf. Risop, *Begriffsverwandtschaft u. Sprachentwickelung*, p. 28, n. 2), sont des formations analogiques (voy. Nyrop, *Gramm.*, II, § 57, 4°, Rem.; H. Suchier, *Grundr. d. rom. Phil.*, I[2], p. 774 s.).

[4] M. Rydberg (*Le développement de* facere *dans les langues romanes*, p. 105) admet cependant un développement normal de facitis en **faistes; plait* viendrait de *plactum, forme analogique créée en vertu de l'association facio-factum, etc. Hypothèse peu probable, vu que **faistes* n'a jamais été relevé et que, dans aucun proparoxyton, -cit- ne semble avoir donné autre chose que *-it-*.

de formes certainement trés usitées (*estes, faites, dites*), j'ai *a priori* de la peine à croire à autre chose qu'à un développement phonétique régulier de ces formes, et alors aussi de tous les parfaits en *-stes*. Cela étant, il s'agit de trouver la solution de la contradiction apparente entre le développement de ces formes verbales et celui de mots comme *oz* (h o s t i s) et *plaiz* (* p l a c i t u s). Voici une explication que je me permets de soumettre à la discussion de mes collègues.

Considérons d'abord *faites* et *dites*. Comme il ne paraît y avoir aucune raison de supposer un développement différent selon la nature de la voyelle finale (*i* ou *u*), je suppose que *plaiz*, *vuiz*, etc. ne viennent pas directement des nominatifs latins * p l a c i t u s, * v o c i t u s, etc., ni des accusatifs pluriels * p l a c i t o s, * v o c i t o s, etc., mais des formes françaises *plait, vuit*, etc. avec addition supplémentaire de l'*s* flexionnel. En faveur de cette hypothèse l'on peut citer de nombreux mots masculins pour lesquels il est hors de doute que le cas-sujet singulier est analogiquement refait. Mentionnons les noms en *-nz* ⟨ -n t- + *-s* (nom. latin en -ns): *monz*, *denz*, *semblanz*, etc. (exception: i n f a n s ⟩ *enfes*); les noms en *-ons* ⟨ -o n- + *-s* (nom. lat. en -o): *lions*, *charbons*, etc. (exceptions: *ber*, *compain*, *lerre*, etc.); les mots *bues* (b o v e m + *-s*), *piez* (p e d e m + *-s*), *dus* (d u c e m + *-s*), *lievres* (l e p o r e m + *-s*), etc. (nom. lat. b o s, p e s, d u x, l e p u s); les neutres devenus masculins qui n'ont pas d'*-s* à l'accusatif: *fers* (f e r r u m + *-s*), *corz* (c o r n u + *-s*), *nons* (n o m e n + *-s*), etc.; les infinitifs substantivés: *li baisiers*, *li venirs;* etc. Même si, dans plusieurs de ces cas, la création d'un nouveau nominatif remonte au latin vulgaire [1], il n'est pas possible d'attribuer tout ce mouvement d'unification déjà au latin. Comme le montrent à l'évidence entre autres les

[1] Voy. les exemples réunis par O. Densusianu, *Hist. de la langue roumaine*, I, pp. 129 ss., 136 ss., et C. H. Grandgent, *An Introduction to Vulgar Latin*, § 367. M. Nyrop (*Adjektivernes Kønsböjning*, p. 77, n. 6) mentionne des collections d'exemples antérieures.

infinitifs substantivés et le mot savant *dus* (*duc* + *-s*), il y a des cas assurés où le cas-sujet français a dû être formé analogiquement par l'addition d'une *-s* au cas-régime. Il ne semble donc pas être trop téméraire d'expliquer *plaiz*, *vuiz*, etc. par l'addition de l'*s* flexionnel aux cas-régimes *plait*, *vuit*, etc. Mais il y a une objection à faire, dont je ne méconnais nullement l'importance: c'est que les formes *plaiz*, *vuiz*, etc. ne sont pas non plus alors les représentants directs des pluriels *placitos, *vocitos (qui, d'après mon hypothèse, auraient donné régulièrement **plaites*, **vuites*), tandis que *monz*, *lions*, *bues*, etc. peuvent venir directement des accusatifs pluriels montes, leones, boves. Il n'y a que des mots savants comme *dus* (rég. plur.) qui semblent présupposer une formation analogique à l'aide du rég. sing. Mais le singulier étant cependant, en règle générale, plus usité que le pluriel (les *singularia tantum* sont aussi beaucoup plus nombreux que les *pluralia tantum*), il me semble permis d'admettre que, dans certains cas, c'est la forme du rég. sing. qui est le point de départ de la formation non seulement du nom. sing., mais aussi des deux cas du pluriel.[1]

Un raisonnement analogue me semble pouvoir expliquer la forme *estes* et les désinences *-astes*, *-istes*, *-ustes*. Elles représentent le développement normal de la combinaison *st* + voyelle + *s*. Les formes *oz*, *Criz*, *fuz* (fustis), *maz* (germ. mast + *-s*), *tempez* (tempest- + *-s*), *prevoz* (praepositus), *paz* (pastus), etc. sont toutes refaites sur le rég. sing. (*ost*, etc.) à une époque où le groupe *st* + *s* n'exigeait plus une voyelle d'appui, mais se simplifiait par la disparition de la première *s*. Par contre, on trouve de bonne heure *-stes* à la 2:e pers. du sing. du pres. du subj. des verbes en *-ster* (*aprestes*, *prestes*, *ostes*)[2], mais il est possible que ce soient

[1] Le caractère secondaire du cas-sujet pluriel est assuré pour tous les cas des types amici > *ami*, fagi > *fou*, etc., ainsi que pour les cas où l'*i* final aurait dû changer un $\bar{e}$, $\breve{e}$ tonique en *i*: *mesi (pour menses) > *meis mois*.

[2] Voy. Willenberg, *Conj. Praes.*, p. 388.

là déjà des formations analogiques[1]. On peut comparer ce double développement de *st* + *s* à celui de *k* + *s* dans des mots comme l a x o > *lais* d'un côté, et s i c c u s (ou *sec* + *-s*) > *ses* de l'autre. Il n'y a donc probablement que le mot *icez cez* (qu'il semble plus prudent de ne pas considérer comme refait sur le sing. *cest*) qui fournisse l'exemple d'une contraction primitive de *st* + voyelle + *s* en *z*. Mais ce cas isolé est facile à expliquer: par sa nature même e c c e-i s t o s a été souvent employé protoniquement sous une forme particulièrement négligée (voy. ci-dessus p. 9, note), d'où la contraction irrégulière de *st* + *s* en *z* (cf. n o s t r o s > *noz*).

Je suis arrivé au bout de cet examen rapide des cas allégués par M. Cornu en faveur de sa théorie. Je crois avoir démontré qu'il n'y a aucune nécessité d'admettre ni la chute ancienne d'un *a* final en position proclitique, ni la conservation sporadique des autres voyelles sinon dans certains cas rigoureusement déterminés (diphtongaison, voyelles d'appui). Mais, par là, j'ai été amené à établir trois nouvelles règles concernant la conservation en ancien français d'une voyelle posttonique finale comme voyelle d'appui, savoir:

1) Entre *m* et *s*[2]) dans les mots venant de proparoxytons latins (f a c i m u s > *faimes*).

2) Entre *t* et *s* dans la même catégorie de mots (f a c i t i s > *faites*).

3) Entre *st* et *s* (e s t i s > *estes*).

A. Wallensköld.

---

[1] Cf. W. P. Shepard, *ouvr. cité*, p. 23. — Il faut tenir peu de compte de la comparaison avec s e x t u s > *sistes* (au lieu de *sestes*, sous l'influence de *sis*), puisque le cas régime a également un *-e* (*siste*).

[2] Ou peut-être tout simplement après *m*; cf. ci-dessus p. 19.

Die Langenscheidtschen Hilfsmittel für den modernen Sprachunterricht.

Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin-Schöneberg hat mir seit einigen Jahren regelmässig Proben ihrer ungemein reichen Tätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichts in den modernen Sprachen zugehen lassen, und es ist für mich eine angenehme Pflicht, in diesen Blättern auf die betreffenden Bücher aufmerksam zu machen. Sie sind nicht das Resultat der Bemühungen des einen oder des anderen beliebigen Schulmannes oder sonstigen Lehrers der neueren Sprachen, der in einer Grammatik, in einem Wörterbuche, in einer Chrestomathie seine persönliche Auffassung von der Methode in die Praxis umsetzen will, sondern sie sind alle der Ausdruck einer bestimmten methodischen Richtung, die die Leiter des Unternehmens selbst konzipiert haben und die sie auf allen Gebieten fruchtbar machen wollen. Diese Methode bezweckt vor allem die gründliche Erlernung der betreffenden Sprache; aber sie sinkt nie zu einem blossen Gedächtnislernen herab, hält sich auch keineswegs an den Sprachvorrat, der, wie bei gewissen anderen Methoden, nur die „Kellner- und Portiersprache" umfasst, sondern sie fusst immer auf teoretisch-wissenschaftlicher Grundlage, und viele von den in Frage stehenden Büchern können mit reichem Ertrag für rein wissenschaftliche Zwecke angewendet werden.

Dies ist vor allem der Fall mit den grossen Wörterbüchern. Ich brauche hier keine Worte zu spenden über das grosse encyklopädische Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache von Sachs-Villatte, das ja jedermann bekannt ist und in der Hand jedes Romanisten sich wenigstens einige Male befunden hat; dasselbe gilt wohl auch für das entsprechende Werk für Englisch und Deutsch von Muret-Sanders. Besonders empfehlen möchte ich jedoch die kleinere Bearbeitung des erstgenannten Wörterbuches, die *Hand- und Schulausgabe,* in zwei Teilen, französisch-deutsch

und deutsch-französisch, zusammen 2098 Seiten in gross Oktav, mit einer Menge einleitender grammatikalischer, litterarhistorischer und sachlicher Bemerkungen. In einem Bande gebunden kostet dieses Werk nur Rm. 15: —, in zwei Bänden eine Mark mehr, jeder Band Rm. 8. Vergleicht man den deutsch-französischen Teil mit dem schwedisch-französischen Schulthess, so wird man wohl finden, dass der letztere reicher an Beispielen ist und überhaupt weitläufigere Artikel enthält; dafür ist er aber auch beträchtlich teurer. Der kleine französisch-schwedische Schulthess (der einzige existierende) kann aber mit unserem französisch-deutschen Teil an Umfang und Reichtum kaum verglichen werden. Kurz, dieses Wörterbuch ist für jedermann, der so gut deutsch versteht, dass es ihm keine Schwierigkeit macht ein deutsches Werk zu benutzen, das beste lexikalische Hilfsmittel, das einem Studierenden der französischen Sprache empfohlen werden kann, und es dürfte seinen gegebenen Platz in unseren Schulbiblioteken sowie in der Büchersammlung des Neuphilologen haben. — Über die fonetische Bezeichnungsweise dieser Wörterbücher haben sich viele geäussert, und ich will nicht darauf eingehen; sie könnte gewiss in grössere Übereinstimmung mit jetzt gebräuchlichen Bezeichnungsweisen gebracht werden; da sie aber, um allen ohne Schwierigkeit zugänglich zu sein, so einfach als möglich abgefasst werden musste und durch eine strenge Konsequenz sich jedenfalls auszeichnet, kann sie für ihren Zweck als brauchbar angesehen werden.

Auch von Muret-Sanders existiert eine ähnliche, ebenso preisbillige Hand- und Schulausgabe; ich kenne sie aus eigener Erfahrung nicht, habe aber allen Grund vorauszusetzen, dass sie ihrer französischen Schwesterausgabe an Wert nicht nachgiebt. Ausserdem hat die Verlagsbuchhandlung ein anderes englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch von Grieb-Schröer herstellen lassen, das etwas grösser ist als die letzgenannte Ausgabe (zwei Teile gebunden à Rm. 8:50), und vielleicht einen noch entwickelteren Standpunkt bezeichnet.

Um in diesem Zusammenhange auch von andern in

demselben Verlage erschienenen lexikalischen Arbeiten zu sprechen, will ich zuerst nicht unerwähnt lassen, dass die Neuphilologen von zwei Wörterbüchern der klassischen Sprachen grossen Nutzen haben können. Es sind dies das von Dr. Hermann Menge zusammengestellte *Griechisch-deutsche Schulwörterbuch* und sein *Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch,* beide mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie (resp. 635 und 813 Seiten, Preis 8 Rm. für das gebundene Exemplar). Von berufener Seite sind die besten Urteile auch über diese Bücher ausgesprochen worden; aus Erfahrung kann ich die Vorzüglichkeit des handlichen, klaren, an Beispielen reichen und trefflich aufgestellten lateinischen Wörterbuches bestätigen. Für den Romanisten genügt es vollständig.

Die *Taschenwörterbücher* bilden eine besondere Reihe. Es sind solche vorhanden für nicht weniger als zwölf Sprachen, und noch andere sind in Vorbereitung. Das zuletzt erschienene ist für Dänisch-Norwegisch, und es ist zwar die erste Arbeit dieser Art, wo eine genaue Bezeichnung für die dänische Aussprache eingeführt ist. Zu bedauern ist nur, dass nicht die norwegische Aussprache dieselbe Behandlung erfahren hat; der Titel ist somit ein wenig irreführend, indem nur die norwegische Schriftsprache hier in Betracht kommt. Dies nur beiläufig bemerkt. — Soviel ich sonst diese Bücher kenne, kann ich sie durchaus empfehlen. Sie sind von Einheimischen oder wenigstens mit Hülfe solcher zusammengestellt, sie umfassen auf c. 1000 Seiten etwa 50,000 Stichwörter (nämlich die beiden Teile, deutsch-fremde Spr., fremde Spr.-deutsch, zusammen), sie sind leserlich und bequem und dabei höchst billig: ein Teil kostet gebunden 2 Rm., die beiden Teile zusammen 3:50. Von der englischen und der französischen Ausgabe sind bisher 500,000 Bände abgesetzt, was ja an und für sich schon eine gute Empfehlung ist. Ich habe besonders die italienische Ausgabe benutzt; sie ist für praktische Zwecke vollständig genügend, will aber keineswegs ein Parlör sein, etwa in dem Sinne der Meyerschen Sprachführer. Sie enthält natürlich weniger als das viel grössere Wörterbuch von Michaelis, aber sie kann mit Hecker's

bekanntem Werke verglichen werden, denn ohne eine ähnliche Menge von idiomatischen Ausdrücken zu bringen wie dieses, steht sie in Bezug auf Reichtum des Wortmateriales ihm kaum nach. Für Romanisten sind noch, ausser dem französischen Wörterbuche von Villatte, die spanischen und portugiesischen zu empfehlen (von dem letztgenannten erscheint jedoch der portugiesisch-deutsche Teil erst Ende dieses Jahres).

An diese kleinen und doch so vollständigen Wörterbücher schliessen sich kleine *Sachwörterbücher* über Land und Leute an. Bis jetzt sind solche für Frankreich, England, Amerika, Italien und Spanien erschienen. Auch hier habe ich das italienische besonders gebraucht und fand darin eine Fülle guter Auskunft und lehrreicher Notizen, u. A. über eigentümliche, dem Fremden weniger bekannte Verhältnisse in dem betreffenden Lande. Freilich, alles was ein Reisender zu wissen wünscht, steht ja nicht darin, einige Urteile möchte man nach gewonnener Erfahrung nicht ganz unterschreiben, bei verschiedenen Artikeln merkt man es zu gut, dass sie ein Italiener und nicht ein fremder Beobachter geschrieben hat, aber jedenfalls kann das bequeme, billige Buch als ein nützlicher Reisegefährte dienen und sein Studium nicht nur belehrend, sondern auch ergötzlich sein. Einen Anhang bilden einige Konversationsübungen unter dem Titel „Viaggio a Roma", in dem gewöhnlichen Stile.

Einen ganz besonderen Zweig der Verlagstätigkeit haben wir dann in den bekannten Toussaint-Langenscheidtschen *Unterrichtsbriefen,* die auf einer speziellen Methode beruhen und den gründlichen Selbstunterricht Erwachsener bezwecken. Über den spanischen Band dieser Briefe wurde früher an dieser Stelle gesprochen (Jahrg. 1902, $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$, S. 18), und das zur Charakteristik der Methode und zum Lobe der Ausführung damals gesagte kann in Bezug auf die später erschienenen Bände — den italienischen und den schwedischen — nur wiederholt werden. Mit bewunderungswürdiger Konsequenz ist alles ausgearbeitet, und der fleissig Lernende kann nicht umhin, in einigen Monaten die Sprache einigermassen zu

beherrschen. Aber Fleiss und Beharrlichkeit sind ganz unumgängliche Bedingungen um zu diesem Ziele zu gelangen.

Die Unterrichtsbriefe bilden dicke Bände und kosten nicht wenig: Rm. 27. Kleinere Ausgaben sind nicht erschienen, würden wohl auch nicht demselben Zwecke dienen können. Für Englisch und Italienisch existiert jedenfalls eine gewisse Art von Zusammenschmelzung der Unterrichtsbriefe, der Taschen- und der Sachwörterbücher unter dem Titel *Der kleine Toussaint-Langenscheidt, zur schnellen Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht.* Ausschliesslich die nächsten praktischen Zwecke ins Auge fassend, enthalten diese Konversations- und Reisesprachführer in grammatikalischer und, wie es scheint, auch in lexikalischer Hinsicht alles, was man von einem solchen Handbuche zu erwarten berechtigt ist. Eine moderne Neuerung besteht darin, dass sie auch für Sprechmaschinen eingerichtet sind, und können solche durch die Verlagsbuchhandlung bezogen werden — für Rm. 200.

Es liegt ausserhalb der Absicht dieser Zeilen, alle die mannigfaltigen Hilfsmittel für die Erlernung moderner Sprachen, die die Firma noch ausgesandt hat, zu besprechen — es sind Sprachlehren nach der originalen „humoristischen" Methode Olivier, es sind Konversationsbücher, Briefsteller, Grammatiken, Phraseologien, fremdsprachliche Gedichtsammlungen, Litteraturgeschichten, Spezialwerke für Kaufleute, u. s. w. Es mögen nur noch zum Schluss die bekannten *Parisismen* und *Londonismen* hervorgehoben werden, die dem Philologen und jedem anderen sprachlich Interessierten einen vorzüglichen Einblick in den „Slang" der grossen Weltstädte gewähren.

Die rastlose Tätigkeit der genannten Verlagsbuchhandlung im Dienste der modernen Sprachen und der Weltkultur verdient auch bei uns Anerkennung und Unterstützung zu finden. Für die Studierenden sind viele von den besprochenen Büchern billige und nützliche Hilfsmittel bei ihren Studien.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

Walter O. Streng, *Haus und Hof im Französischen.* Mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten. Versuch einer onomasiologischen Studie. — Helsingfors 1907. Druckerei der Finnischen Litteratur-Gesellschaft. 168 S. 8:o.

Der Verfasser, der das Thema für diese Doktordissertation schon vor einigen Jahren von Prof. Fr. Neumann in Heidelberg bekam, hat mit grosser Ausdauer seine Aufgabe zu Ende geführt. Sein Fleiss und seine Beharrlichkeit verdienen ein um so grösseres Lob, als er sie unter sehr ungünstigen Verhältnissen an den Tag gelegt hat. In seiner Heimat, wo er seine Arbeit redigierte, stand ihm natürlich nur ein geringer Teil des Materials zu Gebote, und an dem kleinen Orte, wo er als Lehrer wirkt, hat er nicht einmal das wenige, was sich hier in der Haupstadt findet, zur Kontrolle gebrauchen können. Sein Eifer kann wahrlich als Beispiel dienen für diejeningen, welche nach Antritt eines festen Lehreramtes in der Provinz sich von allen Verpflichtungen ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung gegenüber als losgelöst betrachten.

Methodisch lehnt sich die Abhandlung (die übrigens nicht nur das Frz., sondern auch das Provenzalische, berücksichtigt) an die bekannten Arbeiten von Tappolet über die Verwandtschaftsnamen und von Zauner über die Namen der Körperteile an. Beinahe allzu intim: der Verf. hat nicht genug in Erwägung gezogen, dass bei einer Untersuchung über die Namen der Gruppe «Haus und Hof» nicht immer in derselben Weise verfahren werden konnte, als wenn man die Namen der Körperteile betrachtet, denn bei der ersteren spielen natürlich kulturgeschichtliche Gesichtspunkte in viel weiterem Maasse mit. Die grossen Schwierigkeiten, die seine Aufgabe in dieser Hinsicht bietet, hat der Verf. nicht übersehen, wie aus seiner Vorrede hervorgeht (S. 3—4). Doch muss man sagen, dass er sie im Laufe der Arbeit meistens nicht einmal anzufassen versucht hat, und das Resultat dieses Verfahrens ist, dass das Bild der Entwickelung, das er uns giebt, in nicht wenigen Fällen dunkel, in einigen sogar schief geworden ist. Die wenigsten von den in Frage stehenden Benennungen der Kulturgegenstände sind solche, dass sich ihre Geschichte mit Hülfe von lauter etymologischen und semasiologischen Zusammenstellungen aufhellen liesse; fast überall spielt die Begriffsgeschichte eine wichtige Rolle. Selbständige ethnographische Forschungen konnte man wohl nicht vom Verf. verlangen; aber die Litteratur, die er für diese Seite

seiner Aufgabe benutzt hat, scheint nur das allgemeinste und am leichtesten zugängliche zu umfassen; ich frage mich z. B., ob er nicht von dem Werke de Foville's *Enquête sur les conditions de l'habitation en France,* mit historischer Einleitung zum zweiten Teile von J. Flach, 1899, Nutzen hätte haben können (ich kenne das Buch freilich nicht), und auf dem Gebiete sind auch vergleichende Untersuchungen vorhanden, die ihm gewisse Ausblicke über das Gebiet ermöglicht hätten. Auf alle Fälle kann man nicht eine Behandlung ohne weiteres gutheissen, die oft garnicht nach den begrifflichen Bedingungen fragt, die die Geschichte eines Ausdruckes oder einer Gruppe von Ausdrücken regeln. Der Verf. scheint z. B. ganz gleichgültig einem solchen Probleme gegenüber zu stehen, wie demjenigen, welches die mannigfaltigen Benennungen des Gartens in den Dialekten bietet: er macht nicht einmal einen Versuch, diese Mannigfaltigkeit zu erklären, präzisiert nicht einmal den genauen Sinn der verschiedenen Namen. Und doch würde gewiss z. B. das scheinbar so verworrene Durcheinander im Gebrauche von Wörtern wie *ort, courtil, jardin, verger, ouche,* an verschiedenen Orten oder an einem und demselben Orte zu verschiedenen Zeiten, sich durch eine genauere Untersuchung dieser äusseren Verhältnisse wenigstens zum Teil aufklären lassen, und man könnte Einsicht in solche Fragen erlangen wie z. B. weshalb ein Wort wie *jardin* so weit verbreitet, während eins wie *casal* auf eine Provinz beschränkt geblieben ist. Das alles beruht sicher nicht auf dem Zufall. Solcher Fragen lässt die Abhandlung eine Menge offen.

Mangelnde Genauigkeit in der Stellung des Problems macht sich mehr als einmal bemerkbar und deutet auf eine allzu schematische Konzeption des Gegenstandes hin. So z. B. übersieht der Verf. bei der Behandlung der verschiedenen Benennungen für Schweinestall, Kuhstall, Pferdestall etc., dass, wenn eins von diesen Gegenständen mit einem Namen benannt ist, welcher beispielsweise in die Kategorie von «Hütte» gehört, dieser Name nicht direkt auf den betreffenden Gegenstand übergegangen ist, sondern erst durch ein Zwischenglied, das wahrscheinlich überhaupt «Stall» bedeutet hat — obgleich sich Belege nicht mehr finden —, und dann auf die verschiedenen Gattungen sich spezialisiert hat. Eine ähnliche falsche Herleitung kommt auch bei den Begriffen Schuppen, Scheune u. s. w. vor. Hätte der Verf. diesen wie es scheint ganz von sich selbst darbietenden richtigen Gesichtspunkt beachtet, so wären seine Ausführungen in diesen Kapiteln viel einfacher, klarer und exakter ausgefallen. — Ein Opfer wird der Schablone auch in dem etymologischen Teile der Abhandlung dargebracht. Der Verf. glaubt die Etymologien immer aus dem Latein herholen

und die vorauszusetzenden lateinischen Etyma anführen zu müssen, auch wo wir es ganz deutlich mit späteren Bildungen, Ableitungen, Zusammensetzungen innerhalb des Frz., mit Lehnwörtern u. s. w. zu tun haben. Diese konstruierten und höchst sonderbaren Urformen sagen uns ja garnichts anderes, als dass der Autor seine historische Grammatik einigermassen beherrscht; und den historischen Vorgang stellen sie in ein falsches Licht.

Die für eine Untersuchung wie die vorliegende erforderlichen dialektologischen Kenntnisse hat sich der Verfasser durch ein emsiges Umsehen in den vorhandenen Wörterbüchern, Monographien und sonstigen einschlägigen Arbeiten verschafft, und den *Atlas linguistique* hat er, wo es in Frage kommen konnte, fleissig benutzt. Es wäre zu viel zu verlangen, dass er sich diesen Arbeiten gegenüber mit der Kritik bewaffnet hätte, die von Seiten eines einheimischen, zumal mit den Dialekten vertrauten Forschers in Bezug auf einige von den Quellen ohne Zweifel nicht ausgeblieben wäre. Aber eine Frage hätte sich doch der Verf. stellen müssen und Antwort darauf hätte er wohl durch geeignete Nachforschungen erhalten, nämlich ob wirklich alle die Wörter, deren Gebrauch er auf gewisse Dialekte begrenzt und auf deren etymologisches Erforschen er oft verzichtet, spezifisch für einen Dialekt sind oder ob nicht hie und da ein Wort, das in der ganzen Vulgärsprache Frankreichs gang und gäbe ist, sich zufälligerweise auf einem bestimmten Platze festgesetzt hat, den Sieg über den heimischen Ausdruck davontragend. So finde ich z. B. *turne* (S. 47) im grossen Larousse als «maison malpropre, mal tenue» angeführt und mit einem litterarischen Belege gestützt; es liegt nahe an der Hand hier ein weit verbreitetes Argot-Wort zu vermuten, und ein Kenner der französischen Dialekte teilt mir mit, dass es sich wirklich so verhält und dass das Wort ohne Zweifel von Hause aus als ein provenzalisches Lehnwort betrachtet werden muss.

Ich hebe im Einzelnen noch einiges hervor, teilweise um diese Behauptungen zu stützen.

S. 6. Schon hier in der Einleitung macht sich eine gewisse Unsicherheit in der Bestimmung der Grenzen zwischen «Verschiebung» und «Verwechslung» bemerkbar. — S. 13 und sonst. *Chalet* kann doch wohl nicht die Bedeutung von «Landgut» haben! — S. 15. Als Ableitung von m a n s u m hätte Verf. auch *manse* erwähnen sollen, das er selbst S. 19 Anm. citiert und das nach DG. «petit domaine rural» bedeutet. — S. 17. Es ist unrichtig zu sagen, dass die lat. Benennungen «völlig untergegangen waren»; sie waren nur auf andere Begriffe übertragen worden. — Hier ist ein bei Godefroy befindliches Wort *grangeage* weggelassen. — S.

20. Verf. behandelt beiläufig die Ursache dazu, dass, wie er es nennt, eine «Verschiebung» von Ochsenstall, Kuhstall > Landgut vorsichgegangen ist; aber die Erklärung, die richtig ist, bildet ein hervorragendes Moment im onomastischen Entwicklungsprozess und hätte als solches behandelt werden sollen. — S. 21. Wenn Verf. afz. *plaisseis* u. s. w. behandelt, und sonst den Begriff «Villa» ausschliesst, so liegt hier eine kleine Inkonsequenz vor; er scheint sich die Bedeutung etwas anders vorzustellen als Godefroy. Wenn er übrigens *plaisseis, pleisseiz, placiz* auf *p l a x (u s), p l e x (u s) + e t u s (i c i u m)* zurückführt, so ist das nicht richtig, denn das Wort ist im Afz. dreisilbig. — S. 30. Bei einem Citate aus Hennegau: *a le mon* (= maison) fragt sich der Verf.: «Ist das W. als Mask. zu verstehen?», aber das ist ja die regelrechte Form für den Obliq. fem. in diesem Dialekte! — Note. Weshalb Fragezeichen nach «prov. *maiso*»? Levy, Prov. Supplem. Wb. (das der Verf. übrigens nicht gekannt zu haben scheint) citiert zwei Belege im Reim; sonst giebt L. auch andere Formen, die eine Erwähnung verdient hätten. — S. 31. Bei den Nachkommen des lat. *c a s a* hätte *case* «petite habitation» (DG.) Platz finden sollen, vielleicht auch das Lehnwort *casino* und das daraus in letzter Zeit neugebildete *casin* (z. B. Schneider, Rome, S. 197). Vgl. für das Prov. S. 40. — Die Ausführung über *h o s p i t a l e* leidet an Dunkelheit und Ungenauigkeit: so sagt Verf., dass das Wort im 17. Jhdt seine «ursprüngliche Bedeutung» wiedergewonnen hat; diese ist aber nach ihm: «zu den Gästen gehörig», «Gasthaus», «Wirtshaus». — S. 36. Unter «C. Entlehnungen» hätte *bur* «Wohnung» (Norm. Körting) Platz finden sollen. — S. 39. Lat. *c a p a n n a* braucht nicht vermutet zu werden, da es bei Isidor vorkommt. — Die Ansetzung eines vulgärlat. **c a s s i n a* für das offenbar späte Lehnwort *cassine* ist eine Konsequenz der vom Verf. befolgten etymologischen Methode. — S. 44. Wenn Verf. nfrz. *hutte* als Lehnwort aus dem ahd. *h u t t a* betrachtet, so ist das mindestens schlecht ausgedrückt; *hutte* kommt übrigens erst im 16ten Jhdt vor. Dagegen findet sich ein Dim. *hutelette* schon im 14ten Jhdt. — S. 45. Als Entlehnung (es handelt sich um die Bedeutung «Hütte») betrachtet der Verf. auch das Wort *loge* (ahd. *l o u b a*). Hier ist aber nur von einer Entlehnung in etymologischem Sinne, nicht in semasiologischem, die Rede, denn im Afz. bewahrte das Wort anfangs die Bedeutung von «Schutzdach» (in beschränktem Sinne) und nahm erst später die Bedeutung von «petite maison» an; also hat innerhalb der frz. Sprachperiode eine *V e r s c h i e b u n g* stattgefunden, und das Wort war unter diese Rubrik zu führen. — Übrigens setzt Verf. in demselben Stücke für Wörter wie *caloge* eine Kontamination zwischen *loge* und *cabane* voraus, während

er auf der vorhergehenden Seite das Präfix *ca* als eine für die Benennungen «Hütte» spezifische ansieht. — S. 46. Verf. sagt: «Aus dem Griechischen entlehnt ist: *baïto* hutte» etc., das in Südfrankreich vorkommt. Aber das Wort ist in der Form *baita* in ganz Nord-Italien bekannt (vgl. M. Ponza, Vocabolario Piemontese-Italiano s. v.) und braucht garnicht so weit wie in Griechenland gesucht zu werden. — S. 61. Verf. citiert afz. *estra,* «Vorhof», mit der Passion als älteste Belegstelle; das ist auch das einzige Mal, wo das Wort so lautet, und aus selbstverständlichen Gründen; sonst heisst es ja immer *estre.* — S. 63, Fussnote. Wenn Verf. annimmt, dass Formen wie *boe, bu* u. s. w. aus b o v e m entwickelt sind und behauptet, «die Verschiebung der Bezeichnung des Tieres zu der die Tiere einschliessenden Stallung» liege nahe, so ist hier ein Fall, wo er eben seine Behauptung mit Beispielen, etwa auch aus anderen Sprachen, hätte stützen sollen; mir ist keine solche Verschiebung bekannt. — S. 69. Verf. macht sich grosse Mühe mit den «Bedeutungsverschiebungen» und «Funktionsverwechslungen» zwischen den Begriffen Schweinestall, Pferdestall etc., wo einfach eine erste allgemeinere Bedeutung und dann Spezialisierung in verschiedenen Richtungen angenommen werden muss. Dies zeigt sich ja auch, wenn man an Ausdrücke wie *étable à moutons, brebis* etc. denkt (vgl. S. 70). Bemerkungen ähnlicher Art sind übrigens auf jeder Seite in diesen Kapiteln zu machen. — S. 87. «Das afrz. *oisellerie* hat seine urspr. Bed. im Afrz. verloren»; soll heissen «im Nfrz.» — S. 90. Die Zusammenstellung von *ju, jou, joue,* «toit aux poules», mit ndl. j u k hat Mackel S. 26 als aus lautlichen Gründen unannehmbar erwiesen. — S. 98—99. Bei ahd. s c û r a, afz. *scure* nimmt Verf. eine «Verschiebung von Schuppen» an, aber das Wort bedeutet ursprunglich «Wetterdach, Schutz», dann «Scheuer», vgl. Kluge. — S. 117—118. Im Gegensatz zum Verf. finde ich die Annahme einer Kontamination von lat. a n g a r i a, «Frohnfuhrwerk», mit germ. w a r d a, w a r d ô n als Erzeugerin des Wortes *hangar* «sowohl lautgesetzlich als auch begrifflich» ausgeschlossen. — S. 129. Verf. etymologisiert: *friche* < f r i c d a aus f r ĭ g e r e, «brach liegen», das lange *i* beibehalten durch Differenzierung in der Bedeutung mit f r ī g i d u m, «kalt». Wenig wahrscheinlich!

Ich übergehe verschiedene andere Einwände, die noch gegen die Gruppierung, die Beweisführung und die Darstellung im Einzelnen gemacht werden könnten und formuliere als mein Schlussurteil, dass die Abhandlung einen schätzenswerten Beitrag zur Dialekt-Lexikographie bildet, aber trotz vieler guter Gedanken und des darauf verwendeten grossen Fleisses allzu mechanisch in der

Behandlung ist, um das zu sein, was sie eigentlich sein sollte, nämlich eine onomasiologische Studie über die Ausdrücke der Begriffsgruppe «Haus und Hof» in der französischen Sprache älterer und neuerer Zeit.

W. Söderhjelm.

Ivar Hortling, *Studien über die ō-Verba im Altsächsischen.* Helsingfors 1907 (H:forser Centraldruckerei). X + 114 S. 8:o

Die Abhandlung gehört zu einem Gebiete der germanischen Sprachwissenschaft, wo manche wichtige Fragen immernoch ihrer Lösung harren. Eine nähere Aufklärung der verschiedenen Typen schwacher Verba, besonders mit Rücksicht auf ihr Alter, ihre Verbreitung und Verwandtschaft, ist gewiss eine der nächstliegenden Aufgaben der historischen Verballehre des Germanischen. Zu dieser Forschung giebt Hortling mit seiner Untersuchung über die altsächsischen Verba der II. schwachen Konjugation einen sehr willkommenen Beitrag.

Der Begriff «Altsächsisch» ist in der gewöhnlichen eingeschränkten Bemerkung gefasst. Altniederdeutsche Texte, deren Mundart — sächsisch oder fränkisch — nicht sicher bestimmbar ist, sind nur insofern verwertet worden, als sie weitere Belege für das streng altsächsische Material bieten. Die Arbeit hätte jedoch sowohl lexikalisch als sprachgeschichtlich an Wert gewonnen, wenn auch diese mehr oder weniger zweideutigen Texte, wie sie jetzt in Gallées «Vorstudien zu einem altniederd. Wörterbuche» bequem zu Gebot stehen, in ausgedehnterem Maasse benutzt worden wären; vgl. z. B. zu *brakon* ‚krachen' (bei H. S. 35) das lautlich nahe verwandte *gibrākon* ‚brachen' bei Gallée S. 94.

Von diesem principiellen Standpunkte aus betrachtet, ist die bei H. gebotene Materialsammlung der altsächs. schwachen ō-Verba, so viel ich gefunden habe, erschöpfend und trägt überhaupt das Gepräge gewissenhafter Arbeit. Sämmtliche Flexionsformen nebst ihren Belegen sind beigefügt.

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptabteilungen: *A. Eigentliche ō-Verba* und *B. Verba mit sekundärer ō-Flexion.* In der ersten Gruppe unterscheidet H. 4 Kategorien: I. ō-Verba neben Nomina, die er wieder nach den verschiedenen zu Grunde liegenden Flexionsklassen verteilt, II. ō-Verba neben starken Verben, III. ō-Verba mit konsonantischen Suffixen und IV. Isolierte ō-Verba. Die zweite Hauptgruppe umfasst «sekundäre» ō-Verba, die ursprünglich zur ē-Klasse gehört zu haben scheinen. Die Annahme älterer ē-Flexion für einen beträchtlichen Teil der as. ō-Verba (für etwa 36 unter im ganzen 211 Verben) gründet sich

auf verschiedene Kriterien formaler und begrifflicher Art sowie auf die Beweiskraft der Nachbardialekte, in denen nicht selten *ē*-Verba gegenüber synonymen as. *ō*-Formationen stehen. Ein «Rückblick auf die *ō*-Verba» behandelt die Frage nach den Suffixformen (*-ā-* und *-āi̯o-*), «Doppel- und Parallelbildungen» nach der I. und III. sw. Konjug., die Verbreitung der as. *ō*-Verba über das germ. Sprachgebiet sowie die Stammverhältnisse dieser Bildungen.

Diese in der Natur der behandelten Frage begründete Einteilung ist im grossen ganzen glücklich durchgeführt worden, wenn auch weniger wahrscheinliche Ansätze und sogar Irrtümer nicht ganz fehlen. Die sprachgeschichtliche Auffassung der *ō*-Verba ist im allgem. richtig und zeugt von gründlichen Kenntnissen in den betreffenden Teilen der historischen Grammatik, wie auch in der etymologischen Literatur. Nur gelegentlich ist eine wichtigere Wortdeutung übersehen worden.

Im Einzelnen beschränke ich mich auf folgende Anmerkungen: Die neue Zusammenstellung von *hripson* (S. 48) mit lat. *crepare* finde ich entschieden richtig. Hierfür spricht schon die lat. Glossierung *increpat* (Hortl. S. 71). Der glückliche Gedanke hätte jedoch eine etwas nähere Ausführung erheischt. Lat. *increpare* bedeutet in übertragenem Sinne ‚schelten, verweisen', wie auch das as. Vb. As. *hripson* steht für **hrifison* > **hrifson*, vgl. ags. *hræpsan* für *hræfsan*, mhd. *repsen* für *refsen* ‚tadeln'. Falk-Torp Ordb. II. S. 106 schreiben unrichtig as. *ripson* statt *hripson* und setzen fehlerhaft eine idg. Wz. *rip-* voraus. Mndl. holl. *berispen* ‚tadeln' enthält wohl dasselbe Vb.; vgl. as. *rispunga* (?) bei Wadst. 194. — Zu *geskon* S. 40: nschw. *gäspa* (eine neue ansprechende Kombinierung), vgl. ahd. *forscon* = *forspon*. — Bemerkenswert ist weiter u. a. die für as. *rōbhon* (S. 15) wahrscheinlich gemachte Bed. ‚bekleiden' (anstatt ‚berauben'). — S. 2: *ēron* ist richtiger als altes *ē*-Vb. zu fassen, vgl. ahd. *ērēn* mit mehreren Formen nach der *j*-Flexion (ahd. *ēreon* < **ērjōn* mit Übertritt in die *ō*-Klasse), isl. *eira*, *rōa* nach der *j*-Kl.; auch ags. *árian* ist nach Sievers, Ags. Gr. § 411, Anm. 5, ein altes *ē*-Vb. — In *ēscan* Hel. C. 823 (neben *ēscon* in M.) ist *a* nicht sicher die Schwächung eines *o*; neben *ēscon* geht as. *ēscian*, wo das ableitende *i* verloren gegangen sein könnte, wie in as. *farcopan* = *farcopian*, *twiflan* = *twiflian* usw. (vgl. Schlüter, Unters. S. 98). Neben *ō*-Formen in Hel. M. gehen auch sonst nicht selten *j*-Formen in C. — S. 4: Zu *fargumon* vgl. eine neue Deutung bei Falk-Torp Ordb. I. S. 226. — As. *lōkon*, ags. *lócian* verbindet H. (nach Schade und Kluge) mit ahd. *luogēn*, *lōkēn*, aber mit Unrecht (s. Zupitza, Gutturale S. 209, 215). — S. 32: *drūbhon* neben *drōbhi* ‚trübe' hat wahrscheinlich

ū für *ō* in der Stellung vor labial. *bh,* ganz wie as. *rūmeat* Hel. M. 1554 (vgl. sonst *rōmon ruomon*) vor dem lab. *m.* Kein Ablaut, wie Hortl. S. 97 vermutet. — S. 40, 41: Statt *bīdon, flōton* sind wahrscheinlich *bidon, floton* anzusetzen; vgl. isl. *bíða*, að, *flota*, að. — S. 56 ff.: Unter den «sekundären» *ō*-Verben bespricht H. zuerst eine Gruppe, die sich auf Grund «formaler Kriterien» als alte *ē*-Verba erweisen. Die Art dieser Kriterien hätte näher bestimmt werden müssen. Sämmtliche hier aufgeführte 19 Verba haben *ē*-Parallelen in den germ. Schwestersprachen. Die allermeisten zeigen aber daneben «formale» altsächsische Spuren älterer *ē*-Flexion: *i* anstatt oder neben *e* (bezw. *u* : *o*) in der Stammsilbe in *bibhon, hlinon, klibhon* (and. Ps. *clevon*), *libhon, lebhon, līnon* (ahd. *lirnēn* : *lërnēn*), *tilian, wunon, wonon*; die Formen mit *i, u* als Stammvokal dürften aus dem *j*-Stamme eines alten *ē*-Verbs herrühren, dessen ableitende *j* in as. *bimurnie* (ahd. *mornēn*) und *rumeat* (vgl. ahd. *rūmēn*) noch erhalten ist. Ein *a* in der Endung folgender Verbformen ist als Schwächung eines *ē* zu betrachten: *faran, folgan, gehalan, hatan, hatandiero, tohlinandi, bimorna, rotat, sorgandie, bisorgan, tholan.* Warum aber auch *hangon, gikunnon, thagon* in diese Gruppe eingeordnet sind, sieht man nicht ein. Sie gehören vielmehr zur 3. Unterabteilung (*ō*-Vb, die nur durch ihre *ē*-Parallelen in verw. Sprachen auf ältere *ē*-Biegung hindeuten). — S. 57: In *hangondi, hángóthión* ist *d* : *th* wohl kein gramm. Wechsel, vgl. Holth. § 412, Anm. 3.

T. E. Karsten.

***Anna Curtius**, Der französische Aufsatz im deutschen Schulunterricht.* Eine Anleitung zur Gestaltung der freien schriftlichen Arbeiten im französischen Sprach- und Literaturunterricht. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1907. 296 S. 8°. Preis: geh. 4 M., elegant gebunden 4 M. 80 Pf.

L'auteur a mis en tête de son livre cette devise d'un collègue, M. H. Borbein: «Die freien Arbeiten sind die Blüte des ganzen neusprachlichen Unterrichts; wie aber diese bei der Pflanze den Samen zu neuem Leben enthält, so wirken auch jene befruchtend auf alle übrigen Zweige des Unterrichts». Dans sa préface elle cite encore de M. Borbein cette phrase: «Die methodische Behandlung der freien schriftlichen Übungen ist eins der schwersten, vielleicht das schwerste Problem des neusprachlichen Unterrichts». Elle dit aussi avec M. Borbein que les compositions naissent organiquement des exercices oraux et des travaux écrits étroitement unis, et se propose de donner dans son livre,

avec quelques conseils sur la méthode, une collection de rédactions où le lecteur puisse trouver ce qu'il lui faut ou dont il puisse simplement s'inspirer.

Il s'agit d'écoles de jeunes filles supérieures ainsi que de séminaires pour institutrices. M:lle Curtius est «Oberlehrerin» d'une école supérieure de jeunes filles et du séminaire de Leipzig.

Pour les classes inférieures (7 : ième - 3 : ième) l'auteur se contente de fournir quelques rédactions basées sur des lectures. Dans les conseils qui les précèdent sur la méthode, elle recommande de faire ces sortes de travaux dès la première année d'enseignement du français, l'esprit des enfants ayant alors la souplesse qui permet de cultiver avec succès des exercices utiles au travail de rédaction d'un âge plus avancé. Les petits travaux écrits, résultat d'un traitement préparatoire qui consiste en questions et réponses, imitations et transformations du texte, se font, dit l'auteur, avec un très grand plaisir, qui se trouve augmenté, si le professeur donne quelquefois la matière de la rédaction lui-même.

La troisième année l'auteur inaugure le traitement d'une fable de La Fontaine, étant d'avis que c'est le devoir de tout professeur d'éveiller le goût pour l'étude de ce poète essentiellement français, et elle va jusqu'à consacrer, l'année suivante, plusieurs heures de leçon à faire le canevas d'une composition intitulée *Portrait du Renard d'après les fables de La Fontaine.* Les différentes parties du plan sont trouvées au moyen de conversations, sont écrites à la maison, ensuite lues en classe, et la composition ainsi préparée est faite à l'école «sans avoir été apprise par cœur», de sorte qu'on peut, selon l'auteur, parler d'un travail de rédaction. Exiger une composition sans cette sorte de préparation serait mal comprendre la tâche du professeur. Il s'agit d'amener les élèves à s'exprimer en français au moyen de mots et de tournures connus au lieu de leur faire écrire en français ce qu'ils ont pensé en allemand.

En troisième (la cinquième année de français) s'ajoute au livre de lecture un ouvrage en prose. Les élèves sont tenues à prendre des notes qui leur fourniront plus tard la matière des travaux écrits.

C'est aux deux dernières classes que l'auteur consacre la plus grande partie de son livre. La collection de modèles est très riche. Une partie de ces modèles sont des copies d'élèves, les autres sont tirés d'ouvrages consultés, ou bien composés par le professeur.

Les travaux de rédaction sont de trois espèces :

1. Compositions dont le sujet est tiré de la lecture.

2. Narrations.
3. Descriptions.

Les travaux de la première espèce sont les plus importants. Sur la base de différents chapitres sont faites de petites compositions spéciales, qui peuvent être résumées en une plus grande, comme par exemple celle qui est intitulée *Daudet artiste*, faite après la lecture des chapitres V, VI et VII de *Le Petit Chose* (édition pour écoles par Lion-Kühtmann). D'autres compositions, comme *Portrait du Petit Chose* ou *Jacques, personnification de l'amour fraternel*, sont faites après la lecture de tout l'ouvrage. L'auteur regarde les portraits comme le meilleur moyen de faire voir la capacité des élèves.

Il va sans dire que la composition doit paraître à l'élève le résultat de la lecture, tandis qu'au professeur c'est la base du traitement préparatoire. Les idées et la forme sont données à un certain degré et l'élève s'en sert d'une manière plus ou moins indépendante. L'auteur recommande de n'employer servilement ni les modèles ni les canevas. Il faut, au contraire, exiger du professeur un travail préparatoire consciencieux en même temps que le tact qui lui permet de s'écarter du plan pour céder aux impulsions données par les réponses ou les observations individuelles des élèves.

Dès la deuxième classe les travaux écrits peuvent se faire en partie à la maison, le temps qu'on peut consacrer à la composition étant très limité. Si, par exemple, la lecture d'un ouvrage comme *Le Petit Chose* demande à peu près six mois, on ne peut exiger que deux ou trois petites compositions et une grande.

La Fontaine occupe une place importante dans les travaux écrits des classes supérieures. La lecture des fables donne trois espèces de compositions: Récits de Fables, Analyses de Fables et Sujets tirés de Fables. Ce traitement des fables prépare au traitement littéraire d'un degré supérieur. Comme échantillons de la dernière des trois catégories mentionnées il y a: *Portrait du Lion; Comparaison de la fable de La Fontaine: Le Chat, la Belette et le petit Lapin avec sa source: Livre des Lumières ou la conduite des rois, composé par le sage Pilpay Indien; Montrer par quelques exemples l'originalité de La Fontaine dans la fable; Le Loup et le Chien chez La Fontaine et chez Phèdre.*

L'auteur ne juge pas possible de traiter en une année plus de trois ouvrages, et propose, après les fables, une comédie: *Mlle de la Seiglière* ou *Les Précieuses Ridicules*, selon le programme littéraire qui sera choisi pour la classe suivante.

Pour les narrations et les descriptions, l'auteur s'attend bien

à ce que le lecteur s'étonne un peu en voyant ce qui est proposé après des portraits et des analyses comme ceux que viennent de faire les élèves. Les modèles de cette espèce sont choisis pour des écoles où l'on ne peut viser qu'à un but inférieur. Mais, selon M:lle Curtius, le traitement d'une petite narration ou d'une description comparativement facile peut être fort utile, même quand il s'agit d'élèves qui s'occupent de préférence de la lecture des grands écrivains. L'histoire est lue une fois, puis racontée par une élève et ensuite écrite en classe. Quelquefois on n'en donne que le canevas. Les descriptions, utiles avant tout pour faire parler la langue dont on a besoin tous les jours, sont le résultat d'observations de l'objet qu'on doit décrire, après quoi le plan est dressé de la même manière que quand il s'agit de travaux ayant pour base des lectures.

La dernière année (la septième de français, classe I) est la continuation de la précédente. Le roman, la fable et la comédie inaugurés, il est possible de choisir plusieurs séries de travaux favorisant les différents buts qu'on peut se proposer à l'éducation littéraire. Quant à la méthode, l'auteur conseille d'employer les mêmes espèces de travaux que dans les classes inférieures. Pour la composition de lettres, elle se prononce dans le même sens que M. Borbein, qui dit que le soin du style épistolaire ne saurait être compris dans la mission de l'école. Le professeur ne peut qu'indiquer les formules d'usage, mais on peut, selon M:lle Curtius, se servir avec succès de la correspondance internationale d'écoliers.

Parmi les modèles je citerai de la première catégorie: *La Provence d'après les Lettres de mon moulin; Comment Alphonse Daudet nous apparait - il dans les Lettres de mon moulin?; L'optimisme des Parisiens pendant la guerre d'après Le siège de Paris par Sarcey; Caractère du vieux Legoëz dans Le Flibustier par Jean Richepin; Le problème psychologique dans l'âme de Janik d'après le même ouvrage; L'Action des Femmes Savantes de Molière; Les Pédants dans les Femmes Savantes; Le Bourgeois selon Molière d'après Chrysale des Femmes Savantes.*

Les narrations sont naturellement plus longues et plus difficiles qu'auparavant, et parmi les descriptions se trouvent, entre autres, *Le Charmeur d'Oiseaux des Tuileries* et *Cochers d'Omnibus et Cochers de Fiacre,* mais l'auteur fait observer que celles-ci ne sauraient être faites que par des élèves très avancées.

La seconde moitié du livre est consacrée aux travaux écrits du séminaire. L'auteur insiste sur les difficultés causées par l'inégalité des capacités, vu que les élèves qui entrent au séminaire ont acquis leurs connaissances du français dans des écoles qui suivent des programmes bien différents.

La lecture d'œuvres littéraires est seule la base des travaux écrits, ce qui fait que pour l'enseignement de la littérature l'on ne se contente point de conférences faites par le professeur et répétées par les élèves. La méthode est au contraire la même qu'à l'école. Les élèves sont amenées à trouver elles-mêmes et la matière et la forme de la composition.

Pendant la première année chaque tâche doit être travaillée de manière à pouvoir être écrite, quoique la plupart des résumés restent non écrits. Afin d'obtenir une certaine sûreté dans le travail, il faut procéder avec lenteur en prenant le plus de soin possible. Le professeur donne quelquefois à une ou à quelques élèves un ouvrage sur le sujet qu'on traite en classe, et ces élèves en font des résumés qui contribuent à éveiller l'intérêt de leurs camarades et à augmenter leurs connaissances. «S'il se trouve dans les travaux des élèves des tournures de phrases prises dans Lanson, dans Faguet ou dans Lemaître, il n'y a pas à s'en plaindre. Il ne faut pas demander à des élèves un style original; elles ne produiraient que du mauvais français. En employant dans diverses occasions des tournures françaises on en fait sa propriété. Le travail en classe empêche de les copier directement.»

A la fin de la troisième année du séminaire, on fait faire chaque mois une composition de répétition et, à la fin de l'année, a lieu l'examen final, où les élèves font en deux heures une composition sur un sujet quelconque tiré de leur cours de littérature.

La collection de modèles comprend deux séries de travaux: celle de 1902—1905, qui contient des sujets de romans, des sujets historiques, des sujets dramatiques et des sujets pédagogiques, et celle de 1903—1906, qui contient les mêmes catégories sauf les sujets historiques, qui sont remplacés par des sujets de critique.

Les auteurs représentés dans ces deux séries sont: Bazin, Daudet, George Sand, Mérimée, Anatole France, Taine, Corneille, Racine, Victor Hugo, Molière, Rousseau, Montaigne et Madame de Staël. L'auteur fait observer qu'il ne faut pas regarder ces séries comme les seules préférables. Il faut chercher à développer chez les élèves le goût de ce genre d'études en les mettant en état d'approfondir une série de sujets, afin qu'elles cherchent plus

tard d'autres domaines où aller puiser leur connaissance du monde français.

Il suffit de parcourir les copies des élèves du séminaire pour voir à quel point le professeur a atteint son but. Elles se montrent familiarisées avec les grands esprits dont elles viennent d'étudier les œuvres à un point qui permet de croire qu'elles continueront leurs études avec plaisir et, quant à la manière dont elles s'expriment, l'on ne peut demander davantage.

Si l'on pouvait chez nous suivre un programme comme celui de M:lle Curtius, ce serait dans les écoles de jeunes filles dont la continuation correspond aux séminaires d'Allemagne, et c'est aux professeurs de ces écoles que son livre deviendrait une source précieuse. Les indications d'ouvrages consultés, ainsi que d'éditions à l'usage des élèves, sont fort utiles, et la riche collection de canevas et de compositions se trouve encore augmentée par un appendice contenant un recueil de copies d'élèves français, publié avec l'autorisation du ministre de l'instruction publique de France.

A. Lindfors.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 7. Dezember 1907, bei welcher Sitzung der erste Vorsitzende, der Sekretär und 15 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein habe von Prof. A. Jeanroy folgende Bücher als Geschenk erhalten: Ph. Aug. Becker, Grundriss der altfranzösischen Literatur. 1. Teil. Älteste Denkmäler. Nationale Heldendichtung (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher. II. Reihe, 1. Band). Heidelberg 1907; und E. Portal, Letteratura provenzale. I moderni trovatori (Manuali Hœpli, Serie scientifica 105). Milano 1907.

§ 3.

Professor *W. Söderhjelm* berichtete in einem Vortrage über eine neuentdeckte Version der Geschichte des Sibyllenparadieses in tschechischer Sprache.[1] Es entstand eine kurze Diskussion über einige Details, an der sich Prof. A. Wallensköld, Lektor J. Poirot, Prof. Jos. Mandelstam, Prof. W. Söderhjelm, Fräulein Dr. phil. J. af Forselles und Fräulein A. Krook beteiligten.

§ 4.

Mag. phil. *M. Wasenius* behandelte anlässlich des neuen Buches Lektor S. Nyströms: «Deutsches Lesebuch für den Anfangsunterricht» die Frage von dem Grammatikunterricht auf den niedrigeren Stadien. Der Platz, den die Grammatik, seitdem die Reformmethode bei uns eingeführt worden, im deutschen Anfangsunterricht eingenommen habe, sei bescheidener gewesen, als zu der Zeit, wo die alte Methode noch herrschte. Dabei sei man jedoch in dem Reformeifer vielleicht oft zu weit gegangen, und allem Anschein nach werde die Ansicht immer allgemeiner, dass die Grammatik auf dem Elementarstadium mehr und gründlicher getrieben werden müsse, als es nunmehr in der Regel geschehe. Das obenerwähnte Elementarbuch Lektor N:s bezeichne in der Hinsicht einen Fortschritt, dass durch die von ihm verwendete intime Verknüpfung von Text und Grammatik der Lehrer gezwungen werde sich viel mit der Grammatik zu beschäftigen, freilich immer nach den Prinzipien der Reformmethode. Der Text bestehe aus Anekdoten und Erzählungen einerseits und beschreibenden Stücken andererseits, welche letzteren die Grundlage des Grammatikunterrichts bildeten und bei welchen immer angegeben sei, was in jedem Falle aus der Grammatik aufgenommen werden solle. Um den Lehrern zu erleichtern, den Grammatikunterricht so vielseitig wie möglich zu machen, gebe er bei jedem Lesestücke gute Winke und Fingerzeige. — Man könne wohl an der Arbeit aussetzen, dass Lektor N. vielleicht zu grosses Gewicht auf die Grammatik lege. Sein Buch hätte nur dadurch gewonnen, wenn kleine Erzählungen öfter, als es jetzt der Fall sei, eingeschaltet worden wären. So wie die Aufstellung jetzt sei, hätten die Schüler nicht immer die genügende Zeit das Erlernte ordentlich zu befestigen. Im Grossen und Ganzen habe er bei der Wahl des grammatischen Stoffes das Richtige getroffen. Doch hätte Einiges aus der Formenlehre, wie z. B. der Konditionalis und die

[1] Prof. S. wird später in diesem Blatte eine deutsche Übersetzung dieser Version veröffentlichen.

substantivierten Adjektive, weggelassen werden können, wogegen er Anderes (z. B. die zusammengesetzten Verba und die Präpositionen mit dem Dat. und die mit dem Ack.) vermisse. Das Buch mache den Eindruck, dass der Schüler durch dasselbe schon auf dem Elementarstadium zu einer sicheren Beherrschung der Formenlehre gelangen könne. Statt fortwährend auf den höheren Klassen die Formenlehre einzuüben, könne man dort nun mehr Zeit der Literatur der fremden Sprache widmen.

Mag. W. stellte folgende These zur Diskussion auf: Die Grammatik muss im Anschluss an den deutschen Text des Lehrbuches mit der Konsequenz und Intensität betrieben werden, dass die Formenlehre innerhalb drei Jahre von den Schülern der Reallinie vollkommen beherrscht wird.

Prof. *A. Wallensköld* wollte hervorheben, dass es auf einem Missverständnis beruhe, wenn Mag. W. behaupte, dass die Reformer die Grammatik nicht genügend geschätzt hätten. Diese hätten nie beabsichtigt, dass die Schüler in der Formenlehre schwach sein sollten. Nur die alte Art und Weise, nach welcher die Grammatik ihrer selbst wegen betrieben worden sei, sei von den Freunden der Reform bekämpft worden. Prof. W. wolle nicht leugnen, dass die Resultate zuweilen übel ausgefallen seien; dies sei aber der Fehler des Lehrers, nicht derjenige der Methode.

Prof. *W. Söderhjelm* gab Prof. Wallensköld Recht darin, dass es eigentlich kein Unterschied sei zwischen dem, wonach man jetzt strebe, und dem, was die Reformfreunde ursprünglich angestrebt hätten. — Es sei aber ein Aberglaube, wenn man jeden kleinen Fehler gegen die Formenlehre für so furchtbar halte. Dass man bei uns so viel Zeit auf das Erlernen und die Einübung der Formen verwende, beruhe wohl nur darauf, dass die Schüler im Maturitätsexamen schriftliche Übersetzungen ausführen müssen. Viel wichtiger und nützlicher sei in der Tat den Schülern Phrasen und einen grösseren Wortvorrat beizubringen.

Fräulein *Anna Bohnhof* war ganz derselben Ansicht wie die Professoren W. und S. — Als ein grosses Verdienst des fraglichen Elementarbuches hob Fräulein B. weiter hervor, dass der Lehrer nie bei der Anwendung desselben dazu verleitet werde, die Muttersprache zu reden.

Dr. phil. *A. Rosendahl* sei nicht so ganz von der Vorzüglichkeit des Buches Lektor N:s überzeugt. Es tue keineswegs allen den Forderungen Genüge, die man an ein für unsere Realschulen bestimmtes Elementarbuch stellen müsse, obgleich es allerdings einen Fortschritt im Vergleich mit den früher hier angewendeten bezeichne. — Dr. R. zeigte an einigen Beispielen gewisse Schwächen des Buches: Der Verfasser folge nicht immer den Prinzipien der

Reformmethode, indem es vorkomme, dass man nicht alle in Frage stehenden Formen im Texte belegt finde und der Text überhaupt zu wenig Beispiele mit einzuübenden Formen gebe. Weiter sei der grammatische Stoff nicht ganz gleichmässig verteilt und die verschiedenen Teile der Grammatik hätten nicht immer ihren rechten Platz. So seien im Anfang des Buches zu viel Sachen auf einmal und zu rasch nach einander behandelt und z. B. die Deklination der schwachen Adjektive erst in dem für das zweite Jahr bestimmten Abschnitt aufgenommen. Die Winke für den Lehrer, wie die Grammatik zu den verschiedenen Stücken appliziert werden müsse, seien zu knapp und ihr Nutzen deshalb sehr klein. — Übrigens schloss sich Dr. R. ganz der von Mag. W. vorgeschlagenen These an.

Mag. *M. Wasenius* wollte gegen Prof. Wallensköld hervorheben, dass die Reformer bei uns der Grammatik den ihr zukommenden Platz wohl in der Theorie gegeben hätten, aber in der Praxis sei dies ganz gewiss nicht immer geschehen. Wie Prof. Söderhjelm, so sei auch er von der Bedeutung eines grossen Wortvorrates für den Schüler überzeugt. Diese Seite werde von Lektor N. keineswegs versäumt; im Gegenteil habe er stets vor Augen, den Schülern einen guten und reichhaltigen Wortvorrat zu geben. — Auch sei Mag. W. mit Dr. Rosendahl darin einig, dass der Verfasser in der ersten Abteilung zu viel grammatischen Stoff anhäufe und dass die Grammatik in dem ganzen Buche gleichmässiger verteilt werden müsse. Übrigens habe er hier keine eingehende Kritik des Buches beabsichtigt; eine solche von Dr. H. Suolahti sei schon in den Neuphil. Mitteil. erschienen, und später werde er selbst Gelegenheit haben in «Tidskrift utgifven af Pedagogiska föreningen i Finland» eine Detailkritik zu veröffentlichen.

Prof. *W. Söderhjelm* hob die Bedeutung der Tatsache hervor, dass jetzt ein neues Lehrbuch für den modernen Sprachunterricht zur Diskussion aufgenommen worden sei. Es sei eine der Hauptaufgaben des Vereins jedes neue einheimische Lehrbuch einer eingehenden Kritik zu unterwerfen und zwar am besten, nachdem es schon eine kürzere Zeit im Brauch gewesen sei.

In fidem:

Holger Petersen.

Eingesandte Litteratur.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Erste Hälfte. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1908. 352 S. gr. 8:o

Johannes Öhquist, Tysk Elementarbok. Fjärde omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 219 S. 8:o. (Nebst einem 8 Seiten umfassenden Bilderbogen).

Derselbe, Saksankielen Alkeiskirja. Viides uudistettu painos. Helsingissä, Otava, 1907. 223 S. 8:o. (Nebst dem oben erwähnten Bilderbogen).

Derselbe. Tysk Övningsbok. Tredje omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 205 S. 8:o.

Derselbe, Saksankielen Harjoituskirja. Kolmas uudistettu painos. Suomeksi sovittanut *V. R.* Helsingissä, Otava, 1907. 220 S. 8:o.

Derselbe, Skrivprov för Studentexamen i Tyska. Helsingfors, Otava, 1907. 49 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Derselbe, Saksankielen Kirjoituskokeet Ylioppilastutkintoa varten. Helsingissä, Otava, 1907. 50 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Wilhelm Horn, Historische neuenglische Grammatik. I. Teil: Lautlehre. Mit einer Karte. Strassburg, K. Trübner, 1908. XVI, 239 S. 8:o. Preis: 5 Mark 50 Pf.

Anna Bohnhof, The Junior English Reader. With Glossary and Notes. Helsingfors, Helios, 1908. 196+137 S. 8:o. Preis: Fmk. 5:25. (Das Wörterbuch sowohl in schwedischer wie in finnischer Ausgabe).

Schriftenaustausch.

Jahresbericht der Kgl. Bibliothek zu Berlin. 1905/06 u. 1906/07.

Modern Language Notes, Bd. XXII, Nr. 7—8, Bd. XXIII, Nr. 1—2.

Bibliographia phonetica, 1907, Nr. 11—12.

Päivä, viikkolehti suomalaista kultuuria varten, 1908, Nr. 1—7.

Virittäjä, 1907, Nr. 4—8.

Moderna Språk. Svensk Månadsrevy för undervisningen i de tre huvudspråken, utgiven av Emil Rodhe under medverkan av C. S. Fearenside, Camille Polack, Ernst A. Meyer. II. Jahrg. (1908), Nr. 1—2. — Die zwei Hefte enthalten ausser Be-

sprechungen, Schreibübungen, etc. folgende Aufsätze: Carl O. Koch Remarks on the Use of the Reflexive Pronouns in Modern English; F. Leray, La loi des trois consonnes. — Der Abonnementspreis für den Jahrgang (9 Hefte) beträgt 6 Mk. 50 Pf. Die Zeitschrift ist durch Ringnér & Enewalds Bokhandel, Göteborg, zu beziehen.

Mitteilungen.

Dr. *Torsten Söderhjelm*, der junge vielversprechende Neuphilologe, welcher in der letzten Zeit sich mit der italienischen Litteraturgeschichte beschäfügt hatte, ist am 19. Januar nach einer kurzen Krankheit in Florenz gestorben.

Lic. phil. *Artur Långfors* ist den 24. Februar zum Dozenten der romanischen Philologie ernannt worden.

Von Prof. *A. Wallensköld* ist in den «Publications de la Société des anciens textes français» für das Jahr 1907 erschienen: Florence de Rome, chanson d'aventure du premier quart du XIIIe siècle, Tome second. 381 S. 8:0. (Der erste Band des Werkes wird später erscheinen).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Zeitschriften: Dr. *Hugo Suolahti-Palander*, Die althochdeutschen Deminutivbildungen auf *inkilin*, in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, Bd. IX, S. 170—181; Dr. *T. E. Karsten*, Zur Frage nach den «gotischen» Lehnwörtern im Finnischen, in den Indog. Forschungen, Bd. XXII, S. 290—307; Prof. *W. Söderhjelm*, Besprechung von P. Champion, Le Manuscrit autographe des poésies de Charles d'Orléans (Paris 1907) in der Deutschen Literaturzeitung 1908, Sp 102—104; Lektor *J. Poirot*, Besprechung von Panconcelli-Calzia, Bibliographia phonetica (die sieben ersten Nummern) im Archiv f. gesamte Psychologie, Bd. X, S. 162—166.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors*, Bd. IV, bespr. von Kr. Sandfeld Jensen in Nordisk Tidskrift for Filologi, 1908, S. 82—84; *Oiva Joh. Tallgren*, La Gaya ó Consonantes de Pero Guillén de Segovia, I, bespr. von R. M[enéndez] P[idal] in Cultura, 1907, S. 1058—1061, und B. Schädel in Zeitschr. f. rom. Philol., Bd. XXXII, S. 118—120.

Ferienkurse: In *Paris* vom 1. bis 31. Juli 1908 und vom 1. bis 31. Aug. 1908, veranstaltet von der Alliance française. — In *Marburg* vom 8. bis 29. Juli und vom 5. bis 26. Aug. — In *Lausanne* vom 20. Juli bis 28. Aug. — Nähere Auskunft giebt die Redaktion dieses Blattes.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk. durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1908

Über die Stellung der Gesprächsübungen beim neusprachlichen Unterricht in unseren Schulen.

Unter neusprachlichem Unterricht verstehe ich hier speziell den Unterricht im Deutschen und unter unseren Schulen in erster Linie die Reallyceen und zwar die finnischen, von denen allein ich persönliche Erfahrungen habe. Was aber von dem Unterricht einer modernen Sprache in einer Art von Schulen gilt, hat immer mutatis mutandis mehr oder weniger seine Anwendung auch in Bezug auf andere moderne Sprachen und andere Schulformen.

Die schwierige Lage des neusprachlichen Lehrers an unseren finnischen Reallyceen gerade in Bezug auf den Unterricht der deutschen Sprache ist jedem Beteiligten genügend bekannt. Die Forderungen, die man an diesen Unterricht stellt und unbedingt stellen muss, sind — obgleich an und für sich äusserst gering und bescheiden — im Verhältnis zu dem, was man in Wirklichkeit leisten und erreichen kann, doch oft zu gross.

Besondere Schwierigkeiten bereitet dem Lehrer der deutschen Sprache nun auch der Umstand, dass er gewissermassen ein doppeltes Ziel im Auge haben muss. Ohne Zweifel muss er es für seine Hauptaufgabe ansehen, seinen Schülern eine solche Reife im Deutschen zu geben, dass sie

ohne grössere Schwierigkeit deutsche Literatur benutzen und verstehen können um mit Erfolg auf der Universität oder auf anderen Hochschulen, wo eine solche Fähigkeit notwendig ist, ihre Studien fortsetzen zu können. Aber doch ist dieser so zu sagen literarisch-wissenschaftliche Zweck nicht der Einzige, den der Unterricht im Deutschen zu verfolgen hat. Auch das praktische Leben fordert sein Recht. Die Schüler, welche aus unseren Schulen hervorgehen, kommen nicht allein mit deutschen Büchern, sie kommen auch mit deutschen Menschen in Berührung und auch für diesen Fall müssen sie auf irgend eine Weise ausgerüstet sein. Der Lehrer muss also bestrebt sein, seinen Schülern nicht allein die Fähigkeit zu geben, deutsche Literatur zu verstehen, sondern auch eine gewisse, wenn auch bescheidene, Sprechfertigkeit. Dieser letztere Zweck, näml. die Erlangung einer Sprechfertigkeit, ist für einen grossen Teil der Schüler, nämlich für die meisten von denen, die nicht das ganze Lyceum absolviren, sondern von den mittleren Klassen abgehen um z. B. die kaufmännische oder irgend eine andere praktische Bahn einzuschlagen, oft sogar wichtiger, als der erstere Zweck, näml. die Fähigkeit deutsche Literatur benutzen und verstehen zu können. Auch auf den Vorteil dieser äusserst zahlreichen Schüler muss der Lehrer Rücksicht nehmen und deshalb um so mehr Gewicht auf die Erlangung der Sprechfertigkeit legen.

Ich möchte hier nun einige Erfahrungen und Reflexionen darüber aussprechen, wie man eben diesen Forderungen gerecht werden kann, die das praktische Leben an den Unterricht der deutschen Sprache in unseren Reallyceen stellt und welche Mittel und Wege es da giebt, diese nötige Sprechfertigkeit zu erlangen. Ich schicke nur noch voraus, dass ich hier von allen Theorien und methodologischen Prinzipienfragen absehe und mich lediglich auf den Boden unserer eigentümlichen realen Verhältnisse und unserer äusserst beschränkten Möglichkeiten stelle. [1]

[1] Über ungefähr dasselbe Thema wie hier haben schon früher zwei hervorragende neusprachliche Lehrer in unserem Lande Abhandlungen geschrieben. In dem Schulprogramm der finnischen Töchterschule zu Helsing-

In aller Allgemeinheit lässt es sich nun sagen, dass zur Erlangung der Sprechfertigkeit besondere Konversations- oder Gesprächsübungen nötig sind. Aber man muss nun auch etwas genauer zeigen, welche Stellung diese Gesprächsübungen in unseren Reallyceen am besten haben können, d. h. *auf welchen Stufen* und *in welcher Ausdehnung*, *durch welche Mittel* und *auf welche Weise* sie zu betreiben sind.

Was die erste Frage betrifft, so dürfte in der Beziehung nicht viel Uneinigkeit herrschen können. Ohne Zweifel sind die systematischen Gesprächsübungen auf den Anfangs- und Mittelstufen am besten an ihrem Platze. Genauer möchte ich sagen, dass sie in den Reallyceen bei dem jetzigen Stundenplan von der III. bis zur VI. Klasse mit bestem Erfolg betrieben werden können und überhaupt so lange als das Lesebuch als Lektürstoff benutzt nnd noch kein zusammenhängender Text gelesen wird.

Die Gründe, die für diese Reihenfolge sprechen, liegen ziemlich nahe. Erstens fordert schon die Rücksicht auf die zahlreichen Schüler, die von der V. und VI. Klasse ab-

---

fors (1906) hat Fräulein Hanna Andersin einen kurzen Aufsatz «Havaintoopetus sovitettuna vieraitten kielten alkeisopetukseen» veröffentlicht. Und in der Zeitschr. des Pädag. Vereins ist schon im Jahre 1901 ein Aufsatz von Dr. A. Rosendahl «Havaintometoodista elävien vieraiden kielten opetuksessa» erschienen, der in derselben Zeitschrift auch eine kleine Polemik zwischen dem Verfasser und Herrn I. Hortling veranlasste. — Der Aufsatz Frl. Andersins ist ganz kurz, bezieht sich zunächst auf die Töchterschulen und sucht nur in aller Kürze die allgemeine Natur der «Anschauungsmethode» und ihre Hauptvorzüge klar zu machen ohne näher zu zeigen, wie dieselbe im Einzelnen anzuwenden sei. — Der Aufsatz Dr. R:s ist bedeutend ausführlicher und erschöpfender und berichtet auch von den persönlichen Erfahrungen des Verfassers, obgleich auch Dr. R. mehr bei den Prinzipienfragen und bei der Entwicklungsgeschichte der Anschauungsmethode verweilt. In der Hauptsache glaube ich mich mit diesen beiden geehrten Kollegen in Übereinstimmung zu befinden. Ich verzichte aber hier auf jede allgemeinprinzipielle Diskussion und nehme die Sache nur von der praktischen Seite, indem ich zu zeigen suche, wie diejenige «Anschauungsmethode», die ich für die Richtige halte, in unseren Reallyceen praktisch durchzuführen und anzuwenden ist. So hoffe ich, wird mein kleiner Aufsatz eine gewisse Ergänzung zu den beiden erwähnten bilden.

gehen, die Verlegung der Gesprächsübungen auf die Anfangs- und Mittelstufen. Von diesen Abgegangenen werden näml. nur die wenigsten je die deutsche Sprache zu wissenschaftlichen Studien oder zu sonstigen literarischen Zwecken brauchen. Aber für die meisten ist eine, wenn auch geringe, praktische Fertigkeit in dieser Sprache später im Leben sehr willkommen. Die Schule leistet ihnen also einen guten Dienst, wenn sie darauf Rücksicht nimmt diesen Abgehenden in erster Linie das zu geben, was ihnen später im Leben vor allem wichtig sein wird, näml. praktische Sprechfertigkeit.

Aber ausserdem hat man auf den Anfangs- und Mittelstufen auch am besten Zeit zu freistehenden systematischen Gesprächsübungen. Schon die Stundenzahl im Deutschen ist auf den unteren Stufen etwas grösser als auf den oberen, wo ausserdem die bevorstehende Maturitätsprüfung dem ganzen Unterricht eine bestimmte Richtung vorschreibt. Aber auch abgesehen von der geringen Stundenanzahl und der nahe bevorstehenden Maturitätsprüfung, würden die freistehenden gerade auf praktische Sprechfertigkeit hinzielenden systematischen Gesprächsübungen auf den oberen Stufen nicht so gut an ihrem Platze sein wie auf den Anfangs- und Mittelstufen. In der VII. und VIII. Klasse muss man notwendigerweise schon zusammenhängenden Text lesen und wenigstens zum Teil auch Poesie und überhaupt s. g. «Klassiker». Der deutsche Unterricht auf diesen höheren Stufen — so weit er nicht allein Dressur für das Abiturium ist — muss somit vorwiegend einen literarisch-ästhetischen Charakter haben und darf nicht mehr, wenigstens nicht hauptsächlich, der im alltäglichen Leben nötigen praktischen Sprechfertigkeit dienstbar gemacht werden. Auch muss man schon auf diesen Stufen, um überhaupt etwas von der Literatur lesen zu können, so grosse Aufgaben geben, dass zu der allseitigen Besprechung und Erläuterung des Gelesenen die ganze Stunde nötig ist, und daneben freistehenden praktischen Gesprächsübungen keine Zeit übrig bleibt. Auf den Anfangs- und Mittelstufen dagegen, wo noch das Lesebuch benutzt wird, müssen die Aufgaben in der Regel noch so kurz sein, dass

zu freistehenden Gesprächsübungen oft noch reichlich Zeit übrig bleibt.

Aber der prinzipiell wichtigste Grund, der für die Verlegung der freistehenden systematischen Gesprächsübungen auf die Anfangs- und Mittelstufen spricht, ist doch der, dass dieselben hier dem geistigen Entwicklungsstand der Schüler am besten entsprechen. Die freistehenden Gesprächsübungen müssen sich immer doch hauptsächlich auf zwei Faktoren stützen: auf unmittelbare Anschauung und auf den Nachahmungstrieb, und diese geistigen Fähigkeiten sind gerade bei den jungen Schülern besonders stark. In einem späteren Alter lebt man nicht mehr so sehr in der unmittelbaren Anschauung und auch der Nachahmungstrieb ist nicht mehr so rege, dagegen entwickelt sich mehr die Verstandestätigkeit und das Abstraktionsvermögen. Diesem veränderten geistigen Entwicklungsstand muss nun auch der Unterricht Rechnung tragen und immer am meisten gerade an diejenigen Fähigkeiten appelliren, die in jedem Alter am stärksten hervortreten.

Was dann die Frage betrifft, in welcher Ausdehnung solche freistehenden gerade auf praktische Sprechfertigkeit abzielenden Gesprächsübungen in den Reallyceen gepflegt werden sollen, so können wohl die Ansichten in dem Punkte viel mehr auseinander gehen als in dem eben berührten. Persönlich bin ich der Ansicht, dass trotz allem das Lesebuch und überhaupt die Lektüre, im weitesten Sinne des Wortes, auch auf den Anfangs- und Mittelstufen das Centrum des ganzen Unterrichts bilden soll und dass somit den freistehenden Gesprächsübungen — für so wichtig und nützlich ich dieselben auch halte — doch nur eine Nebenrolle zukommt. Und ich wäre beinahe geneigt zu glauben, dass sie nur in dieser Nebenrolle den besten Dienst leisten können. Räumt man ihnen allzu viel Platz ein, macht man sie gewissermassen zur Hauptsache und zum Centrum des Unterrichts, wirken sie leicht ermüdend sowohl auf den Lehrer wie auf die Schüler, werden mechanisch, einförmig und langweilig und verfehlen schliesslich gänzlich ihren Zweck. Das Lese-

buch hat das Gute für sich, dass es nach so vielen verschiedenen Richtungen verwertet werden kann und also viel Gelegenheit zur Abwechslung bietet. Ausserdem ist es etwas Handgreifliches und Festes. Wenn der Schüler eine bestimmte Anzahl von Seiten aus dem Lesebuch durchgearbeitet hat, so hat sowohl er wie der Lehrer das sichere Gefühl, dass er etwas gelernt hat, weil das Gelernte gewissermassen immer vor den Augen liegt. Auch deshalb eignet sich das Lesebuch so gut zum Träger des ganzen Unterrichts. Dagegen haben die freistehenden Gesprächsübungen etwas «Luftiges» und Schwebendes an sich. Der Schüler, der eine bestimmte Anzahl von Konversationsstunden mitgemacht hat, hat nie dasselbe sichere Gefühl etwas geleistet und gelernt zu haben wie jener, der eine bestimmte Anzahl von Seiten aus dem Lesebuch durchgearbeitet hat.

Auch würde ich es nicht für zweckmässig halten den Gesprächsübungen z. B. eine besondere Stunde vorzubehalten und sie somit von dem übrigen Unterricht zu trennen. Durch diese Anordnung ginge näml. ein grosser Teil des Nutzens, den die Gesprächsübungen bringen können, verloren. Sie würden nicht mehr so sehr zur Abwechslung und zur Anreizung des Interesses beitragen können, wie wenn sie anders gestellt werden. Diese Bedeutung und Rolle eines abwechselnden und Interesse erregenden Faktors haben die Gesprächsübungen am besten, wenn sie im nächsten Anschluss an die Lektüre stehen und nur einen Teil der Unterrichtsstunde, den näml., der übrig bleibt, wenn die Aufgabe aus dem Lesebuch erledigt ist, in Anspruch nehmen. Natürlich muss der Lehrer dann auch dafür Sorge tragen und es so einrichten, dass wenigstens in der Regel nach der Erledigung der Lesebuchaufgabe 10—20 Minuten zum Gespräch übrig bleiben. So eingerichtet, werden die Gesprächsübungen von den Schülern mehr als Vergnügen betrachtet, und es ist oft ganz auffallend, wie interessirt und wach sie wiederum werden, nachdem die Behandlung des Lesestoffes sie schon etwas abgespannt und ein wenig schlaff gemacht hat. Auch für den Lehrer sind die Gesprächsübungen in

dieser Form und in dieser Ausdehnung eine angenehme Abwechslung. Sollte man aber eine ganze Stunde Gespräch führen, dann ist es kaum zu vermeiden, dass auch der geistreichste Lehrer etwas abgespannt und ermüdet wird und nicht mehr so anregend und unterhaltend wirken kann. Kann man aber nicht mehr mit lebhaftem Interesse und mit persönlicher Freude und Begeisterung Gespräch führen, dann wäre es vielleicht besser es gar nicht zu tun, denn ein mechanisches, schablonenmässiges, interesseloses Gespräch kann leicht ebenso sehr schaden wie nützen. [1]

Es fragt sich nun weiter, durch welche Mittel die Gesprächsübungen am besten geführt werden können.

In dem Vorangehenden sind die hier in Frage stehenden Gesprächsübungen schon des öfteren als «freistehend» bezeichnet worden. Dies könnte vielleicht eine solche Auffassung veranlassen, als wären keine besonderen Mittel bei den Gesprächsübungen nötig, sondern man könnte nur über Wind und Wetter und über alles, was sonst dem Lehrer und eventuell auch den Schülern gelegentlich einfällt, Gespräch führen. Auch eine solche Möglichkeit möchte ich nicht unbedingt und gänzlich abweisen. Als Ausnahme kann es ja interessant und anregend sein, wenn ein Gesprächsthema so zu sagen aus der Luft gegriffen oder improvisirt wird. Irgend ein Tagesereignis in Deutschland oder sogar ein neutrales im eigenen Lande oder in dem Leben der Schule, irgend eine Sitte oder Seite oder Erscheinung des deutschen Lebens, die durch irgend welchen Zufall berührt worden ist und die wichtig und interessant genug ist um auch den Schülern näher erklärt zu werden, kann gelegentlich sehr gut und mit grossem Vorteil zum Gegenstand eines Gesprächs gemacht werden und eine Bereicherung der Kenntnisse der Schüler sowohl in realer wie in sprachlicher Hin-

[1] Hier liegt eben die Gefahr z. B. der Berlitzmethode und anderer ähnlichen einseitigen Gesprächsmethoden, die besonders leicht in Schablone ausarten und deshalb abstumpfend und ermüdend wirken. Wenigstens machte auf mich einen solchen Eindruck der Besuch der Berlitzmusterschule, die auf der Weltausstellung zu Lüttich im Jahre 1905 in Tätigkeit war.

sicht zur Folge haben. Aber diese Art von Gespräch setzt immer ein ungewöhnliches improvisatorisches Talent und eine ungewöhnliche geistige Regsamkeit von der Seite des Lehrers voraus, und auch wenn diese Voraussetzungen vorhanden sind, darf eine solche sporadische Art von Gespräch nicht zur Regel werden, denn eben nur als Seltenheit wirkt sie anregend. Es gilt doch als Regel, dass auch in dem freistehenden Gespräch irgend ein Zusammenhang, ein Ziel und eine Richtung und sogar eine Methode sein muss. Wollte man es zur Regel machen nur auf die Einfälle des Augenblicks hin Gespräch zu führen, würde daraus nur ein zusammenhangsloses Gewirr entstehen ohne Richtung und Ziel und alles würde sich schliesslich in leere Luft verflüchtigen oder man würde am Ende meistens auf dieselben Wege zurückkommen und sich somit nur wiederholen. Wenn das Gespräch hier als «freistehend» bezeichnet worden ist, so ist damit nur gemeint, dass, da kein gedruckter Text dem Gespräch zugrunde liegt, es nicht eine Wiedergabe oder Wiedererzählung eines Gelesenen oder eines früher Erzählten ist, sondern eine *Neuschöpfung* auf Grund eines innerlich oder äusserlich Angeschauten. Aber ein anschauliches Objekt oder wenigstens ein anschaulicher Ausgangspunkt für diese Neuschöpfung muss da in der Regel vorhanden sein, ein Ariadnefaden, an den sich das Gespräch anknüpft und der demselben Ziel und Richtung giebt.

Wie bekannt werden auch in unseren Schulen als solche Anschauungsmittel bei dem Sprachunterricht Bilder benutzt. Ich möchte hier einen flüchtigen Blick auf diese in unseren Schulen am meisten benutzten Sprachbilder und ihre relative Brauchbarkeit werfen.

Am meisten in Anwendung sind wohl in unseren Schulen die bekannten hölzelschen Bilder. Von diesen wiederum dürften die «Jahreszeiten» vielleicht am bekanntesten sein. Doch finde ich nicht, dass die hölzelschen Jahreszeiten zum praktischen Gesprächsunterricht gerade in unseren Schulen besonders geeignet sind.

Erstens sind die etnographischen und Naturverhältnisse,

die in diesen Bildern dem Schüler entgegentreten von den unsrigen vollständig verschieden. *Unseren* Schülern bieten also diese Bilder kein bekanntes Anschauungsmaterial. Zweitens ist es eben infolge dieser Verschiedenheit der Verhältnisse auch dem Lehrer sprachlich äusserst schwierig sich mit voller Sicherheit auf diesem fremden Gebiete zu bewegen, immer selbst die richtigen Ausdrücke zu finden und immer bereit zu sein auf alle Fragen der Schüler zu antworten. Nur die wenigsten Lehrer sind mit dem deutschen, bezw. schweizerischen *Landleben* so völlig vertraut, dass sie dieses Gebiet auch sprachlich mit voller Sicherheit beherrschen, alle landwirtschaftlichen und sonstigen im Landleben wichtigen richtigen Ausdrücke kennen. Natürlich kann der Lehrer sich auf das Gespräch vorbereiten; er kann den zum Bilde gehörigen Text durchlesen oder die ihm unbekannten Ausdrücke im Wörterbuch nachschlagen. Das ist aber alles nur eine Nothilfe und kann nie die eigene Anschauung und die darauf sich stützende sichere lebendige Kenntnis ersetzen. Man kann ja zur Not auch mit Hilfe des Wörterbuches und des beigegebenen Textes Gespräch führen, aber ein interessantes und anregendes Gespräch wird daraus sicherlich nicht, denn mit lebendigem, ansteckendem Interesse kann man nur über etwas sprechen, was man aus eigener Anschauung kennt. Und dann ist da immer die Gefahr vorhanden, dass man in einen so zu sagen «papierenen» Stil verfällt. Alles was der Lehrer sagt, ist vielleicht richtig, hat aber nur den bedenklichen Fehler, dass man in dem betreffenden Lande nicht so sagt. Die Ausdrücke, die der Lehrer benutzt, sind nur Schul- und Buchausdrücke und keine Ausdrücke des lebendigen Lebens.

Aber noch wichtiger als alles dies ist der Einwand, dass der Sprachstoff, der mit Hilfe der «Jahreszeiten» den Schülern gegeben wird, durchaus nicht ein solcher ist, worauf es gerade bei praktischen Gesprächsübungen in erster Linie ankommt. Die Gesprächsübungen sollen ja eine Vorbereitung, eine Ausrüstung für die Bedürfnisse des späteren realen Lebens sein, müssen also gerade das bieten, was in

dem realen Leben später vor allem wichtig und nötig sein wird. Wie viele von unseren Schülern kommen aber nun je mit dem deutschen, bezw. schweizerischen *Land*leben in Berührung? Vielleicht einer von 1000. Warum soll man ihnen also allerlei seltene Ausdrücke einpauken, die sich auf das deutsche Bauernhaus, auf Enten und Schafe, auf Wassermühle, auf Landwirtschaft und Viehzucht beziehen, wenn man doch von vornherein weiss, dass sie niemals, oder wenigstens beinahe niemals, in die Lage kommen werden diese Ausdrücke zu benutzen, dass dieses Wissen also im voraus bestimmt ist ein totes Kapital zu werden? Wenn unsere Schüler je nach Deutschland kommen, so kommen sie doch in der Regel nach den Städten, und beinahe ausschliesslich nur nach den Städten und nicht auf das Land. Was sie also da sehen werden, sind Häfen und Bahnhöfe, Strassenbahnen und Eisenbahnen und allerlei andere Verkehrsmittel, Hotels, Gasthäuser und Strassenleben, Droschkenkutscher, Kellner und Portiers, Theater, Konzerte und Städteleben im Allgemeinen. Warum will man ihnen also nicht auch in erster Linie einen solchen Sprachstoff geben, den sie nötig haben werden und der sich auf solche Gebiete des Lebens bezieht, mit denen sie am meisten in Berührung kommen werden?

Nun giebt es von Hölzel auch andere Bilder, die wenigstens teilweise solchen Anschauungsstoff bieten, der zu den Zwecken der praktischen Gesprächsübungen geeignet sein könnte. Es giebt erstens eigentliche Städtebilder (Paris, London, Wien, Prag), dann einige Bilder, die gewisse Seiten des städtischen Lebens darstellen, wie «Der Hafen», «Der Hausbau», «Berg- und Hüttenwerk». Ausserdem giebt es ein Bild, das eine moderne Grosstadt im Allgemeinen und schliesslich eines, das das Innere einer modernen Wohnung darstellt.

Was die hölzelschen Städtebilder betrifft, wenigstens diejenigen, die ich gesehen habe, sind dieselben offenbar nicht mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Sprachunterrichts entworfen, sondern wollen ganz anderen Zwecken dienen. Sie

geben nur ein ganz zusammengedrängtes Panorama von der betr. Stadt in der Vogelperspektive und würden sich sehr schlecht zum Gegenstand der Gesprächsübungen eignen.

Von den übrigen hölzelschen Bildern möchte ich sagen, dass nur die zwei letztgenannten zu unserem Zweck gut brauchbar sind. Das Bild Nr. 15 («Der Hausbau») bietet wohl reichen Anschauungsstoff dar, aber führt das Gespräch auf ein allzu spezielles Gebiet, wo der Lehrer sich in den gewöhnlichen Fällen weder sachlich noch sprachlich mit voller Sicherheit bewegen kann. Und wenn er das auch könnte, so wäre es ja doch offenbar verkehrt den Schülern allerlei bautechnische Spezialausdrücke einzupauken, die sie meistens niemals brauchen werden und dabei das Nächstliegende und Nötigste zu vernachlässigen. Dasselbe gilt noch mehr von dem Bilde Nr. 16 («Berg- und Hüttenwerk»). Was das Bild Nr. 14 («Der Hafen») betrifft, so ist auch das in der hölzelschen Ausführung mehr zum Anschauungsunterricht als zum fremdsprachlichen Unterricht geeignet. Es fehlt dem Bilde die nötige Übersichtlichkeit und Grosszügigkeit, die notwendige Bedingungen sind, wenn ein Bild zum fremdsprachlichen Unterricht taugen soll. Die beim Sprachunterricht brauchbaren Bilder müssen immer ziemlich allgemein gehalten sein. Sie müssen nur die grossen Hauptzüge eines Lebensgebiets darstellen. Da darf nicht allzu viel Stoff, vor allem nicht allzu viel Detail, angehäuft sein, denn das ist nur geeignet zu verwirren und das Gespräch allzu sehr auf Spezialgebiete zu lenken, was beim Sprachunterricht in der Schule nicht der Zweck sein kann.

Die hölzelschen Bilder Nr. 8 («Die Stadt») und Nr. 13 («Die Wohnung») erfüllen dagegen meiner Ansicht nach ganz glücklich diejenigen Forderungen, die man an ein beim Sprachunterricht brauchbares Bild stellen muss. Von denen wird aber noch später ausführlicher die Rede sein.

Ausser den hölzelschen giebt es noch eine Menge von anderen Bildern, die beim Sprachunterricht vielleicht in Frage kommen könnten und von denen einige wohl auch in unseren Schulen gelegentlich benutzt werden. So giebt es z. B. eine Menge geographischer Charakterbilder und Städtebilder von

Lehmann, ebenso von Schreiber und von vielen anderen. Da aber diese Bilder nicht zur Benutzung beim Sprachunterricht, sondern zu ganz anderen Zwecken bestimmt sind, sind dieselben nur in seltenen Fällen und in sehr beschränktem Mass beim Sprachunterricht brauchbar. Einige von den lehmannschen Städtebildern z. B. wären vielleicht sonst ganz gut, aber nicht deutlich und scharf markirt genug um in der Klasse von allen auch etwas weiter sitzenden Schülern gesehen zu werden. Dagegen giebt es von Schreiber eine Wandtafel zur Veranschaulichung geographischer Grundbegriffe, die auch zwar nicht mit Rücksicht auf den Sprachunterricht gemacht ist, die aber trotzdem meiner Ansicht nach sich dazu ganz gut eignet und die ich persönlich oft benutzt habe.

Die Auswahl an wirklich brauchbaren, besonders für die Zwecke des Sprachunterrichts bestimmten Bildern ist also gar nicht so gross wie man bei der heutzutage herrschenden Leichtighkeit der Herstellung und bei den daraus folgenden billigen Preisen erwarten könnte. Wenigstens soweit ich weiss, fehlen viele beim Sprachunterricht sehr nötige Bilder, die mit grosser Leichtigkeit herzustellen wären. So müsste z. B. ganz notwendig ein gutes, übersichtliches und deutliches Bild vorhanden sein, das den Hafen einer modernen Seestadt darstellte, so wie derselbe für die Zwecke des Sprachunterrichts dargestellt werden sollte. Da dürfte nicht die technische Seite des Hafenlebens mit allen Maschinen, Waaren und Geräten im Vordergrund sein, sondern der Verkehr sollte da nach denjenigen Hauptseiten hin übersichtlich veranschaulicht werden, die gerade den Reisenden interessiren und ihm wichtig sind. So sollte da z. B. ein eben angekommenes Schiff mit Reisenden an Bord zu sehen sein, und auf der Landungsbrücke sollten diejenigen Menschentypen sichtbar sein, die bei solchen Gelegenheiten auf den Reisenden warten: Schutzleute, Gepäckträger, Droschkenkutscher, Hoteldiener, Zollbeamte u. s. w. Dann könnte da auch eine Zollvisitation veranschaulicht sein, wie auch andere Hauptverrichtungen, die sich bei der Ankunft in einer fremden Stadt im Hafen abspielen. Ebenso könnte da die Abfahrt vom Hafen mit

allem, was dazu gehört, in grossen Zügen veranschaulicht sein. Noch notwendiger wäre es sogar mehrere Bilder zu haben, die einen modernen Bahnhof darstellten. Ein Bild könnte die Vorderseite und die Ankunft auf dem Bahnhof, mit den Droschken, Gepäckträgern und dergleichen darstellen. Ein zweites Bild sollte das Innere des Bahnhofs, die grosse Halle, mit den Schaltern, den verschiedenen Expeditionen und allen übrigen Hauptverrichtungen, die sich in der Vorhalle abspielen, veranschaulichen. Ganz willkommen wäre noch ein Bild von dem Wartesaal mit dem Büffet und den Kellnern, aber noch notwendiger ein Bild, das den Bahnsteig mit den Geleisen, Tunneln und allem, was dahin gehört, darstellte.

Auch sollte noch ein Bild vorhanden sein, das ein Hotel, wenigstens die Ankunft in dem Hotel sowie den Vorraum mit dem Portier, den verschiedenen Dienern und allem Übrigen, was dem Reisenden dort begegnet, darstellte, ebenso wie auch solche Bilder, die ein Gasthaus und verschiedene charakteristische Momente und Seiten des Strassenlebens veranschaulichten. Solche Bilder des modernen städtischen Lebens würden eben einen solchen Anschauungsstoff bieten, der bei praktischen Gesprächsübungen vor allem nötig ist und an den sich auch gerade solche Ausdrücke anknüpfen, die der Schüler später im Leben in erster Linie brauchen wird, sobald es ihm auf praktische Sprachfertigkeit ankommt.

Aber von diesen Wünschen und Betrachtungen kehren wir jetzt zurück zu den tatsächlich vorhandenen Bildern um etwas ausführlicher zu zeigen, wie dann praktische Gesprächsübungen mit Hilfe derselben geordnet werden können.

Ich möchte am liebsten mit dem hölzelschen Bilde Nr. 13 (Die Wohnung) anfangen. Der Anschauungsstoff, der in diesem Bilde dem Schüler entgegentritt, liegt ihm am nächsten und ist ihm am vertrautesten. Auch wird das Gespräch, das sich an dieses Bild anknüpft, wie von selbst genügend einfach und dem Fassungsvermögen des Kindes angepasst sein. Man kann da die ganze Zeit in unmittelbarer An-

schauung bleiben und hat doch Stoff genug und einen interessanten und anregenden Stoff.

Es fragt sich nun, ob man den ganzen Unterricht mit dem Bilde und den sich daran anschliessenden Gesprächen anfangen soll, oder ob man den Schülern zuerst mit Hilfe des Lesebuches einen kleinen Wortvorrat und irgend welche Ahnung von den Formen beibringen soll. Persönlich ziehe ich die letztere Verfahrungsweise vor. Dies deshalb, weil ich finde, dass ein Gespräch, wobei die Schüler keine eigene Tätigkeit entfalten können, sondern nur ausschliesslich auf blosse Nachahmung und auf blosses Nachsagen angewiesen sind, sowohl den Schülern wie auch dem Lehrer leicht Interesse tötend und langweilig werden kann. Wenn das Gespräch dagegen erst nach einigen Wochen, wo die Schüler schon im Stande sind ganz kurze und einfache Sätze zu bilden, anfängt, dann kommt den Schülern zu dem Interesse, das eine unmittelbare Anschauung ihnen immer bereitet, noch die *Freude an der eigenen Tätigkeit* hinzu, welche bei allem Unterricht ein äusserst wichtiger und beachtenswerter Faktor ist. Doch möchte ich dies keineswegs als eine positive Regel aufstellen. Es kann vielleicht viele Lehrer geben, die gleich mit Gespräch und Anschauung anfangen und es doch verstehen auch die eigene Tätigkeit der Schüler dabei zu ihrem Recht kommen zu lassen und zu fördern. Ich weiss nur, dass mir die letztere Verfahrungsweise besser gelingt und das schreibe ich der eben angedeuteten psychologischen Tatsache zu.

Wie man nun aber in dieser Beziehung auch tut, ob man gleich oder erst nach einigen Wochen mit dem Gespräch anfängt, im Grossen und Ganzen wird die Verfahrungsweise doch dieselbe sein. Es gilt nur sich an das Angeschaute zu halten und dasselbe in Worte zu kleiden, sich über das Angeschaute in der fremden Sprache Rechenschaft zu leisten. Doch muss meiner Ansicht nach besonders betont werden, dass das Gespräch nicht in eine leere Aufzählung der angeschauten Gegenstände ausarten darf, sondern man muss tatsächlich ein wirkliches Gespräch führen. Man darf nicht

etwa so verfahren, wie ich geistlose und phantasielose Berlitzmethodiker habe verfahren sehen, dass man nur die auf dem Bilde sichtbaren Gegenstände vom einen Ende zum Anderen aufzählt: das ist ein Grossvater, das ist ein Mädchen, das ist ein Tisch, das ist ein Stuhl u. s. w. um dann dieselbe Reihe noch einmal mit der stereotypen Frage «Was ist das?» zu durchlaufen. Auf solche Weise ist das ganze Bild in paar Stunden erledigt, und ein solches stumpfsinniges und mechaniches «Gespräch» wäre auch kaum länger auszuhalten. Wenn das Bild zu einem wirklichen Gespräch Anlass geben soll, dann muss man länger bei jedem einzelnen Gegenstand verweilen, ihn allseitiger besprechen und daraus eine Serie machen.

Um zu dem als Beispiel benutzten Bilde Hölzels (Die Wohnung) zurückzukehren, könnte man das Gespräch z. B. etwa folgender Weise anfangen:

Man zeigt zuerst auf das Bild im Ganzen und fragt: Was sehen wir hier? Antwort: Wir sehen ein Zimmer. — Was ist das für ein Zimmer? — Das ist ein Esszimmer (Speisezimmer, Speisesaal). — Was sehen wir im Esszimmer? — Wir sehen Menschen. — Wie viele Menschen sehen wir? — Wir sehen sieben, acht, neun (jenachdem) Menschen. Dann zeigt man auf irgend eine von den Personen, z. B. auf den in der Mitte des Zimmers sitzenden Grossvater und fragt: Wer ist dies? Antwort: Das ist ein Herr. — Was ist das für ein Herr? — Das ist ein alter Herr. — Wie sieht man, dass es ein alter Herr ist? — Er hat graues Haar und grauen Bart. — Wie alt ist dieser Herr? — Er ist 60 (65 oder so etwas) Jahr alt. — Wer ist dieser alte Herr? — Es ist der Grossvater. — Was tut der Grossvater? — Er liest. — Was liest er? — Er liest eine Zeitung. — U. s. w.

Die neuen Wörter und Ausdrücke muss der Lehrer natürlich zuerst selbst sagen, an die schwarze Tafel schreiben und sich dessen vergewissern, dass dieselben von den Schülern verstanden werden. Und so geht man weiter. Wenn das Thema «Grossvater» einigermassen erschöpft ist, geht man zu den anderen Personen, zu dem spielenden Mäd-

chen, zu der Mutter mit dem Kinde, zu dem lesenden Jungen und dem Vater u. s. w. über und berührt immer auch die Gegenstände, die in der nächsten Umgebung der Personen sich befinden so wie die Beschäftigungen der verschiedenen Personen. Auf diese Weise wird das Familienleben nach ihren wichtigsten Seiten hin besprochen und die sich darauf beziehenden Ausdrücke werden dabei gelernt.

So muss auch bei der Weiterführung der Gespräche immer darauf geachtet werden, dass das Gespräch sich immer auf eine bestimmte Seite des Lebens, so zu sagen auf einen bestimmten Anschauungskreis konzentrirt und diesen so einigermassen allseitig erschöpft. Dies giebt eben dem Gespräch Ziel und Richtung und einen gewissen Zusammenhang und schützt vor der Gefahr ins Uferlose abzuschweifen oder sich selbst beständig zu wiederholen. So weit muss also auch das freistehende Gespräch systematisch und planmässig sein.

Aber allzu systematisch und planmässig darf es auch nicht werden, was sonst sehr leicht geschehen kann. Ich glaube nicht, dass es dem Gespräch zum Vorteil ist, wenn es nach einem vorher genau bestimmten Programm, etwa nach einem gedruckten Wortverzeichnis oder sonst nach einem fertigen Text, treu und pedantisch geführt wird. Nur die allgemeine Richtung und der Anschauungskreis, in dem man sich bewegen will, müssen im Voraus bestimmt sein. Der Lehrer muss immer wissen, wohin er schliesslich kommen und welche Seite des Lebens er sprachlich bearbeiten will, und wenn das Gespräch sich von seiner Richtung verirrt, muss er verstehen es in seine richtigen Bahnen zurückzulenken. Aber es führen viele Wege nach einem Ziel, und ein bestimmter Anschauungskreis kann in sehr verschiedener Reihenfolge und sonst auf sehr verschiedene Weisen sprachlich bearbeitet und ausgenützt werden. Es wird dem Lehrer langweilig, wenn er das Gespräch immer nach einer bestimmten unveränderten Schablone führt, und ein Mangel an eigenem Interesse auf der Seite des Lehrers wirkt gleich unmittelbar auch auf die Schüler. Deshalb ist Abwechslung auch in dieser Beziehung nötig. Im Einzelnen kann das Gespräch

immer mehr oder weniger Improvisation sein, und manches kann der Eingebung und dem Einfall des Augenblicks überlassen bleiben. Jenachdem was die Schüler am meisten zu interessiren scheint, wie ihre Antworten fallen und wonach sie selbst auch eventuell fragen, kann man bald diesen, bald jenen Weg einschlagen, bald hier, bald dort länger verweilen, wenn man nur zusieht, dass schliesslich doch der bestimmte Anschauungskreis gut und vielseitig ausgenützt worden ist.

Nachdem «Die Wohnung» gut und vielseitig ausgenützt ist, kann man entweder eine von den «Jahreszeiten» oder auch die Wandtafel «Die geographischen Grundbegriffe» zur Unterlage des Gesprächs nehmen. Das letztere Bild bildet meiner Ansicht nach sogar eine bessere Ergänzung zur «Wohnung» als irgend eine von den Jahreszeiten, denn während die Wohnung das Menschenleben in seiner Intimität darstellt, führt jenes andere Bild die Aussenseite des Menschenlebens und die äussere Natur in ihren grossen Hauptzügen vor die Augen und lenkt das Gespräch somit auf ein ganz neues Gebiet, wo ganz andere Wörter und Ausdrücke in Anwendung kommen müssen. Man sieht auf jenem Bild erstens die wichtigsten geographischen Formationen: ein offenes Meer mit Buchten und Halbinseln, einen Binnensee, einen Fluss, verschiedene Berge, Wälder, Wiesen und Äcker. Weiter sieht man, die Aussenseite des Menschenlebens darstellend, eine Stadt mit ihrer Umgebung, eine Eisenbahn mit Tunneln und Brücken, eine Landstrasse, eine Fabrik, Landhäuser, eine Kirche u. s. w. Alle diese verschiedenen Gegenstände können nun mit grossem Vorteil zu Mittelpunkten lehrreicher und interessanter Gesprächsserien gemacht werden, wobei wiederum darauf zu achten ist, dass die eine Serie die andere glücklich ergänzt und alle zusammen eine gewisse Einheit bilden, sich um einen bestimmten Mittelpunkt gruppiren und eine bestimmte Seite des Lebens so ziemlich allseitig beleuchten.

Auf die Anwendung der hölzelschen «Jahreszeiten» brauche ich hier wohl nicht mehr näher einzugehen. Dabei

sind natürlich dieselben allgemeinen Gesichtspunkte zu beachten wie bei der Benutzung der hier schon behandelten Bilder. Nur auf Eins möchte ich im Vorbeigehen aufmerksam machen. Bei der Benutzung der «Jahreszeiten» muss man meiner Ansicht nach besonders darauf Rücksicht nehmen, dass man sich nicht allzu viel in die Eigentümlichkeiten des darin dargestellten Landlebens vertieft, sondern mehr das Menschenleben und aus dem Landleben nur seine so zu sagen allgemeingültigen Seiten berücksichtigt. Dies aus Gründen, auf die im Vorangehenden schon hingewiesen worden ist.

Bei der Weiterführung der Sprechübungen verdienen nun meiner Ansicht nach zwei Gesichtspunkte immer mehr Beachtung. Auf diese Gesichtspunkte möchte ich hier deshalb kurz hinweisen.

Auf je höhere Stufen man kommt, desto freier kann und beinahe auch muss man sich dem Bilde gegenüber verhalten Man kann sich von der unmittelbaren [1]) äusseren Anschauung immer mehr loslösen und sich mehr auf die innere Anschauung stützen. Das Angeschaute wird nur zum Ausgangspunkt und zum ersten Anlass zu Vorstellungsserien, die sich nicht mehr direkt an ein anschauliches Objekt anlehnen, sondern auf der Reproduktion beruhen. So kann man, um ein Beispiel zu nehmen, bei der Betrachtung der Kirche, die in dem Bilde «Geogr. Grundbegriffe» zu sehen ist, auch das Innere der Kirche, ja sogar den Verlauf eines Gottesdienstes u. s. w. besprechen, obgleich alles dies in dem Bilde nicht zu sehen ist. Dabei muss man sich also auf innere Anschauung stützen und mit reproduzirten Vorstellungen operiren. Dies ist aber auf den höheren Stufen gewissermassen nötig, denn sonst wird das Gespräch für reifere Schüler allzu einfach und inhaltlich bedeutungslos, wenn man sich gar nicht von der äusseren Anschauung entfernen darf. Dabei ist na-

[1]) Unter «unmittelbarer» Anschauung verstehe ich hier, wie übrigens in diesem ganzen Aufsatz, Vorstellungskomplexe, die durch einen vorhandenen konkreten Reiz hervorgerufen werden, dieser Reiz mag nun dann ein wirklicher Gegenstand oder ein anschauliches Bild von solchen sein.

türlich wiederum zu beachten, dass man sich nicht allzu weit von dem Bilde entfernt, sondern beständig mit dem Angeschauten in Fühlung bleibt und immer wieder zu demselben zurückkehrt. — Übrigens finde ich, dass diese Loslösung von dem Angeschauten und dieses freiere Verhalten dem Bilde gegenüber sich so ziemlich von selbst ergiebt: die Schüler treiben den Lehrer dazu. Mit zunehmendem Alter und fortschreitender Entwicklung wird das Interesse der Schüler an der unmittelbaren Anschauung etwas schwächer und statt dessen ihr Drang nach weiteren Ausblicken und grösserer Bewegungsfreiheit auch in geistiger Hinsicht stärker, und diesem veränderten Entwicklungsstand braucht der Lehrer nur Rechnung zu tragen um in dieser Beziehung so ziemlich sicher das Richtige zu treffen.

Mehr Mühe und planmässige Überlegung fordert die Berücksichtigung eines anderen, wenigstens meiner Ansicht nach sehr wichtigen Gesichtspunktes.

Wie bei dem Sprachunterricht überhaupt, so müsste man auch bei den praktischen Sprechübungen immer bestrebt sein den Schülern etwas auch sachlich Wichtiges und Förderndes zu geben, ihre Kenntnisse nicht allein sprachlich, sondern auch inhaltlich zu bereichern und zu erweitern. Sonst heisst es ja wohl, dass man nicht gut zweien Herren dienen kann. Aber beim Sprachunterricht gilt diese Regel nicht. Da dient man erst dann gut, wenn man nicht einem Herrn dient. Um die Sprache gut zu unterrichten, darf man nicht die Sprache allein unterrichten. Man muss immer bestrebt sein das Sachliche mit dem Sprachlichen zu verbinden. So auch bei den Sprechübungen.

In bescheidenem Masse kann dies nun auch schon von Anfang an geschehen. Aber mit stärkerem Nachdruck und in grösserer Ausdehnung kann diese sachliche Seite doch erst auf etwas höheren Stufen berücksichtigt werden. Zu diesem Zweck, finde ich nun, ist ein fortlaufendes, systematisch ausgedachtes Gespräch, das eine Reise nach und in dem Lande, dessen Sprache es zu erlernen gilt, zum Gegenstand und Inhalt hat, sehr nützlich. Dieses Gespräch — oder vielmehr diese Serie

von Gesprächen — findet meiner Ansicht nach am besten in der VI. Klasse statt, kann aber schon in der V. angefangen werden und bildet somit den Abschluss der ganzen freistehenden praktischen Sprechübungen. Die in unseren Schulen vorhandenen Bilder geben allerdings keineswegs einen genügenden unmittelbaren Anschauungstoff zu einem solchen, ein systematisches Ganzes bildenden Reisegespräch, und eben zu diesem Zwecke wären die oben beschriebenen und vermissten Bilder des Städtelebens sehr nötig. Doch eignet sich die hölzelsche «Stadt» ganz gut zum Ausgangs- und Mittelpunkt einer solchen Gesprächsserie, und in Ermangelung des nötigen Anschauungsstoffes muss man sich dabei entsprechend mehr auf die innere Anschauung stützen und so die Lücken ausfüllen.

Seit längerer Zeit habe ich jedes Jahr ein solches Reisegespräch in der VI. Klasse gehabt, obgleich man nicht immer genügend Zeit hat dasselbe allseitig genug zu machen und zum richtigen Abschluss zu bringen.

Wir besprechen zuerst die Wege, die von unserem Lande nach Deutschland führen und haben dabei Gelegenheit auch die geographischen Kenntnisse der Schüler etwas aufzufrischen, was übrigens oft sehr nötig ist, denn beinahe jedes Jahr merkt man, dass viele Schüler in der VI. Klasse keine Ahnung davon haben, mit welchen Städten in Deutschland wir direkte Dampferverbindung haben. Dann folgt die Ankunft im Hafen der betreffenden Stadt (Stettin, Lübeck oder Hamburg), eine vorherige Orientirung in dem Reisehandbuch über dieselbe, Zollvisitation, Beförderung des Gepäcks, Erwähnung der verschiedenen Droschkenklassen und überhaupt Berührung aller wichtigsten Verrichtungen, die sich bei der Ankunft im Hafen abspielen. So kommen wir nach dem Hotel, haben ein Gespräch mit dem Portier, bekommen unser Zimmer und lernen die verschiedenen Hoteldiener kennen sowie ihre Rollen und Obliegenheiten dem Reisenden gegenüber. Dann essen wir eine Mahlzeit in unserem Hotel und lernen die dabei zur Anwendung kommenden Ausdrücke, verlangen eine Zeitung und machen uns mit Hilfe dersel-

ben und unseres Reisehandbuchs ein Programm für die Dauer unseres Aufenthalts zurecht. Einen Abend verbringen wir z. B. im Theater, besuchen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt: Kirchen, Museen, Tiergärten, merkwürdige Gebäude u. s. w. und lernen nebenbei die Verkehrsmittel einer modernen Grosstadt und ihre Benutzung kennen, wozu das hölzelsche Bild teilweise guten Anschauungsstoff bietet. Nachdem unser Programm erledigt ist, machen wir unsere Vorbereitungen zur Weiterreise, fahren nach dem Bahnhof und besprechen alles, was wir da zu beobachten haben, kommen in den Zug und reisen nach einer anderen Stadt, wobei natürlich alles, was auf der Reise sprachlich und sachlich wichtig ist, berührt wird.

Natürlich wird dieses ganze Gespräch nicht in einer Folge erledigt, sondern in kleineren Abschnitten. Immer nach paar drei Stunden wird halt gemacht und das Besprochene wiederholt. Und wenn ein längerer Abschnitt erledigt ist, ist es zweckmässig ihn in einer schriftlichen Arbeit in der Klasse bearbeiten zu lassen. So wird das Gelernte gesichert und befestigt. Dasselbe gilt natürlich auch von den übrigen Gesprächsserien.

Die ganze Zeit sind auch bei allen praktischen Sprechübungen, aber noch besonders bei diesem Reisegespräch zwei Gesichtspunkte massgebend. Man muss bestrebt sein den Schülern solchen Sprachstoff beizubringen, den sie gerade im praktischen Leben brauchen werden. Zweitens muss man bestrebt sein auch ihre sachlichen Kenntnisse in entsprechender Richtung zu erweitern. Wenn es sich speziell wie hier um den deutschen Unterricht handelt, so gilt es dabei natürlich zunächst die Kenntnisse der Schüler über Deutschland, deutsches Leben und deutsche Sitten zu erweitern. Und das kann nun auch ganz glücklich — und ich möchte sagen diskret — bei solchen praktischen Sprechübungen geschehen.

In der VI. Klasse unserer Reallyceen denke ich mir die hier in Frage stehenden praktischen Sprechübungen abgeschlossen. Wenn in dieser Zeit auch nicht mehr als die hier in erster Linie erwähnten sieben Bilder erschöpfend und

gut verwertet worden sind, so kann man sicher sein, dass wenigstens die besseren Schüler im praktischen Leben, was die Sprechfertigkeit im Deutschen betrifft, nicht so ganz ratlos dastehen werden, und dass dabei ihre Kenntnisse auch in sachlicher Hinsicht schätzenswert erweitert worden sind. Und ausserdem ist noch zu berücksichtigen, dass sie dabei doch ungefähr dasselbe Pensum aus dem Lesebuch und der Grammatik erledigt haben wie sonst.

K. S. Laurila.

Eine tschechische Version der Reise ins Sibyllenparadies.

Dr. V. Tille, Dozent an der tschechischen Staatsuniversität in Prag, hat neulich in den Verhandlungen der Mährischen gelehrten Gesellschaft eine kuriose Version der Geschichte von dem Sibyllenparadies veröffentlicht, unter dem Titel: *Ráj Královny Sibylly. Literárni Studie.* Dr. Tille hat die Güte gehabt, mir eine deutsche Übersetzung des Textes zu übersenden und mir die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung zu geben. Leider ist es mir, wegen meiner Unkenntnis der tschechischen Sprache, nicht möglich die Ausführungen Dr. Tilles, die er seiner Edition beigegeben hat, zu beurteilen und zu gebrauchen; da er mich ausdrücklich um meine Ansicht über das Verhältnis seines Textes zu dem von mir herausgegebenen Antoine de La Sale'schen bittet, setze ich voraus, dass er diese Seite nicht berührt hat.

Ich gebe unten den Text nach Dr. Tilles Übersetzung, durch einige Bemerkungen von ihm selbst eingeleitet, und werde nachher die Parallelen hervorheben, die der Text mit den früher bekannten bietet.

I.

Dr Tille schreibt:

Zwei tschechische Drucke, welche als Anhang zu den Sibyllinischen Prophezeiungen die Beschreibung der Reise in das

Paradies der Königin Sibylle enthalten, wurden im XVI. Jahrhundert in Prag fertig gestellt.

Der ältere Druck, aus dem J. 1579, stammt aus der Altstädter Buchdruckerei des Burian Walda, ist jedoch nur in einer Abschrift in der stark beschädigten Papierhandschrift des XVIII. Jahrhunderts in der Olmützer Studienbibliothek (IV. F. 13) erhalten. Ich fand diese nirgends erwähnte Abschrift des sonst unbekannten Buches im J. 1894 und schrieb dieselbe ab. Während meines Aufenthaltes in Paris wurde ich durch G. Paris mit dem Stoffe des Buches näher bekannt, so dass ich nach meiner Rückkehr eine umfangreiche Studie über denselben nebst der Abschrift des böhmischen Textes der böhmischen gelehrten Gesellschaft zur Veröffentlichung vorlegen konnte. Da jedoch die Gesellschaft den Fund für nicht wichtig genug hielt, um wenigstens die Abschrift des Textes in ihren Anzeiger aufzunehmen, so blieb das Manuskript jahrelang liegen, bis sich die mährische gelehrte Gesellschaft entschloss, den Text mit einer kurzen Einleitung in den letzten zwei Heften ihrer Zeitschrift drucken zu lassen.

Der jüngere Druck wird zuerst von J. Jirecek in der böhmischen Zeitschrift Svetozor im Jge 1876 erwähnt. Jirecek beschreibt daselbst einen alten Sammelband und führt aus seinem Inhalte unter Anderem auch einen Druck des Altstädter Buchdruckers Georg Tscherny aus d. J. 1586 an, welcher als Anhang auch eine sonst unbekannte Beschreibung des Sibyllinischen Paradieses enthalten soll. Wie ich mich jedoch überzeugt habe, ist dieses Exemplar nur ein Fragment und endet eben mit jener Seite, auf welcher sich der Titel und einige Zeilen der in dem Olmützer Manuskripte erhaltenen «Beschreibung» befinden.

Ich habe die beiden Texte, so weit sie erhalten sind, verglichen und fand, dass es zwei stilistisch verschiedene Redaktionen desselben Werkes seien. Da jedoch, abgesehen von den Sibyllinischen Prophezeiungen und der Aufzählung der verschiedenen Sibyllen, in dem jüngeren Texte so gut wie nichts von der Beschreibung des Sibyllinischen Paradieses erhalten blieb, so sind wir in dieser Beziehung ausschliesslich auf die ältere Redaktion angewiesen.

Dieselbe ist eine recht unbeholfene Übersetzung oder Bearbeitung einer sonst unbekannten Quelle. Der Abschreiber des Druckes verdarb noch seine Vorlage durch eine Unzahl von Schreibfehlern und missverstandenen Wendungen, so dass der uns überlieferte Text sprachlich und stilistisch erbärmlich zugerichtet erscheint. Die Übersetzung gibt tunlichst getreu den Sinn des Textes wieder und folgt nur auf jenen Stellen, welche für die Ratlosigkeit des Übersetzers beziehungsweise Abschreibers besonders

charakteristisch sind, wörtlich den Eigentümlichkeiten der auch in böhmischer Sprache ungewöhnlichen Ausdrucksweise und Wortfolge.
V. Tille.

[21 a]. Beschreibung einer Reise, welche der Priester Mathias, Pfarrer aus Solez, mit seinem Gefährten Raphael, ebenfalls aus Solez, unternommen haben, um die Sibylle zu sehen. In was für einem und wie schönem Orte die Königin Sibylle ihre Wohnung hat, und wie mühsam jene zwei zu ihr gelangt sind.

Als wir uns auf diese Reise begeben hatten und durch viele, verschiedene Länder und Gegenden der Welt gereist waren, so kamen wir zwischen (*sic*) jene Länder, d. h. Hybernien und Portugalien, und Neapel, in jenes Gebirge, wo [21 b] die Sibylle wohnt. In diesem Gebirge wächst verschiedenartiges Holz (*sic*), wohlriechende Kräuter. Als wir in die Nähe von diesem Gebirge kamen, sahen wir eine schneeweisse Mauer, rund wie ein Kranz oder eine Krone. Dieselbe ist etwa eine Meile lang und breit. Jener Ort ist zwischen zwei Bergen von [dieser] Mauer umgeben. Als wir zu dieser Mauer näher kamen, fanden wir einen Mann, welcher in jenem Gebirge Schweine hütet, den fragten wir, woher er sei. Er antwortete dass er aus einem nicht weit gelegenen Dorfe sei, und fragte uns ebenfalls, woher wir kommen und wohin wir zu gehen beabsichtigen. Wir erzählten ihm alles in lateinischer Sprache und fragten dann, was das für schöne weisse Mauern wären. Der Mann antwortete uns, dass dort Deanen (?) seien, wo die Sibylle wohne [22 a]. Als wir daselbst eine geraume Weile mit jenem Manne plaudernd sassen, hörten wir ein unmässiges Jauchzen und Schreien von hocherfreuten Sängern und Sängerinnen, so wie auch Trompeter, Orgel (*sic*) und allerlei Gesanginstrumente (*sic*). Dies hörend, fragten wir erschrocken jenen Mann, was jenes Geschrei bedeutet. Er sagte, er wisse nichts davon, da er niemals dort gewesen, erzählte jedoch, dass er, während er seine Heerde hütete, nicht einmal oder zweimal, sondern öfters solches Singen hörte. Wir sagten ihm, dass wir gerne dorthin gehen möchten, er riet uns jedoch nicht dazu, wollte uns vielmehr von dieser Absicht abwenden. Als er uns jedoch nicht überreden konnte, so sprach er: «Wollt ihr hingehen, so ist es von hier aus unmöglich; ihr müsst das ganze Gebirge umgehen, um zu dem Einsiedler Anton [22 b] zu gelangen».

Als wir zu diesem kamen, nahm er uns sehr liebenswürdig mit sich in sein Häuschen, seine Hütte, und fragte, woher wir sind und wohin wir zu gehen beabsichtigen. Wir teilten ihm vor

Allem mit, woher wir kommen und wie wir durch sehr viele Länder und Gegenden, grosse Berge und Wüsten zu ihm gelangt sind, und dass wir zu der Prophetin Sibylle zu gehen entschlossen sind. Als er dies hörte, weinte er höchst bitterlich und riet uns davon ab. Als er uns jedoch davon nicht abwenden konnte, schickte er uns zu Konstantin; Konstantin schickte uns, nachdem er unsere Absicht erfahren, zu Barabas; Barabas schickte uns, nachdem er unsere Absicht erfahren, zu Eustachius; Eustachius schickte uns, nachdem er unsere Absicht erfahren, zu dem Einsiedler Paul, bei welchem wir fünf Tage blieben. Als uns Paul nicht überreden und davon abwenden konnte, schenkte er jedem [23 a] ein auf Pergament gemaltes Kreuz, um es auf einem kurzen Faden um den Hals zu hängen und nichts weiter (*sic*).

Nachdem wir von dem Einsiedler Paul Abschied genommen hatten, kamen wir zu einer eisernen Pforte, welche *Amenitas*, d. h. Ergötzen heisst. Nach dem Anklopfen öffnete uns der Pförtner sofort. Dann kamen wir zu einer anderen Pforte, welche *Ostium laetitiae*, d, h. Pforte der Freude heisst; auch hier öffnete uns der Pförtner sofort nach dem Anklopfen. Dann sind wir zu der dritten Pforte, welche *Dulcedo*. d. h. die süsse Pforte heisst, gegangen, und auch da wurde uns sofort nach dem Anklopfen geöffnet. Dann sind wir bis zu der vierten Pforte, welche *Lucis habitaculum*, d. h. die Wohnung der Freude (*sic*) heisst, gegangen; auch da öffnete uns nach dem Anklopfen der Pförtner sofort. Als wir zuletzt zu der fünften Pforte gekommen waren, sass daneben ein Mann im Schlafe, der bis zum j(üngsten) Gericht schlafen wird. Und diese kupferne Pforte heisst *Deana*.

Als wir zu derselben gekommen waren, klopften wir ebenfalls an. Auf das Klopfen kamen sofort zwei wunderschöne Mädchen. öffneten jedoch nicht die Pforte, sondern lugten nach uns durch ein in der Thür angebrachtes Loch und fragten uns, was wir begehren oder suchen, und warum wir gekommen sind. Wir gaben ihnen zur Antwort, dass wir gerne zu ihnen hinüberkommen möchten, sie mögen uns die Pforte öffnen. Sie antworteten uns zwar liebenswürdig und einschmeichelnd, liessen uns jedoch eine Weile warten, bis sie uns bei der Sibylle angemeldet hätten. Sibylle schickte sie sofort wieder zu uns mit der Frage, wie lange wir dort zu bleiben beabsichtigen; ob für immer oder nicht. Wir sagten, dass [24 a] nicht für immer. Sie fragten uns nochmals, wie lange wir dort verweilen wollen. Wir gaben zur Antwort, so lange es uns gefallen wird. Als sie dies hörten, liessen sie uns nochmals warten, bis sie die Antwort der Sibylle überbracht hätten. Nach einer Weile kamen die zwei Mädchen wieder zurück und öffneten uns die Pforte.

Als wir eingetreten waren, kam uns die Sibylle, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und in seidenes, mit reinem Gold, Perlen und Edelsteinen durchwirktes Gewand gekleidet, entgegen. Andere Mädchen und Frauen reichten uns goldene und silberne Kleider so wie auch viele andere Sachen, wir nahmen jedoch, von dem Einsiedler Paul unterrichtet [24 b], nichts an. Sie führten uns mit grosser Freude bis zu dem Throne der Sibylle, welche sich auf den Thron setzte und uns zu ihren Füssen uns setzen liess. Dann fing sie wohlwollend an, mit uns über andere Sachen *(sic)* zu reden. Was wir dort gesehen und getan hatten, konnte ich wegen der Eigenartigkeit des Geschehenen nicht aufzeichnen. Denn *(sic)* vor Allem hiess sie uns in ihrem Zelte wohnen. Hier sollst du auch dies erfahren: es gibt dort weder Regen noch Kälte und Schnee, weder Nacht, noch Finsternis, weder Hunger noch Durst; es herrscht dort beständig reiner und heller Tag, und auch Ergötzen hast du dort (*sic*), Gold, Perlen und Edelsteine gibt es dort in Hülle und Fülle, so dass es unmöglich ist, eine so grosse Menge andeuten oder durch eine Ziffer ausdrücken zu wollen. (Weiter von dem Throne oder dem Stuhle *(sic)*).

Von dem Throne (dem Stuhle) der Sibylle.

Der Thron (der Stuhl), auf welchem die Sibylle zu sitzen pflegt, ist aus purem und reinem Golde, aus Edelsteinen und reinen Perlen hergestellt. Derselbe ist 20 Ellen hoch und 12 Ellen breit; die Stiege jedoch, welche zu ihm führt, ist aus reinem Silber. Um den Thron herum sind, so weit man mit einer guten Armbrust den Bolzen schiessen könnte, überall auf dem Boden Teppiche ausgebreitet.

Während der Unterhaltung fragten wir die Sibylle, woher sie sei. Sie gab uns zur Antwort, von Babylon. Ihr Vater war ein babylonischer Fürst, der nachmalige trojanische König, namens Pryamus, ihre Mutter jedoch hiess Hekuba. Sie selbst hiess, wie sie uns mitteilte, [25 b] zuerst *Libertina*, wurde jedoch später von einigen Königen ihrer bedeutender Weisheit und Schönheit wegen Sibylle benannt. Sie ist über alle Massen schön, vorzüglich (*sic*), vom angenehmen Äusseren, schön im Gesicht, bereitwillig und liebenswürdig unterhaltend, mit Gold, Silber und verschiedenartigen Perlen, Edelsteinen und mit Ruhm *(sic)* äusserst reich geschmückt und aufgeputzt. Auf beiden Armen trägt sie, wie breite Ringe, goldene Reife, und in jedem Reife 15 kostbare Edelsteine, auf dem Kopf eine goldene Krone. Sie geht beständig mit losem Haar und unterhält sich recht süss und liebenswürdig mit ihren Zuhörern *(sic)*.

Nachdem wir uns mit ihr längere Zeit unterhalten hatten, fragte sie Raphael: «Ich bitte dich, o Wunderschöne und Ruhm-

reiche, zürne mir nicht, wenn ich mit Eurer Durchlaucht verwegen rede. Sie antwortete: « . . . . sprich». Raphael sagte «Ich bitte Sie, etwa uns zu sagen, wohin Sie nach dem Tode kommen werden.» Sibylle antwortete: «Über Alles, was ihr mich fragen werdet, will ich euch Auskunft geben, das Eine jedoch werde ich euch nicht erzählen». Nochmals sagten wir zu ihr: «Bitte, sagen Sie uns die Wahrheit [darüber], was ich *(sic)* Sie fragen werde. Sie sagte: «Fraget». Ich sagte: «Wir haben in unserem Lande gehört, diejenigen, welche hier bei Ihnen waren, sollen erzählt haben, dass Sie nur im Gesichte und auf der vorderen Seite menschliche Gestalt haben, auf der Rückseite jedoch, am Rücken *(sic)* einem Trog *(sic)* gleichen». Als sie dies hörte, lachte sie liebenswürdig und sagte: «Auch wir haben manchmal so was gehört; das sagen jedoch nur diejenigen, welche nie hier bei uns waren. Kommt jedoch mit, um zu erfahren, ob es wahr ist, oder nicht.» Sie führte uns auf eine wunderschöne, mit verschiedenartigen buschigen und wohlduftenden Bäumen bepflanzte Wiese. Diese Wiese ist in der Nähe der Deanen, von einer Mauer der Deanen umgürtet und umzäunt [26 b]. Nur bis dahin dürfen sie gehen und nicht weiter. Die Thür öffnend sind wir mit der Sibylle auf jene Wiese gekommen. Sie führte uns in ihr Zelt, welches aus Goldbrokat und Batist gewebt und mit allerlei Perlen und Edelsteinen höchst sauber verziert ist, zog mit Raphaels Hilfe ihr kostbares Gewand, welches sie trug, aus, so dass sie splitternackt war und sagte zu uns: «Sehet und tastet». Wir sahen, dass sie vorne wie hinten einen echten Leib hat — und sonst auch. Sibylle sprach: «Habt ihr gesehen und glaubet?» Wir antworteten: «Wir glauben.» Die Mädchen zogen sie wieder an. Dann bat sie uns sofort: «Bleibet, da ihr länger nicht wollt, ein Jahr mit mir, und ich schwöre und verspreche euch bei meiner Gesundheit, euch die [richtige] Zeit zu sagen, damit ihr hinausgelangen könnt». Wir versprachen ihr also, bis zu einer gewissen Zeit mit ihr zu bleiben. Als sie dies hörte, freute sie sich sehr.

Auf jener Wiese wachsen duftende Bäume, Zimmet, Balsam, Aloe, Weihrauch, verschiedene Arten von Apfel- und Birnbäumen, Mandelbäume, Feigen, Wachholder, und der Paradiesfluss, namens Gion, fliesst durch dieselbe. Da merke wohl, dass auf dieser, an den Deanen [gelegenen] Wiese es auch manchmal regnet. Wir sahen dort auch eine unzählige Menge von Perlen, welche wie Sand auf dem Boden liegen. Um das Zelt herum ist der Boden der Wiese mit reinstem Marmor und Alabaster gepflastert.

Als wir dort bereits manches gesehen und besichtigt haben, fragten wir die Sibylle, wie viele Frauen und Mädchen dort seien.

Sie gab uns die Zahl des weiblichen Geschlechtes *(sic)* mit etwa 4080 [27 b], diejenige der Männer jedoch mit etwa 3215 an. Wir sollen auch wissen *(sic)* dass sie nicht nach Belieben ausgehen können. Ich füge noch bei, dass sie nirgends hin, nur auf jene bereits erwähnte Wiese gehen können, dorthin gehen sie jedoch wann sie wollen. Diese Wiese ist von den Deanen umgeben, und es herrscht daselbst nie — so wie zwischen (*sic*) den Deanen — Nacht, Kälte oder Hitze; nur hie und da kommt Regen, wegen des erwähnten Obstes, damit es wachse *(sic)*. Zuletzt, nachdem wir uns mit ihr über verschiedene Gegenstände unterhalten hatten, baten wir sie, uns die Zeit und die Stunde zu sagen, während welcher wir werden weggehen können. Denn niemand kann von dort wegkommen ausser in derselben Stunde, während welcher er hinkam. Jedem, der zu ihnen kommt, wenn er auch dreissig Jahre bei ihnen zu bleiben willig ist, wird jene Stunde, in welcher er hinkam, mitgeteilt. Versäumt er einmal diese Stunde, so wird er nie wieder von ihnen weggehen können. Uns wurde jedoch, als wir uns [bereits] neun Monate dort aufhielten, die erwähnte Stunde mitgeteilt, und so jedem (*sic*); wer die Stunde versäumt und nicht fortgeht, muss dort bleiben. Denn (*sic*) sie pflegen auch durch ihre liebenswürdige Reden und durch Geschenke, welche sie den Leuten anbieten, [die Besucher] zu verführen und betrügen, bis die Zeit vorüber ist Als die Sibylle jedoch von uns hörte, dass wir endlich von ihnen weggehen wollen, sagte sie: «Ich sehe, dass ihr vernünftige und witzige Männer seit; deswegen ist es mir angenehm, mich mit euch zu unterhalten, und so bitte ich euch, noch einige Tage mit uns hier zu verweilen». Wir versprachen ihr noch acht Tage zu bleiben. Da sprach Sibylle mit sichtlich nachdrücklicher Stimme: «Bei meiner Gesundheit versichere ich euch [28 b] so wie sich mein Herz über eure Ankunft freute, so ist es wieder wegen eurer Abreise traurig geworden. Ich will euch jedoch das, was auf der Reise vorkommeu und geschehen soll, prophezeien. Nachdem ihr von mir weggehen und in die Stadt Tripolim die Kleinere kommen werdet, so wird euch nachher die Pest überfallen, so dass man euch durch keine Stadt jenes Landes durchlassen und in keine einlassen wird. Ihr werdet auf dem Schiffe über das Meer fahren müssen, bis ihr nach Rom kommen werdet. Dort wirst du, Mathias, auf dem Felde der Pilger, d. h. auf dem Töpferfelde, von dem Tode ereilt werden. Du jedoch, liebreizendster Raphael, wirst nicht sterben, sondern noch eine Zeit lang am Leben bleiben». Nach diesen Worten umarmte sie den Raphael, sagend: «Genug und noch mehr als genug plage und quäle ich mich, dass ich dich nicht länger behalten und keine Kurzweil mehr

mit dir, Lieber, geniessen soll» [29 a]. Als sie dies gesprochen, befahl sie dem zu ihren Füssen sitzenden Raphael aufzustehen. Er stand auf und verbeugte sich höchst ehrerbietig. Sibylle stand auf und befahl allen zu schweigen. Es entstand eine tiefe Stille, so dass niemand muckste *(sic)*. Sibylle gürtete die goldene Binde, mit welcher sie umgürtet war, ab, schlug ihn zum Ritter [1] und gab ihr goldenes Schwert, welches sie in ihrer Hand hielt, in seine Hand. Und es entstand dort eine Freude, wie sie jahrelang dort nicht gewesen. Als das Alles vollbracht war, erklärten wir, dass wir endlich gehen wollen. Nachdem wir dies gesagt hatten, küsste sie uns beide und sprach höchst liebenswürdig: «Gehet mit Freude und in voller Gesundheit». Wir gingen, und sie schlossen die Tür hinter uns sofort zu. Als wir von ihr zu den [29 b] erwähnten Pforten kamen, so wurde uns überall nach dem Anklopfen sofort geöffnet. Wir gingen dann zu dem Einsiedler Paul und stellten ihm jene Kreuze, welche uns derselbe gegeben hatte, zurück.

Die Mauern, welche Deanen umgegeben, liess ein mächtiger König von Piktavien, namens Alexander, wegen des vielen Volkes, welches in der ersten Zeit der Sibylle in Haufen zuströmte, erbauen. An dieser Mauer ist mit folgenden Worten eine Inschrift aufgeschrieben: «Ich, Alexander, König von Piktavien, liess im Jahre 309 auf die Bitte des allerheiligsten Vaters in Christo, Herrn Papstes Kliment des Ersten diese Mauern um die Deanen erbauen.» Jene Sibylle zeigte auch dem römischen Kaiser Oktavian die Jungfrau Maria mit dem Kinde in der Sonne. Sie prophezeite auch, als sie noch im Hause ihres Vaters weilte, jenen Königen, welche ihrer Weisheit wegen [30 a] zu ihr fragen kamen, die Geburt des göttlichen Sohnes von der Jungfrau Maria, und auch was vor dem Jüngsten Gericht und am Tage des Jüngsten Gerichts geschehen soll, so wie noch mehr, wie die Auserwählten Gottes mit Gott sich freuen und die Bösen mit dem Lucifer und seinen Teufeln im ewigen Feuer ununterbrochen brennen werden. Ich lasse davon ab, noch mehr zu schreiben, da wir darüber genug Schriften besitzen. Diese Prophezeiung ist nach der Inschrift *(sic)* des Königs von Piktavien mit goldenen Buchstaben auf jener Mauer geschrieben.

Als alle diese Ereignisse vollbracht waren, gingen wir den uns von der Sibylle vorgeschriebenen Weg, über sehr hohe Berge, bis wir nach Rom kamen. Als wir uns in Rom bei der Frau Anna, welche aus dem Polenlande stammt — sie hat ein Haus

[1] Im Böhmischen heisst «zum Ritter schlagen» wörtlich «zum Ritter gürten».

unweit von Sankt Peter — einige Wochen aufgehalten haben, verfiel der hochwürdige Priester Mathias, mein allerliebster Vater und zugleich Reisegefährte, in eine schwere Krankheit [30 b] und starb. Ich habe ihn in der Erde der Pilger *(sic)*, auf dem Töpferfelde, welches links von Sankt Peter liegt, mit eigenen Händen begraben. Nachdem ich über den Verlust meines lieben Reisegefährten genug geweint hatte, besuchte ich nach einigen Tagen die römischen Kirchen, unter welchen es sieben Hauptkirchen gibt. Sie heissen: die erste bei Sankt Peter, die zweite bei Sankt Johann, die dritte des hl. Kreuzes, die vierte bei Sankt Marcus, die fünfte der hl. Maria Magdalena, die sechste der hl. Jungfrau Prakcede, die siebente der heiligen Jungfrau Maria de Mercede; ausser diesen gibt es noch 155. Die alle habe ich beschrieben und auch besichtigt. Von dort ging ich nach Venedig und gelangte unversehrt und wohl bis in mein liebes Vaterland. Gott der Herr, Einer in der Dreieinigkeit, sei dafür gelobt bis in die Ewigkeit. Amen.

Des Priesters Mathias und Raphaels kurze Beschreibung des irdischen Paradieses, bei *(sic)* welchem dieselben waren.

[31 a]. Unser Weg führte uns über verschiedene wunderbare, fürchterliche Wüsten und grosse Berge, bis wir endlich zum irdischen Paradiese, wo Adam und Eva geschaffen wurden, gelangten. Da knieten wir nieder und beteten kniend, Gott den Herrn demütig und andächtig bittend, er möge uns gnädig sein und Erbarmen mit uns haben.

Jedermann soll also wissen, dass das Paradies auf einem sehr hohen Berge liegt; es gibt keinen höheren Berg auf der ganzen Welt. Es hat eine feurige, d. h. aus Flammen bestehende, bis zum Himmel hinauf [ragende] Mauer um sich. Dieser Ort ist über alle Massen ergötzlich. Wir sahen dort einen Vogel welcher Pelikan, böhmisch [31 b] «Schediper» [1] heisst und etwas grösser ist, als ein Adler. Es ist das ein schmucker, schöner Vogel, hat rötliches und graues Gefieder, eine sehr, sehr scharfe Nase *(sic)*, die Beine nicht zu hoch, den Hals nicht zu lang, die Flügel nicht lang und singt sehr süss. Aus dem Paradiese fliessen vier Flüsse: der erste hat ein sehr süsses Wasser; jeder einzelne *(sic)* hat folgende drei Namen: Ganges, Gion, Nyllus. Der zweite

[1] = mit grauem Gefieder.

ist Ffizon, der dritte Tygris, der vierte Euffrates. Der erste fliesst durch Indien, der zweite durch Europa, der dritte durch Afrika, Armenien, Medien und Persien, der vierte zuletzt fliesst durch Aegypten. Wir sahen dort im Paradiese auch Schlangen mit Jungfrauen- oder Mädchenköpfen und mit langen Haaren. Aus ihrem Geschlechte war die Schlange, welche Eva verführte [1] [32 a] . . . dass es keine Schlange, sondern der Teufel gewesen wäre. Das ist jedoch auch nicht wahr. Manche fügen noch bei, dass die Schlange nicht reden könne, denn wer hätte je eine Schlange mit menschlichem oder jungfräulichem Kopfe gesehen? Diesen gebe ich zur Antwort, dass ich mit meinem lieben Gefährten Mathias solche Schlangen mit Jungfrauen- oder mit Menschenköpfen an *(sic)* dem Paradiese gesehen habe. Denn obwohl es wahr ist, dass die Schlange nicht reden kann, so war doch der Teufel in die Schlange gefahren, redete mit Eva und betrog sie auf diese Weise. Denn diese Schlangen gingen, bevor eine von ihnen Eva verführte, wie Menschen auf ihren Füssen und mit gehobenem Haupte herum. Jetzt kriechen sie jedoch auf ihren Brüsten und heissen Dracopedes. Wir sahen daselbst auch Schlangen, welche lateinisch Cerastes heissen und acht Hörner auf der Stirn tragen.

Auf der Heimkehr pilgerten wir von dort vierzehn Tage durch [32 b] sehr grosse Wüsten, bis wir in bekanntere Länder kamen, und ich allein dann aus Rom in mein Haus [gelangte]. Gott der Herr, Einer in der hl. Dreieinigkeit, sei dafür gelobt. Amen.

Gedruckt in der Prager Altstadt bei Burian Walda Impresor im Jahre 1579.

II.

Wir erkennen in diesem Berichte ohne Schwierigkeit die wesentlichsten Züge der Sage vom Sibyllenparadies, so wie sie im Volksbuch von *Guerino il Meschino* und bei Antoine de La Sale überliefert ist. Ebenso leicht können wir verschiedene neu hinzugekommene Elemente unterscheiden. Wir wollen im Folgenden die Übereinstimmungen und Verschiedenheiten im Einzelnen betrachten.

Das erste was uns auffällt, ist die Bestimmung der Lokalität. «Jenes Gebirge wo die Sibylle wohnt» ist nach

[1] Auf dieser Stelle hat der Abschreiber einige Zeilen ausgelassen.

dem Berichte zwischen Hibernien-Portugal und Neapel gelegen, also an einem Orte, den man auf der Reise von Irland an der Pyrenäischen Halbinsel vorüber nach Neapel passiert. Man könnte versucht sein, an Sizilien zu denken und von vornherein eine Verschmelzung der am Aetna haftenden Morgana-Sage mit der Sibyllensage anzunehmen;[1] aber es wäre dies das einzige Mal, wo eine Kontamination in dieser Richtung vorkäme, denn wenn die Sibylle von Norcia vielleicht, wie Baist meint,[2] eine dorthin übergesiedelte und umbenannte Morgana ist, so findet sich für den umgekehrten Vorgang absolut kein Anhaltspunkt. Er könnte sich wohl in der dämmrigen Phantasie des Verfassers abgespielt haben: dieser hatte gewisse dunkle Vorstellungen von der einen und der anderen Sage und könnte sie zusammengemengt haben. Aber einfacher erklärt sich die erwähnte geographische Angabe als eine Erinnerung an die Stelle im *Guerino*, wo der Held, aus Messina kommend, nach Italien geht um das Gebirge der Sibylle zu finden, ins «Reich Calabrien» kommt und dort den Berg sucht, aber in Reggio erfährt, dass es in der Mitte Italiens liege. Der Verf. unseres Berichtes hat die weitere Ausführung (wo Guerino nach Norcia geht) nicht verfolgt, sei es, dass er die Darstellung nicht im Gedächtnis behalten hat, sei es, dass er sie absichtlich und um grössere Wahrscheinlichkeit für sich selbst zu gewinnen, nicht beachtete. Hier muss man auch an die Lokalisierung der Sibylle in Cumae denken, wahrscheinlich eben dem Ort, wo die Reisenden, wenn sie überhaupt irgend eine persönliche Erfahrung von dem «Sibyllenparadiese» hatten, die altberühmte Grotte in Augenschein nahmen.

Das Gebirge der Sibylle wird als ein Ort beschrieben, wo «verschiedenartiges Holz und wohlriechende Kräuter» wachsen (Text, Zeile 5—6). Man mag Antoine de La Sale vergleichen: «les herbes et fleurs de toutes coulleurs et

[1] Vgl. Kluge und Baist, *Der Venusberg*, S. 33.
[2] *L. c.*, S. 34.

estranges manieres qui sont sy odorans».[1] Hier ist jedoch zu bemerken, dass alle die Paradiesbeschreibungen in der religiösen Litteratur, zu denen wir gleich kommen, von einer solchen Üppigkeit der Vegetation und von einer duftenden Aue reden.[2] Der Ausdruck stimmt allenfalls sehr genau mit La Sale's Beschreibung. — Dass es zwei Berge sind (Z. 9), ist mit der Angabe sowohl im italienischen Volksbuch wie bei La Sale übereinstimmend; bei dem letzteren finden wir auch eine Mauer, die den See zwischen den Bergen umgiebt. In unserem Texte ist aber die schneeweisse Mauer, die «rund wie ein Kranz oder eine Krone» hoch auf dem Gebirge glänzt, nicht der La Sale'schen Beschreibung des Nekromantenberges entnommen, sondern sie ist offenbar dieselbe, die schon in der *Apocalypse*[3] den Himmel umgiebt und dann in fast allen mittelalterlichen «Visionen» und «Paradiesreisen», wo die seligen Gefilde vorkommen, eben diese Stätte der Heiligen prachtvoll umschliesst. — Diese Mauern werden hier «Deanen» genannt; an einer anderen Stelle (Z. 60) wird derselbe Name für eine kupferne Pforte gebraucht; was er bedeutet und woher er stammt, ist mir nicht ersichtlich.

Aus dem Berge ertönt Gesang und Geschrei, auch Klang von Orgeln und verschiedenen Instrumenten. Bei La Sale hört man eine laute Stimme im Berge schreien. Wir haben es aber wieder eher mit einer Erinnerung an religiöse Schriften obenerwähnter Art zu tun: in der Vision des Tundalus werden sogar Orgel und alle möglichen Instrumente genannt, wie hier.[4]

Der Schweinehirt sowohl als der Einsiedler in unserem Texte wollen die Besucher von ihrer Absicht abwenden; ebenso der Gastwirt und der «ufficiale del castello» im *Guerino* — der erstere spielt dort die Rolle unseres Schweinehirten als Wegweiser zu den Eremiten. Der erste Einsiedler

[1] S. 111 meiner Ausgabe in den *Mémoires de la Soc. néo-phil.*, T. II.

[2] Vgl. hierüber C. Fritsche in den *Rom. Forsch.* II, 253 u. s. w.

[3] 21, 10—22.

[4] Vgl. die schwedische Version in *Jöns Buddes bok (Skrifter utgifna af Svenska Litteratursällskapet i Finland*, XXXI, S. 117).

erfährt von den langen Irrfahrten der Besucher in derselben Weise wie der Offizier im *Guerino*; und wie der erstere «bitterlich weinte», so taten auch die drei Eremiten, zu denen Guerino kommt: «feceli piangere tutti e tre». Mit diesen Eremiten decken sich einigermassen die vier übrigen Einsiedler in unserem Text; sie erinnern uns sonst an Beschreibungen frommer Pilgerfahrten, wo der Reisende von Etappe zu Etappe fortschreitet und sich bei klugen und heiligen Männern um das Ziel erkundigt. — Wie die Eremiten im *Guerino* alle ein kleines Kreuz in der Hand haben und das gottlose Beginnen des Helden verurteilen, so giebt der letzte Einsiedler in unserem Text (Z. 45) jedem ein gemaltes Kreuz um die Gefahren zu beschwören.

Jetzt folgt mit den Namen «Amenitas», «Ostium laetitiae», «Dulcedo», «Lucis habitaculum» eine neue Erinnerung an die religiöse Lektüre. Ob der Verf. hier an irgend welche Darstellung angeknüpft hat, in der die verschiedenen Stufen der Seligkeit oder der paradiesischen Freuden die genannten Namen der Pforten tragen, das zu verifizieren bin ich hier nicht im Stande;[1] vielleicht sind die Namen auch irgend einem Mariengebet entnommen, wo sie als symbolische Attribute der heiligen Jungfrau figurierten.[2]

Hierauf setzt die Sage wieder ein. Die schönen Mädchen, welche die Reisenden empfangen, ohne die Tür vorläufig zu öffnen, fragen was sie suchen, dann zu der Sibylle wieder gehen, dann zurückkehren und eine neue Frage an sie stellen — das ist ziemlich genau dieselbe Scene wie bei La Sale, ausser dass die Zahl der empfangenden Damen dort nicht bestimmt ist. Die Sibylle kommt ihnen entgegen — wie im *Guerino;* sie trägt eine Krone auf dem Haupte: so sind in den Visionen gewöhnlich die Weiber mit goldenen Kronen geschmückt.

[1] In der Vision des Barontus ist der Himmel in Thore, welche die Abstufung der Seligkeit andeuten, eingeteilt (Fritsche, *l. c.*, S. 247.)

[2] Als solche finde ich wenigstens «Amenitas» und «Dulcedo», aber auch Attribute, die den beiden anderen sehr nahe kommen («Habitaculum gloriae, sapientiae», «Ostium celi, salutis» etc.); vgl. den *Index Marianus* bei Migne, *Patr. lat.*, T. 220.

Schöne Damen reichen den Besuchern goldene und silberne Kleider — wie bei La Sale — sie wollen aber nichts annehmen, sondern bleiben so wie sie sind — ein asketischer Zug, der da ist, um ihre Standhaftigkeit zu unterstreichen. Die Sibylle setzt sich auf ihren Thron — bei La Sale sitzt sie schon da, als der Besucher eingeführt wird. Die Schilderung des Sibyllenparadieses ist nahe übereinstimmend mit derjenigen bei La Sale, aber sie erinnert auch an den Wohnort der Glückseligen in den Visionen. [1]

In dem jetzt folgenden Abschnitt stellen die Besucher an die Sibylle einige Fragen, u. A. wohin sie und ihr Hofstaat nach dem Tode kommen, aber sie will keine Antwort geben. Genau dasselbe kommt vor bei La Sale: «Et quant le monde finera, Madame, que devenrrez vous»? ... «n'en veuillez plus savoir». Was sie sonst über ihre Herkunft erzählt (Z. 105 ff.), ist höchst phantastisch. Offenbar will der Verf. hier seine Vertrautheit mit den alten Traditionen von den zehn Sibyllen zeigen, obgleich er mit ihnen etwas frei schaltet. Es verdient vielleicht bemerkt zu werden, dass in La Sale's *Salade*, nach der Beschreibung des Paradieses, ein (von mir nicht gedruckter) Abschnitt vorhanden ist, in dem nach Isidors *Etymologien* und anderen Quellen eine längere Ausführung über die Sibyllen enthalten ist. Hier wird die fünfte, Ensilla oder Trophilla, als in Babylon geboren dargestellt, und die Eryträische Sibylle wird, wie auch sonst, in Verbindung mit Troja gebracht. Es wird ja zuweilen auch der Sibylle von Cumae trojanischer Ursprung zugeschrieben. Daher wohl die Abstammung der unsrigen von «Pryamus». Der Name «Libertina» ist offenbar eine Entstellung von «Tiburtina», die zehnte Sibylle, die besonders ausführlich bei La Sale beschrieben wird.

Die Andeutung an das unnatürliche Aussehen der Sibyllenweiber ist eine Reminiscenz an die einmal wöchentlich

[1] Ich frage mich, ob nicht auch die ganze Sage vom Sibyllen*paradies* im gewissen Grade von diesen Visionen oder Fahrten nach dem irdischen Paradies abhängig ist. Schon der Name deutet auf eine Kontamination der alten Sibyllensage mit solchen Legenden.

vorsichgehende Verwandlung der Damen in Schlangen und Ungeheuer im *Guerino* und bei La Sale. Hier spielt jedoch ein anderes, weit verbreitetes Sagenmotiv ein: die Gestalten, die im Rücken wie ein Trog aussehen, finden sich sogar in finnländischen Sagen — die burleske Art aber, wie die Reisenden von der Falschheit dieser Beschuldigung in Bezug auf die Sibylle handgreiflich überzeugt werden, scheint unserer Version ganz eigen zu sein.

Wenn unser Bericht das Geschick derjenigen feststellt, die die richtige Stunde zum Austreten aus dem Paradiese versäumen, so stimmt dies in den Hauptzügen mit der La Sale'schen Version, obgleich die Zeitbestimmungen dort viel verwickelter sind. Die Zahl 30 spielt jedenfalls in beiden eine wichtige Rolle.

In dem Satze: «sie pflegen . . . zu verführen und zu betrügen, bis die Zeit vorüber ist» (Z. 186 f.) finden wir einen schwachen Nachklang an die im Volksbuch sehr realistisch geschilderten Verführungskünste der Sibylle. — Sie willigt aber hier ohne weiteres in den Abschied ein und ist nicht erzürnt, wie im *Guerino*, redet vielmehr die Reisenden sehr freundlich an, wie bei La Sale — sie hatte auch dort nicht denselben Anlass zum Zorn wie im italienischen Volksbuch! — und schenkt ihnen zum Schluss ein goldenes Schwert, wie sie bei La Sale dem Scheidenden die goldene «vergette» giebt. — Die Prophezeiungen über die künftigen Reisen erinnern an diejenigen, welche dem Guerino beim Abschied zu Teil werden.

Für die folgenden Ausführungen über die Deanen, ihren Bau, den König Alexander von Pictavien und den sagenhaften Papst Klemens I vermag ich keine Quellen aufzuweisen. — Der Rest beruht ohne Zweifel auf eigenen Erlebnissen — das einzige, was in diese Kategorie geführt werden kann.

Wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, findet sich in dem Bericht des böhmischen Italiafahrers ein sehr deutlicher Anklang an die beiden litterarischen Überlieferungen der Sibyllensage, die hier zum Vergleich angezogen worden

sind. Ob nun diese Spuren direkt aus der Lektüre der beiden Schriften herrühren oder ob sie mündlichen italienischen Traditionen entstammen, welche eine Mischung der verschiedenen Versionen darstellen, das ist nun natürlich nicht leicht zu sagen. Für das Volksbuch kann jedoch, wie ich meine, eine direkte Einwirkung angenommen werden; aber es scheint mir auch keineswegs ausgeschlossen, dass unserem Reisenden die *Salade* des La Sale bekannt war. Ein Paar ziemlich wortgetreue Entlehnungen könnten in dieser Richtung als Zeugen citiert werden; übrigens, wenn er seine genaue Kenntnis dieser Version der mündlichen Überlieferung zu verdanken hätte, so würde dies beinahe auf einen Besuch in der Gegend von Norcia hinweisen, vorüber der Bericht aber keine Andeutung enthält.

Besonders der letzte Teil der Erzählung scheint mir jedenfalls das Faktum einer Reise nach Italien und Rom ausser Zweifel zu setzen. Leider giebt uns die Überlieferung keinen Anhaltspunkt um das Datum dieser Reise und der Abfassung des Berichtes näher zu bestimmen. Wahrscheinlich ist aber, dass dieses nicht allzu lange Zeit vor der Verfertigung des oben erwähnten Druckes geschehen ist. Es wäre interessant zu wissen, wie die Sibyllenprophezeiungen, von denen Dr. Tille spricht, abgefasst sind und ob sie in irgend welcher Weise an La Sale erinnern. Um diese alten Geschichten neu auszustaffieren und zu gleicher Zeit seinen Reiseerinnerungen eine eigentümliche Anziehungskraft zu verleihen, hat wohl der Verfasser seine Erzählung niedergeschrieben. Den Anlass hat ihm offenbar das italienische Volksbuch von *Guerino il Meschino* gegeben, und nicht nur die Kapitel über das Sibyllenparadies, sondern auch diejenigen, wo von der Patricius-Legende die Rede ist.[1] Dazu kamen Elemente der anderen Version der Sibyllensage, mit denen der Verf. in Italien oder später Bekanntschaft gemacht hatte. Um seinen und seines Reisegefährten guten Ruf zu bewahren, hat er fast alles entfernt,

[1] Vgl. Dunlop-Liebrecht, *Prosadichtungen*, S. 316 ff. In der mir zugänglichen populären Ausgabe des *Guerino* fehlt dieser Abschnitt vollständig.

was sie irgendwie in ein falsches Licht hätte stellen können, und noch dazu die religiösen Bestandteile durch Erinnerungen an andere erbauliche Legenden verstärkt. Dabei ist auch eine Sage mituntergelaufen, die in naher Verbindung mit einem Motiv der Sibyllensage steht und weit verbreitet war. Schliesslich hat der Verfasser alle diese Elemente nach seinem persönlichen Geschmack zu einem eigentümlichen Ganzen umgemodelt.

Ob unser Erzähler auch die Tannhäusersage gekannt hat, ist nicht zu ersehen. Jedenfalls könnte man den Mann, der vor der fünften Pforte sitzt und da bis zum jüngsten Tag wird sitzen bleiben, als eine Entsprechung zu dem «Greise» ansehen, der sich in der frühesten deutschen Version der genannten Sage findet und — wohl ohne Grund [1] — mit dem getreuen Eckart identifiziert worden ist. Alles deutet jedoch darauf hin, dass hier kein deutscher Einfluss vorliegt.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

***Albert Dauzat**, Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans.* Thèse pour le doctorat ès-lettres, présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris. Paris, H. Champion, 1906. 295 p. gr. in-8°. Prix 10 francs.

L'auteur, avantageusement connu par ses recherches sur le patois de Vinzelles (Basse-Auvergne), veut, dans le présent ouvrage, donner aux romanistes un exposé clair et exact des principes méthodologiques à suivre; il veut «dégager les règles de méthode qui sont à l'état latent dans les travaux des romanistes» (p. 5). Cet ouvrage doit donc, en quelque sorte, être pour les romanistes ce que sont les *Prinzipien* de Paul pour les linguistes en général. Mais la différence est grande, aussi bien dans la composition que dans les idées! Le livre de M. Dauzat a l'avantage d'être fort élégamment écrit et très facile à lire; dans sa seconde partie, qui concerne l'étude des patois, il est en outre plein de conseils prati-

[1] G. Paris, *Légendes du moyen âge*, S. 125, n. — Vgl. auch H. Dübi in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XVII (1907), S. 250 ff.

ques de la plus grande utilité. Ce qui, par contre, me semble amoindrir la valeur de l'ouvrage, c'est la façon un peu cavalière dont l'auteur tranche quelques-uns des problèmes les plus épineux de la méthodologie linguistique, sans tenir compte des hypothèses antérieures Cela vient en partie de ce que l'auteur ne paraît pas avoir connu bon nombre des ouvrages de linguistique générale parus hors de France, notamment en Allemagne. N'est-ce pas un signe caractéristique de cette exclusivité nationale de M. Dauzat qu'il ne cite pas une seule fois son grand devancier Hermann Paul? Malgré cela, l'ouvrage de M. Dauzat est certainement digne des plus grands éloges: il témoigne d'une netteté d'esprit et d'un bon sens pratique qui en rendent la lecture en même temps fort attrayante et très utile.

Se je voulais donner ici un compte rendu détaillé de cet ouvrage, cela m'amènerait trop loin. Je dois donc me borner à en faire ressortir quelques particularités qui m'ont spécialement frappé.

D'abord, il y a à noter la division du livre en deux parties, l'une intitulée *Les langues romanes*, l'autre, *L'étude des patois*. Une telle distinction entre les langues romanes, d'une part, et les parlers vivants qui en fort partie, de l'autre, est naturellement très peu «méthodique», mais, en lisant le livre, on comprend que l'auteur a voulu traiter séparément ces études dialectologiques qu'il affectionne tout particulièrement et dont il proclame, et certainement avec raison, la grande importance, non seulement pour notre connaissance des langues romanes, mais aussi pour notre compréhension du développement de la langue en général. Aussi cette partie de l'ouvrage est-elle du plus haut intérêt et contribuera certainement à donner un nouvel essor aux études dialectologiques en France.

Un autre trait caractéristique de l'ouvrage de M. Dauzat, c'est la division de la linguistique en deux branches capitales: la phonétique ou étude des sons, et la sémantique ou étude des idées dans leurs rapports avec les sons. La sémantique, à son tour, se divise en: morphologie (modifications de forme, dues à des causes psychiques), lexicologie (variations de sens des mots) et syntaxe (relations des mots entre eux). Comme M. Dauzat définit toujours très exactement les termes qu'il emploie, je ne vois pas d'inconvénient à cette extension inusitée de l'idée du mot «sémantique».

Parmi les chapitres les plus intéressants de l'ouvrage de M. D. je mentionnerai celui (I, IV, 3) où l'auteur nous donne une explication physiologique de la cause des évolutions phonétiques. Selon lui, les sons changent, «parce que les organes vocaux se modifient

eux-mêmes» (p. 94). Et cette modification des organes vocaux est due à des causes ethniques, au croisement des individus, à l'influence de la race. On comprend alors la simultanéité — dûment constatée bien des fois — des évolutions phonétiques chez les individus d'une même localité, et surtout leur apparition presqu'au même moment sur des aires parfois très vastes. Ni la «loi du moindre effort» ni la théorie de l'origine individuelle des altérations phonétiques, considérées comme des imitations incomplètes, ne sauraient expliquer, d'une manière suffisante, cette évolution phonétique simultanée et indépendante, qu'un phonéticien célèbre a tâché d'expliquer par l'hypothèse «d'une sorte d'anémie, d'un affaiblissement graduel et transitoire des centres nerveux qui aboutissent aux muscles, siège de l'évolution».[1]) Mieux que cette hypothèse singulière, celle de M. Dauzat paraît s'accorder avec les idées actuellement en cours sur l'action des lois phonétiques. Seulement, il me semble possible de combiner la théorie de M. Dauzat avec celle de la «loi du moindre effort». Il n'est pas vrai, quoi qu'en dise M. D., que cette «loi» suppose une cause réfléchie (p. 91). Ainsi, le phénomène inconscient de l'assimilation, dans son sens le plus étendu, est bien, du moins en partie, le résultat d'une prononciation simplifiée (voy. p. ex. le changement d'une explosive *sourde* en une explosive ou une fricative *sonore* entre deux voyelles, c'est-à-dire entre deux phonèmes *sonores:* lat. r i p a > prov. esp. port. *riba,* rhét. *riva,* fr. *rive*). Si M. D. affirme que les modifications phonétiques ne sont pas toujours des «affaiblissements», il a certainement raison; mais aussi ne faut-il pas oublier que la «loi du moindre effort» est à chaque instant contrecarrée par une certaine «loi d'emphase», qui exerce son influence surtout sur les voyelles toniques en les allongeant et en les diphtonguant. C'est de la lutte de ces différents facteurs, parmi lesquels la différenciation des organes vocaux joue un rôle des plus importants, que me semble sortir l'évolution phonétique d'une langue.

Le mérite de l'ouvrage de M. D. ne consiste pas tant en la nouveauté et l'originalité des idées qu'en la façon claire et élégante dont il aborde les problèmes épineux de la linguistique et en ses conseils utiles aux patoisants.

A. Wallensköld.

[1]) Abbé Rousselot, *Les modifications phonétique du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin, Revue des patois gallo-romans,* t. V, Suppl., p. 42 [414].

Öhquist, Johannes, *Tysk Övningsbok.* Tredje omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 205 S. 8:o.

Derselbe, *Saksankielen Harjoituskirja.* Kolmas uudistettu painos. Suomeksi sovittanut ***V. R.*** Helsingissä, Otava, 1907. 220 S. 8:o.

Derselbe, *Skrivprov för Studentexamen i Tyska.* Helsingfors, Otava, 1907. 49 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Derselbe, *Saksankielen Kirjoituskokeet Ylioppilastutkintoa varten.* Helsingissä, Otava, 1907. 50 S. 8:o. Preis: 1 Fmk.

Derselbe, *Tysk Elementarbok.* Fjärde omarbetade upplagan. Helsingfors, Otava, 1907. 219 S. 8:o. (Nebst einem 8 Seiten umfassenden Bilderbogen).

Derselbe, *Saksankielen Alkeiskirja.* Viides uudistettu painos. Helsingissä, Otava, 1907. 223 S. 8:o. (Nebst dem obenerwähnten Bilderbogen).

Die neuerschienenen Auflagen der obenerwähnten bekannten Lehrbücher Lektor Öhquists liegen diesmal in immer wesentlich umgearbeiteter Form vor.

So tritt das «Übungsbuch» jetzt als ein fast ganz neues Buch auf und «zwar in zweierlei Beziehungen»: teils um «frisches Übersetzungsmaterial» teils um eine grössere Zahl *leichter* Übungsstücke bieten zu können. Es ist wohl kaum nötig hervorzuheben, dass der Herausgeber des Buches in beiden diesen Beziehungen einem lebhaften Wunsch der Lehrer entgegenkommt. In der ersten Abteilung ist nicht nur das schon befindliche Übungsmaterial vermehrt, sondern sind ausserdem auch Übungsstücke hinzugefügt worden, welche sich auf Kapitel in der Grammatik beziehen, die in den früheren Auflagen nicht behandelt sind. In der zweiten, «systematischen» Abteilung hat jeder Abschnitt jetzt ein oder mehrere aus kurzen und leichten Sätzen zusammengestellte Stücke erhalten, welche so zu sagen direkte Beispiele zu den grammatischen Regeln bilden.

Von diesen Stücken sind einige jedoch allzu einfach, wie z. B. St. 100, 141 — 143, welche blos Substantive und allerlei Verbformen aufzählen, die ebenso gut ohne Buch in derselben Weise eingeübt werden könnten. Statt der drei letzteren hätte man lieber z. B. ein gutes Übungsstück für die Passivformen gewünscht. Von den Stücken der dritten Abteilung sind nur die zehn ersten «der früheren Auflagen in die neue herübergenommen, das Übrige aber vollständig durch neue Stücke ersetzt.» Der Inhalt ist abwechselnd; die Zahl der leichten Stücke ist aber hier kaum grösser als früher; einige Anekdoten sind dem Hoppe'schen Übungsbuche entnommen. Zum Schlusse dieser Abteilung giebt

es «einige Kapitel aus der deutschen Litteraturgeschichte», wo die deutsche Litteratur in ihren Hauptepochen behandelt wird. Diese glückliche Idee ist der allergrössten Anerkennung wert. Die Schüler bekommen dadurch eine freilich sehr bescheidene, aber doch orientirende litterargeschichtliche Kenntnis, welche mancher Lehrer ihnen vielleicht sonst keine Gelegenheit zu geben findet. So lange es keine für unsere Schulen geeignete deutsche Litteraturkunde giebt, kann ja eine solche kurze Übersicht von 17 Seiten eine Mission zu erfüllen haben. Auch vom principiellen Gesichtspunkte aus ist es wohl richtig danach zu streben, in die Übersetzungsstücke für die höheren Klassen einen realen Stoff einzuführen, so dass der zu übersetzende Text nicht nur als sprachliche Übung, sondern auch des Inhalts wegen durchgearbeitet zu werden verdient.

Trotzdem die Übersetzungsstücke für das Maturitätsexamen aus dieser neuen Auflage ausgeschieden worden sind, umfasst sie doch etwa 20 Seiten mehr als die früheren. Wie aus dem obigen Verzeichnis hervorgeht, sind diese Stücke (sogar für das Jahr 1907) als ein besonderes mit einem Wörterbuch versehenes Heft erschienen.

Das «Elementarbuch» hat eine ganze neue Abteilung erhalten, wodurch die Schüler stufenweise in das Wichtigste der Formenlehre der deutschen Sprache eingeführt werden sollen. In jedem Stück giebt es einige Musterbeispiele in der Form von Fragen und Antworten, und in Analogie mit denselben sollen die Schüler dann ähnliche Fragen beantworten. Von solchen Fragen findet man auch im Buche eine ganze Menge. Im Anfang eines jeden Stückes stehn eine Anzahl Wörter, welche den nötigen Wortvorrat für diese Sprechübungen liefern sollen; zu dieser Abteilung gehört ausserdem ein Heftchen mit Bildern, welche die Gegenstände, worüber gesprochen werden soll, darstellen. Wahrscheinlich um den Preis des Buches nicht zu erhöhen, hat aber dieser Bilderbogen ein sehr dürftiges Aussehen erhalten. Man würde sich lieber mit einer geringeren Anzahl von den einzelnen abgebildeten Gegenständen begnügen, mit denen man übrigens in den meisten Fällen (wie z. B. Bleistift, Feder, Heft, Buch, u. a.) ebenso gut «in natura» operiren könnte, um statt dessen das letzte Bild in Farben gut ausgeführt zu haben. Was die Anordnung des Stoffes dieser Abteilung und die Absicht mit derselben sonst betrifft, sagt der Verfasser darüber im Vorworte u. a. folgendes: «Den Stoff der ersten Abteilung habe ich sowohl in grammatischer Hinsicht wie im Wortschatz möglichst einzuschränken gesucht. Es ist in grammatischer Hinsicht nur das herangezogen worden, was zu einer einfachen Satzbildung in gewöhnlicher Unterhaltung un-

bedingt notwendig ist. . . . Der Zweck der beigegebenen Abbildungen ist übrigens nicht so sehr ein lexikalischer als vielmehr ein formell-grammatischer: sie sollen vermittelst der verschiedenen Farben und Grössen dazu dienen die Flexion der Nomina praktisch einzuüben. . . . Die am Ende eines jeden Stückes gegebenen Frage- und Antwortübungen sind deshalb nicht als erschöpfend zu betrachten, sondern sollen für den Lehrer das Schema abgeben, nach welchem er diese Uebungen beliebig variiren kann und muss.» Ohne Zweifel ist diese Abteilung ein Gewinn für das Buch. Die Stücke sind sehr systematisch und metodisch zusammengestellt; es ist aber fraglich, ob sie auch immer sich leicht und mit Erfolg und Interesse in der Praxis behandeln lassen. Der Rec. wird später Gelegenheit haben die neue Auflage in seinem Unterrichte anzuwenden, und wird dann noch einmal auf diese Abteilung des Buches zurückkommen. — Die Grammatik ist, abgesehen von einigen teilweise kaum nötigen Ergänzungen, leider unverändert geblieben. Da nun die obenerwähnte Abteilung schon beabsichtigt, den Schülern das wichtigste der Formenlehre durch Beispiele und praktische Übungen beizubringen, hätte man auch eine gänzliche Umarbeitung der Grammatik erwartet, wodurch diese zusammenfassender, übersichtlicher und einfacher gemacht worden wäre. — Von den Lesestücken sind einige in die neue Abteilung hinübergezogen; sonst sind die alten beibehalten. Auch hier hätte man aber gern Veränderungen gewünscht. Also trotz des Neuen, was der Verfasser in seiner neuen Auflage bietet, möchte man noch mehr Neues haben.

M. W—s.

The Junior English Reader with Glossary and Notes, edited by ***Anna Bohnhof***. Helsingfors, The Helios Company Ltd, 1908. Price 5:25.

Miss Bohnhof's new Reader is intended for junior classes, and in that respect it certainly fills a great want in our English school-literature. The book begins with a historical part containing short tales and descriptions from the history of England, arranged in chronological order. The historical pieces are well chosen, also from the literary point of view, and in connection with them it is easy for an interested teacher to give hints on the development of English literature during the chief periods described in these narratives. I should only like to make the remark that this part comes too early. It would be more natural to have it at the end of the book, as it is much more difficult than the second part, requiring more knowledge of English and implying a greater

development of the pupils. The second part contains anecdotes and short stories, some of which are very suitable for young readers and easy enough for beginners. And, I am glad to say, I find very little of the usual English maudlin sentimentality in them. — The book ends with two longer stories: Mowgli's Brothers and an extract from Peter Simple. As to the latter, I think it is not quite so well chosen as the previous stories, being too long and ending rather abruptly. Another complete story would perhaps have been more adapted to attract the attention of young pupils.

In connection with the Reader there is a Glossary (Finnish & Swedish), with Notes, bound as a separate volume, handy to use, and to be kept inside the same cover as the chief volume. It will be welcome to the pupils saving them the trouble of looking out words from big dictionaries.

As something quite unusual for school-books in Finland I may mention the exceedingly pretty binding.

Another astonishing thing — especially in an English book printed in Finland — is the fact that there are so few misprints in it, but, unhappily enough, most of them appear on the very first pages, on account of which the first impression is not so good as it would be without the mistakes.

The book will certainly find a wide circulation among students of the English language.

A. Mbg.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. Januar 1908, bei welcher Sitzung der Vorstand und 11 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende sprach einige warme Worte zum Andenken des am 19. Januar in Florenz verstorbenen Mitgliedes des Neuphilologischen Vereins, Dr. phil. Torsten Söderhjelm, aus. Diese-

Verlust sei um so schmerzlicher, als man alle Ursache gehabt habe, von Seiten des jungen Gelehrten eine ungewöhnliche wissenschaftliche Tätigkeit zu erwarten. Schon durch seine Abhandlung für den Doktorgrad über die Sprache in einem altfranzösischen Texte habe er sich als ein geschickter Neuphilologe gezeigt; sein eigentliches Interesse habe sich jedoch der Litteraturgeschichte der romanischen Völker zugewandt. Im dem für das grosse Publikum bestimmten Buche über die italienische Renaissance, das er unter Mitwirkung seines Bruders, des Ehrenpräsidenten des Vereins, Ende 1907 veröffentlicht habe, seien seine seltenen Anlagen als Gelehrter und Stilist recht zum Vorschein gekommen. Unsere Universität hätte zweifelsohne in kurzer Zeit die Gelegenheit gehabt ihn in den Kreis ihrer Lehrer als Dozenten der Litteraturgeschichte einzuführen. Sein Tod sei also ein ungeheurer Verlust für alle Freunde der Wissenschaft und vor allem für den Verein, der zum grossen Teil aus Kameraden des Verstorbenen bestehe.

§ 3.

Prof. *Werner Söderhjelm*, der nicht persönlich anwesend war, hatte einen Aufsatz über die im Langenscheidtschen Verlage herausgegebenen Hilfsmittel für den modernen Sprachunterricht verfasst, der von Prof. A. Wallensköld verlesen wurde. [1]

§ 4.

Prof. *Jos. Mandelstam* besprach die zwei bis jetzt erschienenen Teile von Wundts «Völkerpsychologie, 2:ter Band: Mythus und Religion». Wegen der Fülle des Stoffes und mit Rücksicht auf die knapp zugemessene Zeit wollte sich Prof. M. hauptsächlich auf ein Referat des Inhaltes des grossen Werkes beschränken. — Nachdem er die einleitenden Auslegungen Wundts über die psychologische Natur der Phantasie in aller Kürze referiert und auf das 2:te Kapitel hingewiesen hatte, welches die psychologischen Grundlagen einer Theorie der Kunst erörtert, kam er zu den folgenden Kapiteln, welche von dem Mythus handeln. — Um seine eigene Auffassung klarer zu begründen, beginne Wundt mit einer Übersicht über die bisherigen Theorien; dann teile er die Grundlagen seines Systems mit. Die Auffassung Wundts ruhe durchaus auf psychologischen Tatsachen und ziehe die Ergebnisse sowohl der neueren experimentellen Psychologie wie die der Völkerpsychologie zu Rate. So scheide er z. B den Mythus von der Dichtung und führe beide auf verschiedene psychologische Funktionen zurück.

[1] Sieh Neuphil. Mitteil. dieses Jahres S. 27 ff.

Dieser streng psychologische Gesichtspunkt und das Bestreben, aprioristische Spekulation fernzuhalten, seien als besondere Verdienste des Werkes hervorzuheben. — Von dem Inhalt des zweiten Teiles, der die Seelenvorstellungen und die damit zusammenhängenden niedrigeren Kultus-, Mythus- und Geisterformen behandelt, gab Prof. Mandelstam eine allgemeine Andeutung und besprach nur einige Punkte etwas eingehender, z. B. die Behandlung des primitiven Animismus und seines Verhältnisses zum Fetischismus, die Theorie der Tabugebote und der daraus entsprungenen Sühnezeremonien, den Ahnenkultus, den Dämonenglauben und die damit verwandten Kultusformen. — Prof. M. sprach zum Schluss den Wunsch aus, diejenigen Mitglieder des Vereins, die sich für die mythologischen Forschungen interessieren, möchten die Arbeit Wundts eingehend studieren.

Lektor *J. Poirot* sei dem Referenten dankbar dafür, dass er den Verein mit den Ansichten Wundts bekannt gemacht habe. Wie alle Werke dieses Verfassers, bezeichne auch dieses einen wissenschaftlichen Gewinn und enthalte eine Menge beachtenswerter Gesichtspunkte. Da jedoch das Buch erst mit dem dritten Bande vollständig vorliegen werde, sei es jetzt zu früh mit einer Hauptkritik der darin enthaltenen Theorien hervorzutreten. — In einem wesentlichen Punkte könne Lektor P. den Ansichten W:s nicht beitreten. W. trenne nämlich den Mythus von der Religion und führe sie beide auf verschiedene psychologische Vorstellungen zurück. Die Gründe für diese Trennung habe W. noch nicht angeführt, sie schienen aber wohl auf seiner ganzen Auffassung der Entwickelung zu beruhen. W. bestreite es nämlich, dass ein Keim sich verbreiten könne, der schon alle Entwickelungsmöglichkeiten in sich enthalte. Die Richtigkeit dieses metaphysischen Postulates wolle aber Lektor P. nicht einleuchten. — Befremdend sei weiter, dass W. auf die Forschungen der französischen Antropologen keine Rücksichten nehme. Er stütze sich immer nur auf individuellpsychologische Theorien. Ein grosser Gewinn wäre es gewesen, wenn er das gesellschaftliche Leben mehr analysiert und die Soziologie öfter zu Rate gezogen hätte. — Weiter vermisse man bei W. die Erklärung des Begriffes des «Heiligen» (sacrum), der sehr schwer zu definieren sei und zu dessen Analyse die individuelle Psychologie nicht genüge, sondern die starken Einwirkungen der Individuen auf einander mit einbezogen werden müssten. — Eine schwache Seite des Buches sei hauptsächlich, dass W. sich noch nicht von der individuellen Psychologie befreit habe, und weiter dass er den Aufbau seiner Theorie zu sehr von seinem allgemeinen psychologischen System abhängig gemacht habe.

Prof. *Jos. Mandelstam* wollte gegen Lektor P. hervorheben,

dass W. seine Theorie ausschliesslich mit der Beihilfe einer ganzen Reihe empirischer Fakta aufbaue: nichts sei bei ihm lose Spekulation. — Wie W., sei Prof. M. der Ansicht, dass Religion und Mythologie ganz zu trennen seien, wenn auch gegenseitige Verbindungspunkte keineswegs fehlten. Was die Rolle der Soziologie betreffe, so könne diese Wissenschaft hier, wo der Verfasser zu dem ganz primären Zustande und zu den Individuen zurückgehen müsse, von keinem besonders grossen Nutzen sein. Obgleich W. sich prinzipiell skeptisch gegen die soziologische Forschungsmethode stelle, untersuche er dennoch, wo nötig, soziale Verhältnisse. — Schliesslich habe W. den Begriff des «Heiligen» genügend hervorgehoben, indem er diesen Begriff bei den Kulturvölkern dem Begriff der Furcht bei den Primitiven entgegensetze.

In fidem:

Holger Petersen.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 22. Februar 1908, bei welcher Sitzung der Vorstand und 9 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Bericht der Revisoren für das Jahr 1907 wurde verlesen:

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1. Januar 1907—1. Januar 1908.

Einnahmen:

Abonnements der Neuphil. Mitteil.	Fmk	394:	—
Jahresabgaben der Mitglieder	»	504:	—
Von der Universität für die N. M. angewiesen .	»	500:	—
Verkaufte Exemplare der «Mémoires» T. I—IV .	»	93:	57
Zinsen	»	43:	80
Summe	Fmk	1625:	37
In der Kasse den 1. Januar 1907	»	1477:	49
Summe	Fmk	3102:	86

Ausgaben:

Druckkosten der Neuphil. Mitteil. (Nr. 5/8 1906).	Fmk	412: 82
» » » (Nr. 1/4 1907).	»	381: 64
Verfasserhonorare für die Neuphil. Mitteil. . .	»	293: 75
Porto, Stempelmarken und Distribution	»	129: 41
Transport von «Mémoires» I—IV.	»	2: 10
Anzeigen	»	82: —
Bedienung	»	42: —
Jahresfest	»	48: 50
Telegramm	»	6: 70
Summe	Fmk	1398: 92
In der Kasse den 1. Januar 1908	»	1703: 94
Summe	Fmk	3102: 86

Helsingfors d. 15. Februar 1908.

Holger Petersen.

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors den 22. Februar 1908.

Maisie Stoltzenberg. *Edw. Färnström.*

Dem Kassenverwalter wurde Decharge erteilt.

§ 3.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein habe auch dieses Jahr vom Consistorium Academicum eine Summe von 500 Fmk. als einen Beitrag für die Bestreitung der Druckkosten der «Neuphilologischen Mitteilungen» erhalten.

§ 4.

Als Mitglieder des Jahresfestkomitées wurden vorgeschlagen und gewählt: Professor A. Wallensköld, Lektor J. Poirot, Mag. phil. Fräulein M. Stoltzenberg und Student Johan Vasenius.

§ 5.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein «Nyfilologiska sällskapet» in Stockholm habe ihm den Prospekt des 4:ten Bandes seiner

Publikation: «Studier i modern språkvetenskap» zugesandt, und sei der Vorsitzende bereit Abonnemente entgegenzunehmen.

§ 6.

Prof. *A. Wallensköld* gab ein ausführliches Referat von folgendem Buche. Albert Dauzat: «Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans. Thèse pour le doctorat ès-lettres (Paris).» Paris, H. Champion, 1906.[1]

Prof. *Hugo Pipping* wollte anlässlich des Referates einen bei der Veränderung der Sprache mitwirkenden Faktor erwähnen, der, so viel er wisse, nie früher beachtet worden sei. Der Umstand, dass der Sprechende die Wörter sowohl durch den Ohrgang als durch die eustachische Röhre hört, der Hörende aber die Laute nur durch den Ohrgang auffängt, bewirke, dass dieser die Wörter auf eine etwas andere Weise höre als jener. Dies werde auch dadurch bewiesen, dass man seine eigene Stimme in dem Phonographen nicht recht erkennen könne. Da also das Kind, das die Sprache lernen soll und die Laute der Eltern zu imitieren versucht, diese anders höre und auffasse, als die Eltern selbst, habe man hier mit einer Ursache einer steten successiven Veränderung in der Aussprache von Generation zu Generation zu tun.

In fidem:

Holger Petersen.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 14. März 1908 (Jahresfest), bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der erste Vorsitzende, der Schriftführer und 24 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: die Studenten Fräulein *Alma Ulrika Fogde,* Fräulein *Signe Ingeborg Appelberg,* Fräulein *Aurora Munthe,* Fräulein *Agnes Langenskjöld* und Herr *K. A. Nyman.*

---

[1] Vgl. die Besprechung oben S. 88.

§ 2.

Professor *Werner Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die erste abendländische Sammlung von orientalischen Erzählungen, die s. g. «Disciplina clericalis».

§ 3.

Es folgte ein geselliges Beisammensein, wobei die drei letzten Scenen der «Farce de maître Pierre Pathelin» von Mitgliedern des Vereins aufgeführt wurden, nachdem Lektor J. Poirot einige orientierende Bemerkungen über den Inhalt des Stückes vorausgeschickt hatte. Beim Souper brachte der Vorsitzende einen Toast auf die Ehrenmitglieder, den Ehrenpräsidenten Prof. W. Söderhjelm, und den ehemaligen Vizepräsidenten und Redakteur der «Neuphil. Mitteil.», den Dozenten Hugo Suolahti, der sich gegenwärtig im Auslande aufhält und dem Verein ein Telegramm zugesandt hatte, aus. Prof. Jos. Mandelstam sprach in einigen Worten dem Präsidenten, Prof. Axel Wallensköld, den Dank der Vereinsmitglieder aus. Im Laufe des Abends trugen einige Mitglieder mit verschiedenen Gesangnummern zur Unterhaltung bei.

In fidem:

Holger Petersen.

Eingesandte Litteratur.

Alois Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur. I. Teil: Angelsächsische Periode bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts (Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriss der germanischen Philologie). Strassburg, Karl J. Trübner, 1908. 204 S. gr. 8:o. Preis: 4 Mark 80 Pf., geb. 5 Mark 60 Pf.

F. A. Mohr, Taschenwörterbuch der dänischen und deutschen Sprache (Methode Toussaint-Langenscheidt). I. Teil: Dänisch-Norwegisch-Deutsch. XIV, 646 S. — Teil II: Deutsch-Dänisch. VI, 474 S. — Anhang: Das deutsche Zeitwort, Schema der Konjugation und Wörterbuch der Zeitwörter, verfasst von Prof. Dr. *Dan. Sanders*, revidiert und bearbeitet von Dr. *Julius Dumcke*. 40 S. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), o. J. Preis: 3 M. 50 Pf.

Axel Rosendahl, Chrestomathie française. Morceaux choisis de prose et de poésie. Avec 34 illustrations. Borgå, W. Söderström, 1908. 172 S. 8:o

Moriz Schittenhelm, Zur stilistischen Verwendung des Wortes *cuer* in der altfranzösischen Dichtung. (Diss. Tübingen). Halle a. S., 1907. 80 S. 8:o.

Karl Vollmöller, Briefe Konrad Hofmanns an Eduard von Kausler aus den Jahren 1848 bis 1873, mit Einleitung und Anmerkungen. Nebst zwei Beilagen: 1. Das Geusenliederbuch von 1611, 2. Dr. Karl Friedrich Wilhelm Lanz, und zwei Tafeln. Erlangen, Fr. Junge, 1907. (Sonderabzug aus den Mélanges Chabaneau, Rom. Forschungen XXIII, S. 1041—1086).

Hugo Wendel, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische. (Diss. Tübingen). Halle a. S., 1906. 122 S. 8:o.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran kustantama kansanrunouden keräjäin ja tutkijain lehti. Toimittaja Väinö Salminen. Helsingissä, Otava. I. Jahrg. (1908), Nr. 1—2. — Diese neue folkloristische Zeitschrift erscheint als Beiblatt zu der Zeitschrift Virittäjä.

Bibliographia phonetica, 1908, Nr. 1—2.

Le Maître Phonétique, 1907, Sept.—Dez.

Modern Language Notes, Bd. XXIII (1908), Nr. 3—4.

Moderna språk, II. Jahrg. (1908), Nr. 3. — Enthält die Fortsetzung des Artikels F. Leray's: La loi des trois consonnes.

Päivä, 1908, Nr. 9—17.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, Jahrg. XVI (1908), Heft 1—2—3.

Virittäjä, Jahrg. XII (1908), Nr. 1—4.

Mitteilungen.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique à Helsingfors,* Bd. IV, bespr. von F. Ed Schneegans in Zeitschrift für romanische Philologie, XXXII (1908), S. 255 f.; *J. Runeberg,* Études

sur la Geste Rainouart, bespr. von Raymond Weeks in Romania, XXXVII (1908), S. 165 f.; *A. Wallensköld*, Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère, bespr. von P. M[eyer] in Romania, XXXVII (1908), S. 191 f., von A. Jeanroy in Journal des Savants, 1908, S. 153—154, und in Literarisches Zentralblatt, 1908, Sp. 303; *Oiva Joh. Tallgren*, La Gaya ó Consonantes de Pero Guillén de Segovia, I, kurz angez. im Arch. f. das Studium d. neueren Spr. u. Lit., Bd. CXIX, S. 480.

Ferienkurse: In *Boulogne-sur-Mer* (veranstaltet von der Universität in Lille mit Beihilfe der Alliance française) vom 1. bis 28. Aug. 1908. — In *Besançon* vom 1. Juli bis 1. Nov. 1908. — In *Genf* vom 16. Juli bis 29. Aug. — Nähere Auskunft bei der Redaktion dieses Blattes.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5/6 | Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden. | 1908

Note sur la Ballade des dames du temps jadis

Dans le Bulletin de l'Académie royale des sciences et des lettres de Danemark, 1907, n:o 2, M. Kr. Nyrop a publié une *Note sur une ballade de Villon.* C'est la *Ballade des dames du temps jadis* que visent les commentaires du savant professeur. Sa note ne donne pourtant pas une analyse du contenu poétique de la ballade — Gaston Paris a rendu superflue toute interprétation à ce sujet. M. Nyrop se borne à traiter de la formule rhétorique: «où est Flora — — où est la très sage Helloïs» etc., dont Villon s'est servi dans ce célèbre poème, de même que dans la *Ballade des seigneurs du temps jadis* et dans la *Ballade en vieil langage françois.* Le cadre de tous ces poèmes est traditionnel, comme on le sait, et différents auteurs en ont déjà de bonne heure montré certains prototypes.[1] Dans la note du savant danois sont réunis un certain nombre d'expressions poétiques de la question mélancolique: où sont ceux qui ont vécu avant nous? Mais M. Nyrop n'a sans doute pas voulu épuiser la matière. Il

[1] Dans la *Revue critique* du 3 février 1908 (p. 96) M. A. J[eanroy] renvoie, pour compléter les matériaux recueillis par M. Nyrop, à la thèse de Campaux sur Villon et à Puymaigre, *La cour littéraire de don Jean II.* Ni l'un ni l'autre de ces ouvrages ne nous a été accessible.

ne faut donc pas considérer comme une critique de son travail l'essai fait ici de compléter ses indications.

Les premières et les plus anciennes des poésies citées par M. Nyrop sont deux hymnes latines, l'une du XI-e siècle, dit-on, et l'autre du XIII-e. Toutes les deux ont déjà été, comme le dit M. Nyrop, citées par M. H. Havelock Ellis. [1] Toutefois M. Ellis n'a imprimé que quelques fragments de ces hymnes, et les citations de M. Nyrop sont également incomplètes. [2] Il est vrai que les extraits qu'il donne sont suffisants pour prouver la concordance avec les ballades des dames et des seigneurs défunts. Mais ils ne donnent pas une idée assez nette du caractère des poèmes latins. Ainsi, de la première hymne (celle dans laquelle la caducité des choses est comparée à la glace qui dégèle sous le soleil — «où sont les neiges d'antan!»), le titre et les quatre premières strophes ont été omises. Si on en jugeait par cet échantillon insuffisant, on ne saurait pas que

Audi, tellus; audi, magni maris limbus

— c'est le premier vers du poème original — est une hymne purement liturgique qui a souvent été chantée à l'église aux vigiles des morts. [3]

[1] H. Havelock Ellis, *Villon and Church Hymns (The Academy* 27 mai 1882)

[2] On peut dire en passant que M. John Addington Symonds — peut-être inspiré par l'article de M. Havelock Ellis — a mis en vers anglais la première de ces hymnes *(François Villon and two latin Church Hymns,* dans *The Academy* du 2 déc. 1882). L'autre a, selon Symonds, été traduite en anglais déjà au temps d'Élisabeth.

[3] Pour un texte complet et abondamment annoté comp. Blume, *Tropen des Missale.* Zweite Folge *(Analecta hymnica* 49), p. 378—80 (Super *Libera me Domine*). Le titre du poème est dans quelques manuscrits *Prosa seu sequentia pro defunctis,* dans d'autres *In officio mortuorum.* Les nombreuses variantes prouvent qu'il a été très répandu. On le cite le plus souvent d'après le texte qu'en a donné, déjà en 1817, Rambach dans son *Anthologie christlicher Gesänge,* I, p. 361. Des notices historiques sur le poème sont données par Rambach, p. 354—5. Il est à noter, que les deux premiers vers *Audi tellus* etc. forment aussi le début d'un poème plus ancien *De die novissimo* (Blume, *ouvr. c.,* p. 369 suiv.) qu'il ne faut pas confondre avec notre séquence.

L'autre poème a été traité par M. Nyrop d'une manière plus incomplète encore. Il pourrait toutefois donner lieu à plus d'une observation intéressante. Cette chanson — elle n'était sans doute pas, comme *Audi tellus*, une hymne destinée à être chantée à l'église aux offices liturgiques, mais plutôt une poésie de réflexion d'un caractère privé et très personnel — est un des produits les plus débattus de la poésie médiévale. Elle a pour titre *De vanitate mundi* ou *De contemptu mundi* et traite de la vanité de la gloire plutôt que de l'inconstance de la vie. Les vers imprimés par M. Nyrop:

Dic ubi Salomon, olim tam nobilis,
Vel ubi Sampson est, dux invincibilis? [1]

sont précédés d'une strophe qui par ses réflexions générales donne une explication des *Dic ubi* souvent répétés:

Cur mundus militat sub vana gloria
Cujus prosperitas est transitoria?
Tam cito labitur ejus potentia
Quam vasa figuli quæ sunt fragilia.

Ce poème a, comme le dit M. Nyrop, été attribué à Jacopone da Todi. On peut ajouter ici qu'on a même cru savoir dans quelles circonstances il a été composé. Le poète franciscain aurait composé *Cur mundus militat* pour se consoler, quand il avait été emprisonné par Boniface VIII. [2] D'autres écrivains assurent, par contre, que Jacopone aurait seulement admiré le poème et qu'il l'aurait souvent copié pour ses amis, [3] ce qui aurait fait que dans quelques manuscrits le poème en question a pris place parmi ses propres écrits. [4]

---

[1] Rambach, *Anthologie,* I, p. 279 suiv.; *Patrologia latina,* ed Migne, 184, coll. 1313—16; *Daniel,* Thesaurus hymnologicus. II. p. 379. Comp. Blume, *Pia dictamina* dans les *Analecta hymnica,* 33, p. 267—8.

[2] Comp. Hauréau, *Sur les poèmes latins attribués à saint Bernard (Journal des savants,* 1882, p. 177). Selon une autre anecdote Jacopone aurait présenté ce poème, avec une chanson italienne, comme une espèce de preuve de maturité, à quelques moines franciscains qui hésitaient à le recevoir dans leur couvent (Ozanam, *Les poëtes franciscains,* p. 139).

[3] Comp. Hauréau, *ouvr. c.,* p. 178.

[4] Voy. Jullian, *Dictionary of Hymnology,* p. 1082.

Il existe pourtant d'autres traditions qui désignent l'auteur de *Cur mundus militat* comme «Golias». C'est à cause de cela que la chanson en question a souvent été citée sous le nom de Walter Mapes. [1] Il serait incontestablement intéressant qu'un poème qui a tant de points communs avec la ballade de Villon eût été composé par un autre poète de cabaret. Malheureusement il n'y a que peu de savants qui se soient prononcés en faveur de cette hypothèse. Dans les anciens recueils *Cur mundus* porte un autre nom qui a un son tout autre que celui de l'auteur de *Mihi est propositum:* c'est qu'on le cite comme l'œuvre de saint Bernard. [2]

Il est, comme on sait, incertain si saint Bernard a composé une seule des hymnes qui dans les anciennes éditions ont été admises parmi ses œuvres. Le grand cycle de louanges de la Vierge est aujourd'hui attribué à son homonyme moins célèbre, Bernhardus Morlanensis. [3] C'est également sans doute à cause d'une confusion des noms que *Cur mundus*, œuvre d'un auteur qu'il faut bien désigner comme inconnu, a été attribué à «Bernhardus Clarevallensis». Car Bernard, moine de Morlaix (ou Morlas), [4] a, lui aussi, écrit un poème intitulé *De contemptu mundi.* C'est un poème en hexamètres léonins dont le style prolixe et didactique ne ressemble guère ni à la ballade de Villon ni à ses prototypes

---

[1] Comp. Rambach, *Anthologie*, I, p. 269; Edélestand du Méril, *Poésies populaires latines du moyen age*, p. 126.

[2] Dans les rédactions publiées par Mabillon *(Sancti Bernardi Opera omnia,* vol. II, 2, p. 1771) et par Rambach et Migne *(ouvr. c.)* les premiers vers se lisent ainsi :

O miranda vanitas ! o divitiarum
Amor lamentabilis ! o virus amarum !

Cur mundus militat a été ici, comme l'a fait observer du Méril, réuni à tort avec quatre strophes d'un autre poème avec lequel il a eu de commun le titre et le contenu général, mais dont il se distingue par la forme métrique et le style. Comp. du Méril, *ouvr. c.*, p. 125.

[3] Hauréau, *ouvr. c.*, p. 408; Dreves, *Hymnographi latini*, II *(Analecta hymnica*, 50*)*, p. 423.

[4] Pour l'interprétation du mot *Morlanensis*, comp. *Anal. hymn.*, 50, p. 423.

cités ci-dessus. Mais on trouve dans ce poème aussi les mêmes questions rhétoriques qui sont si souvent répétées dans la poésie médiévale. Nous imprimons ici quelques vers qui touchent directement à notre sujet:

Est ubi gloria nunc Babylonia? sunt ubi dirus
Nabugodonosor? et Darii vigor? illeque Cyrus?

Nunc ubi curia, pompaque Julia? Caesar, obisti;
te truculentior, orbe potentior ipse fuisti.

Nunc ubi Marius atque Fabricius inscius auri?
Mors ubi nobilis et memorabilis actio Pauli?
Diva Philippica, vox ubi coelica nunc Ciceronis?
Pax ubi civibus atque rebellibus ira Catonis?
Nunc ubi Regulus, aut ubi Romulus, aut ubi Remus?[1]

De la littérature en langues modernes M. Nyrop signale une ballade italienne anonyme du XIII-e ou du XIV-e siècle et deux poésies anglaises, l'une de Thomas Hales, l'autre de John Lydgate. Mais il ne mentionne pas les deux strophes dans *Le miroir des dames et des demoiselles*[2] qui se rapprochent tant des interjections de Villon:

Las! et ou sont celles qui pieça furent,
Dont les beautez raconte mainte hystoire?
Judich, Hester, qui tant grant beauté eurent,
Dont mencion fait la bible et memoire?

Las! et ou sont de Heleine et Lucresse
Les grans beautez, et de Sydoine aussi?
Faillies sont et mortes en detresse
Passé long temps, et vous mourrés ainsi.

Quand il s'agit de la ballade de Villon, on est tenté de renvoyer à un poème de son protecteur et confrère en Apollon, Charles d'Orléans, qui traite — sans questions rhétoriques, il est vrai — du thème des «belles dames du temps jadis»:

[1] Bernardi Morlanensis *De contemptu mundi*. Liber primus (*The anglo-latin satirical poets and epigrammatists of the 12th century*, ed. by Th. Wright. Vol. II, p. 37—38). Les vers cités ci-dessus ont été imprimés par Edélestand du Méril, *ouvr. c.*, p. 126.

[2] Publié par M. Werner Söderhjelm dans les *Neuphil. Mitteil.*, 1904, n:o 2, p. 35.

Au vieil temps grand renom couroit
De Creseide, Yseud, Elaine
Et maintes autres qu'on nommoit
Parfaites en beauté hautaine:
Mais, au derrain, en son demaine,
La mort les prist piteusement. [1]

On a naturellement tort de parler d'un rapport, ou même d'une ressemblance intrinsèque, avec la ballade de Villon chaque fois qu'un poète se sert de la formule: «Où sont — — —». Remy de Gourmont qui, dans son livre *Le latin mystique*, cite *Cur mundus* comme le prototype de la *Ballade des dames du temps jadis* s'est donc laissé induire en erreur, quand il continue: «Même thème en le *Pianto de la Chiesa reducta a mal stato* de Jacopone da Todi». [2] Il est vrai que dans ce châtiment le poète s'écrie: *Do son li patri pien de fede — — — do son li profeti pien desperanza — — — Do son li apostoli pien de fervore — — — Do son li martiri pien de forteza — — —* etc. Mais ce ne sont pas des réflexions sur la mort et l'anéantissement qui ont amené sa plainte, Jacopone cherche les prophètes, les pères et les martyrs parmi les vivants, et il exprime son amertume parce que l'Église ne possède plus des héros pareils à ceux qui donnèrent de l'éclat à son âge héroïque. [3]

On peut toutefois être persuadé que des formules comme «Où sont les — —» de Villon ont été employées dans la littérature bien avant le XII-e siècle, époque où a été composée l'hymne funèbre *Audi tellus*. Nous avons annoté, dans la *Consolatio philosophiæ* de Boèce, les vers suivants que les poètes médiévaux se sont peut-être rappelés:

---

[1] Les poèmes de Villon et de Charles d'Orléans sont comparés entre eux par Gérusez dans son *Histoire de la littérature française*, I, p. 289. Je dois ce renvoi à mon ami M. A. Långfors.

[2] Remy de Gourmont, *Le latin mystique*., p. 203, 205—6.

[3] Pour une traduction française et une analyse du poème, voy. Ozanam, *Les poëtes franciscains*, p. 154—5. Les œuvres complètes de Jacopone ne m'ont pas été accessibles, mais M. W. Söderhjelm m'a signalé que le poème cité a été imprimé dans la *Zeitschrift für romanische Philologie*, III, p. 190 suiv.

Quid o superbi colla mortali jugo
Frustra levare gestiunt?
Licet remotos fama per populos means
Diffusa linguas explicet.
Et magna titulis fulgeat claris domus:
Mors spernit altam gloriam,
Involvit humile pariter et celsum caput,
Aequatque summis infima.
Ubi nunc fidelis ossa Fabricii manent?
Quid Brutus, aut rigidus Cato? [1]

Comme archétype de tous ces *Ubi sunt* ont pourra peut-être considérer les questions ironiques que fait Sennacherib devant les Juifs et leur roi Hischias, 2 Rois, 18, 34: *Ubi est deus Emath, et Arphad, ubi est deus Sepharnaim, Anu et Ana?* et 2 Rois, 19, 13: *Ubi est rex Emath et rex Arpad, et rex civitatis Sepharvaim, Anu et Ana?* «Où sont le roi de Hamath, et le roi d'Arpad et les rois de Sepharvaim, Hava et Iva?» Il est d'autant plus probable que ces cris de triomphe sur les ennemis, morts depuis longtemps, des Assuriens sont restés gravés dans la mémoire des poètes médiévaux, que les questions du livre des Rois sont textuellement répétées chez Ésaïe, 36,19 et 37,13.

Combien la formule *Ubi sunt qui ante nos fuere* a été aimée au moyen âge de même qu'à l'époque moderne, cela ressort clairement des sermons. [2] Nous ne suivrons pourtant pas le développement postérieur du motif. La ballade de Villon reste de tout temps l'expression la plus belle du regret des hommes sur la beauté et la force qui disparaissent comme «la neige d'antan». Toutes les formes antérieures de cette pensée nous intéressent comme ses prédécesseurs, toutes les rédactions postérieures ne sont que des faibles répliques ou des parodies sans valeur. *Yrjö Hirn.*

[1] Boëtius, *Consolatio philosophiæ,* lib. II, cap. VII. On est frappé par le fait que déjà Boèce a pour ses questions choisi les mêmes noms, Fabrice, Brutus et Caton, qui se rencontrent si souvent dans les poèmes postérieurs.

[2] Dans Schück, *Svensk Literaturhistoria,* I, p. 321, est citée une oraison funèbre suédoise par Silvester Johannes Phrygius (1572—1628) qui avec des noms nouveaux répète les vieilles questions: «Où est le vieux Mathusalem? — — — Où est le fort Samson? — — — Où est le bel Absalon? — — — Où est le sage Asaël?»

Observations sur les manuscrits de l'Astronomie d'Alphonse X le Sage, roi de Castille

La compilation astronomique du roi-polygraphe espagnol, du XIII:e siècle, publiée par M. Rico y Sinobas, en 1863—67, [1] constituait dans l'origine un gros volume contenant seize traités divers de *Saber de Astronomia*. Gardé actuellement dans la Bibliothèque de la Faculté de Droit de l'Université de Madrid, il nous reste un précieux in-folio du XIII:e siècle, luxueusement exécuté, mais mutilé à diverses epoques, qui a probablement appartenu au roi lui-même. Ayant été longtemps conservé à l'École des Hautes Études d'Alcalá (Complutum), ce manuscrit est connu sous le nom de Complutense (**C**). Ses lacunes, considérables aujourd'hui, surtout vers le commencement du ms., ne sont complétées que par des fragments d'autres mss. espagnols, plus récents de deux siècles ou davantage, et, en outre, par le cod. vatican. 8174 (**V**), qui contient une ancienne traduction italienne faite sur le Complutense, dès 1341, et qui n'a subi que des mutilations de peu d'importance. A en juger par ce que nous connaissons sur le ms. italien, chaque partie de C nous a été conservée par un ms. espagnol quelconque.

Abstraction faite d'un passage situé plus loin dans l'ouvrage et, aussi, des fragments des *Tablas Alfonsis* qui semblent avoir toujours fait défaut au ms. Compl., il n'y a que le premier des cinq tomes de la publication de M. Rico y Sinobas qui renferme des portions de texte reconstituées

[1] *Libros del saber de Astronomía* del rey D. Alfonso X de Castilla, compilados, anotados y comentados por Don Manuel Rico y Sinobas. Obra publicada de Real Orden. Madrid, 1863—67. Cinq tomes grand in-folio — L'éditeur a la velléité d'uniformer sans rien dire l'orthographe (qui n'est pas très homogène même dans le ms. C), semblant donner la préférence à des graphies ou formes supposées plus archaïques. L'arbitraire atteint son maximum aux pages 7—80 du premier tome, pour lesquelles il a fallu recourir à des mss. plus récents. Il est à regretter que le savant professeur de Santiago de Chile, M. F. Hanssen, ait entrepris ses *Estudios ortográficos sobre la Astronomía del rei D. Alfonso X* (Sant. de Chile, 1895) sur le texte de M. Rico y Sinobas.

d'après les mss. tardifs, à défaut de feuilles correspondantes dans le ms. du XIII:e siècle. Voici la liste des mss. connus auxquels il faut recourir pour cette reconstitution, avec l'indication des passages de la publication de M. Rico y S. où ils sont décrits: Ms. Complutense (**C**, XIII:e s.), de la Fac. de Droit de Madrid; v. tome I, page LXXXIX et la suiv.; t. V, pp. 6—10, 103—108. — Ms. de Madrid, Acad. de la Historia, est. 26, gr. 4, D, num. 97 (**H**; quelques feuilles, du XV:e s., d'autres: de la fin du XVI:e); v. t. I, pp. XC et suiv.; t. V, pp. 12—14 et 109—113. — Ms. de Madrid, Bibl. Nac. 1197, anc. L 3 (**N**, XVI:e s.); v. t. I, p. XC; t. V, pp. 17—18 et 118—121.

Voici comment se distribuent ces mss. pour le texte contenu dans le premier tome [1]:

Pages 3—4: CN
5—6 ne contiennent pas de texte
7—8: HN
9—16: H
17—80: HN
81—122: CHN
123: CH
124—141: C
142—143: CH
144—152 n'ont pas de correspondance dans les mss.
153—208: C.

Le ms. H, comme nous l'avons dit tout à l'heure, consiste de deux parties, dont la première (**H** 1) montre l'écriture du XV:e siècle et le second (**H** 2) ne remonte qu'à la fin du siècle suivant. M. Rico y S., en rendant compte de ce ms., dit (V, 109) que l'écriture plus récente commence au fol. 9r, et l'on voit par les indications de l'éditeur, après avoir corrigé une erreur [2] à la p. 109 où nous sommes, que le texte rela-

[1] La façon dont l'éditeur a ordonné son livre — ce n'est qu'en se rapportant aux descriptions des manuscrits indiquées ci dessus (descriptions pas très exactes, du reste) que l'on peut démêler quels sont les mss. pour un passage donné — rend assez difficile la première orientation en ce qui concerne le rapport entre le texte et le ou les mss.

[2] Pour la *hoja 8, verso,* lire «Concluye el testo de la Ossa *Mayor*».

tif à la constellation de la Grande Ourse se trouve être copié deux fois, c'est-à-dire aux fols. 7 r et 8 v, où l'écriture est celle du XV:e s. (H_1), et aux fols. 9 r et 10 v, où l'on a l'écriture plus récente (H_2)[1], tandis que les autres constellations ne seraient traitées qu'une fois chacune, soit dans la partie plus ancienne, soit dans la récente du ms.

En examinant le ms. H, le printemps de 1908, je pus voir qu'en réalité l'on a recours à quelques pages de plus de ce texte H_1 destiné à jouer un rôle assez important dans une future édition critique de l'*Astronomie* d'Alphonse le Sage.

On voit par la concordance des mss. donnée plus haut que presque tout le texte correspondant aux pages 7—143 de l'édition se trouve en H. Quant aux deux parties de ce ms., l'on a d'abord, jusqu'à la p. 18, H_1 uniquement; pour les suivantes 19 et 20, où il s'agit de la Grande Ourse, nous possédons et H_1 (fols. 7 r et 8 v) et H_2 (9 r et 10 v), comme il a été dit tout à l'heure.

Or, pour les pp. 21 et 22 (constellation du Serpent), l'on a recours non seulement, comme l'indique l'éditeur, à H_2, mais aussi à H_1. Ce dernier texte se lit par transparence, sur deux feuilles collées respectivement derrière les fols. 9 r et 10 v dont nous venons de parler. Il en est de même pour la suite: des feuilles de H_1 se trouvent sous H_2.

J'eus la satisfaction, dans le courant de mes collations des mss. de l'*Astronomie*, de pouvoir relever ces intéressantes leçons H_1, lisibles à travers ces feuilles superposées qui portent sur leur face antérieure la laide écriture de la fin du XVI:e siècle. Voici la concordance[2] de ces feuilles H_1 qu'on

---

[1] Les faces intermédiaires 7 v à 8 r et 9 v à 10 r portent les planches correspondantes, représentant respectivement la Petite et la Grande Ourse.

[2] Grâce au caractère particulier de notre texte — il consiste de morceaux d'étendue à peu près identique, alternant avec des planches occupant, dans l'édition, une page juste et, dans le ms., les deux faces du livre ouvert — il est possible d'établir une concordance par pages entre l'édition et le manuscrit.

pourrait appeler retrouvées, puisque l'éditeur les ignore. Pour plus de clarté, j'ajouterai dans une troisième colonne l'indication des passages correspondants du H_2.

Pages de l'édition	H_1	H_2
21 et 22	sous 9r et 10v	11r et 12v
23 et 24	sous 11r et 12v	13r et 14v
25 et 26	sous 13r et 14v	15r et 16v
27 et 28	sous 15r et 16v	17r et 18v
29 et 30	sous 17r et 18v	19r et 20v
31 et 32	sous 19r et 20v	21r et 22v

Total, douze nouvelles pages manuscrites, le fol. 20 étant la dernière des feuilles doubles.

Je rappellerai que les pages intermédiaires non indiquées ci-dessus (9v, 10r, 11v, 12r etc.) sont remplies par de grandes planches. La légende que porte chacune de ces planches est écrite, en partie, par la main H_1, mais elle a été complétée par H_2. L'indication de tous les détails sur ce point — détails omis en bloc par l'éditeur — m'entraînerait trop loin. Je me borne ici à noter que le tout porte à croire que le copiste H_2 a trouvé le ms. H_1 inachevé quant aux planches, car (exception faite de la planche de la Couronne Boréale) nous ne retrouvons la main H_1 que dans le premier secteur de la «roue» *(rueda)* des planches, la légende des autres secteurs ayant été écrite par H_2. De plus, pour concentrer maintenant notre attention sur les rapports intrinsèques, il faut faire remarquer que, comme le montrent mes collations [1]

[1] Par exemple, pour un passage qui se lit à la p. 20 de l'édition:

H_1 la terçera por q(ue) no les abo(n)da q(ue) no(n) lo enten(diendo q(ue) lo despreçien. Mas avn q(ui)ere(n) . . .

H_2 la terçera porque non les abonda de que ellos non lo entienden la despreçian non lo entendiendo. Mas aun quieren . .

M. Rico y S. donne, pour ce passage, un texte conforme à N. C'est un manuscrit fort lisible, de haut luxe, mais il faut s'en méfier à cause des libertés que se permet le copiste, et non pas seulement en matière d'orthographe.

Tout en ne m'étant proposé originairement qu'une collation minutieuse des arabismes de l'*Astronomie* du roi Alphonse sur CVH_1NH_2, j'ai été amené, par l'intérêt que semble offrir le sujet, à entreprendre en plus toute une

des passages qu'ont en commun ces deux textes, H_2 n'est pas une copie de H_1. Or, admis ce dernier point, et étant donné que — pour m'en rapporter toujours à mes collations — le copiste H_2 n'a pas non plus eu le ms. N sous les yeux, il faut se demander: quel était donc le ms. qui a servi de prototype à notre copiste pour ces feuilles qui faisaient défaut dans C en 1562 (v. Rico y S., t. V 8 et 26)? Sans vouloir attacher plus d'importance que ne le fait M. Rico y S. au fait qu'à la fin de ce même ms. H se trouvent, écrites toujours par la main H_2, quelques feuilles de provenance inconnue [1], je m'avoue porté à soupçonner qu'après tout il a pu exister quelque manuscrit ou fragment de manuscrit alphonsin, distinct du Codex Complutensis, encore vers 1600. Était-ce l'original de celui-ci? En était-ce une copie aujourd'hui perdue? Le possédons-nous à Oxford (cf. Rico y S., V 14—16)? Voilà des questions qu'il serait intéressant de voir tranchées.

J'ose espérer que les collations que j'ai faites sur les mss. CH_1 NH_2 suffiront pour en établir la filiation, et que l'édition critique des mots arabes de l'*Astronomie* d'Alphonse le Sage que je voudrais publier un jour, contribuera, elle aussi, à éclaircir la question de l'original de l'ouvrage. Actuellement, d'autres travaux m'empêchent de m'arrêter davantage sur cet attrayant texte du moyen âge espagnol-arabe.

Oiva Joh. Tallgren.

---

série de collations comprenant des passages entiers, que j'espère pouvoir un jour mettre à profit. — J'ajouterai à cette occasion que je reconnais la main H_1, dont je me suis occupé ci-dessus, dans la première partie (jusqu'au fol. 97 v inclusivement) du ms. de Madrid, Bibl. Nac., ancien L 97, laquelle contient, entre autres choses, l'important prologue des *Tablas* imprimé par M. Rico y S. dans le tome IV; et, de plus, qu'un portrait au crayon, peut-être le même que l'éditeur dit avoir vu jadis dans le ms. L 97, se trouve aujourd'hui collé au fol. 133 v de N.

[1] Voir V 12, 13, 14, 113.

La légende d'Europe dans les littératures classiques et dans la poésie française

La légende de l'enlèvement d'Europe a constitué un thème favori des poètes et artistes anciens. Dans les beaux-arts on peut suivre le motif à travers presque toutes les périodes, depuis l'époque qui précède les guerres médiques jusqu'à la décadence romaine, et on le retrouve dans toutes les branches de l'art: sur les vases peints, les mosaïques et les fresques, en reliefs et en sculptures, sur des monnaies et des camées. Ce sont surtout deux moments du mythe qui ont attiré les artistes: la scène qui précède immédiatement l'enlèvement, où Europe et ses compagnes cueillent des fleurs sur la prairie, tandis que le taureau, s'approchant d'elle, se couche à ses pieds et lui offre son dos; puis la scène de l'enlèvement proprement dit, où le taureau s'éloigne avec son butin.

Cette dernière situation est la plus fréquemment reproduite. Europe est alors généralement représentée assise sur le dos du taureau; parfois elle tient encore des fleurs dans les mains; mais d'ordinaire elle s'accroche d'une main à une corne, l'autre embrassant le cou de l'animal, ou s'appuyant sur son dos, ou enfin retenant un coin du manteau qui flotte à l'air ou est gonflé par le vent. Seules quelques scènes de la basse époque, surtout des fresques pompéiennes, montrent Europe flottant à côté du taureau, une main autour de son cou, ou bien couchée sur son dos; dans ces deux cas elle est ordinairement nue. Souvent la traversée prend le caractère d'un cortège mythologique triomphal. Un Eros ailé plane au-dessus du groupe, qui est entouré de Néréides montées sur des dauphins et des hippocampes, etc.

Les formes poétiques de la légende d'Europe conservées jusqu'à nos jours datent toutes de la fin de l'antiquité, à l'exception de quelques fragments insignifiants; elles appartiennent à l'époque alexandrine ou l'époque impériale romaine.

[1]) Cf. Overbeck, *Kunstmythologie*, II, pp. 420—465.

En grec nous avons une assez longue idylle de Moschos, un dialogue de Lucien, deux passages des *Dionysiaques* de Nonnos; dans la littérature romaine, une ode d'Horace, un épisode des *Métamorphoses* d'Ovide et un passage de ses *Fastes*. Comme nous le verrons par la suite, il règne une grande concordance, entre la poésie et les beaux-arts, dans la manière de concevoir et de traiter le mythe.

L'«épyllion» de Moschos commence par le récit d'un rêve envoyé par Cypris à la vierge Europe, fille de Phoinix, une nuit vers le matin, à l'heure des rêves véridiques, où le sommeil se pose sur les paupières plus doux que le miel et rend les membres sans force. Elle voit deux continents, l'Asie et le continent situé en face, sous l'aspect de deux femmes qui se la disputent. L'une embrasse Europe comme sa propre fille, mais l'autre saisit la jeune fille avec force et l'enlève, du reste sans résistance de la part d'Europe, déclarant que celle-ci lui appartient par le décret du destin. Alors Europe se réveille effrayée et croit encore voir les deux femmes devant elle. Qui d'entre les dieux avait envoyé l'apparition, et que signifiait ce rêve? Qui était cette femme étrangère? Puissent les dieux accomplir le rêve pour son plus grand bien.

Elle se lève et va trouver ses compagnes de jeu, avec qui elle a coutume de former des rondes, de se baigner sur le rivage ou de cueillir des fleurs sur les prairies. Celles-ci arrivent tout de suite, et la troupe descend vers une prairie au bord de la mer, où elles se rassemblent souvent pour jouir de la beauté des roses et du mugissement des vagues. Elles ont toutes une corbeille à fleurs dans la main; celle d'Europe, un ouvrage de Vulcain, est ornée de reliefs de divers métaux. On y voit la fille d'Inachos, Io, sous la forme d'une génisse, errant le long de la mer, tandis que deux hommes la regardent du haut d'un rocher élevé; Zeus la caresse et, sur les bords du Nil, lui rend sa forme féminine; Hermès est debout près d'Argos mort, et du sang de celui-ci s'élève un oiseau dont les ailes brillent de couleurs variées.

Arrivées sur la prairie, chacune cherche sa fleur favorite.

Certaines cueillent les narcisses, d'autres l'hyacinthe, la violette ou le thym, ou la chevelure odorante du safran; et au milieu de la troupe se tient la princesse avec une brassée de roses couleur de flamme, rayonnante comme la déesse de l'amour parmi les Grâces. Mais elle ne jouira pas longtemps des fleurs, et ne conservera pas intacte sa ceinture virginale. Zeus la voit, et il est au même moment blessé des traits de la déesse de l'amour. Pour éviter la colère jalouse de Héra et tromper plus aisément la jeune fille, il se change en un taureau. Mais non un de ceux qui tirent la charrue ou le chariot, qui sont nourris à l'étable ou paissent avec les troupeaux: il a sur tout le corps un pelage d'un jaune d'or, avec une tache argentée sur le front, ses yeux brillent, et sur sa tête se dressent des cornes égales comme les pointes du croissant lunaire. Quand il apparaît sur la prairie, les jeunes filles ne s'effrayent pas; toutes veulent s'approcher et caresser le taureau, dont l'odeur divine l'emporte sur les parfums de la prairie. Il s'arrête devant Europe et lui lèche le cou. Elle lui rend ses caresses, essuie l'écume de sa bouche et le baise. Enfin il plie le genou devant elle et lui offre son large dos. Europe appelle ses amies et les invite à s'asseoir sur le dos du taureau. Il est si doux et si aimable, dit-elle, et a la raison d'un homme; il ne lui manque que la parole.

Et elle s'assied sur le dos du taureau; mais aussitôt celui-ci se dresse, fuit avec elle vers le rivage et se précipite dans la mer. Les vagues s'aplanissent à son passage. Les dauphins forment des rondes joyeuses; les Néréides apparaissent à la surface et les suivent, montées sur des monstres marins; Poseidon lui-même conduit le cortège, et les Tritons, musiciens bruyants de la mer, entonnent des airs nuptiaux dans leurs conques aux spirales allongées. D'une main Europe saisit une des cornes du taureau; l'autre retient le manteau de pourpre pour l'empêcher de traîner dans l'eau; comme la voile d'un navire, le large manteau est gonflé par les vents. Quand la terre paternelle a disparu et que la jeune fille ne voit plus que le ciel et l'eau, elle jette autour d'elle des regards effrayés et s'écrie:

«Où me conduis-tu, cher taureau, et comment peux-tu traverser les eaux? La mer est navigable aux vaisseaux rapides, mais les taureaux tremblent devant les sentiers de la mer. Quel doux breuvage veux-tu trouver ici, et quelle nourriture? Ou bien es-tu un dieu? Car les dauphins de la mer ne voyagent pas sur la terre ferme ni les taureaux à travers les mers; mais toi, tu parcours intrépide les terres et les mers, et tu vas sans doute bientôt t'élever dans les airs et voler comme les oiseaux rapides. Malheur à moi, infortunée, qui ai quitté la maison de mon père. Sois-moi propice, dieu qui ébranle la terre, maître de la vaste mer à l'écume blanche; car ce n'est sans doute pas sans ton aide que je suis ainsi transportée sur cette route humide.»

Alors le taureau aux belles cornes lui répond:

«Calme-toi, jeune fille, et ne crains pas les flots de la mer. Je suis Zeus lui-même, bien que ma passion pour toi m'ait décidé à prendre la figure d'un taureau. Nous serons bientôt en Crète, où je suis né et où tes noces vont se célébrer. Tu me donneras des fils au nom illustre, qui porteront le sceptre royal parmi les hommes.»

Ainsi parle le taureau, et ses paroles se réalisent. Quand ils ont atteint la Crète, Zeus reprend sa forme originale, et délie la ceinture d'Europe. La vierge devient épouse et mère, et enfante des fils à Zeus.

Le poème de Moschos est plastique et pittoresque à la fois, aimable et gracieux, relativement simple et sans artifice. Cependant l'expression de l'étonnement et de la frayeur de la jeune fille, quand elle se trouve tout à coup sur la mer déserte, enlevée par le taureau, paraît plus recherchée et spirituelle que vraie [1]).

Chez Horace [2]) on n'a pas de description détaillée de l'enlèvement; une longue plainte d'Europe constitue le centre de l'exposition; toutefois ce monologue n'est pas placé comme chez Moschos au cours de la traversée, mais après l'arrivée

[1]) Cf A. et M. Croiset, *Hist. de la litt. gr.*, V, p. 253.

[2]) Liv. III, ode XXVII, v. 25—76.

en Crète. Il est précédé d'un très court exposé des événements antérieurs, et ici aussi Horace s'écarte du poète grec: la traversée s'accomplit à la demi-clarté d'une nuit étoilée. Le monologue témoigne aussi d'une nouvelle conception. Tandis que les paroles de la jeune fille chez Moschos ne reflètent que la crainte devant sa situation dangereuse et l'étonnement de voir le taureau se frayer sa route à travers les flots, elles trahissent ici le remords. Europe se reproche de ne pas avoir cherché la mort, et pourtant, dit-elle, la mort serait une peine trop légère pour sa faute, l'amour du taureau. Mais tout à coup Vénus, suivie de l'Amour, lui apparaît. Cesse tes reproches, dit la déesse de l'amour. Ne sais-tu pas que tu es l'épouse de Jupiter? Cesse de sangloter et apprends à supporter avec dignité ton grand bonheur: une partie de la terre portera ton nom.

Dans les *Métamorphoses* [1]), Ovide raconte comment Jupiter envoie Mercure à Sidon avec l'ordre de conduire le troupeau royal du pâturage sur la montagne jusqu'au rivage de la mer, où la fille du roi Agénor [2]) a coutume de jouer avec des jeunes filles tyriennes. Le roi des dieux se change lui-même en un taureau et se joint au troupeau. La scène sur le rivage est en somme la même que chez Moschos, avec quelques détails nouveaux. C'est ainsi que le taureau est d'un blanc de neige; pendant le jeu, Europe lui met une couronne autour des cornes. La manière dont Europe fait la traversée s'écarte de Moschos et rappelle la mise en scène que nous connaissons par plusieurs formes dans les beaux-arts: de la main droite Europe tient une des cornes, tandis que de l'autre elle s'appuie sur le dos de l'animal:

> Pavet haec litusque ablata relictum
> respicit et dextra cornum tenet, altera dorso
> imposita est; tremulae sinuantur flamine vestes.

---

[1]) II, 836—875.

[2]) Chez Moschos Europe était la fille de Phoinix. De même dans l'*Iliade*, XIV, 321.

Un passage des *Fastes* [1]) nous donne une variante de cette scène avec une foule de détails nouveaux et gracieux. La jeune fille tient d'une main la crinière du taureau, de l'autre son manteau, et sa chevelure blonde flotte au vent; souvent elle retire à elle ses petits pieds de peur des vagues, tandis que le taureau divin se plonge de temps à autre dans l'eau, pour qu'Europe s'attache plus fortement à lui. Enfin nous trouvons ici pour la première fois le changement du taureau en une constellation, et, comme dans Horace, il est dit qu'une partie du monde portera le nom de la jeune fille:

Praebuit ut taurus Tyriae sua terga puellae
Iuppiter et falsa cornua fronte tulit.
illa iubam dextra, laeva retinebat amictus,
et timor ipse novi causa decoris erat.
aura sinus implet, flavos movet aura capillos:
Sidoni sic fueras aspicienda Iovi!
saepe puellares subduxit ab aequore plantas
et metuit tactus assilientis aquae: [2])
saepe deus prudens tergum demisit in undas,
haereat ut collo fortius illa suo.
litoribus tactis stabat sine cornibus ullis
Iuppiter inque deum de bove versus erat.
taurus init coelum, te, Sidoni, Iuppiter implet,
parsque tuum terrae tertia nomen habet.

Le dernier des *Dialogues des dieux marins* de Lucien a pour interlocuteurs Zéphyre et Notos. Le premier parle d'un cortège triomphal qu'il a vu sur la mer; mais Notos vient des côtes de l'Inde et ne sait pas de quoi il est question. Alors Zéphyre lui raconte comment la fille d'Agénor,

[1]) V, 605—618.

[2]) Nous trouvons la scène décrite encore une fois, de même et presque dans les mêmes termes, *Métam.*, VI, 105—107:

ipsa videbatur terras spectare relictas
et comites clamare suas *tactumque vereri*
assilientis aquae timidasque reducere plantas.

Europe, a été ravie par Jupiter déguisé en taureau, et la description de l'enlèvement est faite en traits rapides empruntés à Moschos. Mais la partie principale du récit est consacrée à la description du cortège triomphal sur la mer, et la mythologie joue ici un rôle bien plus grand que chez Moschos, en même temps qu'elle a le caractère romantique de la basse antiquité. Des Eros planent autour du couple si près de l'eau que la pointe de leurs pieds heurte parfois les vagues; ils portent des torches enflammées et chantent un hymne nuptial. Battant des mains, les Néréides chevauchent des dauphins, et les Tritons et autres êtres de la mer, dont la vue ne cause pas d'effroi, s'empressent autour de la jeune fille. En avant du cortège se tient Poseidon sur son char, accompagné de son épouse Amphitrite, et à la fin vient la déesse de l'amour, dans une conque traînée par des Tritons, répandant des fleurs sur la fiancée. Le cortège se dirige de la Phénicie vers la Crète. Quand ils sont arrivés, Zeus quitte sa figure de taureau et conduit la jeune fille vers la grotte de Dicté. Celle-ci rougit et baisse les yeux, car elle sait déjà ce qui l'attend.

Des deux passages des *Dionysiaques* de Nonnos qui traitent du mythe d'Europe [1]), le premier est une description prolixe de la traversée, surchargée de comparaisons et de détails. Nonnos a suivi en général la version de Moschos, bien qu'il ait brodé sur le tissu relativement simple du poème alexandrin. En un point cependant il a montré plus de discernement que son prédécesseur: chez lui ce n'est pas la jeune fille qui exprime son étonnement de voir le taureau si familier avec la mer, mais un marin grec que le hasard rend témoin pendant ses courses errantes de ce spectacle singulier. Il est vrai que ses réflexions sont encore plus subtiles et recherchées que celles d'Europe chez Moschos.

Dans l'autre passage, Nonnos introduit un élément nouveau et amusant: la jalousie de Héra. Puisse Phœbus, s'écrie-t-elle, assister son père, pour éviter qu'un paysan ne le prenne

[1]) I, 46—137, 321—361.

et ne l'attelle à la charrue; ou plutôt que cela arrive, car alors on pourrait l'exhorter à supporter avec patience le double fléau des paysans et des amours. C'est dommage que Io, tandis qu'elle était génisse, n'ait pas vu Zeus sous sa forme actuelle. Qu'il prenne encore garde à Hermès, qui pourrait, fidèle à son habitude, voler son propre père. Si Argos, le bouvier de Héra, était encore vivant, il entraînerait Zeus vers un pâturage inaccessible et ferait danser le bâton sur son dos. — Puis vient une description réaliste de la scène d'amour entre Zeus et Europe. Après avoir rendu mère la jeune fille, il la remet à la garde du roi Astérion, et sa figure de taureau va se placer au firmament comme constellation.

La Renaissance française avait pour l'antiquité tout entière le même intérêt et la même admiration, sans distinguer entre les époques: Alexandrie était aussi bien qu'Athènes le but du pélerinage des poètes. Parmi les auteurs de la Pléiade, beaucoup puisèrent leurs inspirations dans la poésie bucolique de la fin de la littérature grecque, et chez un d'entre eux, Jean-Antoine de Baïf, nous rencontrons une imitation de l'idylle de Moschos sur Europe.

Le *Ravissement d'Europe* est en bien des passages une transposition de l'original. La marche de l'action est absolument la même, et l'on peut dire que Baïf n'a rien retranché de ce qu'il trouvait chez Moschos; mais il a ajouté de son propre fonds beaucoup de développements; il a repris et développé des points seulement indiqués chez le poète grec, et orné des détails simples et insignifiants. Les cent soixante-six vers de Moschos sont devenus chez lui quatre cents. Et il ne reste que peu de chose du ton et de l'esprit de l'original grec: l'allure simple et plastique a disparu pour faire place à la grâce naïve, mais un peu maniérée de la vieille langue française. Le relief alexandrin s'est transformé en une sculpture de Jean Goujon ou de Germain Pilon; la fille du roi grec est devenue une princesse française.

Le poème commence par une longue dédicace, et la scène du rêve, décrite comme dans Moschos, est suivie d'une description de l'aurore et du lever du soleil qui n'a pas de parallèle dans l'original:

L'Aube au rosin atour
Les cieux voysins bigarroit alentour,
Le parsemant de safran et de roses:
Et le soleil, ses barrieres descloses,
Mit sous le joug ses chevaux souflefeux,
Enflammant l'air de ses épars cheveux.

Europe a douze compagnes de jeu (Moschos n'indique aucun nombre) qui constituent l'élite de mille jeunes filles. Parmi les occupations qui leur servent de passe-temps, les rondes ont fait place au plaisir peu commun pour des jeunes filles de la chasse dans les rochers et les ravins [1]). Puis Baïf décrit longuement la toilette matinale d'Europe, comme s'il s'agissait d'une dame de la Renaissance française, sans essayer de donner à la scène le moindre coloris grec:

Et pour abillement
Sur toy tu mis une cotte de soye
Rayée d'or, qui luysamment ondoye
Parmi l'éclat d'un serien satin:
Puis te chaussant d'un bienfaitis patin,
A ribans d'or à ta jambe lié,
Hativement tu prens à chaque pié.
D'un ceinturon à doubles chesnons d'or
Desus les flancs tu te ceignois encor . . .

Les poètes de la Renaissance aimaient la profusion des fleurs: la poésie de la Pléiade est remplie de leur éclat et de leur parfum. Baïf ne se contente pas de la peinture que Moschos donne de la riche floraison de la prairie; il énumère un plus grand nombre d'espèces:

---

[1]) Est-ce une réminiscence de la comparaison avec Artémis dans l'épisode de Nausicaa, avec lequel la scène sur le rivage a une ressemblance indiscutable?

Sans nulle epargne on y serre les lis,
Les bossinets, l'œillet, et le narcis,
Et le safran: le tin, la mariolaine,
Le serpolet, s'arrachent de la plaine.

D'après Baïf Jupiter se rend de Cyrène à Troie, quand, du haut des airs, il aperçoit la jeune fille sur le rivage, et se sent enflammé pour elle d'un violent désir. Après une comparasion homérique de Jupiter avec un vautour qui a découvert un lièvre sur la plaine et plane en cercle au-dessus de lui dans les airs, arrive tout à coup une imitation d'Ovide assez longue et imprévue:

Amour et gravité
En mesme lieu n'ont jamais habité:
Ce tout puissant, ce pere des hauts Dieux,
Qui fait trembler et la terre et les cieux,
Hochant le chef: qui a la destre armee
Du feu vangeur d'une foudre enflammee . . .
Il se deguise, et sous un bœuf se cele. [1])

D'autres réminiscences d'Ovide se sont glissées aussi dans la description du taureau et dans la scène sur le rivage. C'est ainsi que le pelage du taureau est d'une blancheur éclatante; il s'est joint à un troupeau qui est descendu de la montagne voisine pour paître sur la prairie; pendant le jeu, Europe couronne son front et ses cornes. Et il est très curieux que, en décrivant le taureau, Baïf fasse déjà une allusion à son changement en constellation, d'autant plus qu'il ne reviendra plus sur cette métamorphose:

Si que deslors on l'eust peu juger digne
D'estre au ciel mis pour le douziesme signe.

[1]) Non bene conveniunt nec in una sede morantur
maiestas et amor. sceptri gravitate relicta
ille pater rectorque deum, cui dextra trisulcis
ignibus armata est, qui nutu concubit orbem,
induitur faciem tauri . . .
Métamorphoses II, v. 846—850.

L'enlèvement lui-même est décrit en conformité avec Moschos:

> Europe estant dessus le bœuf assise
> D'une des mains une corne tient prise,
> D'une, craignant les flots de la marine,
> Elle troussoit sa vesture pourprine.
> Dessus son dos dans un guimple de toyle
> Le vent s'entonne ainsi qu'en une voyle . . .

Mais la jeune fille est encore plus touchante dans son innocence, encore plus naïve chez Baïf que chez Moschos. Quand elle est entraînée à travers les mers sur le dos du taureau vers des destins inconnus, elle regrette surtout les fleurs qui tombent de sa corbeille dans la mer:

> Incontinant les fleurettes qui furent
> En son panier dans la marine churent,
> Et rien si fort elle ne regrettoit,
> Telle simplesse en la pucelle estoit.

La suite copie fidèlement le texte grec, et le poème se termine, comme dans l'original, par les noces de Jupiter et d'Europe:

> Et denouant le viergeal demiceint
> Qu'Europe avoit pour l'heure encore ceint,
> Ensemble fit et femme et mere, celle,
> Qui jusqu'à lors avoit esté pucelle.

Au XVIII:e siècle nous trouvons le mythe d'Europe dans une des odes pompeuses et vides de Lebrun [1]); et ici c'est Horace qui a été le modèle principal. Le poème commence par une plainte librement imitée de celle d'Horace. On pourra juger par la strophe suivante de l'imitation, là où elle se rapproche le plus de l'original:

[1]) *Europe. Œuvres choisies* de Lebrun. Paris, 1830, p. 74.

Mais quelle île soudaine offre au loin ses rivages?
Ah! s'il est sur ces bords quelques monstres sauvages,
Qu'ils viennent de mes jours terminer les horreurs;
Avant qu'un noir chagrin me sèche et me dévore,
Puissé-je, belle encore,
Des tigres affamés repaître les fureurs! [1])

Mais Lebrun s'écarte d'Horace en ce qu'il place cette plainte au milieu de la mer. En outre, quand ils ont atteint la Crète, ce n'est pas Vénus, mais Jupiter lui-même qui, après avoir quitté sa forme animale, explique à Europe le mystère. Dans la prédiction faite à la jeune fille, que son nom sera donné à une partie de la terre, le poète saisit l'occasion de placer des flatteries aux princes:

C'est là qu'est ton empire: il doit braver les Parques.
Que de peuples rivaux! que de puissants monarques
Te doivent leur naissance, et leur gloire, et leurs noms!
Mais Europe, ta fille à mes yeux la plus chère,
Doux espoir de son père,
C'est la reine des lis, l'amante des Bourbons.

Puis vient un épisode sur la puissance et la gloire futures des Bourbons. Leur trône projettera son ombre sur le monde entier, ils dépasseront de la tête les autres souverains; ils porteront dans leurs mains l'olivier pacifique et la foudre guerrière; ils vaincront et instruiront toute la terre. Le poème se termine par une scène d'amour dans le style gracieux et maniéré de l'époque.

---

[1]) O deorum
siquis haec audis, utinam inter errem
nuda leones;

antequam turpis macies decentes
occupet malas teneraeque sucus
defluat praedae, speciosa quaero
pascere tigres.

(Liv. III, ode XXVII, v. 50—56).

La poésie alexandrine et la poésie élégiaque romaine constituaient les sources principales de l'inspiration antique d'André Chénier. Avec son vif intérêt pour les mythes d'amour bizarres et pervers si goûtés de l'antiquité finissante, il ne manqua pas de s'arrêter sur la légende d'Europe et du taureau, et nous avons chez lui jusqu'à trois développements de ce sujet: deux figurent dans les poésies antiques, le troisième au deuxième chant de l'*Art d'aimer*. Nous n'examinerons ici que les deux premiers; le troisième n'est qu'une simple ébauche.

L'un des poèmes antiques est une traduction aisée, mais sans couleur, de l'idylle de Moschos, qui commence avec le vers 71 de l'original [1]); elle suit de très près le texte, mais n'offre que peu d'intérêt.

L'autre est par contre plus original et de plus grande valeur. C'est une description du relief d'une coupe, et il est très vraisemblable que c'est la corbeille d'Europe qui en a donné au poète l'idée première; car cette corbeille représentait aussi une des aventures amoureuses de Jupiter, celle avec Io déguisée en génisse. Le poème était destiné à entrer dans une composition de plus longue haleine, qui est restée inachevée, mais dont nous avons conservé l'esquisse suivante en prose:

«Des nymphes et des satyres chantent dans une grotte qu'il faut peindre bien romantique, pittoresque, divine, en soupant avec des coupes ciselées. Chacun chante le sujet représenté sur la coupe; l'un: «Etranger, ce taureau [2]) . . .»; l'autre, Pasiphaë [3]); d'autres, d'autres . . .» [4]).

Le poème commence par cette belle description de la traversée:

---

[1]) *Œuvres complètes de André Chénier*, éd. P. Dimoff, I, p. 48.

[2]) Premiers mots du poème ici en question.

[3]) Nous avons deux poésies de Chénier traitant de l'amour de Pasiphaé pour le taureau crétois.

[4]) *Œuvres complètes*, éd. P. Dimoff, I, p. 250.

Étranger, ce taureau qu'au sein des mers profondes
D'un pied léger et sûr tu vois fendre les ondes,
Est le seul que jamais Amphitrite ait porté.
Il nage aux bords crétois. Une jeune beauté
Dont le vent fait voler l'écharpe obéissante
Sur ses flancs est assise, et d'une main tremblante
Tient sa corne d'ivoire, et, les pleurs dans les yeux,
Appelle ses parents, ses compagnes, ses jeux;
Et, redoutant la vague et ses assauts humides,
Retire et veut sous soi cacher ses pieds timides.

Les trois premiers vers imitent la fin d'un petit poème pseudo-anacréontique [1]). Les derniers sont non pas, comme le croyait Becq de Fouquières, [2]) une imitation des *Fastes* d'Ovide, mais, comme il résulte du canevas en prose de Chénier, une traduction du passage déjà cité des *Métamorphoses,* liv. VI. [3])

Puis vient une appréciation élogieuse de l'œuvre d'art et une explication du motif: le taureau n'est autre que le roi des dieux, et la jeune fille est la vierge tyrienne Europe. Après une courte description de l'enlèvement, le poème se termine ainsi:

Et le divin nageur,
Le taureau roi des dieux, l'humide ravisseur

---

[1]) *Οὐκ ἦν δὲ ταῦρος ἄλλος*
ἐξ ἀγέλης ἐλασθείς
ἔπλευσε τὴν θάλασσαν,
εἰ μὴ μόνος ἐκεῖνος.
(Fragment 52 chez Bergk, *Poëtae lyrici graeci*).

V. Becq de Fouquières, *Poésies de André Chénier.* Édition critique[2], p. 109—110, et la note de Chénier lui-même, reproduite dans les éditions G. de Chénier et P. Dimoff.

[2]) *Loc. cit.*

[3]) Et comites clamare suas tactumque vereri
assilientis aquae timidasque reducere plantas.
(*Métamorphoses* VI, v. 106—107).

A déjà passé Chypre et ses rives fertiles
Et s'approche de Crète et va voir les cent villes. [1])

Des poètes français qui ont traité de l'enlèvement d'Europe, c'est Leconte de Lisle qui a écrit le poème le plus original et le plus parfait. L'action de *L'Enlèvement d'Européia* [2]) est, dans ses grandes lignes, la même que chez Moschos: il n'y a que peu de changements. Le poème est en général très raccourci; tout ce qui précède la scène du rivage a été supprimé, et le poème se termine par les paroles rassurantes du taureau à la jeune fille. D'autre part, le début consiste en une description de l'aurore qui ne se rencontre pas chez le poète grec. [3]) Mais la vraie nouveauté réside dans la conception et la mise en œuvre des détails. Quelle impression de fraîcheur poétique et de nouveauté donne par exemple la description du taureau nageant, avec ses qualités plastiques; on voit le poitrail puissant labourer l'eau et l'haleine fumer autour des naseaux:

Mais lui nageait toujours vers l'horizon sans bornes,
Refoulant du poitrail le poids des grandes Eaux
Sur qui resplendissait la pointe de ses cornes
A travers le brouillard qu'exhalaient ses naseaux.

---

[1]) Le dernier vers renferme une réminiscence d'Horace qui a échappé à la sagacité de Becq de Fouquières:

quae simul centum tetigit potentem
oppidis Creten . . . .
(III, XXVII, 33—34).

[2]) *Derniers poèmes.*

[3]) J. Vianey émet la supposition que Leconte de Lisle a peut-être décrit l'aurore avec une arrière-pensée. «Il décrit la naissance de l'aurore — ce que n'avait pas fait Moschos — peut-être avec l'arrière-pensée de rappeler au lecteur le mythe solaire qui fut certainement la première origine de la légende» (*Les Sources de Leconte de Lisle*, p. 340). Cela semble pourtant peu vraisemblable. Si on veut supposer un motif particulier, une influence extérieure, ne serait-il pas aussi simple de croire à une influence de Baïf, chez lequel une description du matin commence aussi le récit proprement dit de la scène de l'enlèvement?

Dans les strophes finales, J. Vianey veut voir un symbole caché, un dessein de célébrer la culture grecque. La jeune fille qui porte le nom de notre continent, et qui est enlevée de la côte d'Asie vers la Crète, symboliserait la diffusion de la civilisation de l'Orient en Grèce et en Europe [1]). Mais rien ne parle en faveur de cette hypothèse. La fin du poème de Leconte de Lisle ne renferme aucun élément qu'on n'ait déjà rencontré chez Moschos, et il est peu probable qu'il ait voulu nous donner autre chose qu'une vision plastique tirée du monde de beauté de la légende grecque.

Emil Zilliacus.

Die Teilung der modernsprachlichen Professur.

Endlich sind wir also so weit gekommen! Laut einer Verordnung vom 28. August dieses Jahres ist die Professur der germanischen und romanischen Philologie in zwei geteilt worden, und wir haben also das, wonach wir so lange gestrebt: ein Ordinariat für germanische, resp. deutsche Philologie und ein gleiches für romanische Philologie. Das Englische ist einstweilen durch eine persönliche ausserordentliche Professur vertreten, die seit zwei Jahren besteht.

Wollen wir uns die Schicksale dieser Frage kurz vergegenwärtigen.

Im Jahre 1866, also vor *zwei und vierzig Jahren* machte der damalige Professor der finnischen Sprache und Litteratur, der berühmte Forscher und Dichter August Ahlqvist den Antrag, dass statt der bestehenden Lektorate für deutsch und französisch zwei ordentliche Professuren errichtet werden sollten. Der Antrag wurde abgelehnt. Dreizehn Jahre später wurde er durch den damaligen Professor der Aesthetik und Litteraturgeschichte C. G. Estlander erneuert, diesmal jedoch in der Form, dass nur eine Professur für die beiden Zweige

[1]) *Loc. cit.*

der modernen Philologie in Frage käme; aber trotz dieser Modifikation und trotz der Autorität des Vorschlagstellers, der sich selbst mit philologischen Studien beschäftigt hatte, erfuhr die Sache denselben Widerstand wie früher. Einige Jahre später hatten sich aber unsere Studien von selbst zu der Universität Zutritt verschafft, indem ein Dozent der Litteraturgeschichte über romanische Philologie zu lesen anfing; ihm wurde auch ein kleines Examen in diesem Fach und in germanischer Philologie übertragen, und 1889 habilitierte er sich für Romanistik. Im selben Jahre griffen die Schulbehörden ein und schlugen an höchster Stelle vor, dass, um die zweckmässige Ausbildung von Lehrern in den modernen Sprachen zu garantieren, ein geordneter wissenschaftlicher Unterricht in diesen Fächern an der Universität eingeführt werden sollte. Als hierauf keine Antwort sich vernehmen liess, wurde die Sache von den Universitätsrepräsentanten dem Landtage 1891 vorgelegt. Da sich die Zahl der Studierenden in stetem Zuwachs befand und dazu noch im selben Jahre wieder ein Forscher sich für romanische Philologie habilitiert hatte, schien aller Anlass vorhanden, der von dem Landtag einstimmig befürworteten Sache eine glückliche Lösung zu geben. Im Senat verhielt sich aber eine einflussreiche Minorität ablehnend, und demgemäss wurde die Petition in Petersburg verworfen.

Man behalf sich nun damit, dass — drei Jahre später — eine ausserordentliche Professur dem ältesten Dozenten der romanischen Philologie zuerteilt wurde, mit Unterrichts- und Examinationspflicht auch in der germanischen Philologie. Mit Rücksicht auf die grosse Zahl der Zuhörer und Examinanden konnte dann, als die Verhältnisse günstiger schienen, i. J. 1897 wieder der alte Vorschlag erneuert werden, und diesmal mit besserem Erfolg: im Sommer 1898 wurde in der Tat ein Ordinariat für germanische und romanische Philologie errichtet.

Es dauerte natürlich nicht lange, bevor man zu der Einsicht kam, dass diese Massregel keineswegs den Bedürfnissen entsprach. Schwieriger aber war es zu wissen, wie man mit

Aussicht auf Erfolg einen Schritt weiter machen könnte. Um eine Teilung zu Stande zu bringen, schlug man i. J. 1901 vor, die germanische Philologie einer festen a. o. Professur zu überweisen. Der damalige Generalgouverneur Bobrikoff fand an diesem Plane wenig Gefallen: er äusserte sich in der Richtung, dass es vollkommen unnütz wäre in Finnland dem Studium anderer Sprachen obzuliegen als der russischen, und der Vorschlag wurde nicht einmal höchsten Orts vorgetragen. Es ging also weiter wie früher, nur dass im Sommer 1905 ein neuer a. o. Professor der romanischen Philologie ernannt wurde. Nachdem dann im Herbst desselben Jahres wieder Ordnung in unseren inneren Verhältnissen zustande gebracht worden war und man alle die noch nicht endgültig gelösten Anträge hervor holte, wurde in Bezug auf den genannten Vorschlag von der Regierung an das Konsistorium der Universität eine Frage gerichtet. Nach vielen Beratungen und Überlegungen führte dies schliesslich zu dem oben erwähnten Resultate.

Wohl ist es wahr, dass die faktische Teilung der Fächer schon eingetreten war, indem der neue a. o. Professor der romanischen Philologie 1905 die Examination in seinem Fache übernahm und der Ordinarius die germanische Philologie behielt. Dieses Arrangement konnte jedoch nur einen provisorischen Charakter haben, um so mehr, als ja der Ordinarius kein Fachmann in dem ihm durch den Gang der Entwicklung übriggebliebenen Zweige war. Durch die neue Verordnung ist nun die Sache für lange Zeiten befriedigend gelöst. Für unser ganzes Kulturleben werden hoffentlich die jetzt frei und in ihrem ganzen Umfange zu betreibenden neuphilologischen Studien von einer noch grösseren Bedeutung als bisher werden. Deutsche Sprache und deutsche Kultur stehen uns nahe, in unserer ganzen geistigen Entwickelung haben sie eine überaus grosse Rolle gespielt, und diese historischen sowie auch die ethnologischen, geographischen u. a. Verhältnisse werden es für uns unumgänglich machen, immer in allernächste Berührung mit der deutschen Wissenschaft

und sonstigen Kultur zu treten. Für ein kleines Volk aber ist es ja nützlich und notwendig, überall das Beste zu suchen und seinen Horizont in verschiedenster Weise zu erweitern. Und als Gegengewicht zu der Schwere und dem etwas unklaren und dämmrigen in unserer Beanlagung soll uns alles, was wir aus der französischen Klarheit, Verstandesschärfe, künstlerisch gemodelten Sprache u. s. w. erlernen, höchst willkommen sein, um garnicht von den Schätzen zu sprechen, die ein näheres Eindringen in die geistige Welt nicht nur der Franzosen, aber auch der Italiener und der Spanier mit Hülfe der Sprachkentnis uns eröffnen kann.

Um diesen idealen Zielen der modernen Philologie gerecht zu werden, ist es aber ganz unumgänglich, dass wir eben das Wort Philologie in seiner weitesten Bedeutung auffassen und gebrauchen. Nicht Spracherlernung allein, sei es historisch oder modern aufgefasst, soll der Zweck derjenigen sein, welche in den Wirkungskreis der neuen Professuren treten, um sich in ihrem Schutze für das Leben auszubilden, nicht sprachmeisterisch allein soll die Aufgabe der Inhaber dieser Plätze sich gestalten. Wir müssen uns immer bewusst sein, dass wir Neuphilologen die allernächsten Vermittler zwischen der kultursuchenden Jugend unseres Landes und den ausländischen Kulturquellen sind, und deswegen müssen wir versuchen, unsern Schülern diese Quellen mit Hülfe der Sprache so allseitig wie möglich zu eröffnen, mit andern Worten, nicht nur die Sprache an und für sich, sondern eben auch als Form eines litterarischen und überhaupt geistigen Inhaltes zu betrachten.

W. Söderhjelm.

Besprechungen.

Le Miroir aux dames. Poème inédit du XV:e siècle, publié avec une introduction par **Arthur Piaget.** (Recueil de travaux publiés par la Faculté des lettres de l'Académie de Neuchâtel. II). Neuchâtel, 1908. 87 p. in-8:o.

M. Arthur Piaget, professeur à la Faculté des lettres de Neuchâtel, est sans doute parmi les romanistes vivants celui qui connaît le mieux la poésie française du quinzième siècle. Depuis vingt ans, époque où il débuta par sa remarquable dissertation sur Martin le Franc — ce bon prévôt de Lausanne qui, dans son *Champion des Dames*, prenait si noblement la défense des femmes attaquées d'une façon brutale dans une masse de productions littéraires du temps —, il a publié une série d'études, dont chacune apporte à la science quelque chose de nouveau et dont la plus importante traite des imitations de la *Belle dame sans merci* d'Alain Chartier. Grâce à ses connaissances uniques des manuscrits, à une sagacité lucide et à une critique toujours en éveil, M. Piaget a pu jeter de la lumière dans bien des recoins obscurs de cette littérature, débrouiller l'histoire des personnages, corriger des attributions traditionnelles et fausses et en fixer d'autres. De cette façon il a, on peut le dire sans exagération, posé les fondements d'une étude historique et sérieuse des poètes du XV:e siècle et de leurs œuvres. Il est à souhaiter seulement que M. Piaget lui-même nous donne bientôt cette étude d'ensemble.

La publication du texte du *Miroir aux dames* a fourni à M. Piaget une nouvelle occasion pour un pareil travail de déblayage. Ce poème a été considéré jusqu'ici par ceux qui l'ont connu — et ils ne sont pas nombreux — comme une œuvre d'Alain Chartier, parce qu'il se trouve dans le même manuscrit que d'autres ouvrages du «doux poète» de la cour de Charles VII. Or, M. Piaget, en écartant par des analogies convaincantes cette raison, démontre que dans le poème, qui d'un bout à l'autre est un sermon contre l'extravagance des toilettes féminines, on parle de pièces d'habillement qui ne sont entrées en usage que vers 1450 — et Alain Chartier était mort depuis 1430. Non moins probantes sont les preuves que fournit l'esprit même du poème. Alain Chartier, serviteur et chanteur infatigable du beau sexe, et qui avait voué à son service, selon ce qu'il dit lui-même, «cueur, corps, sens, langue, plume et bouche», n'aurait jamais pu tonner contre les femmes de la manière de l'auteur du *Miroir;* d'autre part rien, chez celui-ci, ne dénote un poète courtois de la trempe d'Alain et ses nombreux collègues; au contraire, c'est un sermonneur rigide

et quelquefois même brutal. De plus, il ressort d'un passage du poème que l'auteur s'adresse à des provinciales: or, nous savons qu'Alain Chartier passa la plus grande partie de sa vie à Paris. Donc, il est clair que le *Miroir* doit être rayé de la liste des ouvrages de ce poète.

Notre poème partagera ainsi le sort de tant de morceaux, en prose et en vers, que leur existence dans des manuscrits renfermant des pièces authentiques de Chartier a fait ranger parmi les produits de sa plume. M. Piaget nous donne, en résumant des recherches antérieures, surtout les siennes propres, et en y ajoutant de nouvelles observations, un catalogue surprenant des fausses attributions dans la dernière édition de Chartier, celle de Du Chesne: sur les 809 pages de cette édition, 425 seulement renferment des œuvres qui sont indiscutablement de Chartier; 384 sont à retrancher. Parmi les dernières, celles que remplit l'*Histoire de Charles VII,* qui a donné à Alain le renom d'historien (comme tel il figure encore dans la 2:e édition de la *Bio-Bibliographie* d'Ulysse Chevalier), et qui forme la base essentielle pour une dissertation allemande sur la syntaxe de la prose de Chartier! On n'a pas été beaucoup plus heureux pour ses vers. En 1881 a paru un ouvrage de M. Hannapel sur la Poétique d'Alain Chartier, fondé sur trente-deux pièces lyriques, dont une dizaine seulement sont de lui. D'un autre côté, M. Piaget a restitué à Alain Chartier le *Curial,* que M. Heuckenkamp avait attribué à un humaniste italien, attribution à laquelle ont applaudi dans le temps G. Paris, Gröber et d'autres, mais qui à présent n'est plus soutenue de personne.

Le poème tout entier est, je l'ai déjà dit, une invective contre la parure nouvelle des femmes, dont nous apprenons à connaître quelques détails. Dans son courroux, l'auteur devient parfois amusant. La tête de la femme, dit-il entre autres, est la partie la plus excellente du corps; la nature l'a faite ronde comme une sphère, et la forme ronde est la plus belle et la plus parfaite de toutes. Or, les dames mettent tout leur soin à défaire ce que Dieu a fait, car elles rendent leurs têtes carrées ou longues ou cornues. Elles portent sur la tête des toiles grandes et éparpillées comme des voiles de vaisseaux, et on voit dans leurs coiffures jusqu'à huit cornes. Les cornes sont l'enseigne des bêtes et non l'enseigne de l'humilité, qui seule convient aux femmes et que Dieu a mise sur la tête d'Ève. Puis l'auteur s'en prend aux «collets», à l'ouverture par devant, au retroussis, où il y a trois doigts de plumes, dépouille «de bestes dont les corps sont morts». Il combat toutes ces «diableries» par une argumentation remplie de renvois à la Bible.

Le texte du *Miroir* est conservé dans trois manuscrits, dont le meilleur à l'Escurial (A). Pour la plus grande partie, l'éditeur a pu suivre fidèlement cette version, qui est très bonne. Çà et là il a introduit la leçon de BC, et à quelques rares endroits, où tous les manuscrits sont altérés, il a fait des émendations heureuses (p. ex. v. 909, 910, 914). Le poème se présente ainsi dans une forme très satisfaisante. Les observations que je me permets d'ajouter, ne concernent que des détails de peu d'importance.

M. Piaget a défendu jadis (cf. *Romania*, XXVII, p. 591 ss.) la thèse que les poètes des XIV:e—XVI:e siècles n'étaient pas très rigoureux en ce qui concerne l'emploi de l'*hiatus*: ils s'en servaient quand le vers par cela devenait plus facile à bâtir, ils l'évitaient quand il pouvaient se tirer d'affaire sans cette infraction aux règles habituelles. C'est ce point de vue qui a empêché l'éditeur de procéder à des corrections là même où il y a des *hiatus* fort inusités, comme v. 569. En tout cas, j'aurais préféré au v. 645 la leçon de BC: *Quant par la ville je iroie* à celle de A: *Quant parmi la ville iroie*, d'abord parce que la construction grammaticale se trouve en analogie avec le vers précédent, et puis parce que l'*hiatus* après *je* est moins choquant que l'autre (cf. Tobler, *Versbau*[4], p. 60). Et n'aurait-il pas mieux valu accepter au v. 738 la leçon de BC: *Pour plus complaire a leurs marís*, par laquelle on aurait pu éviter le fâcheux *hiatus: complairë a?*

V. 107, la leçon de A n'était pas à attaquer, cf. v. 1076. — De même, v. 353, *crestien* (A) aussi bien que *terrien*. — Peut-être aurait-on pu laisser intacte aussi la leçon de A au v. 769: *Que* (= *car*), mais l'autre est en tout cas préférable au point de vue de l'euphonie. — D'autre part, j'aurais préféré v. 434 la leçon de BC, eu égard à la tendance visible de l'auteur d'employer des rimes identiques (p. ex. str. 20, 89, 109, 112). — La forme extrêmement laconique des notes cause parfois de l'embarras, p. ex. 504 et 910; la note de 735 est incompréhensible, puisque c'est justement la leçon notée qui se trouve dans le texte. — Note 778: faute d'impression pour 770.

W. Söderhjelm.

Studier i modern språkvetenskap utgivna af Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. IV. Uppsala 1908. Almqvist & Wiksells boktryckeri-A.-B. VIII+291 S. 8:o. Kr. 5.

Nach einer dreijährigen Pause (s. *Neuphil. Mitt.* 1905 S. 88 ff.) veröffentlicht der Stockholmer Verein wieder einen starken Band, diesmal zehn Aufsätze enthaltend, die wiederum sehr ver-

schiedene Gebiete der modernen Philologie berühren. Als Supplement zu Band II, S. 1—10, wo Carl Wahlund chronologisch-geographische Schemata der afz. Litteratur während der Zeit Ludwigs des Heiligen gab (s. *Neuphil. Mitt.* 15/4—15/5 1902, S. 25), ist zuerst eine kleine Landschaftskarte beigefügt.

S. 1—44. *Carl Wahlund. Hel. Peter af Luxemburg (1369—1387). Honom ägnade biografier. Honom tillskrifven uppbyggelsebok.*

Wahlund behandelt das Erbauungsbuch, das unter mehreren Namen dem heil. Peter von Luxemburg zugeschrieben wird, der achtzehnjährig als Bischof von Metz und Kardinal starb. Zuerst wird eine vollständige Biographie des jungen Kirchenhelden gegeben, wo natürlich weder die minutiösesten Angaben über einschlägige Verhältnisse (z. B. über solche, die gleich Peter in ihrem Testament verordnet haben, dass ihre Beerdigung einfach sein sollte, wie Victor Hugo!), noch eine Liste der Reliquien, teilweise mit Maassangaben, fehlen. Das zweite Kapitel giebt eine Uebersicht aller der wichtigeren während eines halben Jahrtausends Peter gewidmeten Biographieen, das dritte behandelt schliesslich den Inhalt des s. g. *Livret* und giebt eine vollständige Bibliographie der Handschriften und Ausgaben. Die Frage ob das Buch wirklich von Peter geschrieben ist, will W. nicht entscheiden, betrachtet sie auch als unlösbar; doch weist er auf einige Parallelen mit andern Schriften von P. hin und scheint selbst von der Authenticität überzeugt. Nachdem er über das (auch früher nicht ausser Acht gelassene) Vorbild des Buches, *Dieta Salutis*, gesprochen und einige andere religiöse Schriften angeführt hat, wovon sich Spuren in dem Traktate finden, druckt er einen bisher nicht veröffentlichten kurzen Brief Peters ab, den dieser von seinem Totenbette an einen älteren Vetter sandte und der voll von schönen, in einer bündigen, innigen Sprache ausgedrückten Lehren ist. Die Hds. ist nicht erhalten, nur eine Kopie findet sich in der Arsenalbibliothek zu Paris.

Wahrscheinlich werden wir diese Zusammenstellungen nächstens als Einleitung zu einer neuen Ausgabe des *Livret* wiederfinden. Dann erscheinen sie natürlich in einer den Fachleuten geläufigeren Sprache als der schwedischen. Vielleicht wird Prof. Wahlund dann auch einiges sagen über die Hinweise auf Peters Buch, die in der späteren didaktischen Litteratur zu finden sind und die er diesmal unterdrückt hat. Ich denke, dass es ihm nicht entgangen ist — denn ihm entgeht überhaupt nichts —, dass ein solcher Hinweis in den *Enseignements* von Anne de France (vor 1505, éd. Chazaud, Moulins 1878, sub n:o 3) steht: die Fürstin

fordert ihre Tochter auf, verschiedene fromme Bücher zu lesen, unter andern das von »s. Pierre de Luxembourg».

S. 45—93. *A. Malmstedt. Mélanges syntaxiques. I. Futur et Conditionnel. II. Infinitif. III. Des locutions emphatiques.*

Der Verf. setzt hier die Reflexionen über syntaktische Dinge fort, deren Art und Vorzüge wir aus den vorhergehenden Bänden der »Studier» kennen. Das erste Kapitel umfasst eine Darstellung verschiedener Funktionen des Futurums und des Konditionalis im Französischen, vor allem solcher, die von dem Standpunkte des gewöhnlichen Gebrauchs dieser Formen mehr oder weniger überraschend wirken. Viel Nachdenken, umfangreiche Lektüre, gesundes Urteil sind in diesen lehrreichen Ausführungen vereinigt. Es handelt sich jetzt nichtso sehr um neue Theorieen, als um eine Zusammenfassung und Kritik der früheren, wobei der Verf. aber auch zahlreiche eigene Beispiele zu den älteren hinzufügt und die ihm richtig scheinenden Erklärungen mit neuen Argumenten stützt. Die ganze Darstellung hätte aber viel gewonnen, wenn der Verf. etwas mehr Ordnung und Übersichtlichkeit in seine Ausführungen gebracht hätte. Es wirkt z. B. unharmonisch, dass mitten in der Behandlung der französischen Fälle der Gebrauch des Futurums in anderen Sprachen, besonders der schwedischen, als Ausgangspunkt gesetzt wird und semasiologisch entsprechende Ausdrucksweisen im Frz., die nichts mit dem Futurum zu tun haben, vorgeführt werden. An mehreren Stellen hätte schon eine deutlichere typographische Anordnung mehr Klarheit herbeigeführt.

Es würde zu weit führen, hier die einzelnen Punkte genauer zu besprechen. Nur einiges mag hervorgehoben werden.

Der erste Fall, den der Verf. behandelt, ist der, wo man ein Perfectum praesens erwarten würde und dennoch ein Futurum exactum steht: *M. Chevreul n'aura pas longtemps survécu à son fils. L'illustre centenaire est mort ce matin.* Er hat nichts gegen Toblers Erklärung dieser Fälle und citiert Clédats darauf gestützte nähere Ausführungen, indem er in Zweifel zieht, ob man immer zwischen den verschiedenen Fällen so genaue Grenzen feststellen könne wie C. es will. Ich bin in fast allen Punkten ganz der Meinung des Verf:s, aber ich frage mich, ob diese Seiten nicht besser für die Darlegung der Verschiebungen in der Bedeutung und der Berührungen zwischen temporeller und modaler Verwendung hätten verwandt werden können: damit wäre eine wirkliche Übersicht des ganzen interessanten Vorganges gewonnen. Ich kann mich auch nicht mit der Aussage des Verf:s S. 51 einverstanden erklären. Er sagt, dass in allen den Fällen,

die er eben citiert hat, das Futurum exactum »remplace» das Perfectum praesens. Aber wenn einer ausruft: *comme le jardin est eu bon état!* und dann hinzufügt: *le jardinier sera venu,* so ist das selbstverständlich ganz was anderes, als wenn er sagte: *le jardinier est venu,* denn in diesem Falle würde er ein ihm bekanntes Faktum konstatieren, in jenem aber vermutet er nur, dass die Ursache zu dem guten Stand des Gartens der Besuch des Gärtners gewesen sei. So stellt sich wenigstens der Sinn dar, wenn der Satz ohne anderen Zusammenhang dasteht, und von einem »remplacement» kann wohl nicht die Rede sein — Der Verf. behandelt dann entsprechende Fälle des einfachen Futurums, giebt Ausdrücken wie: *Ciceron dira* oder: *Idée, répondra Littré...* (wo dann ein fertiges Citat folgt) ihren richtigen Platz (= *si l'on veut examiner, on trouvera que C. dit, que Littré répond*), führt auch hierher Sätze, wo ein verstärkendes Adverb nebenbei steht [1]) und citiert mit Fug als Parallele zu der futurischen Konstruktion die Konstruktion mit Präteritum statt Präsens in einer allgemein gültigen Aussage: *Qui ne sait se borner ne sut jamais écrire.* Richtig bemerkt M. auch, dass Boileau seinen Gedanken in dieser Zeile als eine Erfahrung ausgedrückt hat, und dass er: *ne saura jamais écrire* ganz gut hätte sagen können, wenn der Vers nicht eine kürzere Form verlangt hätte. So wird es sich auch in vielen von den futurischen Fällen wohl zunächst um stilistische Nüancen handeln. — S. 54—55 bemerkt der Verf., dass das einfache Futurum — einer von seinen Kollegen hat schon diese Beobachtung gemacht — äusserst selten in vermutender Bedeutung in der Litteratur vorkommt, wenn es sich nämlich um gegenwärtige Zeit handelt. Obgleich dies nun eigentlich keine Entdeckung ist und von jedem Franzosen auch für die mündliche Rede hätte bezeugt werden können, verdiente es jedoch darauf aufmerksam gemacht zu werden, da die Grammatiker eigentümlicher Weise die Regel ohne irgend welche Reservation feststellen. Aber ist es nicht möglich, eine noch stärkere Beschränkung einzuführen und zu sagen, dass in diesem Falle nur das Verbum *être* in Frage kommt? Wenigstens habe ich keine Beispiele mit andern Verben bei den Grammatikern gefunden, und ein französischer Freund teilt mir mit, dass auch ihm nur die Form *sera* in dieser Verwendung geläufig ist.

Da der Verf. auch sonst andere Sprachen zum Vergleich heranzieht — was am rechten Platze sehr gut und für die

[1]) Ich verstehe nur nicht, was die Unterscheidung in »loi psychologique» und »loi naturelle» S. 52 mit der Konstruktion zu tun hat: sie bezieht sich ja ausschliesslich auf den realen Inhalt der betreffenden Sätze, die Psychologie der Ausdrucksweise bleibt doch vollständig dieselbe, wenn man von psychischen oder materiellen Vorgängen redet.

Psychologie der Sprache lehrreich ist —, hätte er hier nicht nur auf das identische *er wird krank sein*, sondern auch auf die schwedisch-deutsche Konstruktion *han skall vara sjuk — er soll krank sein* (= »ich höre, man hat mir erzählt, dass er krank ist») hinweisen können. Es ist interessant zu sehen, wie in diesen letzten Ausdrücken das vermutende Futurum sich nur auf eine objektive Aussage bezieht, während es im Frz. auf die subjektive Vermutung beschränkt ist. Im Grunde genommen ist jedoch der Vorgang derselbe: man appelliert in beiden Fällen an eine in der Zukunft vorsichgehende Konstatierung: »es wird sich zeigen, dass er krank ist» o. Ä; nur liegt in dem einen Falle der Anstoss zu der Annahme im Gedankengang des Sprechenden selbst, während er in dem anderen von aussen kommt.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit der Konstruktion *si* + Kond. und ihrer Erklärung, die jedoch schon von Tobler in erschöpfender Weise gegeben worden ist; auch beschränkt sich der Verf. auf Hinweise und neue Beispiele. Einige Fälle von *si* + Futurum werden dann citiert; Verf. meint, dass an ihre Statt eine Konstruktion mit *devoir* + Inf. mit Vorteil treten könnte; das eine scheint aber kaum besser als das andere.

Der dritte Abschnitt handelt von gewissen hypothetischen Sätzen im Schwedischen und den verschiedenen Arten, wie man sie im Frz. ausdrückt, der vierte von einem von Tobler zur Genüge erörterten Gebrauch des Konditionalis *(Le train partit . . . on ne les reverrait plus*, Gedanke nicht des Erzählenden, sondern der anwesenden Personen), und der Verf. hat ihn aufgenommen, scheint es, um der Verbreitung eines Missverständnisses in Bastin's *Glanures* vorzubeugen. Der fünfte Abschnitt ist dem »obligatorischen» Konditional und Futur gewidmet. Hier kann man mit Fug in einigen Punkten verschiedener Meinung sein. Ich finde z B. den »jussiven» Sinn in Beispielen wie: *on écrira ad libitum . . .* oder *cette expression sera une simple métaphore* ziemlich fernliegend. Noch weniger leuchtet er mir ein in dem Satze: *Pourquoi ne commencerais-je pas l'année . . . . . en vous la souhaitant bonne et heureuse?* Ich sehe nicht, dass der Konditionalis hier »suggère l'idée de l'obligation», da es sich einfach um eine stilistische Wendung handelt, der man höchstens den Sinn: »weshalb sollte ich nicht das Jahr . . . beginnen — ebensogut wie auf irgend eine andere Weise?» dürfte beilegen können. Ebenso ist es zweifelhaft, ob der folgende Satz einen jussiven oder ob er nicht vielmehr einen vermutenden Sinn hat: *Pour occuper l'Angleterre, Alberoni comptait jeter sur elle le roi de Suède, qui renverserait la dynastie . . .* — Zum Schluss findet der Verf. Anlass, sich über die Konstruktion *je le ferais si je pouvais* zu verbreiten, wobei er die höchst einfache Erklärung

von Sechehaye als das Ei des Columbus hinstellt: da man gewohnt war, mit einem Futurum im Hauptsatze nicht ein Futurum sondern ein Präsens im Bedingungssatze zu verbinden, schien es auch, wenn im Hauptsatze ein Futurum exaktum stand — entsprechend lat. *debebam facere* > *facere habebam* —, angemessen, im Nebensatze das dem Präsens gegenüber stehende Tempus, nämlich Imperfekt, zu gebrauchen. So ansprechend dies auch ist, so können doch wohl nicht Gesichtspunkte wie die von Tobler in *Verm. Beitr.* II (zweite Aufl.), S. 154 ff., und von Meyer-Lübke in der *Rom. Synt.* S. 737 herbeigezogenen ganz ausser Acht gelassen werden.

Die letzte Abteilung dieses Kapitels beschäftigt sich mit dem umschreibenden Futurum. Verf. will geltend machen, dass das s. g. »Futur immédiat» garnicht immer eine unmittelbar bevorstehende Handlung aussagt und dass im Gegenteil die einfache Futuralform zuweilen mehr »immédiat» ist als die periphrastische. Es handelt sich hier, glaube ich — und Lektor Poirot bestätigt diese Ansicht —, um stilistische Nüancen. Wenn es auch in der Schrift heisst: *je vous dirai immédiatement*, so würde man das kaum sagen; das Adverb *immédiatement* macht in diesem Beispiel den Gebrauch des »unmittelbaren» Futurums überflüssig, was wieder nicht hindert, dass man in der mündlichen Rede recht gut sagen kann: *je vais vous dire tout de suite.* Wenn es weiter heisst: *Seulement, je vais vous dire: Rouget* etc., so kann dies auch darauf beruhen, dass hier die Form *dirai* allzu kurz und trocken erscheinen würde — nicht darauf, wie M. meint, dass die zwei Sätze von einander unabhängig und durch zwei Punkte getrennt sind.[1]) — Schliesslich hebt M. hervor, dass *je veux* ganz in demselben Sinne gebraucht wird, wie *je vais*, zur Bildung des Futurums. Wenn diese Tatsache im Allgemeinen nicht genügend hervorgehoben worden ist, so ist wohl der Grund dazu der, dass man noch nicht *je veux* als ein Hilfsverb empfunden hat; mehrere von den Beispielen zeigen aber, dass es in der Tat vollständig als solches fungiert.

Das zweite Kapitel der *Mélanges* handelt von dem Infinitiv mit *de*. Hier sind ein Paar gute Bemerkungen zu verzeichnen. M. zeigt, dass keine von den bisherigen Erklärungen der Konstruktion Infinitiv-Subjekt mit *de* erschöpfend ist, sondern dass die Erscheinung als ein Produkt von mehreren Faktoren betrachtet werden muss, und er führt als Parallele richtig den deutschen Ausdruck *es ist eine schöne Sache um die Gesundheit* an. Weiter zeigt

[1]) Ich habe M. früher vorgeworfen, dass er eine gewisse Tendenz hat, rein äusserliche grammatikalische Verhältnisse mit den psychologischen zusammenzuwerfen. Auch dieser Aufsatz ist hiervon nicht ganz frei.

er durch viele Beispiele, wie sehr in den letzten Jahrzehnten der Gebrauch dieses Infinitivs mit *de* an der Spitze des Satzes zugenommen hat.

In dem letzten Kapitel zieht M. rüstig ins Feld gegen einige, die sich erlaubt hatten, seinen früheren Aufsatz über emphatische Sätze in einem oder anderem Punkte zu kritisieren. Die Polemik ist vorwiegend gegen Alfred Schulze gerichtet und durchweg in einem sehr scharfen Tone geführt. Auch mich beehrt M. mit einem kleinen Hiebe. Dass ich aber recht gehabt habe, ihm eine gewisse Unklarheit in seiner Begriffsdefinition vorzuwerfen, beweist der Umstand, dass er sich hier genötigt findet, dieselbe zu präcisieren (z. B. 88). Übrigens wird man, welcher Ansicht man auch sein mag, diese neuen Ausführungen willkommen heissen, da sie zur Klärung der Sache nur beitragen.

S. 94—105. *Eilert Ekwall. Till det engelska rikssprâkets historia.*

Verf. kommt in dieser kleinen Studie, die vielmehr als eine »vorläufige Mitteilung» anzusehen ist, zu folgendem Resultate: Die Londoner Aussprache ist wenigstens seit der späteren Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als die musterhafte angesehen worden und hat sich auch über andere Teile des Landes verbreitet. Doch war noch während des folgenden Jahrhunderts provinzielle Aussprache unter den Gebildeten gewöhnlich; bis zum Ende des Jahrhunderts wenigstens in entfernteren Provinzen. Wir haben keine sicheren Mitteilungen über die Ausbreitung der Reichsaussprache. Seit dem sechzehnten Jhdt sind die Angaben über die provinzielle Aussprache sehr spärlich; darin haben wir wohl einen Beweis dafür zu sehen, dass die Reichsaussprache schon eine bedeutende Verbreitung gefunden hatte.

S. 107—162. *Fr. Wulff. Det svenska språkets tjänlighet i antika metrar.*

W. will die Frage beantworten, ob die schwedische Sprache geeignet ist, in antiken Versmaassen gebraucht zu werden, was er vollständig bejaht. Es kommt ihm zunächst darauf an zu zeigen, inwiefern die Betonungs- und Quantitätsverhältnisse seiner Muttersprache denjenigen der alten Sprachen entsprechen, und er führt weitläufig und manches aus seinen früheren Schriften wiederholend aus, dass sich der Charakter des Schwedischen in diesen Beziehungen sehr günstig stellt. Eine Menge von Einzelheiten werden dabei erörtert im Anschluss an seine eigenen vortrefflichen Petrarca-Übersetzungen, die einen grossen Teil seines eigentümlichen und

hübschen Petrarca-buches [1]) bilden und von denen er hier einige in phonetischer Umschrift mitteilt. — Seltsam mutet es an, dass in dem schwedisch geschriebenen Aufsatze plötzlich zwei weitläufige Fussnoten stehen, die französisch abgefasst sind!

S. 163—185. *Ruben G:son Berg. Novalis och Fouqué i Sverige.*

Der Titel dieses Aufsatzes ist irreführend: er enthält keineswegs eine vollständige Darstellung des Verhältnisses der schwedischen Romantiker zu den beiden genannten deutschen, sondern nur, wie es scheint, das erste, einleitende Kapitel einer solchen Untersuchung, und er beschäftigt sich nur mit Novalis. Wir erfahren, dass der Name dieses Dichters sehr oft in der Korrespondenz und in den Zeitungen der schwedischen Romantiker wiederkehrt und dass auch einiges von ihm übersetzt wird; dagegen ist doch wohl nicht sein Einfluss auf die schwedische Litteratur durch diesen Aufsatz erledigt — man denke nur an Almqvist. Das »folgende», worauf hingewiesen wird, ohne dass es noch hier erscheint, erwartet man jedenfalls mit gespanntem Interesse, da der Verf. seinen Gegenstand vortrefflich kennt und eine vergleichende Studie dieser Art sowohl für die schwedische wie für die deutsche Litteraturgeschichte wichtig ist. In seiner gegenwärtigen Form aber ist natürlich der Aufsatz ganz fragmentarisch. — S. 170 steht ein Satz, der bei einem so vorzüglichen Sprachkenner und so strengen Sprachkritiker wie B. überrascht: *Det första inflytande från Novalis på Atterbom, hvilket man ansett sig kunna spåra, är G. H. J. Ljunggrens yttrande i Sv. Vitt. Häfder* etc. Man sieht, welche groben Lapsus zuweilen auch den besten unterlaufen.

S. 187—204. *J. Reinius. Onomatopoetische Bezeichnungen für menschliche Wesen, besonders im Deutschen und Englischen.*

Es werden diese Benennungen in zwei Hauptgruppen geteilt, nämlich die aktiven, d. h. solche, die Laute oder Geräusche, welche die betreffenden Wesen selbst hervorbringen, darstellen, wie z. B. *vovvov* für Hund, *Vorwärts* für Blücher u. s. w., und die passiven, d. h. Benennungen nach dem Lautgebilde, das dem benannten gegenüber geäussert wird oder geäussert werden könnte, wie *Tausendsasa, Gargantua* (von *que grand tu as,* näml. *le gosier*), *Taugenichts,* schw. *passopp* (Kellner), engl. *go-between* (»Unterhändler, Zwischenträger»), u. s. w. Beide Kategorieen können dann sowohl Nomina propria als appellativa enthalten. Eine ganze Menge von

[1]) En Svensk Petrarca-Bok I—II. Stockholm 1905—1907.

teilweise recht lustigen Beispielen wird angeführt. Sie könnten, denke ich, aus verschiedenen Sprachen leicht vermehrt werden. Eine aktiv-appellative Bildung fällt mir eben ins Gedächtnis: finnische Arbeiter, aus Amerika kommend, meinten, man würde viel besser hier arbeiten, wenn man solche *höör-oppia* wie dort hätte (»Aufseher», von dem Zurufe *hear up!*).

S. 205—240. *Ake Wilson Munthe. Strödda anteckningar om frasen »här ligger en hund begraven» och några närstående uttryck.*

Wir haben hier ein höchst amüsantes Gegenstück zu des Verf.s früheren Untersuchungen über den Ausdruck »hvar är katten?» u. Ä. im zweiten Bande dieser Sammlung. Der Aufsatz ist aber nicht nur unterhaltend, sondern ebenso gelehrt als lehrreich, und das Resultat ausgedehnter Forschung wie scharfen Nachdenkens und Kombinierens. Von dem begrabenem Hunde im Schwedischen, den der Verf. in verschiedenen Gestalten belegt, der aber meisteteils als unbestimmt, »*ein* Hund», auftritt, ist der Schritt zur entsprechenden deutschen Redensart schnell gemacht — nur dass hier *der* Hund fast immer bestimmt und somit eine andere Nüance in der Bedeutung vorhanden ist: während schw. *här ligger en hund begraven* so viel bedeutet wie: «hier ist etwas schiefes, dieses ist nicht wie es sein soll» oder sogar: *fraus aliqua subest*, wird der deutsche Ausdruck erklärt als = »da ist der Kern der Sache» oder »da liegt der Grund des Übels», oder aber »daran stösst sich die Sache». Auf dem entwicklungsgeschichtlichen Wege dieses Ausdrucks findet man dann auch im Deutschen den Hund mit »verborgenem Schatz» identificiert, was das Wort im Bairischen bedeuten soll, und dann bei Hans Sachs in einem Zusammenhang gebraucht, wo die Redeweise einfach »da ist das Geld» besagen will. Der Verf. zeigt, wie nicht nur der Hund, sondern auch alle möglichen andern Tiere herbeigezogen worden sind, Wolf, Fuchs, Hase, Katze und sogar Menschen, wie im deutschen Ausdruck: »da liegen (sitzen) die Pfeifer» oder »Musikanten» oder »Spielmänner». Alle diese Varianten verfolgt er in sehr umsichtiger Weise und kommt zum Schluss zu folgendem Resultate: In vielen älteren und neueren Sprachen ist zunächst eine Redensart vorhanden, durch welche, unter dem Bilde eines versteckten oder lauernden Tieres (»begraben» heisst nämlich überall von vorneherein »vergraben», »versteckt»), das Vorhandensein einer geahnten tückischen Gefahr konstatiert wird, z. B. griechisch »ein Skorpion unter dem Steine», lat. »eine Schlange im Grase», engl. »eine Kröte im Stroh», franz. »ein Aal unter dem Steine», deutsch und skand. die citierten Ausdrücke. Von diesem,

wie Munthe annimmt, ursprünglichen Typus in unbestimmter Form gehen dann andere Varianten aus, in welchen das Tier die bestimmte Form bekommt, am häufigsten im Deutschen. Die zweite Hauptgruppe bilden wieder andere gleichfalls in mehreren europäischen Sprachen auftretende bildliche Tier-Ausdrücke, in welchen unter dem Bilde eines gesuchten und gefundenen (oder nicht gefundenen) Tieres — eines Hasen — das Wesentliche in einem Verhältnis, dessen Kernpunkt oder Grund, angegeben wird, vor allem der Grund zu einer Schwierigkeit, das Hindernis. Der Urtypus dieser Ausdrücke scheint »da liegt der Hase» (im Gras, im Pfeffer u. s. w.) zu sein. Es ist anzunehmen, dass in beiden Fällen nicht autochtone Produktion, sondern Entlehnung von der einen Sprache zu der andern vorliegt, und höchst wahrscheinlich gehen alle Typen in den modernen Sprachen auf den lateinischen Typus: *latet anguis in herba* zurück, der wieder auf dem alten griechischen Skorpion-Ausdruck beruht. — Die beiden Hauptgruppen: *fraus aliqua subest* und *hinc illae lacrimae* sind, trotz ihrer bestimmten Abgrenzung, immerhin nahe mit einander verwandt und haben sich auch deswegen analogisch berührt, besonders innerhalb des neutralen Kreises, der durch die Varianten »merken wo die Bestie versteckt liegt», »merken wo der Hase liegt» vertreten ist. Auch andere Ausdrücke, mit Tieren oder ohne, haben sicher im Laufe der Zeiten ihren Einfluss auf die ursprünglichen Typen ausgeübt.

Man sieht schon hieraus, wie verwickelt die Geschichte eines solchen Ausdrucks sein kann. Im allgemeinen ist man geneigt dem Verfasser beizustimmen, da alles was er sagt sehr plausibel erscheint. Nur fragt man sich, wie die Sprachen dazu gekommen sind, statt der in solchen Phrasen natürlichen Tiere wie Schlange und Skorpion andere, z. B. den Hund, zu substituieren.

S. 241—253. *E. Ixson Bergqvist. Några subjektiva tidsmått i svenskan och tyskan.*

Unter »subjektiven Zeitmaassen» versteht der Verf. im Gegensatz zu »objektiven» (Jahr, Stunde, Minute u. s. w.) solche, die die individuelle Auffassung des Sprechenden von der Länge oder Kürze eines Zeitmaasses aussagen und die keinen realen Inhalt haben, sondern nur einen relativen, der von der jeweiligen subjektiven Auffassung des Sprechenden über die Dauer der Zeit abhängt. Was für den einen »kürzlich» heisst, ist nicht dasselbe für den andern: pflegt man eine Person nur einmal jedes zweite Jahr zu sehen, so kann man eine vor drei Monaten geschehene Begegnung als »vor kurzer Zeit» stattgefunden bezeichnen, wenn

man sich aber täglich zu treffen gewohnt ist, nimmt der Zwischenraum von drei Monaten ganz andere Dimensionen an. Verf. untersucht nun, in welchem Verhältnis deutsche Ausdrücke wie »gerade», »vor kurzem», »vorhin», »neulich» u. Ä. zu entsprechenden Ausdrücken im Schwedischen stehen; er hebt die verschiedenen Bedeutungsnüancen hervor und macht auf die Fehler aufmerksam, die bei der Übersetzung nahe liegen und öfters begangen werden. — Der kleine Aufsatz ist voll von feinen sprachpsychologischen und semasiologischen Bemerkungen und hat auch einen ganz besonderen praktischen Nutzen für Lehrer und Studierende des Deutschen. Es wäre sehr zu wünschen, dass öfter solche vergleichenden semasiologischen Betrachtungen von berufenen Philologen angestellt würden, denn sie entschleiern nicht nur sprachpsychologische Geheimnisse, sondern öffnen auch das Auge den feineren Bedeutungsnüancen, welche bei häufiger Berührung zweier noch dazu nahe verwandter Sprachen Gefahr laufen leicht übersehen zu werden; das Ohr stumpft sich ihnen gegenüber leicht ab — wenn es sie überhaupt je erfasst hat.

S. 255—259. *A. Terracher. Aulica, fr. ouche.*

Das veraltete und dialektische Wort *ouche* bedeutet nach dem *Dict. gén.* »ein Stück Erde besserer Qualität, das neben dem Hause sich befindet und gewöhnlich als Garten gebraucht wird». Diez führt das Wort zu einem vlt. *olca* (woher Streng, *Haus u. Hof im Frz.* S. 130 die Form *olchia* hat, weiss ich nicht), während es Körting von *occo, -are* herleitet (schon von Streng zurückgewiesen) und Bonnet und das *Dict. gén.* (vgl. auch Thurneysen S. 108) darin ein keltisches Wort erblicken. T. sucht nun *olca* zu erklären, indem er es als eine vlt. Form des kl. lat. *aulica* betrachtet, welches dann mit zu ergänzendem *terra* »das zum Hof gehörende Grundstück» bedeutete, später wieder durch eine Verschiebung wie *casa* + *-ale* > *chesal* die Bedeutung von Garten erlangt hätte (die anderen von T. angeführten Wörter bieten nicht ganz denselben analogischen Vorgang, sondern sind von vorneherein Substantiva). Der Annahme scheint kaum etwas im Wege zu stehen; aus der soeben citierten Abhandlung von Streng kann man ersehen, wie viele und verschiedenartige Verschiebungen die frz. Worte dieser Gruppe überhaupt erfahren haben.

S. 261—278. *Erik Staaff. Deux chartes léonaises.*

Diese Texte stammen aus dem XIII. Jhdt; der eine ist als historisches, der andere als lingvistisches Dokument interessant. Staaff fügt zu der Ausgabe einige sprachliche Bemerkungen hinzu, welche seine grosse Arbeit über den leonesischen Dialekt ergänzen.

Am Schluss des, wie man sieht, wertvollen und inhaltsreichen Bandes steht wie gewöhnlich eine Bibliographie der von schwedischen Forschern während der Jahre 1905—1907 veröffentlichten Arbeiten. Die Liste ist ganz imponierend.

W. Söderhjelm.

Axel Rosendahl, *Chrestomathie française.* Morceaux choisis de prose et de poésie. Avec 34 illustrations. 172 p. 8:o. Le même auteur: Aakkosellinen sanaluettelo lukukirjaan Chrestomathie française. Alfabetisk ordlista till Chrestomathie française. 135 p. 8:o. Éditeurs: Werner Söderström Osakeyhtiö, Borgå. 1908.

L'auteur veut dans ce recueil montrer à grands traits les phases successives à travers lesquelles *le peuple français a évolué depuis ses origines jusqu'à nos jours.* Il présente aux élèves un tableau bref «de l'histoire de la civilisation, de la langue et de la littérature françaises». Le livre se divise donc en deux parties, dont la première contient des récits tirés de l'histoire de France et la seconde donne un abrégé d'histoire de la littérature française. Il y a encore dans cette seconde partie des biographies, auxquelles se joignent des spécimens et de brefs extraits des œuvres des meilleurs écrivains. Enfin, dans l'Appendice, l'auteur donne des notes explicatives et biographiques.

Tel est en quelques mots le livre. C'est avec joie qu'on peut constater que l'auteur a réussi à donner quelque chose de nouveau et de vraiment instructif. Les morceaux sont en général choisis avec jugement et bon goût, et ils offriront sans doute aux élèves une lecture intéressante. Le lecteur peut faire la connaissance des Gaulois et des Francs, de Charlemagne comme législateur, comme protecteur des lettres, des sciences et des arts. Il peut jeter un coup d'œil sur la féodalité, sur l'architecture ogivale, sur l'industrie et le commerce au moyen âge. Il apprend l'histoire de Jeanne d'Arc, le régime de Louis XIV et la Révolution, ainsi que l'histoire du grand Napoléon. Il va connaître l'esprit français (les morceaux de La Marseillaise, de La Colonne Vendôme et d'autres sont de vraies perles!). — Les récits sont entrecoupés de portraits et d'illustrations caractéristiques, qui contribuent, eux aussi, à rendre la lecture intéressante et instructive. Quelques-uns des morceaux, comme par exemple «La vie mondaine sous Louis XV», sont peut-être un peu abstraits et difficiles. Mais, comme je l'ai déjà dit, le choix en général est parfait.

Quant à la seconde partie, elle n'est pas moins bien trouvée que la première. Ne lisez que le morceau «Origine et formation de la langue française». C'est du vrai français, et c'est un peu

de philologie en quelques pages. — L'histoire de la littérature est présentée dans l'ordre chronologique, ce qui est excellent. L'élève ayant parcouru ce livre aura, j'en suis sûr, le sentiment d'avoir appris quelque chose pour la vie. Il est introduit dans la poésie épique du moyen âge, dans la Renaissance, aux salons littéraires. Il fait connaissance des classiques français, du romantisme et de son développement, de la poésie lyrique, du théâtre et du roman. Les noms les plus illustres de la littérature française y sont représentés. On aurait pu peut-être en ajouter quelques autres. Mais ce n'est qu'une affaire de goût. Pour ma part, j'aurais voulu un extrait du roman de V. Hugo «Les misérables» plutôt que de ceux de Zola. C'est une lecture qui intéresse toujours les jeunes gens. En parlant de Dumas père, on aurait pu nommer quelques romans comme p. ex. «Les Trois Mousquetaires» et «Le Comte de Monte Cristo», etc.

Quant aux notes *explicatives*, elles sont bonnes en général, et le vocabulaire est assez complet. La prononciation des mots est indiquée en transcription phonétique. (La note sur Eugène Scribe — page 170 — est inutile, comparez le texte page 133, 20!). Cependant pour mieux comprendre les morceaux les plus difficiles, on souhaiterait quelques notes et quelques vocables en plus de ceux qu'on y trouve. Pourquoi l'auteur n'a-t-il pas donné p. ex. les expressions *de par la plaine* (46, 16), *en tenir lieu* (72, 25), *si bien que* (64, 16), *le faisceau* (73, 19) (traduit seulement par «knippe, bunt«), *saprelotte* etc.? Aussi les élèves auront-ils sans doute beaucoup de peine à comprendre sans commentaire les passages suivants: *Mais la crainte principale de la secousse dominait dans les entretiens* (73, 10), . . . *s'inclina dans les rayons du couchant* (73, 29), *C'était comme du temps »souvenirs du siège»* (74, 4), . . . *prises dans une espèce de maillot à pois de couleur* (63, 28),. . . *des hommes couraient dessus* (64, 26), *Dixi de ventre matris meae : Deus meus es tu* (156, 33), et d'autres. La forme féminine de l'adjectif *vieux* (vocabulaire page 133) aurait dû être donnée. Il aurait été très utile d'avoir les formes féminines des adjectifs en *-x* et en *-f*. Je crois aussi qu'une indication sur la manière de scander les vers français aurait été à sa place.

En lisant le livre j'ai observé quelques fautes d'impression, qui seront corrigées ici. Ce sont les suivantes:

Page	73	l.	21: Autour	lisez:	Autour
»	82	»	10: ce	»	se
»	117	»	9: montone	»	monotone
»	147	»	27: de le	»	de la
»	150	»	25: aloutte	»	alouette
»	160	»	17: setait	»	sentait

Page	162	l.	3: gourdronnées	lisez:	goudronnées
»	163	»	1: froid.	»	froid
»	167	»	6: Joseph.	»	Joseph,
»	170	»	1: Allemage	»	Allemagne

Dans le vocabulaire:

Page	6	l.	36: ambasad	lisez:	ambassad
»	45	»	13: epä˙sipe	»	emä˙sipe
»	57	»	36: min sann	»	minsann
»	71	»	28: insuffisament	»	insuffisamment
»	75	»	3: derifrån	»	därifrån
»	89	»	10: septsbågs-	»	spetsbågs-
»	101	»	7: pricesse	»	princesse
»	131	»	41: helst	»	hälst

Le livre est du reste très convenable. Il est vendu 3: 75 dans les librairies. Le vocabulaire coûte 2: 25.

Ivar Hortling.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 4. April 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der Vorstand und 24 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Die Protokolle der beiden letzten Sitzungen wurden verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Stud. phil. Fräulein *Evi Gustafson* und Stud. phil. Fräulein *Alvina Tikander.*

§ 3.

Professor *W. Söderhjelm* referierte die Frage von der Anstellung eines Oberinspektors für die modernen Sprachen an der Schuloberbehörde. Prof. S. hob hervor, dass trotz der grossen Fortschritte, die der neusprachliche Unterricht während der letzten vierzig Jahre gemacht, keine Anstalten gemacht worden seien, um

eine notwendige Einheitlichkeit in der Methode herbeizuführen und die Lehrer einer richtigen Wertung ihrer Kenntnisse und ihrer pädagogischen Fähigkeit zu versichern. Diesem Mangel könne durch die Anstellung eines Oberinspektors für die modernen lebenden Sprachen — Deutsch, Französisch und Englisch — abgeholfen werden, zu welchem Posten ein sowohl wissenschaftlich kompetenter als in dem Unterricht erfahrener Pädagog gewählt werden solle. Der Referent schlug vor, dass der Neuphilologische Verein in einer Eingabe an den Senat die Anstellung eines Oberinspektors für die modernen Sprachen verlangen sollte.

Dieser Vorschlag fand Beifall und ein Komitee wurde eingesetzt um die Eingabe des Vereins an den Senat zu redigieren. Als Mitglieder dieses Komitees wurden gewählt: Professor W. Söderhjelm, Professor A. Wallensköld, Dr. A. Rosendahl und der Schriftführer. Der Vorsitzende und der Sekretär wurden beauftragt das Gesuch im Namen des Vereins einzureichen.

§ 4.

Der Vorsitzende teilte mit, ein Pädagog in der Provinz habe in einem Brief an ihn den Gedanken an eine allgemeine Zusammenkunft von Lehrern und Lehrerinnen der modernen Sprachen nahegelegt, und er wolle jetzt diese Frage dem Verein zur Diskussion vorlegen.

Dieser Gedanke wurde von den Anwesenden mit Interesse aufgenommen. Als geeigneter Zeitpunkt für die in Frage stehende Zusammenkunft wurde der Anfang des Juni oder auch die Weihnachtsferien 1908—1909 in Betracht genommen. Obgleich viele, die sich in der Frage äusserten, der Meinung waren, dass die Zeit etwas zu knapp sei um schon diesen Sommer die Zusammenkunft zu ermöglichen, zeigte es sich dennoch bei der Abstimmung, dass die Mehrzahl den Anfang des Juni dieses Jahres als den geeignetsten Zeitpunkt hielt. Es wurde beschlossen durch ein Zirkularschreiben die Ansichten der Lehrer in der Provinz in dieser Frage einzuholen. Erst in der folgenden Sitzung des Neuphilologischen Vereins soll der definitive Beschluss gefasst werden. Ein Komitee von fünf Personen, zu dessen Mitgliedern Prof. A. Wallensköld, Dr. I. Uschakoff, Dr. E. Hagfors, Dr. I. Hortling und Fräulein E. Lahtonen gewählt wurden, wurde beauftragt das Zirkular abzufassen und es den Pädagogen in der Provinz zuzusenden.

§ 5.

Professor *U. Lindelöf* referierte die Vorschläge zu einer durchgreifenden Reform des Abiturientenexamens, die in dem vom Staate

eingesetzten Schulkomitee gemacht worden sind und die binnen kurzem im Druck erscheinen werden.

In fidem:

Holger Petersen.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. April 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der erste Vorsitzende Prof. Wallensköld und 16 Vereinsmitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Sekretär verhindert sei dieser Sitzung beizuwohnen und dass Dr. Hortling die Funktionen des Sekretärs für diesmal übernehme.

§ 2.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Als neues Vereinsmitglied wurde vom Vorsitzenden Lektor *John Dover Wilson* angemeldet.

§ 4.

Lektor Poirot hielt einen Vortrag im Anschluss an Joseph Vianey's »Les sources de Leconte de Lisle».

§ 5.

Der Vorsitzende teilte mit, dass die Idee von Neuphilologentagen in Helsingfors von den Pädagogen der Provinz mit Interesse aufgenommen worden sei. Alle 91 Antworten, die auf ein nach der Provinz gesandtes Fragezirkular eingelaufen sind, seien bejahend. Hinsichtlich des Zeitpunktes der Neuphilologentage seien die Ansichten geteilt: 49 Stimmen seien für die Weihnachtsferien gegeben, während 39 Stimmen den Anfang des Juni bevorzugen. Nur zwei

Stimmen seien für das Ende des Augusts gegeben, und eine Person halte es für gleichgültig, wann die Tage stattfinden. Auf Grund des Resultats der Enquete wurde beschlossen, *dass Neuphilologentage in Helsingfors gehalten werden sollen.* Dr. Hagfors hob hervor, dass es eine übereilte Arbeit würde, sich für den Juni dieses Jahres zu entschliessen, dies besonders mit Hinsicht auf das Erhalten wertvoller Referate. Auch würde die Arbeit des Vorstandes sehr mühsam werden. Dr. Hagfors wurde von Dr. Uschakoff unterstützt, der ausserdem glaubte, dass die Helsingforser Philologen sich während der Weinachtsferien zahlreicher anschliessen würden. Prof. Söderhjelm war der Meinung, dass die Zeit zum Vorbereiten der Neuphilogentage bis etwa Anfang Januar ganz genügend sei, es könne aber nicht geleugnet werden, dass der Frühling die geeignetste Zeit wäre. Der Beschluss des Vereins wurde, dass *die Neuphilologentage im Januar 1909 vor Beginn des Frühlingssemesters abgehalten werden sollten.*

Auf Vorschlag des Vorsitsenden wurden alle vorbereitenden Arbeiten und die Einladungen zu den Neuphilologentagen einem Vorstand überlassen, der aus 7 Personen bestehen sollte. Zu Mitgliedern dieses Vorstandes wurden gewählt die Professoren Wallensköld und Lindelöf, die Oberlehrer Hagfors und Uschakoff, Dr. Hortling, sowie die Fräulein Andersin und Långström.

Der Vorsitzende teilte weiter mit, dass 26 verschiedene Diskussionsfragen für die Neuphilologentage von den Lehrern der Provinz vorgeschlagen worden seien. Ausserdem habe eine Lehrerin in Helsingfors eine Diskussionsfrage vorgeschlagen. Dr. Uschakoff sprach sich in Bezug auf den Umfang des Programmes aus und wollte festgestellt haben, ob nur pädagogische Diskussionsfragen oder daneben auch rein wissenschaftliche Fragen mit aufgenommen werden sollten. Dr. Hagfors hielt dafür, dass auch wissenschaftliche Fragen vorkommen sollten. Prof. Söderhjelm hob die belebende Einwirkung hervor, welche wissenschaftliche Vorträge auf die Teilnehmer ausüben müssen. Fand, dass die Neuphilologentage als verfehlt angesehen werden müssten, wenn man sich nur mit pädagogischen Fragen begnügte. Der Redner glaubte, dass die Universitätslehrer Gelegenheit haben werden wissenschaftliche Vorträge zu halten, die auf das Interesse der Teilnehmer rechnen können, wie z. B. Mitteilungen über den jetzigen Stand der verschiedenen Zweige der Sprachwissenschaft, u. s. w. Der allgemeine Eindruck der Diskussion war, dass nebst den pädagogischen Fragen wissenschaftliche Vorträge ins Programm mit aufgenommen werden sollten.

Hinsichtlich der Sprache, die an den Neuphilologentagen zur Anwendung kommen sollte, sprach sich Lektor Poirot in der Richtung aus, dass die wissenschaftlichen Vorträge in einer fremden

Sprache gehalten werden sollten; was aber die Diskussion der pädagogischen Fragen betrifft, bezweifelte er, dass sie mit gutem Erfolg in einer fremden Sprache geführt werden könnten. Prof. Söderhjelm fand, dass die Referate in einer fremden Sprache gehalten werden könnten, die sich auch für offizielle Reden gut eignete. Letzteres mit Hinsicht auf die Zweisprachigkeit bei uns. Schloss sich übrigens der Ansicht Lektor Poirots an.

Es wurde beschlossen, dass der Vorstand der Neuphilologentage dem Neuphilologischen Verein seinerzeit einen Vorschlag zum Programm vorlegen sollte.

In fidem:
Ivar Hortling.

Eingesandte Litteratur.

A. Berloin, La Parole Humaine. Etudes de philologie nouvelle d'après une langue d'Amérique. Paris, H. Champion — Montréal, Beauchemin & C:ie, 1908. 221 p. in-8:o. Prix: 5 francs.

Ouvrage absolument fantaisiste et dénué de toute valeur scientifique! L'auteur, qui n'est pas linguiste de profession, prend pour base de ses recherches la langue algique, parlée par des tribus indiennes de l'Amérique du Nord. Il établit des comparaisons stupéfiantes entre cette langue et les langues indo-européennes (le grec, le latin, l'anglais et l'allemand), ainsi que l'hébreu, et il arrive à la conclusion que la langue algique a dû être la langue primitive, celle parlée par nos premiers ancêtres, Adam (alg. *atam,* respirer) et *Ève* (alg. *iw,* femme), dans le Paradis terrestre. *Sat sapienti! A. W.*

Emil Burger, Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Mit vier Bildnissen. Frankfurt a. Main und Berlin, M. Diesterweg, 1908 (= Diesterwegs Deutsche Volksausgaben. Vierter Band. Her. von Direktor E. Keller). VI + 249 S. 8:o. Preis: geh. M. 1: 50, geb. 3: 00.

Exposé des principes de l'Association phonétique internationale. Chez P. Passy, Bourg-la-Reine, et D. Jones, Wimbledon, 1908. 20 p. Prix: 0 fr. 50.

Lucy E. Farrer, La Vie et les Œuvres de Claude de Sainliens, alias Claudius Holyband. Paris, H. Champion, 1908. VII + 115 p. in-8:o. Prix: 4 francs.

Pierre Horluc et *Georges Marinet,* Bibliographie de la syntaxe du français (1840—1905). Lyon, A. Rey — Paris, A. Picard et Fils, 1908 (= Annales de l'Université de Lyon. Nouvelle série.

II. Droit, Lettres. — Fascicule 20). XI + 320 p. gr. in-8:o. Prix: 6 francs.

L'ouvrage, qui contient 3109 indications bibliographiques, groupées méthodiquement, rendra de bons services à quiconque s'occupe de la syntaxe historique du français. Il manque parmi les ouvrages et articles cités le livre si important de M. Ebeling: *Probleme der romanischen Syntax*, tome premier (1905). *A. W.*

Solmu Nyström, Deutsches Lesebuch. Mit vierzig Illustrationen und einer Karte von Deutschland. Borgå, W. Söderström, 1908. 295 S. 8:o. Preis: 3: 75 Fmk.

Jean Passy et *Adolphe Rambeau,* Chrestomathie française. Morceaux choisis de prose et de poésie avec prononciation figurée à l'usage des étrangers, précédés d'une introduction sur la méthode phonétique. Troisième édition revue et corrigée. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1908. LX + 250 p. in-8:o.

Nous n'avons pas besoin de recommander cet excellent ouvrage, paru sous les auspices de l'Association Phonétique Internationale. La lecture de textes en transcription phonétique est ce qu'il y a de plus utile pour ceux qui veulent acquérir des notions précises sur la prononciation d'une langue étrangère. *A. W.*

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Zweite Hälfte. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S., M. Niemeyer, 1908. SS. 353—690. Preis: Mk. 10.

Ch. Albert Sechehaye, Programme et méthodes de la linguistique théorique (Psychologie du langage). Paris, H. Champion — Leipzig, O. Harrassowitz — Genève, A. Eggimann et C:ie, 1908. XIX + 207 p. in-8:o.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix. Tome I (1907).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome I (1907).

Die früheren *Annales des Facultés de Droit et des Lettres d'Aix* erscheinen fortan in zwei verschiedenen Serien.

Bibliographia phonetica, 1908, Nr. 3—6.

Bibliothèque méridionale, publiée sous les auspices de la Faculté des Lettres de Toulouse. 2:e série. Tome XII.

Enthält: *Paul Courteault.* Blaise de Monluc historien. Etude critique sur le texte et la valeur historique des Commentaires (Avec un portrait et quatre cartes). Toulouse, Éd. Privat, 1908. XLVIII + 685 S. gr. 8:o.

Modern Language Notes, Bd. XXIII (1908), Nr. 5—6.

Moderna språk, 1908, Nr. 4—6.

Enthalten: *F. Leray,* La loi des trois consonnes; Besprechungen; Übersetzungsübungen; u. s. w.

Päivä, 1908, Nr. 18—40.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana. Jahrg. XVI (1908), Heft 7—8—9.

Studier i modern språkvetenskap, utgivna av Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. Bd. IV. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1908. VIII + 291 S. 8:o.

Virittäjä, Jahrg. XII (1908), Nr. 5.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Zeitschriften: Dr. *H. Suolahti-Palander,* Ein alter Ausdruck der deutschen Arzneikunde, in Zeitschrift für Deutsche Wortforschung, Bd. X (1908), S. 225 f.; Prof. *W. Söderhjelm,* Besprechung von Kr. Nyrop, Note sur une ballade de Villon, in Deutsche Literaturzeitung, 1908, Sp. 1573.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von A. Jeanroy, Revue critique, 1908, S. 267—8; von A. Tobler, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, CXX (1908), S. 217—22; von P. M(eyer), Romania, XXXVII (1908), S. 314—5; — *A. Wallensköld,* Le conte de la femme chaste convoitée par son beau-frère, bespr. von Walther Küchler, Zeitschrift für franz. Sprache und Litteratur, XXXIII (1908), II, S. 67—70; eingehend referiert von Ludwig Karl (Karl Lajos) in einem in der ungarischen , Zeitschrift »Ethnographia» (1908) erschienenen Artikel (Arpádházi Szent Erzsébet és az üldözött ártatlan nö mondája, d. h. Die heilige Elisabeth vom Hause Arpad und die Legende von der unschuldig verfolgten Frau), welcher auch eine dem Herausgeber des »Conte de la femme chaste» etc. unbekannt gebliebene Version der Sage, mit »Ysabella» (= Elisabeth) als Heldin, mitteilt.

Die von prof. W. Söderhjelm i. J. 1904 herausgegebene Abhandlung *Spuren von Ciceros verlornem Traktate De Virtutibus*

bei einem französischen Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts? ist neulich einer Göttinger Dissertation der klassischen Philologie von H. Knoellinger zu Grunde gelegt worden. Die Vermutung prof. S:s, dass Antoine de la Sale uns Auszüge aus einer damals noch vorhandenen Handschrift des genannten ciceronianischen Traktates mitgeteilt hat, wird von dem Verf. durch eine eingehende Betrachtung des afz. in S:s Arbeit mitgeteilten Textes — den er ins Lateinische übersetzt — und einschlägiger Umstände noch glaublicher gemacht. Die Dissertation ist später selbständig bei Teubner in Leipzig in dessen »Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum» erschienen unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis de virtutibus libri fragmenta.*

Während dieses Jahres hat sich eine internationale Gesellschaft für romanische Dialektologie (mit Brüssel als Hauptort) gebildet. Der Verein wird eine »Revue de dialectologie romane», sowie ein »Bulletin de dialectologie romane», herausgeben. Das ganze Arbeitsgebiet ist in 17 Bezirke verteilt worden, von denen die skandinavischen Länder und Finland (mit Doz. E. Staaff in Upsala als Repräsentant in der Redaktionskommission) eines bilden. Der jährliche Beitrag ist für aktive Mitglieder 25 Francs, für passive Mitglieder, die nur das Bulletin erhalten, 10 Francs. Um Mitglied zu werden, hat man sich an Privatdozent B. Schädel (Richard Wagnerstrasse 43, Halle a. S.) zu wenden.

An der Londoner Universität werden während des akademischen Jahres 1908—1909 von Daniel Jones, M. A., einem der Herausgeber des Maître Phonétique, phonetische Kurse in Englisch und Französisch für Ausländer organisiert. Sekretär des Unternehmens ist Walter W. Seton, University College, Gower Street, London, W. C.

Am 1. Nov. d. J. wird im Paris (Hôtel des Sociétés savantes, 28, rue Serpente) ein *Institut français pour étrangers* eröffnet werden. Direktor des Instituts ist Charles Schweitzer, docteur ès lettres, professeur agrégé honoraire de l'Université. Die Kosten für die Teilnahme an die praktischen Sprachkurse betragen von 40 Francs (1 Monat) bis 180 Francs (6 Monate).

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 7/8

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1908

Die Neuphilologenversammlung 11.—13. Jan. 1909.

In seiner letzten Sitzung des vorigen Semesters, am 25. April 1908, fasste der Neuphilologische Verein den Beschluss, zu Anfang des nächsten Kalenderjahres vor Beginn des Frühjahrssemesters eine allgemeine Zusammenkunft der Lehrer und Lehrerinnen der s. g. modernen Sprachen in Finnland zu Stande zu bringen. Der Ausschuss, welcher in derselben Sitzung gewählt wurde um diese »Neuphilologenversammlung» vorzubereiten, legte dem Verein in seiner Sitzung vom 26. September ein präliminäres Programm für die Zusammenkunft vor. Der Ausschuss ist jetzt im Stande das (abgesehen von unerwarteten Änderungen) definitive Programm für diese Neuphilologenversammlung, welche am 11.—13. Januar 1909 im Gebäude der wissenschaftlichen Gesellschaften (Kasärng. 24) stattfinden wird, den Mitgliedern des Vereins sowie anderen Interessierten mitzuteilen:

11. Januar.

9—11 Uhr vorm. Die Zusammenkunft wird vom Vorsitzenden des Neuphilologischen Vereins, Prof. A. Wallensköld, durch eine kürzere Anrede eröffnet. — Wahl eines Vorsitzenden sowie zweier Vize-Präsidenten und zweier Schriftführer. — Diskussion: Die s. g. allgemeine Grammatik beim Unterricht

in der Muttersprache und den Fremdsprachen an den Reallehranstalten (Ref. Oberlehrer Dr. E. Hagfors, Helsingfors, und Dr. R. Saxén, Helsingfors, der letztere als spezieller Vertreter der zu dieser Diskussion eingeladenen Teilnehmer an der um dieselbe Zeit stattfindenden Versammlung der Lehrer und Lehrerinnen der einheimischen Sprachen).

11—12 Uhr vorm. Frühstückspause.

12—1 Uhr nachm. Vortrag von Prof. W. Söderhjelm: Die neue Stilforschung und ihre Methoden.

1—3 Uhr nachm. Diskussion: Das Ziel des neusprachlichen Unterrichts in Finnland (Ref. Dr. I. Hortling, Helsingfors).

3—5 Uhr nachm. Mittagspause.

5—6 Uhr nachm. Vortrag von Lektor J. Poirot: Les méthodes de la phonétique expérimentale (démonstrations pratiques dans l'Institut physiologique, Brobärgsterrassen 20).

6—8 Uhr nachm. Diskussion (in demselben Lokal): English in the School (Ref. Fräulein Hanna Granström, Helsingfors).

12. Januar.

9—11 Uhr vorm. Diskussion: Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts in Finnland (Ref. Oberlehrer Dr. I. Uschakoff, Helsingfors).

11—12 Uhr vorm. Frühstückspause.

12—1 Uhr nachm. Vortrag von Doz. H. Suolahti: Die Aufgaben der deutschen Wortforschung.

1—3 Uhr nachm. Diskussion: Die Wahl der Lektüre für die oberen Klassen (Ref. Lektor S. Nyström, Viborg).

3—5 Uhr nachm. Mittagspause.

5—6 Uhr nachm. Vortrag von Lektor J. D. Wilson: The Past and Future of the English Stage.

6—8 Uhr nachm. Diskussion: Die Behandlung der Texte in den oberen Klassen (Ref. Mag. phil. U. Berglund, Jakobstad).

13. Januar.

9—11 Uhr vorm. Diskussion: Die Anwendung der Fremdsprache beim neusprachlichen Unterricht (Ref. Rektor Cand. phil. L. Granit, Kotka).

11—12 Uhr vorm. Frükstückspause.

12—1 Uhr nachm. Vortrag von Doz. A. Långfors: Nouvelles théories sur la formation des Chansons de geste.

1—3 Uhr nachm. Diskussion: Die schriftlichen Klassenarbeiten (Ref. Fräulein Mag. phil. A. Ottelin, Viborg).

3—5 Uhr nachm. Mittagspause.

5—6 Uhr nachm. Vortrag von Lektor J. Öhquist: Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung.

6—8 Uhr nachm. Diskussion: Die neusprachliche Litteratur der Schülerbibliotheken (Ref. Lektor W. Juutilainen, Nyslott). — Schlussworte des Vorsitzenden.

Die Vorträge werden in einer fremden Sprache gehalten. Bei den Diskussionen steht es den Teilnehmern frei, entweder eine fremde Sprache oder die einheimischen Sprachen zu benutzen.

Mitgliedskarten zu einem Preise von Fmk. 3 sind vom 9. Januar ab beim Wachtmeister J. Wilhelmsson, Kasärng. 24, zu haben.

Für das gesellige Zusammensein an den Abenden der Kongresstage werden seiner Zeit nötige Anstalten getroffen werden.

Helsingfors den 28. Nov. 1908.

Der Ausschuss.

Les nouvelles françaises du Ms. Vatic. Reg. 1716.

Il y a déjà dix-huit ans, M. Ernest Langlois donnait à savoir aux romanisants qu'il existait dans un manuscrit du fonds de la reine Christine au Vatican un recueil de nouvelles

françaises provenant du XVe siècle et jusqui'ci inconnu [1]. Des indications peu douteuses montraient que ces nouvelles étaient écrites à Sens, et les rubriques des différents morceaux, énumérées par M. Langlois [2], trahissaient une compilation d'éléments très divers. Gaston Paris, dans son article sur la nouvelle française aux XVe et XVIe siècles, imprimé dans le *Journal des Savants* 1895, regretta en passant que le recueil de Sens ne fût pas encore édité, mais en annonça aussi la publication prochaine [3]. En effet, le maître avait promis de collaborer avec M. Langlois pour cette publication, mais pour des raisons expliquées à la fin de l'introduction de M. Langlois [4], il n'en fut rien. Après des vicissitudes de toute sorte, les nouvelles sénonaises ont été mises à la lumière finalement par les soins de M. Langlois seul. Elles ont paru, ce qui était bien naturel du reste, dans la jolie et utile *Bibliothèque française du XVe siècle* de M. Honoré Champion. Tous ceux qui s'intéressent à la littérature française de cette période de transition et de fermentation sauront gré à M. Langlois de s'être décidé à faire connaître au public le résultat complet de sa belle découverte, d'autant plus qu'il a dû se soumettre à la peine de refaire toutes les recherches pour le commentaire, ses premières notes ayant disparu dans des destinées mystérieuses.

Pendant la longue attente de la publication, ces nouvelles n'étaient pourtant pas restées dans l'oubli. M. Karl Vossler, qui suffit à tout et qui s'intéresse à tout, s'était mis à examiner soigneusement le manuscrit du Vatican après M. Langlois, et en fit, en 1902, l'objet d'une étude très méritoire, se rapportant surtout aux sources des différents récits et publiée dans les

---

[1] Dans son important article sur les manuscrits français de Rome, *Notices et extraits des manuscrits*, t. XXXIII, II (M. Langlois lui-même renvoie au tome XXII).

[2] Cependant, il n'avait donné que 41 numéros. Dans l'édition il y en a 45. M. Vossler avait réuni, à ce qu'il paraît, trois tout petits morceaux en un seul, de sorte qu'il obtint 43 numéros.

[3] Fascicule de Mai, p. 290.

[4] P. XI—XII.

Studien zur vergleichenden Litteraturgeschichte de M. Koch [1]. Il ressortait de cette étude qu'on pouvait relever des sources ou des versions correspondantes pour une très grande partie des nouvelles, et que ces sources représentaient des genres littéraires assez différents, allant des fableaux jusqu'à la Bible. C'est cette diversité de matières qui faisait croire à M. Vossler que l'on avait affaire à un recueil pareil à ceux, très nombreux au moyen âge et pendant la Renaissance, qui furent composés dans un but pédagogique. M. V. allait encore plus loin: il voulait voir dans cette compilation des débris du livre perdu des enseignements pour ses fils que le chevalier de La Tour Landry dit avoir composé comme pendant à son livre sur l'éducation de ses filles [2]. A l'appui de cette dernière hypothèse, il cite le fait que deux passages de ce livre qui devaient se trouver aussi dans les enseignements aux fils peuvent en effet être identifiés, quoique pas tout à fait sous la même forme, dans le recueil sénonais [3]. Ces deux conjectures ont été réfutées par M. Langlois, et, à ce que je crois, avec raison. — Quant à la date de la composition du recueil, M. Vossler l'avait déjà placée à la fin du XVe siècle [4] et M. Langlois est du même avis, en admettant pourtant »la seconde moitié» du siècle.

M. Vossler, après avoir jeté un coup d'œil sur les origines et le développement de la novellistique française, confronte notre recueil avec les *Cent nouvelles nouvelles*, en avançant qu'il marque un recul sur celles-ci, à moins qu'on ne puisse les considérer comme un »degré antérieur.» Mais la différence de ces deux productions est dans le genre aussi bien que dans la qualité, et c'est pourquoi on ne saurait parler, du moins selon moi, d'une »réaction» à l'égard des *Cent n. n.* Le

---

[1] Fasc. 1, p. 3—36.

[2] *Loc. cit.* p. 34 et suiv.

[3] On pourrait noter encore, à la rigueur, cette ressemblance que dans le livre du chevalier, comme dans notre recueil, à plusieurs endroits le style a gardé des rimes provenant des modèles en vers. — Le style, par ailleurs, est très différent.

[4] *Loc. cit.* p. 8.

recueil composé à la cour de Genappes transplante d'un coup sur le sol français un genre qui avait fleuri en Italie déjà au XIVe siècle, avec sa forme et ses manières [1]; il devient l'ancêtre de cette novellistique qui fleurit si abondamment en France pendant le XVIe siècle et dont, malgré des interruptions, la tradition s'est maintenue jusqu'à nos jours. La compilation de Sens, au contraire, est comme un réservoir où se sont réunis plusieurs des courants qui traversent le domaine de la »novellistique» française avant le XVe siècle.

La »nouvelle», en effet, est une désignation vague, et l'esthétique moderne n'a pas même réussi à lui assigner une signification bien délimitée. Nous sommes habitués à l'appliquer, dans la littérature française des temps anciens, surtout à des produits du genre italien, des anecdotes développées, où une situation extraordinaire évoque notre intérêt ou bien un personnage est caractérisé par quelque trait psychologique ressortant à un moment donné de ses actions, où l'observation de la réalité se fait sentir d'une façon convaincante et le style prend des allures dégagées pour s'élever peu à peu jusqu'au domaine de l'art. Mais cette conception n'est pas rigoureuse et ne peut pas l'être. D'abord, la compréhension du mot »nouvelle» ne permet guère qu'on écarte les œuvres poétiques en l'appliquant uniquement aux contes en prose; et il y a des lais et des fableaux qui portent les marques de la nouvelle postérieure. Ensuite, la technique de la nouvelle s'annonce déjà dans différents ouvrages de contenu romantique ou dévot, et, de l'autre côté, des sujets novellistiques peuvent être exposés dans une forme étroite et simple qui n'a pas de trace de l'art d'écrire: tels les exemples de moralité et les anecdotes. En somme, il est extrêmement difficile de faire une répartition nette entre ce qui est «nouvelle» et ce qui ne l'est pas, et nous devons peut-être nous contenter de ranger dans cette catégorie, au moins pour ce qui est des temps primitifs, tout court récit où il y a tant soit peu d'action.

---

[1] Cela n'empêche pas, bien entendu, qu'il n'y ait pas eu d'efforts considérables dans le genre du court récit réaliste; voy. plus loin.

Mais même si nous définissons la nouvelle d'une manière plus étroite, si nous y cherchons la peinture réaliste et l'observation psychologique, nous ne pouvons pas prétendre que sa première apparition en France, à la fin du XVe siècle, se fasse indépendamment de toute tradition.

Le fil de cette tradition part des lais et des fableaux. Le lai du *Fresne*, n'est-ce pas un essai de peinture psychologique dans un cadre étroit, et le lai du *Laustic*, ne se rapproche-t-il pas, par l'observation réaliste des détails, la composition unie et la touche légère, encore davantage de la nouvelle moderne? Le lai de l'*Espervier* ne traite-t-il pas le même sujet qui revient tant de fois dans la novellistique postérieure et qui provient des recueils orientaux: le mari retournant trop tôt à la maison est berné par sa femme adultère? Malgré le manque de sens artistique qui caractérise en général les fableaux, il y en a pourtant qui non seulement sont bien racontés, mais encore se distinguent, dans la mise en œuvre, par une forme que nous pouvons appeler artistique au plein sens du mot: tels *Richeut, Auberee*, où la psychologie est assez robuste, mais la façon de conter vraiment supérieure, et le fableau *Des dous changeors*, où l'intrigue est de la simplicité habituelle, mais où il y a une très fine observation psychologique dans la manière dont est racontée la vengeance de la femme brutalisée par son mari; tel la *Bourse pleine de sens* avec sa charmante peinture de la vie de famille, du mari léger et de la femme indulgente. Ces exemples sont pris un peu au hasard et il peut y en avoir d'autres. En tout cas, il n'est pas juste de dire, je crois, que les novellistes des temps postérieurs ne soient redevables aux fableaux français que des sujets; ils auraient pu apprendre de plus d'un de ces fabulistes la manière de mettre en relief les caractères et de donner au récit une note exacte de vérité et au style le mouvement nécessaire pour vivifier le dialogue et la marche de l'action. Ils trouvaient aussi des modèles dans de petits »romans», comme la touchante histoire de la *Chastelaine de Vergi*, dont les peintures intimes du cœur féminin ont été comparées avec raison à ce que la littérature moderne offre de mieux comme

étude de la psychologie amoureuse. Et dans ce genre, je n'ai pas besoin de nommer le chef d'œuvre, *Aucassin et Nicolete*, où la forme versifiée alterne déjà avec la prose. Puis, ce sont, au même XIIIe siècle, de petits »romans» romantiques encore, le *Constant l'Empereour*, la *Comtesse de Ponthieu* et *Le Roi Floire et la belle Jehanne*, où nous rencontrons parfois dans la peinture des caractères et surtout dans le dialogue des traits qui nous rappellent vivement la nouvelle moderne.

A côté de ces produits, nous pouvons noter les remaniements, soit en vers ou en prose, des œuvres moralisantes, comme la *Disciplina Clericalis* et les *Sept Sages*. La raison pour laquelle elles ont été mises en forme vulgaire n'a probablement rien à faire avec leur destination primitive. C'est dans les sermons et les recueils composés dans un but édifiant que se prolonge leur rôle éducateur; mais si elles ont été revêtues d'une forme littéraire, c'est sans doute parce qu'elles contenaient de petites histoires piquantes ou autrement amusantes, que le public prenait un certain plaisir à entendre. En les appropriant ainsi aux besoins de ce public, les remanieurs ont quelquefois pris soin d'ajouter des détails et des accessoires réalistes qui donnent au récit plus de vie qu'il n'en a dans l'original; et ce genre de littérature se rattache ainsi, autrement encore que par ses sujets, à la novellistique des siècles suivants.

Malgré l'étendue que nous avons donnée ici au mot »nouvelle», nous ne pouvons guère considérer les ouvrages du XIVe siècle que l'on a publiés sous ce nom, comme des nouvelles. Le recueil de Moland et d'Héricault [1] en comprend trois; la première est biblique comme sujet et comme style, la seconde est une longue histoire dans le ton de la chronique, et la troisième est une traduction de l'ouvrage de jeunesse de Boccace, *Filostrato*, composée, non pas au XIVe, mais en plein XVe siècle [2]. Ces prétendues »nouvelles» ont, par con-

[1] *Nouvelles françaises en prose du XIVe siècle*. Bibliothèque Elzévirienne, Paris 1858.

[2] Cette supposition n'est pas de date récente, mais elle n'a acquis de certitude qu'avec l'article très substantiel et convaincant de M. Henri Hauvette dans le *Bulletin italien*, t. VII, n° 4, Octobre—Décembre 1907, p. 298 et suivv.

séquent, fort peu de connexion avec la nouvelle postérieure proprement dite. Au contraire, le livre du chevalier de La Tour contient un certain nombre de petites histoires de la catégoire des *exempla* et brodées en partie sur des sujets répandus dans la littérature narrative [1]; mais la plupart de ces histoires sont racontées sans aucun souci de la forme [2].

Une longue période vide — et tout d'un coup nous rencontrons sur notre chemin *Les quinze joyes de mariage*. Quel progrès sur tout ce qui précède! Quelle psychologie surprenante et quel art exquis! Il est vrai que quelques-uns de ces chapitres sont des descriptions plutôt que des récits, mais dans d'autres, au contraire, l'élément narratif prévaut absolument et prend des allures si vives et dramatiques qu'ils peuvent être considérés comme de vrais types de nouvelles. Et c'est pourquoi cet ouvrage marque une date dans l'histoire de la novellistique française, et non pas seulement dans celle de la satire. C'est lui aussi qui introduit dans la littérature française le bourgeois peint au vif avec sa vie prosaïque de famille: nous savons que dans les contes cités ci-dessus il s'agissait des chevaliers ou bien, comme dans les fableaux, des moines ou des »vilains». A certains égards, l'observation de la réalité, l'étude des faiblesses du caractère humain et la perfection de la technique dans cet ouvrage auraient pu servir de modèles accomplis. Mais par la porte qui s'ouvre ainsi à deux battants à la nouvelle moderne, nous ne voyons personne entrer sur les traces de l'auteur de ce chef-d'œuvre.

N'oublions cependant pas qu'Antoine de la Sale doit être placé assez près de cet auteur (sinon même identifié avec lui, question à laquelle je ne veux pas toucher ici). La fin du *Petit Jehan de Saintré,* qui forme un épisode à part, a tout à fait l'empreinte d'une nouvelle — c'est une

[1] Quelques-unes racontent visiblement des faits réels.

[2] Nous ne devons pas oublier ici les contes dévots pris de la *Vie des anciens pères,* et contenant plusieurs excellents traits de mœurs et des caractéristiques très vives; celles-ci, au moins en partie, se trouvent cependant déjà dans les sources latines.

situation étroitement bornée, très habilement développée et servant de cadre à une étude psychologique, le tout décrit avec une verve et une vie dramatique parfaites. D'un tout autre genre est la nouvelle — car cet épisode peut bien être désigné ainsi — qui forme le premier des exemples du *Réconfort*. C'est aussi une étude de caractère féminin, mais combien différente de la précédente: une étude des sentiments d'une mère dans une des situations les plus difficiles de la vie, où il s'agit de choisir entre l'amour maternel et l'honneur du mari et de la patrie, menée avec un réalisme poignant et un art qui en fait le premier vrai récit »sentimental» de la littérature française. — Si nous ajoutons encore les *Arrêts d'amour* de Martial d'Auvergne, où l'élément novellistique joue un assez grand rôle, et, peut-être, le roman de *Jehan de Paris*, qui en somme n'est autre chose qu'une nouvelle un peu amplement développée, nous avons nommé les principaux ouvrages qui forment au XVe siècle, avant et avec les *Cent nouvelles nouvelles*, la contribution de la France au genre littéraire de la nouvelle. [1]

On pourra juger, j'espère, par cet aperçu rapide [2] combien est variable, pendant la période de son développement, le caractère de ce qu'on peut appeler la »nouvelle» et combien il sera difficile d'assigner au contenu du ms. du Vatican une place bien marquée dans ce développement.

Aussi l'éditeur s'abstient-il de toute conjecture à cet égard. Il est d'autant plus explicite en ce qui concerne la valeur littéraire de son recueil. »Le style et la langue du compilateur sont complètement dépourvus d'intérêt», dit-il; »ceux de ses chapitres dont les originaux sont connus ne valent

---

[1] Les nouvelles de Philippe de Vigneulles sont malheureusement encore inédites, et n'auront guère la chance de voir la lumière tant qu'un particulier, par une discrétion très malplacée, semble-t-il, gardera le manuscrit scellé de sept sceaux.

[2] J'ai l'intention de le développer et de l'approfondir, surtout au point de vue de l'analyse esthétique, dans une étude d'ensemble sur les débuts de la nouvelle française et l'art de conter au XV:e siècle, qui paraîtra dans le courant de l'année prochaine.

pas qu'on les publie»; et il ajoute: »au contraire, les contes dont les sources immédiates sont inconnues fournissent une contribution très appréciable à certains chapitres de l'histoire littéraire». [1] M. Vossler est un juge moins sévère. Il ne voit certes pas dans l'auteur un grand talent, [2] mais à quelques endroits il s'arrête pour lui reconnaître certaines qualités de conteur: parlant du n:o XII (la fille sans mains), il appelle le miracle, qui ne se trouve pas dans les sources, »spécialement beau et original»; [3] l'histoire du larron et meurtrier Thibault le Roux est désignée par lui comme »habilement racontée»; [4] dans le n:o IX (l'odeur du rôti payée du son de l'or), il trouve »remarquable» »die musterhaft retardierende Art der Erzählung und die starke Lokalfarbe»; [5] l'histoire salomonienne n:o XXIX est, selon lui, pleine d'observation fine et de vie dramatique; [6] et il trouve que l'histoire de l'ermite Galiache, qui fut repris de ce qu'il riait de la mort de tout chrétien et l'expliquait en renvoyant aux plaisirs d'outre-tombe (n:o XIII), est »racontée d'une manière charmante» (»reizend erzählt»). [7] En parlant du n:o XXXVIII, »De troys chevaliers qui s'entraymoient» (c'est l'histoire des trois livres: de conscience, de science et de sapience), il appelle la scène de la conversion au bois »stimmungsvoll und suggestiv». [8]

Sans vouloir souscrire à tous les adjectifs de M. Vossler, je ne suis pourtant pas non plus tout à fait de l'avis de M. Langlois. Certes, je ne comparerai pas notre auteur aux écrivains du XVe siècle dont il a été question plus haut. Mais je trouve que le jugement de M. Langlois sur le style »lourd et plat comme un texte de chancellerie» pourrait souffrir une

---

[1] Introduction, p. X.
[2] *Loc. cit.* p. 13.
[3] *Loc. cit.* p. 15.
[4] *Loc. cit.* p. 19.
[5] *Loc cit.* p. 20.
[6] *Loc cit.* p. 20
[7] *Loc. cit.* pag. 23.
[8] *Loc. cit.* pag. 32.

modification. Quelquefois, et même souvent, le style a un cachet de simplicité et de naturel qui produit une impression assez sympathique. Si l'on compare, comme l'a fait M. Vossler, le chapitre XXIX à une histoire correspondante (mais pas aussi apparentée que le laisse croire la juxtaposition entreprise par M. V.) dans le livre du chevalier de La Tour, on peut voir quelle différence de style il y a en effet entre celle-ci, qui est vraiment »lourde et plate», et notre histoire, qui, sans offrir précisément les qualités que lui attribue M. Vossler, est racontée d'une manière limpide et agréable, sans un mot d'ornement, il est vrai, mais aussi sans rien supprimer d'essentiel; l'image qu'elle donne de la situation est vivante, quoique pas dramatique, et il n'y a pas une seule expression triviale qui aplatirait l'impression. Il faut dire aussi des chapitres IX, X et XIII qu'ils sont assez bien racontés (si, pour la dernière, l'auteur n'a eu d'autre source que l'*Historia Lausiaca*, il mérite même un compliment pour son arrangement). Dans le chapitre XII, la scène qui se passe entre le comte et les dames religieuses et où il découvre son fils dans le petit gamin qui se met entre ses jambes et qu'il croit être à une des nonnains, est bien dialoguée et amusante. [1] De même, le récit du miracle qui précède a été relevé avec raison par M. Vossler. [2]. Mais quand l'auteur réussit, c'est plutôt inconsciemment. Il semble avoir une certaine idée de ce qu'exige le récit en prose, si l'on peut juger d'après l'effort qu'il fait au commencement du chapitre IX pour vivifier la description de son original en y introduisant un dialogue; mais cela est tout à fait rudimentaire et sporadique, et ne mène à rien. D'un autre côté, il supprime à plusieurs endroits les discours et tout autre moyen d'entretenir le lecteur, pour faire ressortir seulement les points essentiels de l'action et, surtout, la moralisation cachée sous elle. Quant à la composition, il

[1] Édition, p. 66.

[2] Malheureusement, je ne peux me former aucun jugement sur la scène du n:o XXXVIII, louée par M. Vossler, car M. Langlois a supprimé précisément ce passage dans son édition.

saisit vraiment toute occasion pour faire montre de son peu d'habileté. Ainsi, déjà la première histoire, qui par son sujet très répandu appartient au »cycle de la gageure», prouve qu'il ne sait pas se servir d'un motif donné pour bien enchaîner les événements;[1] dans le chapitre XIV, il commet différentes maladresses en arrangeant le beau sujet du *Vair palefroi;* dans XV, il omet des traits essentiels, et dans XXVI, »il a ôté, en supprimant certains détails, dit M. Langlois, toute signification à son récit». Quand, par contre, il introduit dans le chapitre VIII un motif d'un autre conte, le récit reçoit par là un petit surplus de vivacité.[2] Mais ici encore, il est permis d'avoir des doutes sur l'intention artistique de l'auteur. — Il est difficile de dire à quelle mesure l'arrangement du chapitre VII doit être attribué à notre auteur il s'agit du sujet très connu du mari qui confesse à sa femme qu'il a commis un meurtre et qui, à la suite d'une querelle, est dénoncé par elle. Mais il se trouve ajouté ici un autre thème, celui du prêtre qui confesse le meurtrier de son père: ce fils est si indulgent que non seulement il absout le meurtrier, ce qui est son devoir, mais qu'il lui donne encore son cheval pour lui faciliter sa disparition. Or, cette refonte n'est pas sans donner plus de mouvement au récit, raconté, du reste, d'une manière excessivement brève et sans esprit. La réflexion moralisante à la fin, qui se termine par cette maxime: »car femme, n'en doubtez mie, ne peut celer que ce qu'elle ne sait pas», semble bien provenir de l'auteur lui-même, bien qu'en général il n'ait pas l'habitude de résumer ses doctrines par de telles conclusions.[3] — Si quelquefois nous trouvons chez lui des épisodes bien ajustés qui ne se retrouvent pas dans les versions connues des mêmes thèmes, nous ne sommes malheureusement pas autorisés à y voir des preuves

[1] Cela a pu être ainsi dans sa source immédiate, mais en tout cas il ne s'en est pas aperçu.

[2] Édition, p. 47 et suivv.

[3] Eu égard à l'exemple de ce chapitre VII et à celui du chap. X (éd. p. 57), il était exagéré de dire que l'auteur »n'exprime pas» la morale qu'on pourrait tirer de ses histoires (Introduction, p. V).

de son esprit de composition, car ils auront pu faire partie d'un modèle perdu; tel est p. ex. le miracle du chap. XII, dont il a été déjà parlé. Quelques cas où l'auteur n'a fait que résumer en prose, en le concentrant fortement, un conte versifié qui nous est resté (comme les chap. XIX, [1] XXI [2] et XXV [3]), nous donnent une idée nette de sa manière de traiter ses sources. On se figure aisément qu'il a employé aussi le même procédé pour d'autres nouvelles dont les originaux nous sont inconnus.

Quant à ces sources, M. Vossler en avait déjà relevé, comme j'ai dit plus haut, un assez grand nombre, et les notes de M. Langlois coïncident naturellement en partie avec les siennes. [4] Celui-ci, en omettant les références et ressemblan-

[1] Voy. Vossler, *loc. cit* p. 26 et suiv.

[2] Vossler, *loc. cit* p. 24 et suivv.

[3] Voy. l'édition.

[4] Pour le chapitre VI, les deux savants semblent être d'opinion très différente. M. Vossler (*loc. cit.* p. 16) renvoie au fableau de la *Bourse pleine de sens* et dit que notre nouvelle présente »quelques différences, pourtant insignifiantes», en donnant la forme plus simple et resserrée. M. V. ne dit pourtant pas expressément que l'auteur des nouvelles du Vatican se serait servi du fabliau comme modèle, mais on peut le comprendre dans ce sens. En tout cas, M. Langlois (éd. p. 42) dit: »rien n'autorise à croire que l'auteur . . . ait connu ce poème». Il est peu probable, bien entendu, que les fableaux aient été connus à cette époque dans leur forme originale, et il y a même, entre autres différences, une addition (les XX pièces d'or que le mari demande à sa femme). Mais, d'un autre côté, les ressemblances sont tellement grandes que la nouvelle du Vatican tire sans aucun doute son origine d'un remaniement du fableau. — On remarquera dans cette nouvelle (p. 40) un passage qui exprime peut-être les pensées intérieures de l'auteur: »comme font ces quoquars et musars qui tiennent et cuident que telles femmes paillardes les ayment pour ce que leurs amys les appellent et par devant leur font le beau beau, et en derriere le syzeau. Tels badins se deçoivent, car pour ce ne lez ayment mie telles femmes rusees, mais seulement leur argent; car ce serait fort que telles femmes lez amassent quant elles mesmes ne se ayment mie ne Dieu aussy. Et se elles se aymassent, leur honneur gardassent et leurs ames». Dans le fableau, il n'est parlé de Dieu nulle part. — Je note une coïncidence qui est probablement fortuite: dans la même connexion, le fableau et la nouvelle se servent de la même expression: la fille dit au mari: »ci n'avez que faire» (fabl.) et »qu'elle n'avait que faire de luy» (éd. p. 41). — En général, le style est dans cette nouvelle un peu plus précis et réaliste que d'ordinaire.

ces éloignées de M. V., ajoute aussi quelques indications nouvelles. Mais, s'il ressort clairement de ces recherches que l'indépendance et la faculté créatrice de l'auteur sont presque nulles, les sources immédiates de plusieurs de ses nouvelles nous restent néanmoins obscures. Malgré les ressemblances avec des variantes connues de contes très en vogue, les versions du ms. du Vatican offrent cependant des traits qui excluent l'imitation directe. Dans plusieurs de ces cas, M. Langlois suppose un poème perdu comme modèle, en s'appuyant sur le fait que le texte abonde en mots consonants, dans lesquels on peut voir des traces de rimes, et que l'on peut quelquefois même discerner des vers entiers. Cela est incontestable pour certains morceaux. Mais faut-il croire que partout où cette particularité se trouve nous ayons affaire à un poème perdu? Cela supposerait presque une floraison tardive de contes en vers, en partie différents des fableaux et pour une autre partie émanant d'eux: notre recueil indiquerait seul l'existence d'au moins une demi-douzaine de tels poèmes dont on ne sait rien. Les chapitres III et, surtout, IV sont très riches en mots rimés.[1] Mais, si l'on suppose, comme le fait M. Langlois, un original rimé pour le chap. II, où il y a très peu de traces de rimes *(damoiselles: pucelles, plaisir: desir, dist: mist)*, il faudra le faire aussi pour bon nombre d'autres. P. ex. pour le chap. V, concernant lequel l'éditeur admet cependant l'hypothèse que l'auteur a composé lui-même sa fable, en prenant les thèmes dans les ouvrages d'édification, où ils couraient. Or, selon sa thèse, le chapitre devrait supposer un modèle rimé, car il y a beaucoup d'élé-

[1] M. Langlois n'en a pas relevé pour le chap. III. En voici quelques-uns (abstraction faite des formes verbales analogues qui se suivent et qui peuvent dépendre d'autres causes): p. 10, *serviteur: seigneur, deceue: perdue, rien: bien;* p. 11, *femme: diffemme, luxure: ordure, Loys: apris, moy: foy, amy: mary: my;* p. 12, *serment: secretement: pareillement, Dieu: lieu, departy: merry, belle: jouvencelle, chiche: riche;* p. 13, *rire: dire;* etc. — On peut ajouter, dans le chap. IV, à ceux énumérés par M. Langlois: p. 19, *sage: aage, chiere: premiere;* p. 21, *soubsrire: dire;* p. 25, *Monseigneur: honneur, rien: bien;* p. 30, *exploitta: fait a.*

ments stylistiques du genre cité. Voyons un peu. P. 34, *faucon: heron, vist: enquist, respondy: Maubruny;* p. 35, *tenebreux: hideux, Malbruny: luy, dampnacion: contricion, prestre: maistre, mauvaiz: scez;* p. 36, *esvanouy: cecy, esmerveillé: pechié, Malbruny: failly*; p. 37, *paradiz: chetifz. malades: fades, magnificence: puissance, joieuseté: Oysiveté;* p. 38, *oy: esbahy, enfer: Lucifer.* La supposition s'appliquerait aussi naturellement au chap. VI (thème de fableau, voy. ci-dessus), qui montre un pour-cent à peu près égal de rimes. [1] Nous en trouvons encore dans le chap. VIII *(escuier: Ogier, elle: damoiselle, pucelle: belle, enquist: dist, sachant: desplaisant, gué: passé, la: advisa, salarié: parenté)*, et même dans une nouvelle pour laquelle il est difficile de supposer un original en vers, celle de la fumée du rôti et le son de l'or, chap. IX: *satisfait: plait, rire: dire, sachet: longuet, appointement: argent: demourant, respondy: oy.*[2] Il est vrai que dans les trois premiers de ces exemples le voisinage très proche des deux mots consonants *(seray je satisfait sans plait; prinrent a rire et a dire: apporte en un sachet assez longuet)* écarte l'hypothèse de vers rimés antérieurement; mais, d'un autre côté, ce phénomène vient justement corroborer une supposition à laquelle j'arrive maintenant. C'est que, si avec tout cela [3] nous prenons en considé-

[1] P. 40, *Symonnet: varlet, achetté: grê;* p. 41, *demanda: cela, gouvernement: especialment, dez: apparcevrez, face: grace, ame: femme, vestu: perdu: malostru, compaignie: degarnie.*

[2] *Fumee: humee* p. 53 sont trop éloignés l'un de l'autre pour être pris en considération.

[3] Comparez encore chap. X, p. 55, *confession: pardon, avoit: tendroit, poursuyvy: luy;* chap. XII, p. 61, *Vole: parole, moy: loy, tellement: content;* p. 62, *France: finance;* p. 63, *cruaulté: blasmé, deshonneur: createur, voy: roy;* chap. XIV, p. 71, *escuier: chassier;* p. 72, *amy: merry, commença: la, desir: plaisir;* p. 73, *Dieu: lieu, droitture: creature;* chap. XV (voy. l'édit. p. 79, n. 1, et ajoutez: *abstinence: patience, voué: chasteté);* chap. XVI, p. 80, *Ipartratee: nee, Albine: voisine;* p. 81, *fait: effect, Romme: homme, Rommains: prouchains;* chap. XLV, *mort: fort, pouoir: decevoir* (2 fois). — J'admets que plusieurs de ces juxtapositions, ici comme dans les chapitres précédents, prises chacune à part ne donneraient guère lieu à des remarques, mais, se présentant en si grand nombre, elles ne peuvent pas être considérées comme le produit du pur hasard.

ration que l'auteur aime à ranger ensemble des formes verbales, adverbiales et d'autres qui riment entre elles [1], en leur donnant volontiers la place à la fin de la phrase et en provoquant ainsi par le rythme et l'accent qui tombe sur ces formes une impression de rimes [2]; que, à plusieurs endroits où il n'y a pas de véritables rimes, il essaie pourtant d'établir des assonances; que quelques-uns de ces accouplements reviennent plusieurs fois (comme *Dieu : lieu)*; et, si nous y ajoutons les exemples des constellations intimes de deux mots rimant ensemble, comme celles que je viens de citer à l'instant, on pourra, je crois, constater chez notre compilateur un certain goût pour cet élément musical dans le style — penchant esthétique assez puéril et le seul, du reste, dont on puisse l'accuser! — et une certaine préoccupation de le satisfaire quand l'occasion se présentait, sans que ce soit pourtant devenu un principe. Peut-être a-t-il conçu cette petite inclination en s'occupant de textes rimés; en tout cas, il n'est point nécessaire de voir partout où apparaissent chez lui des mots consonants liés ensemble par une chaîne plus ou moins cadencée d'autres mots, des traces d'un poème perdu qu'il aurait imité.

Quoi qu'il en soit, il n'y a presque pas de morceau dont on puisse dire qu'il soit original, et, quand on en trouve un, c'est une anecdote dans le style du chapitre XXVII, histoire absolument insignifiante de la conversion d'un pécheur. Rien qui porte le cachet de la réalité; l'espèce de sens réel qui semble percer dans la méthode de donner des noms ordinaires à tous les personnages, ne va pas jusqu'à peindre les mœurs et les événements de l'entourage. M. Langlois pense que la dixième nouvelle, »d'ung larron et murdrer nommé Thibault

---

[1] P. ex. les imparfaits au commencement du chap. V, et à la fin du chap. XLV cette tirade »que sachons penser *saintement,* parler *sagement* et ouvrer *proufitablement, especialement* a nostre *sauvement* et des aultres.» Dans le même dernier chapitre, cette phrase encore appartient ici: »car tout *ainsy* comme *cely* qui a longuement *assailly.*»

[2] La prose narrative de ces temps n'est pas étrangère à une rhétorique pareille; mais ici l'auteur s'en sert trop abondamment pour que l'intention ne perce pas.

le Roux», serait peut-être une histoire vraie [1]. C'est le thème bien connu du danger de s'associer comme compagnon de voyage un individu étranger; il est illustré ici, comme d'habitude, par l'assassinat de l'autre compagnon, mais il est contaminé avec un stratagème inventé par le meurtrier pour dissimuler son crime. Ce stratagème cependant me paraît un peu trop ingénieux et trop compliqué pour qu'il soit copié directement sur la réalité.

M. Vossler avait vu dans l'auteur »probablement» un prêtre [2]. M. Langlois cite une expression qui tendrait à confirmer cette supposition, mais il ne se prononce pas très nettement. Je ne crois guère qu'on puisse douter de l'état de l'auteur; s'il n'avait pas pris la soutane, du moins était-il un homme sérieux et adonné aux choses spirituelles. Les sujets religieux forment une partie considérable, plus que la moitié, de son ouvrage, et dans les contes profanes il y a souvent des expressions et des réflexions pieuses [3]; il évite, comme l'a remarqué M. Langlois, tout terme grossier, même quand ses sujets et ses originaux étaient de nature à en faire excuser l'emploi. A la fin du recueil, il y a deux sermons; et je me demande si le trait signalé plus haut dans son style, la recherche d'une certaine harmonie, n'indiquerait pas aussi, en effet, un prédicateur qui pense à faire sonner ses tirades. — Je ne veux pas dire par là qu'on doive voir dans son recueil un traité pédagogique et édifiant. Mais, s'il a voulu faire métier de conteur, il a pourtant assez mal compris sa tâche.

Inutile d'ajouter que M. Langlois a apporté le plus grand soin à sa publication. Ses notes, ajoutées à la fin de chaque morceau, sont précises et serrées, mais suffisantes. Un ample vocabulaire fournit une contribution bienvenue à la connaissance de la prose du XVe siècle. En somme, le volume est loin d'être dépourvu d'intérêt, quoique ce soient surtout les

[1] M. Vossler avait aussi supposé qu'il pourrait y avoir »un grain de vérité» dans l'historie (*loc. cit.* p. 19).

[2] *Loc. cit.* p. 25.

[3] Voy p. ex. le chap. III, p. 10: »Pleust a Dieu que chacun» etc.

côtés négatifs, pour ainsi dire, du recueil qui en donnent le plus. Il n'ajoute rien à nos notions sur le développement de la nouvelle française, mais il sert à mettre en relief les mérites de ceux qui vraiment ont créé le style narratif pendant ce siècle; et, en puisant tant de fois dans des versions de contes qui nous sont inconnues, il apporte aussi par ses variantes quelques additions à l'histoire folkloristique de ces sujets.

L'extérieur du volume est charmant, l'impression excellente et le prix modeste.

W. Söderhjelm.

Moy. haut-all. sambelieren < anc. fr. cembeler

Dans le poème de Gottfried de Strasbourg, l'éducation chevaleresque de Tristan est racontée entre autres dans les vers suivants[1]:

2101 über diz allez lernet er
mit dem schilte und mit dem sper
behendeclîche rîten,
daz ors ze beiden sîten
2105 bescheidenliche rüeren,
von sprunge ez freche füeren,
turnieren und leisieren,
mit schenkeln sambelieren[2]
rechte und nâch ritterlichem site
2110 hie bankete er sich ofte mite

— ce qui veut dire, pour parler avec M. Bédier[3], qu'«il apprit encore à chevaucher en portant l'écu et la lance, à

[1] Gottfried von Strassburg, *Tristan*, herausgegeben von Karl Marold. Erster Teil: Text. Leipzig, 1906. Le tome I seul a paru jusqu'à présent.

[2] Variantes: *samlieren, sammelieren, samiliren.*

[3] *Le Roman de Tristan*, par Thomas, poème du XII:e siècle, publié par Joseph Bédier. Tome I: Texte, p. 29. Paris, 1902 (Publication de la Société des anciens textes).

éperonner adroitement les deux flancs du destrier, à le faire sauter hardiment, volter, galoper, le frein abandonné, *à le presser des genoux*».

Ce doit être le seul exemple du verbe *sambelieren* en moyen haut-allemand. Wilhelm Hertz écrivait à ce propos: »'mit Schenkeln schambelieren' ist ein Pleonasmus: denn 'schambelieren', ein, wie es scheint, von Gottfried selbst aus *jambe* gebildetes Wort, hiesse schon an sich 'dem Rosse die Schenkel geben'».[1] Le rapprochement avec 'jambe' avait déjà été fait bien plus tôt[2], et je ne veux nullement en contester la justesse. Je voudrais seulement émettre une hypothèse qui n'a pas encore été faite, que je sache. Je me demande si le poète allemand ne s'est pas souvenu du verbe français *cembeler*, dont il ignorait peut-être le sens exact et qu'il rapportait, à tort, au mot 'jambe'. *Cembeler*, *chenbeler*, etc. 'joûter, combattre' n'est pas extrêmement fréquent en ancien français[3], tandis que son radical le substantif *cembel*[4], 'défi porté par une troupe en armes, et les joûtes ou les combats qui s'en suivent', est très abondamment attesté.

---

[1] *Tristan und Isolde* von Gottfried von Strassburg. Neu bearbeitet von W. Hertz. Dritte Auflage, 1901, p. 501.

[2] Voy. Benecke, Müller et Zarncke, *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*, II, Leipzig, 1863 (*s. v.* SAMBELIERE).

[3] Voy. le *Dictionnaire* de Godefroy, *s. v.* CEMBELER et CEMBILLER.

[4] Pour l'étymologie, voy. Körting, *Lat.-rom. Wörterb.*[3], n° 2731, et Diez, *Etym. Wörterb.*, p. 346.

A. Långfors.

Besprechungen.

Œuvres complètes de André Chénier. Publiées d'après les manuscrits par ***Paul Dimoff.*** I. Bucoliques. Paris, Delagrave, s. d. (1907). 1 vol. in-12, XXXIV + 322 pp. 3 fr. 50.

Le sort, comme on le sait, s'est acharné sur la personne et l'œuvre de Chénier. Le tribunal révolutionnaire a tranché dans sa maturité un talent poétique plein de promesses. Des manuscrits laissés par le poète une partie s'est perdue, semble-t-il, irrémédiablement; car, si tout est possible, il faut une forte dose de confiance pour croire que les papiers disparus de la Vallée aux Loups se retrouveront jamais, et même qu'ils existent encore. L'autre, la liasse gardée avec un soin jaloux par un neveu qui ne sut même pas en donner une édition convenable, fut soustraite à celui qu'A. France appelle le prince des éditeurs, Becq de Fouquières. La mort enleva ce dernier avant qu'il eût pu faire une troisième édition critique, que lui seul pouvait nous donner à cette époque. Heredia, qui avait formé le plan de reprendre ce travail, ne put aller lui aussi au delà du premier volume. Il y avait de quoi décourager même des esprits peu portés à la superstition. Félicitons-nous donc doublement qu'un nouvel éditeur se soit rencontré, à qui sa jeunesse doit donner l'espoir de vaincre le charme, et de terminer enfin le monument attendu: une édition diplomatique complète avec un commentaire approfondi.

A en juger par le premier volume, M. Dimoff paraît bien qualifié pour cette besogne, une des plus difficiles que présente la philologie française moderne. Le problème est du même genre que celui des *Pensées*: dans le désordre des manuscrits, est-il possible d'établir un classement des morceaux? et ce classement a-t-il même existé définitif dans l'esprit de l'auteur? Questions obscures dans les deux cas, et qui appellent une même réponse: si un tel classement a existé dans l'esprit de l'auteur, nous n'en pouvons retrouver que des traces insuffisantes. Il faut se résigner à ranger les fragments, abstraction faite de quelques grandes catégories qui s'imposent, dans l'ordre le plus commode pour la lecture.

Une autre difficulté consiste dans la disparition d'un groupe de manuscrits, malheureusement les plus intéressants: ceux des poèmes publiés par H. de Latouche en 1819, qui sont les plus longs et les plus achevés. C'est là surtout, ainsi que dans le procès devant le tribunal révolutionnaire, qu'on saisit la fatalité qui s'est attachée à Chénier. Deux jours auraient sauvé la vie du poète; deux ans auraient sauvé ses manuscrits. On ne saurait trop déplorer que Becq, quand il rédigeait en 1868 et 1869 sa 2:e édition, n'ait pas eu

l'idée de faire les recherches qu'il entreprit en 1874. Il eût alors sans doute appris avec la même facilité que plus tard que ces manuscrits étaient conservés par Mlle de Flaugergues, et à cette date, avant la guerre de 1870, il aurait pu en avoir communication, en prendre copie, peut-être même en obtenir le dépôt; de toute façon, le pillage de la maison de la Vallée aux Loups n'aurait pas eu les conséquences désastreuses que l'on sait [1]. — Avec quelque goût et quelque discrétion que Latouche ait procédé, il est en effet à craindre qu'il n'ait changé le texte en certains endroits. Parfois nous avons, parmi les manuscrits restés en possession de la famille, des copies de pièces dont Latouche a conservé le manuscrit; et ces copies offrent quelque possibilité de contrôle; mais souvent cette ressource manque. Or il suffit de comparer p. ex. *Le Mendiant* dans l'édition de 1819 et dans l'édition donnée par Fayolle pour voir que nécessairement l'un des deux éditeurs, et peut-être les deux, ont modifié le texte original. Il faut donc faire, en pareil cas, un choix arbitraire, à moins qu'il ne soit possible un jour d'appliquer ici le criterium métrique qui, entre les mains de Sievers et de ses élèves, a déjà donné de bons résultats pour la critique des textes allemands.

Les manuscrits présentent du reste des difficultés d'un autre genre, que le nouvel éditeur a bien exposées; elles consistent surtout dans la réunion sur un même papier de notes, ébauches, plans ressortissant sûrement à des groupes ou œuvres différentes. L'ordre adopté est donc nécessairement arbitraire. Les éditeurs précédents plaçaient en tête les pièces achevées (*L'Aveugle, Oaristys,* etc.) ou les plus longues, rejetant vers la fin les fragments et les esquisses. M. Dimoff répartit les pièces d'après leur contenu en sections: *Invocations poétiques; Les Dieux; Les Héros et les Fables,* etc, avec les subdivisions nécessaires. C'est un principe également admissible, et auquel on s'habitue assez vite. Dans ces subdivisions, les morceaux sont en général placés par ordre de dimensions décroissantes.

Les principes suivis par M. D. dans l'établissement du texte me paraissent sages [2]; en particulier ce qu'il dit de la ponctuation est très plausible. Il met en lumière l'intérêt qui s'attache à la ponctuation de Chénier comme indice du groupement rythmique du vers. Cette ponctuation fournira un point d'appui sérieux dans

---

[1] J'ai constaté avec plaisir que, dans son Introduction, M. Dimoff, parlant de ce pillage, n'accuse pas directement, comme tant d'autres, les Allemands d'un acte dont les auteurs sont inconnus.

[2] L'éditeur accentue les citations grecques des mss de Chénier. Celui-ci n'accentuait pourtant pas le grec; il me paraît discutable d'ajouter les accents.

l'étude qu'il faudra faire un jour sur le rythme du vers d'André Chénier, lequel paraît différent du vers classique sans être déjà le vers romantique.

La collation des mss a été faite avec beaucoup de soin par l'éditeur: et, en tout état de cause, cette édition aura le mérite de nous donner le texte et toutes les variantes, le vrai Chénier, dont l'édition G. de Chénier ne nous fournissait encore qu'une image incomplète. En particulier la ponctuation y était fantaisiste et changeait souvent le sens des vers. — J'ai confronté l'édition nouvelle avec les collations de quelques pièces de Chénier que j'avais prises moi-même en 1901 à Paris; et, m'appuyant sur les résultats de cette comparaison, je présenterai ici quelques remarques.

1:o Dans l'indication des variantes corrigées (leçon primitive ou corrections modifiées ensuite), le système adopté par l'éditeur n'est pas satisfaisant. Il indique p. ex. dans le fragment p. 154 (sect. L'Amour et les Amants, XII, n° 4), au vers 4

Des bêlements lointains partout m'ont appelée

une variante en note: «1:ère lecon non biffée: *des bêlements confus.*» — En réalité le mss donne seulement *lointains* au-dessus de *confus;* les mots *des bêlements* ne sont pas écrits deux fois, comme on pourrait le croire d'après la note. Il eût donc fallu, ou mettre simplement en note *confus,* ou au moins placer *des bêlements* entre crochets. De même dans tous les cas analogues.

2:o Pour l'orthographe, l'éditeur a poussé un peu loin peut-être le principe de modernisation. Il me paraît exagéré p. ex. de rejeter le pluriel *-ns* des noms et participes en *-nt.* L'orthographe des noms propres est aussi parfois contestable. P. 156, v. 27, M. D. orthographie *Phébus;* le mss porte *phoebus;* il serait plus conforme même à nos habitudes modernes de garder *oe.* — En tout cas, il me semble nécessaire, dans le commentaire qu'annonce la préface générale, de traiter spécialement cette question et d'indiquer les principes orthographiques de Chénier, autant qu'on puisse les dégager de ses mss. Cette orthographe, incontestablement négligée, se montrera peut-être moins capricieuse qu'il ne semblerait au premier abord. C'est du moins l'impression que me donnent mes collations.

3:o Il eût été bon, dans une édition d'un caractère aussi nettement diplomatique, d'indiquer les caractéristiques des mss. Cela aurait pu se faire à la fin de l'introduction spéciale au volume; on aurait ainsi le signalement des mss.

4:o Enfin, il n'aurait pas été inutile d'avoir à la fin du vo-

lume une table de concordance de l'édition nouvelle avec celle de G. de Chénier. C'est d'autant plus nécessaire que la disposition des fragments est toute différente, et que d'autre part l'arrangement actuel des mss, qui provient de G. de Chénier, rappelle à certains égards l'ordre de son édition. J'ai dû perdre un certain temps à chercher dans la nouvelle édition, en vue de la collation, les fragments dont j'avais pris la référence d'après l'édition G. de C. En répondant à ce desideratum pour les volumes suivants, l'éditeur rendrait service à ceux qui veulent étudier le poète.

Je relèverai ici les points où, d'après mes collations, il y aurait une inexactitude dans les indications de l'éditeur. Je suis l'ordre des mss, non de l'édition.

Sect. L'Amour et les Amants, XII, n° 6, p. 156. — V. 28: pas de point d'interrogation dans le mss. — V. 31: la 1:ère leçon surchargée n'a pas de point d'excl. après *ah.* — — Sect. La Mort et les Tombeaux, VI, n° 2, 1. 43—44, p. 278. L'édit. donne:

La pierre de ma tombe à la race future
Dira qu'un seul hymen délia ma ceinture.

sans autre indication que l'absence de point final dans le mss. En réalité le mss, si j'ai copié exactement, porte biffés: *la pierre de ma tombe à l,* puis récrit au-dessus de *à l: tombe* et à la suite de *à l: à la race future.* De même *dira . . . . ma* est biffé; *dir* est récrit et biffé dans l'interligne au-dessus de *dira.* — — Sect. Détails et choses de la vie rustique, VIII, 10, p. 239. Ma collation diffère de l'édit. sur les points suivants: *de* en surcharge, en dessous *dan.* — *de solertia* biffé. — V. 3. L'édit. donne en note: «les mots *le dauphin* surchargés d'une correction illisible». J'ai lu au contraire: *le dauphin* écrit en surcharge; en dessous *plus d'un l.* Il me semble évident que *le dauphin* est la leçon définitive, et non pas la leçon surchargée. — V. 5. L'addition des virgules me semble discutable. Elles ne figurent pas dans le mss. Sans doute, elles paraissent naturelles, vu la longueur de l'incise. Mais elles changent la mélodie du vers, et la faussent. Les signes de ponctuation ont gardé en français, plus que dans toute autre langue, leur valeur primitive de signes musicaux, et on peut poser en principe que partout où un auteur en place, il a en vue un mouvement mélodique ou rythmique déterminé; et inversement que, dans une constitution de texte, il faut ne placer que des signes qui ne troublent pas la mélodie résultant du contexte. Dans le cas présent, le texte de l'éditeur:

Où, sous des doigts légers, une flûte aux doux sons

impose, par la double virgule équivalant à une parenthèse, une chute mélodique de l'incise, prononcée sur un ton sensiblement plus bas; cette chute réagit sur tout le vers, et spécialement sur les mots environnants, qu'elle fait baisser pour les plier à la courbe générale. — Le vers ainsi constitué est, dans sa tonalité, trop bas pour un vers de Chénier, comme le montre la comparaison avec ceux qui l'entourent. Au contraire, l'absence de ponctuation, c. à d. la leçon du mss, empêche cette chute générale et maintient le vers à la tonalité du morceau entier. — — Sect. Enfants, jeunes garçons et jeunes filles, III, p. 96. — L. 3: *sous* un joli (édit. *dans*). — V. 3: *ses:* le 1:er *s* en surcharge de *d.* -- — Sect Les Dieux, X, 5, pp. 32—33. — V. 5, note: *légers* n'est pas biffé dans le mss. — V. 8: la note est mal rédigée. Le point et virgule à la fin du vers est resté évidemment de la 1:ère leçon, qui, selon ma collation, serait *elle s'enfuit* et non *elle le fuit.* — V. 9: *de loin : de* en surcharge, au-dessous *et,* qui se rattache à la leçon biffée du v. 8. La correction a donc dû être immédiate. — V. 15: *cette* en surcharge, au-dessous *son.* — — Sect. L'Amour et les Amants, XI, p. 153, 3. — V. 5: *respirant : ant* en surcharge, au-dessous *er.* Ceci semblerait indiquer, si ma lecture n'est pas fautive, que Chénier avait d'abord écrit seulement les deux derniers hémistiches de 4—5

— — — — *retenant mon haleine*
— — — — *ne respirer qu'à peine*

et qu'en remplissant les vers il a été amené à changer l'inf. en part. prés. — V. 9. La correction *belles* biffée dans l'interligne est liée à la modification du vers 6 Le morceau était primitivement destiné à un garçon, puis est passé dans la bouche d'une femme. — — Ibid., p. 152, 2. — V. 3: l'édition G. de C. donne à la fin du vers deux points, leçon que ma collation semble confirmer, au lieu du point de l'éditeur. — V. 11: *semble encore ignorer : semble en* écrits en surcharge de *doit ign.* — V. 15: *moi* en surcharge de *toi,* lapsus évident. — — Sect. Les Chanteurs, I (L'Aveugle). Nous ne possédons plus le mss sur lequel de Latouche avait fait son édition; mais il reste un mss fragmentaire de l'épisode du combat des Centaures et des Lapithes, qui montre un texte identique sauf les deux premiers vers, et sur lequel on peut s'appuyer. L'édit. a repris en quelques endroits la ponctuation de ce mss contre celle de l'édit. de 1819; à mon avis il l'a fait trop rarement. Nous savons, par l'étude des mss restés, que la ponctuation de C. est très spéciale; et il est évident que Latouche l'a profondément modifiée, et aura traité arbitrairement sur ce point

les données des mss. En cas de conflit entre la ponctuation de Latouche et celle d'un fragment de mss, même si ce fragment, comme cela paraît être le cas ici, n'est pas une pure et simple copie partielle du mss perdu, je crois que c'est le mss qui doit l'emporter en autorité. Donc je n'hésiterais pas à rejeter au vers 221 le point et virgule après *attends,* qui abaisse trop le ton du premier hémistiche, et à adopter soit la virgule du mss, soit un signe de même valeur musicale tel que les deux points. — Les quatre signes de ponctuation du vers suivant

Traître! Mais, avant lui, sur le Centaure impie,

dont aucun n'est dans le mss, sont aussi trop nombreux et donnent au vers une allure *staccato* et une tonalité assez basse qui ne conviennent pas au vers de Chénier. La virgule finale doit disparaître et peut-être aussi celle après *Mais.* — V. 241 sqq, note: l'indication que l'édit. reproduit la ponctuation du mss n'est pas littéralement exacte. Si je ne me suis pas trompé, le mss donne à la fin de 241 et de 245 un point; il n'y a pas de virgule après *Egée* au v. 247 et après *aperçoit* au v. 248. — Plus loin (v. 249), et pour des raisons du même genre que ci-dessus, je préfère la ponctuation du mss, c. à d. l'absence de virgules au second hémistiche. — — Sect. Les Esclaves, I (La Liberté). — Dans l'indication de Chénier *idylle, III, 3,* le III est biffé. — V. 28, note: »*La chouette et l* écrit en surcharge de mots illisibles», dit l'édit.: J'ai lu en dessous *le noir hibou.* — V. 48: *notre* en surcharge de *ton.* — V. 53: *aussi* en surcharge; au-dessous je lis *ami* (?), qui semble une faute de lecture corrigée sur-le-champ. — V. 79: si ma collation est exacte, il y a à la fin du vers une virgule. — V. 96: à la fin du vers, un point, ponctuation que l'on peut conserver. — V. 103: *favorables* en surcharge de *secourables.* — V. 118: à la fin ma collation donne deux points. — V. 127: je ne vois pas bien pourquoi l'édit. supprime après *o* la virgule donnée par le mss, et qui concorde avec le point d'exclamation indiqué par l'édit. à la fin du vers suivant. — V. 137: le mss, de même que dans des cas analogues, donne, comme l'édit. le dit du reste, les mots *et moi je* sans virgule après *moi.* La régularité de cette ponctuation, qui exclut toute idée de hasard, me semble constituer une indication nette d'un débit *legato* sans chute mélodique à la fin de *moi;* pour le berger l'allure est plus rapide, et la voix a le timbre spécial caractéristique de ce style «dur et sauvage» qui, d'après le canevas en prose, est celui de l'esclave. Il fallait donc conserver la ponctuation du mss. Aux vers 45 et 86 il en sera de même, avec un débit *legato* plus lent et un timbre de

voix correspondant au style «doux et fleuri» du chevrier. — V. 140: le second hémistiche est récrit en surcharge; au-dessous le second hémistiche du vers suivant. Cette erreur de copie, avec celle du v. 53, montre bien, je crois, que ce mss est une sorte de mise au net, comme le dit G. de C. L'édit. aurait donc pu être plus affirmatif dans la note du début relative au mss. — V. 145: *chèvre* est à la fois écrit en surcharge et dans l'interligne. Au-dessous de la surcharge je lis *breb* (?), ce qui serait encore une faute d'inadvertance dans la mise au net[1]. — V. 146: ma collation donne un point à la fin du vers. — V. 152: *ces : c* en surcharge de *t*. — V. 158: le 8 du chiffre 158 est en surcharge d'un 6. — — Sect. Détails et choses de la vie rustique, VIII, 2, p. 236. C'est le morceau connu: *Fille du vieux pasteur*. Le mss, ce qui n'est pas toujours le cas, est sûrement le mss original, plein de corrections qui permettent de se rendre compte de la manière dont Chénier travaillait. Il m'a paru, lorsque j'ai eu le mss entre les mains, que l'indication grecque *βουκ αυτ* et une partie des corrections étaient d'une écriture plus grosse et d'une date ultérieure La différence peut pourtant tenir à des reprises de plume, comme c'est sûrement le cas pour la 2:e partie du vers 6 à partir de — — *eras*. Sous cette réserve, et en désignant par B les corrections ou additions ultérieures, il faudrait, selon moi, attribuer à la correction B:

v. 1 *le soir ta* (interligne, rayés)
v. 2 *trente vases d'argile*
v. 3 *crains la génisse pourpre, au farouche regard*
v. 3 *et blanc* (interligne, rayés)
v. 4 *toujours seule et qui pait à l'écart*
v. 8 *et lent ne demeure plié*.

Comme on le voit, il ne reste à glaner après l'éditeur que des vétilles dans les mss: et j'ajoute que, ne pouvant contrôler les mss, je ne voudrais pas affirmer que j'aie partout raison. — Je termine en souhaitant à cette édition le succès qu'elle mérite, et en exprimant le vœu que les volumes suivants ne se fassent pas trop attendre. En particulier le dernier, contenant les œuvres en prose, remplira une lacune jusqu'ici impossible à combler.

J. Poirot.

---

[1] Chénier aura pu par distraction penser à *brebis mere* qui figure dans sa traduction de la 98:e épigr. de Léonidas de Tarente, éd. Dimoff, p. 268.

Hugo Wendel, *Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische.* Diss. Tübingen. Halle a. d. S., 1906. 122 S. 8:o.

Der Verf. vorliegender Dissertation hat seinen Gegenstand in klarer, übersichtlicher Weise behandelt und die Endresultate, zu welchen er gekommen ist, dürfen wohl im Grossen und Ganzen als endgültig betrachtet werden. Ich gebe sie hier nach des Verf:s eigener Zusammenstellung (S. 119 fg.):

A) Die nebentonigen Nachtonvokale:

1. fallen, ausser *a* (m a c u l a > *malha,* t e p i d a > *tebeza);*

a) wenn der unbetonte Nachtonvokal in vorprov. Zeit ausfällt (l a r i d u m > *l a r d o > *lart),*

b) wenn der unbetonte Nachtonvokal lautlicher Verhältnisse halber (siehe C 2 a—e) nicht ausfallen konnte (t e p i d u m > *tebe,* j u v e n e m > *jove,* v i n c e r e > *venser,* a n g e l u m > *angel,* e p i s c o p u m > *ebesque);*

2. bleiben erhalten:

a) wenn in prov. Zeit erst synkopiert wurde (h o s p i t e m > *osde*),

b) bei den unter 1. erwähnten Fällen, wenn lautlicher Verhältnisse halber (s. B 2 a—b) ein Schwinden des Vokals unmöglich war (p o p u l u m > *poble,* s u f f e r u n t > *sofron,* m i s e r u n t > *meseron).*

B) Die schwachtonigen Nachtonvokale:

1. fallen ausser *a* (s u r d u m > *sort,* s c a l a > *escala);*

2. bleiben erhalten:

a) nach Kons. + Liquida (p a t r e m > *paire)* oder Kons. + Nasal (s p a s m u m > *espasme),* falls diese Verbindungen zur Zeit des Abfalls der schwachtonigen Nachtonvokale noch nicht vereinfacht waren (p a t r e m > *pair* [dial.], s o m n u m > *son);* nach Liquida + Nasal steht nie Stützvokal (u l m u m > *olm);*

b) vor *nt* (r e s p o n d e n t > *respondent);*

c) vor *r* nach mediopalataler oder dentaler Spirans (s o r d i d i o r > *sordeger,* g r o s s i o r > *grueysser)* (vgl. hiezu C 2 c);

d) wenn der schwachtonige Nachtonvokal mit dem Tonvokal eine diphthongische Verbindung eingeht (f u i > *fui,* d e u m > *deu).*

C) Die unbetonten Nachtonvokale:

1. fallen (l a r i d u m > *lart,* h o s p i t e m > *osde,* s a b b a t u m > *sabde);*

2. bleiben erhalten:

a) vor spirantisch gewordenem *d* (t e p i d u m > *tebe,* t e p i d a m > *tebeza);*

b) vor *n* (j u v e n e m > *jove);*

c) vor *r* nach mediopalataler oder dentaler Spirans (v i n c e r e > *venser,* t e x e r e > *teisser),* bisweilen auch nach Kons. + lab. Spirans (p u l v e r a > *polvera,* s o l v e r e > *solver* oder *solvre);*

d) vor *l* nach mediopalataler Spirans (a n g e l u m > *angel,* f r a g i l e m > *fragel);*

e) sonst um unliebsame Konsonantenhäufungen zu vermeiden (l a c r i m a > *lagrema).*

Gegen obige Darstellung hätte ich nur in Betreff folgender Punkte Einwände zu machen:

B 2 a. Formen wie *pair* (< p a t r e m), *frai* (< f r a t r e m), *mair* (< m a t r e m), *Peir* (< P e t r u m), *derer* (< d e r e t r o) würde ich lieber als in vortoniger Stellung entstandene Schnellsprechformen ansehen, als sie mit dem Verf. (S. 96) einem hypothetischen Dialekte zuschreiben, in welchem *tr* zu *ir (r)* in so früher Zeit übergegangen wäre, dass der Endvokal nachher noch hätte schwinden können. Dasselbe gilt *prever* (< *p r e b y t e r u m, S. 30). Was *arbir* (< a r b i t r i u m) betrifft (S. 82), ist es m. E. ganz entschieden eine Analogiebildung nach anderen Substantiven auf *-ir* (*consir, dezir,* u. s. w), wenn es nicht einfach eine postverbale Bildung ist.

C 2 d. Wenngleich ich nicht bezweifle, dass auch vor *l* nach mediopalataler Spirans der Pänultimavokal hat bleiben müssen, finde ich indessen, dass die Formen *angel* und *fragel* nichts beweisen, da sie entschieden gelehrt sind. Man vergleiche nur afrz. *angele* und *fraile* (statt des zu erwartenden **frail).*

Was man in methodischer Hinsicht gegen die Arbeit Wendels einzuwenden hat, scheint mir hauptsächlich darin zu bestehen, dass der Verf. fortwährend verschiedene provenzalische Entwicklungsformen desselben lateinischen Wortes anführt, ohne einen ernstlichen Versuch zu machen, dieselben auch dialektal und zeitlich abzugrenzen. Als typisches Beispiel sei angeführt: i n s u l a > *iscla* oder > *ilha, illa, ila* einerseits und > *irla* oder *ila* andererseits (S. 18). Es würde natürlich gelten nachzuforschen, in welchen Gegenden aus **isla* durch Entstehung eines Übergangslautes *iscla* geworden ist, und in welchen **isla,* **izla* (ein **icla* ist überhaupt undenkbar) einerseits **iyla, ilha,* andererseits *irla* und, mit gänzlichem Schwund der Spirans, *ila* gegeben hat. Ich verweise hier nur auf die von Mistral in seinem »Tresor» (s. v. *Ilo*) angeführten neuprovenzalischen Formen: lim. *ilo, illo,* gask. *illo,* lang. *inlo,* rhod. *islo, isclo,* sowie auf den Ar-

tikel Hornings in der Zeitschr. f. rom. Phil. XXIII, S. 413 fg., über den »Wandel von *s* vor Konsonant zu *y* in Frankreich.»

Ein anderer schwacher Punkt in der Darstellung des Verfassers ist, dass er sich allzu gewagt mit allerlei vulgärlateinischen Etymologien herumtummelt. Ich führe an: *Rhodarum (pr. *Rozer,* S. 29), *scandarum (pr. *escandre, esclandre,* S. 29), *ordirem (pr *ordre,* S. 30), *tertirum (pr. *tertre,* S. 31), *asirum (pr. *azer,* S. 32), *fraxirum (pr. *fraisser,* S. 34), *culcirum (pr. *colser,* S. 38), *culciram (pr. *cossera,* S. 38), *tymbarum (pr. *timbre,* S. 48), *sirapem (pr. *serbe,* S 53), diem *domiricum (pr. *dimerc, dimergue,* S. 69), *moracum (pr. *morgue,* S. 69), *maricum (pr. *margue,* S. 69), *moracam (pr. *morga,* S. 69), *mandŭcat (pr. *manja,* S. 72), *prendeo (pr. *prenh,* S. 86). Der Verf. hat alle diese Formen, allerdings mit einer gewissen Reservation (s. das unter den »Vorbemerkungen» über *templa* < *tempola gesagte), rekonstruiert, um eine normale provenzalische Lautentwicklung geben zu können. Es ist aber m. E. ganz und gar unwahrscheinlich, dass Formen wie *domiricum und *moracum je existiert haben. In den angeführten prov. Formen sehe ich daher provenzalische Umbildungen: in *Rozer, azer, fraisser, colser* (nebst der Ableitung *colsera)* kann *r* (statt *n*) analogisch sein, ebenso gut wie das angefügte *r* in *elzer* (< ilicem, S 68), *sauzer* (< salicem, S. 68), *ronser* (< rumicem, S. 70); in *escandre, ordre, timbre* einerseits, in *serbe, dimergue, morgue, margue* andererseits ist das lat. *n (l)* beim Zusammentreffen mit dem vorhergehenden oder nachfolgenden tönenden Explosivlaut zu *r* geworden wahrscheinlich infolge dialektaler (languedoc'ischer?) Aussprache jener übrigens wohl teilweise halbgelehrten Wörter (vgl. Meyer-Lübke, Gramm. I, § 530); *tertre* geht wahrscheinlich auf *termitem (mit epenth. *r)* zurück (vgl. Rom. XXV, 94 fg.); *manja* ist Neubildung mit dem Stamm der endungsbetonten Formen (*manjar* etc.; vgl. die regelmässige Form *manduia* Bartsch, Chrest.[6] 10, 10); und was schliesslich *prenh* betrifft, so kann es mit ziemlicher Sicherheit als Analogiebildung nach *tenh* betrachtet werden (wegen der begrifflichen Verwandtschaft und der gegenseitigen Beeinflussung von prendere und tenere vgl. Risop, Begriffsverwandtschaft und Sprachentwickelung, S. 13 fg.).

Im Übrigen hätte ich einige Einzelbemerkungen zu machen: S. 6, Z. 5: domnum ist ja mehrfach belegt worden (vgl. auch Verf, S. 45). — S. 11, Z. 8: An die ehemalige Existenz einer Form *señr* (ebenso wie der Formen *enseml* S 110, *-adr* S. 110, *-idr* S. 111, *-edr* S. 111, u. s. w.) fällt es mir aus phonetischen Gründen schwer zu glauben; ohne eine eigentliche Metathese anzunehmen,

betrachte ich das Auftreten des Stützvokals als eine unmittelbare Folge des Verstummens des lat. Nachtonvokales. — S. 14, Z. 21: Es ist keineswegs ausgemacht, dass frz. *fable* und *faible* gelehrte Wörter sind (vgl. Nyrop, Gramm. I, § 376, 1:o). Der Hinweis auf Berger, Die Lehnwörter etc, S. 100 fg., sollte nur *diable* gelten. — S. 15, Z. 13 v. u.: Als Etymon des prov. *templa* ist wohl *temp(u)la (statt tempora) anzusetzen (s. Misc. ling. in onore die Gr. Ascoli, S. 92). — S. 17, Z. 4 v. u.: *Artalem statt *Arlatem als Etymon von *Arle* erweckt Bedenken; die Metathese, die wahrscheinlich stattgefunden hat, gehört vielmehr der frühprovenzalischen Entwicklung: **Arlede* > **Ardele* > *Ardle* > *Arlle* (so Thomas, Ess., S. 124). — S. 18, Z. 10 v. u.: Der Verf. betrachtet *teula* (< tegula) und *leula* (< ligula) als »mehr oder weniger gelehrt entwickelt». Ich möchte lieber (vgl. Berger, a. a. O., S. 245, Fussnote) die Wörter als volkstümlich ansehen: die besondere Entwicklung erkläre sich aus der durch den Einfluss des Schriftlateins im Vulgärlatein beibehaltenen proparoxytonischen Aussprache der Wörter. — S. 24, Z 19: Die Form *redebre* (< redimere) muss analogisch sein (Einfluss von *erebre* < eripere?). — S. 27, Z. 10 v. u.: Suffero hat keine semantische Berührungspunkte mit offero; dass geschl. vlat. *o* ist, wie öfters, aus nicht völlig aufgehellten Ursachen vor labialem Konsonante offen geworden (vgl. *ploure* unten auf derselben Seite). — S. 28, Fussn. 1: Ich kann nicht an die Entwicklung **creér* > *crer*, **veér* > *ver*, **comeér* > *comer* glauben. Wie wären das intervok. *d* und das vorton. *e* so früh verschwunden? Vielleicht sind *crer, ver* und *comer* aus *creire, veire, comeire* unter Einfluss der *-er*-Verba entstandene Kurzformen. — S. 30, Z. 18 und Fussn. 2: *Preire* (mit off. *e*) wird als Subjektsform gebraucht (s. Flamenca, her. v. P. Meyer [1901], V. 2470, 2474, 2503, 2634, 3297, 3599, 5515 *[: Peire]*), und kommt daher vom Nom. *prĕbiter. — S. 31, Z. 19: Der Verf. spricht von »regelmässigen» Adverbialformen auf *-mens* neben denen auf *-ment*. Die Endung *-ment* ist indessen die einzig regelmässige (<-mente). *Domens* neben *domentre* erklärt sich am besten durch analogische Einwirkung von Seiten der Parallelformen *dins* (< de-intus) und *dintre* (< de-inter). — S. 32, Z 7 v. u.: Es kann wohl als sicher angenommen werden, dass das *r* der Perfekta wie *remaron* dem analogischen Einfluss der zahlreichen Perfektformen auf *-eron, -iron*, u. s. w. sein Dasein schuldet. — S. 34, Z. 19 (vgl. S. 101, Z. 18): *Plais* geht wohl auf eine vlat. Form *plaxit zurück. — S. 36, Fussn. 2: *Far* kann eine direkte Fortsetzung des vlat. fare sein (vgl G. Rydberg, Le développement de *facere*, S. 14, 29 fg., 47 fg.) — S. 65, Z. 10 v. u.: Verglichen mit afrz.

doie, sp. *dedo*, kann wohl doch pr *det* dem von Crescini angenommenen vlat. **d i t u m* entsprechen. — S. 68, Z. 11: *Doussa* entspricht vielmehr einem vlat. **d u l c i a* (danach ist auch **d u l c i u m* > *dols* S. 101, Z. 6 v. u. anzusetzen); vgl. Nyrop, Gramm. II, § 384, 3⁰, Rem. — S. 71, Z. 11 v. u.: Ich frage mich, ob der Verf. mit Recht **fordzə* (mit tönendem *dz*) als Durchgangsstufe für f o r f i c e m > *forsa* angegeben hat; ich würde lieber **fortsə* annehmen. Man vergleiche nur neuprov. (lang.) *forces* mit z. B. *quatorge*, *quatorze* (< q u a t t u o r d e c i m) und beachte die entsprechenden Verhältnisse im Frz, um zu der Überzeugung zu gelangen, dass aus der Konsonantenverbindung *dz* kein tonl. *s* vor Vokal enstanden ist. Dasselbe gilt *pansa* (< p a n t i c e m, S. 73, Z. 11 v. u.), verglichen mit *onze* (< u n d e c i m). — S. 80, Z. 2 v. u.: Wie hätten die Substantiva auf *-aire* (< -a t o r) auf die Bildung der unregelmässigen Formen *contraire* (< c o n t r a r i u m), *Daire* (< *D á r i u m), *vaire* (< v a r i u m) einwirken können? Es geht doch wahrlich nicht an, eine solche l a u t l i c h e Analogie (ohne die geringste Bedeutungsgemeinschaft) anzunehmen *Contraire* und *Daire* sind natürlich halbgelehrte Ausdrücke; aus dem Frz. kennt man ja dieselben Wörter. Was *vaire* betrifft, neben dem man die regelmässige Form *vair* hat, weiss ich nicht recht, wie dasselbe zu erklären ist: es könnte allerdings auch ein späterer halbgelehrter Eindringling sein. Ebenso unmotiviert ist es auch, in Betreff der Wörter *martire* (< m a r t y r i u m), *sospire* (< s u s p i r i u m), *lire* (< l i l i u m) analogische Einwirkung von Seiten der Substantiva auf *-ire* (< -i t e r) anzunehmen (s. S. 81, Z. 4). *Martire* ist ja sicher gelehrten Ursprungs (vgl. afrz. *martirie*, *martire*). — S. 88, Z 12: Die Form *ueis* (< o s t i u m), die ich nur aus dem einzigen Belege bei Raynouard (Lex. rom. V, 455) kenne, ist verdächtig. Die gewöhnliche prov. Form ist *uis (huis, us)*, die auf vlat. **ū s t i u m*, das auch von den übrigen romanischen Sprachen gefordert wird, zurückgeht. Vgl. Meyer-Lübke, Zs. f. rom. Phil. XXV, 355 fg. — S. 88, Z. 10—11 und 7 v. u.: Der Verf. hätte vielleicht mit einigen Worten die Formen *pantai* (< *p a n t a s i u m) und *bai* (< b a s i u m, b a s i e t) erklären können. Das *-s* ist m. E. in Folge analogischer Einflüsse verschwunden. Ich nehme an, dass das Schluss-*s* einst als Nominativendung aufgefasst wurde und so neue Obliquaformen ohne dasselbe geschaffen wurden, und dass dann zu *bai* das neue Verbum *baiar* (vgl. Flamenca, ed. P. Meyer [1901], *baia [baisa]: -aia* 2597, 3203. 4072, 5935) gebildet wurde. — S 88, Z. 1 v. u.: Lat. a n x i u m hat kaum prov. *ais* geben können (wegen des Schwundes des nasalen Konsonanten). Eine befriedigende Etymologie der prov. Wörter *ais, aissa, aissos* ist m. W. noch nicht gegeben

worden. — S. 92, Z 15: Prov. *teun* (< t e n u e m) soll zeigen, dass bei Nomina Kons. + Hiatus-*u* sich anders entwickelt hat als bei den Perfektformen auf *-ui*. Ich bezweifle eine solche Differenzierung nach Wortklassen. Vielleicht ist *teun* ein gelehrtes Wort (vgl. Grandgent, An Outline etc., § 72 Nw; s. dagegen Thomas, Rom. XXXIV, 333, der nicht gesehen hat, dass *-pu-* + Vokal eine besondere Entwicklung durchgemacht). — S. 103, Z. 2 v. u.: Formen wie *niu* (< n i d u m), welche den Schwund eines intervok. *d* zeigen, sind katalanischen Ursprungs (vgl. Grandgent, a. a. O., § 65, D, 2). Deshalb geht die normale Form *vau* (1. Sg. Pr. Ind. von *anar*) auf *v a o zurück, welches auch von den übrigen romanischen Sprachen postuliert wird. Mit J. Huber (Zs. f. rom. Phil. XXXI, 374) billige ich nicht, was Wendel über Kurzformen zu f a g u m etc. sagt; es handelt sich um noch näher zu untersuchende dialektale Unterschiede (vgl. Grandgent, a. a. O., § 65, G, (3), 1). — S. 110, Z. 14: Soll »afr. *noz, nos*» heissen.

Bemerkte Druckfehler: S. 14, Z. 8 v. u.: *lumbulum;* S. 16, Z. 2 v. u.: Rom. 33 S. 261; S. 30, Z. 20: *fraire;* S. 48, Z. 5 v. u.: *iüvenem*. *A. Wallensköld.*

Joseph Vianey, *Les sources de Leconte de Lisle* (= Travaux et mémoires de Montpellier. Série littéraire. I). Montpellier, Coulet et fils, 1907. 1 v. in-8:o. VI+399 p.

Voici un livre longtemps désiré par tous ceux qui s'intéressent au grand Parnassien. Avec le travail, d'allure surtout biographique, des frères M.-A. Leblond, il formera la base des études ultérieures sur Leconte de Lisle.

L'étude de M. Vianey est faite avec le plus grand soin; elle embrasse tous les poèmes de Leconte de Lisle, sauf les œuvres chrétiennes de la première période (*la Passion, Marie-Madeleine*). L'auteur se défend avec modestie «d'avoir l'ambition de dire le dernier mot sur Leconte de Lisle»; mais je crois que sur les points traités par lui, ses indications résisteront à la critique dans presque tous les cas. C'est dire que l'ouvrage doit entrer dans la bibliothèque de quiconque étudie d'un peu près la poésie contemporaine.

Le travail de dépouillement fait par M. Vianey révèle un fait peut-être un peu inattendu. Les sources du poète, malgré la variété infinie de son œuvre, ne sont en somme pas très nombreuses. Les poèmes hindous proviennent des traductions du *Rig-Veda* par Langlois (1848), du *Bhagavata Purana* par Burnouf

(1840), du *Ramayana* par Fauche (1854), et d'un recueil de poésies populaires hindoues par Lamairesse (1867). — L'Inde postérieure, celle d'Aureng-Zeib, est tirée d'un appendice à l'*Histoire générale de l'Inde ancienne et moderne,* de de Marlès (1828). — La masse assez imposante des poèmes scandinaves sort des *Chants populaires du Nord* de X. Marmier (1842). — Le livre de Léouzon Le Duc: *La Finlande* (1845) a inspiré les poèmes finnois; et ainsi de suite. Exception doit être faite, d'abord bien entendu pour les poèmes tirés de l'antiquité classique, et aussi pour les poèmes celtiques: Leconte de Lisle, peut-être à cause de ses origines bretonnes, semble avoir suivi avec un certain intérêt les publications relatives aux anciennes traditions celtiques.

Parmi les trouvailles du livre, je citerai, parce qu'elle intéresse les lecteurs finlandais, l'étude sur les sources du *Runoïa.* L'imitation du *Kalevala* était évidente; mais la fin du poème s'écarte de l'épopée finnoise. M. Vianey montre qu'elle est inspirée du *Glaive runique* de Nicander, que Leconte de Lisle trouvait en appendice chez Léouzon Le Duc.

Je ne veux pas m'étendre sur l'analyse de l'ouvrage, espérant que ce que j'en ai dit éveillera l'intérêt pour ce beau travail.

La thèse de M. Zilliacus, dont j'ai fait ici même le compte-rendu, abordait aussi la question des sources, pour les poèmes grecs et latins. M. Vianey ne paraît avoir connu ni l'un ni l'autre. Sur certains points il a vu mieux que nous; ailleurs M. Z. a certainement raison. — C'est ainsi que le poème d'*Hélène* est sûrement tiré du petit poème de Kolouthos, *L'Enlèvement d'Hélène;* M. Z. ne l'a pas vu, et mes conjectures tombent: les pièces de Banville sont elles aussi inspirées de Kolouthos. — Par contre M. Vianey croit à tort que la mise en scène de *Khirôn,* la visite d'Orphée au centaure, est *imaginée* et tirée du prologue de la *Chute d'un Ange* (p. 358, p. 367, note). Il a oublié l'épopée orphique des Argonautes, signalée par M. Zilliacus.

Bien que son travail porte avant tout sur les sources et leur emploi, M. Vianey nous donne quelquefois des interprétations, soit de ces sources, soit des poèmes de Leconte de Lisle. C'était souvent inutile; et les déclarations catégoriques qui font des légendes ou mythes des symboles naturalistes sont des plus discutables. Elles pourraient être supprimées sans que l'ouvrage y perdît rien; il y gagnerait même à mes yeux.

J. Poirot.

Dr. Ottmar Rutz, *Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme.* München, Beck, 1908. 1 Bd. gr. 8:o. VIII+158 S.

Ein Buch, das zuerst befremdend, nachher aber anregend wirkt. Es enthält das Resultat langjähriger Untersuchungen des verstorbenen Sängers Joseph Rutz († 1895), nachher von seiner Wittwe und seinem Sohn fortgesetzt. — Obwohl die Arbeit in erster Linie die Bildung der Singstimme berücksichtigt, so enthält sie manches, was für Philologen und Phonetiker beachtenswert ist.

Der Kern der Lehre besteht darin, dass Rutz festgestellt hat, dass die stilgemässe Wiedergabe von verschiedenen Musikwerken (bzw. Dichtungen) verschiedene Stimmqualitäten erfordert, und dass diese Stimmqualitäten nur durch bestimmte Körperhaltungen überhaupt zu erreichen sind. Die Stimmqualitäten und Körperhaltungen sind als Ausdrucksbewegungen der jeweiligen Stimmung des vorzutragenden Stückes anzusehen, und als solche von dieser Stimmung unzertrennlich. Jeder Versuch, ein bestimmtes Stück mit anderer Körperhaltung wiederzugeben, führt zu einem nicht befriedigenden Resultat: der Vortrag ist nicht stilgemäss, und der Stimmapparat wird misshandelt. Die psychologische Begründung macht keine Schwierigkeit bei dem jetzigen Zustande der Theorie von den Gemütsaffekten.

Ganz neu dürfte die Beobachtung sein, dass die allgemeine Rumpfhaltung und speziell die Bauchmuskulatur und die Taille von entscheidender Wirkung auf die Stimmqualität ist. Nach Rutz gäbe es drei grundverschiedene Typen, die sozusagen »Artikulationsbasen» sind, und weitermodifiziert werden können. Jeder Dichter oder Komponist hat einen bestimmten Grundtypus. Mozart, Beethoven, Wagner unter den Komponisten, Goethe, Schiller, Heine unter den Dichtern können als Beispiele von den 3 Typen dienen.

In die Einzelheiten einzugehen, verbietet sowohl der Raum als der Charakter dieser Publikation. Der Inhalt liesse sich übrigens schwer zusammenfassen, um so mehr, als das Buch eher eine Anleitung zu Selbstversuchen als eine rein doktrinäre Darstellung sein will.

Ich möchte jedoch hervorheben, dass Rutz seine Beobachtungen als Kriterium zur Beurteilung von Urheberschaftsfragen benutzte. So wies er nach, dass das bekannte Lied »Willst du dein Herz mir geben» nicht von J. S. Bach, sondern von Giovannini herstammt, wie es Frau Bach mitteilt. — Diese Resultate sind um so merkwürdiger, als sie mit den Forschungsmethoden Sievers' auf dem Gebiet der Dichtung übereinstimmen.

Was die Beurteilung der Arbeit betrifft, so kann ich über die gesangtechnische Seite keine selbständige Meinung ausdrücken. Nur so viel ist mir bekannt, dass ein bekannter Sänger dafür sehr interessiert war; ebenso weiss ich, dass Amateure, die die Lehre

probierten, sich von ihrer Richtigkeit überzeugt haben. Und bezüglich der sprachlichen Seite sind meine bisherigen Erfahrungen ganz zu Gunsten dieser Theorie ausgefallen. — Bei dem Meinungsaustausch, der meinem Referat im Neuphilologischen Verein folgte, erwies es sich, dass Rutz zu Beobachtungen gekommen war, die mit gewissen Resultaten der Forschungen Pippings übereinstimmen. Rutz merkte, dass es im Stimmregister eine kritische Stelle giebt, wo der Ton seine Klangfarbe ändert (O. Rutz, S. 22); die von ihm angegebene Note ist dieselbe, wo Pipping eine Registeränderung beobachtete, und welche nach Ausführungen dieses Forschers dem Resonanzton des Brustkastens entspräche. — Das Buch sei allen denjenigen zur Lektüre und Kontrolle wärmstens empfohlen, die sich für den kunstgemässen Vortrag von Dichtungen und Gesängen interessieren. Zu einer Zeit, wo einseitige, oft falsche, Geschmacksrichtungen eine drohende Gefahr bilden, kann die Lehre von Rutz schon dadurch heilsam wirken, dass sie den Geist für das innere Leben der Werke öffnet.

J. Poirot.

***Kr. Nyrop**, Grammaire historique de la langue française.* Tome troisième. Copenhague, Gyldendalske Boghandel, 1908. VIII + 459 p gr. in-8:o. Prix 10 fr.

Le savant danois, dont tout le monde admire l'activité infatigable, vient de publier le troisième tome de son excellente *Grammaire historique de la langue française*[1], traitant de la «formation des mots». Nous possédons déjà de bonnes monographies se rapportant aux diverses parties du domaine linguistique en question — je pense avant tout aux études magistrales d'Arsène Darmesteter sur les «mots composés» et les «mots nouveaux» —, mais M. Nyrop a réussi à nous donner ici une étude d'ensemble qui, tout en se fondant sur des recherches antérieures, faites par d'autres, contient beaucoup de remarques personnelles du plus haut intérêt. L'impression totale qui se dégage de cette œuvre, c'est une sensation agréable de sécurité: on sent et on sait qu'on est conduit, à travers cette fourmilière de formes vivantes et caduques, par un guide expérimenté, doué d'un savoir étonnamment étendu et d'un bon sens parfait. Je veux spécialement appuyer sur cette dernière qualité: on peut être un érudit de premier ordre, mais manquer en même

[1] Pour les tomes précédents, voy. *Neuph. Mitt.* 1899, no. $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$, p. 10 (2:e éd. du t. I:er: 1904, p. 117); 1903, p. 145.

temps de bon sens, de la faculté de discerner ce qui est admissible, sinon tout à fait certain, de ce qui est tout hypothétique. M. Nyrop possède, à mon avis, au plus haut degré ce bon sens linguistique, si indispensable à l'auteur d'un livre destiné à l'enseignement universitaire. Il évite, de parti pris, les hypothèses hardies et se contente souvent de déclarer que l'explication de tel et tel fait est incertaine (voy. p. ex., sur *-ier* ⟨ -arium, § 248 et Add.). Cette retenue est certainement commandée par le caractère de l'ouvrage, mais on ne laisse pas de regretter que l'auteur ne tâche pas plus souvent de contribuer à la solution des problèmes linguistiques particulièrement épineux.

L'ensemble de l'ouvrage de M. Nyrop produit donc une impression extrêmement favorable; aussi ne saurais-je avoir que des bagatelles à critiquer.

P. 17, l. 3 d'en bas: M. Nyrop emploie le terme «finlandais» en parlant de la langue «finnoise». Nous employons «finlandais» pour ce qui concerne la Finlande tout entière, comprenant aussi bien la nationalité de langue suédoise que celle de langue finnoise. — P. 83, l. 13 d'en bas: *ons pechables,* lisez: *uns pechables.* — P. 137, l. 11: *daneische,* lisez: *danesche.* — P. 161 (§ 340, 1°): J'ajoute que, par analogie, la forme *granite* (m.) s'est introduite dans la terminologie géologique. — P. 269, l. 4 d'en bas: *aide-de-camp,* lisez: *aide de camp* (cf. p. 261, l. 4 d'en bas). — P. 274, l. 15 d'en bas: *look-out.* Il s'agit probablement du mot *lock-out, look-out* n'étant pas employé en français, que je sache. — P. 282, l. 8: Je préfère avec Körting, *Lat.-rom. Wb.*[3], nos 2958 et 9370, faire venir *tandis* de tantos dies; cf. les exemples de Godefroy s. v. *tandis.* De même il y a, selon mon avis, dies dans *quandis* (quantos dies) et *jadis* (jam [habet] dies), p. 286, s. v. Diu. — P. 283, l. 5 d'en bas: *soventez foiz,* lisez: *soventes foiz.* — P. 286, l. 8: Inutile d'avoir mentionné, surtout en premier lieu, la variante graphique *aisné,* possible seulement après l'amuïssement de l'*s* dans *ainsné.* — P. 287: Post. Je regarde *postius comme une étymologie absolument assurée. De même *antius ⟩ *ainz* (avec la diphtongaison inexpliquée!). L'idée de comparatif, adhérente aux mots post et ante, a amené les comparatifs *postius et *antius. L'explication que donne M. Nyrop p. 402 (add. au § 592) est inutilement compliquée. — P. 288, l. 9: *Voir* vient plutôt de verum, employé adverbialement. — P. 290, l. 8 d'en bas: M. Nyrop admet encore apud hoc ⟩ *avec* (cf. p. 301). Il me semble que l'étymologie ab hoc (voy. E. Richter, Ab *im Romanischen,* p. 103 ss.) n'est plus à rejeter. — P. 302, l. 6: *ens,* lisez: *enz.* — P. 302, l. 14 d'en bas: Ajoutez: *jusque-là.* — P. 307, l. 15: Le développement des

autres langues romanes montre que la conjonction *que* ne peut venir ni de quod ni de quam. Avec M. G. Rydberg (*Zur Gesch. des frz.* ə, II, 2, p. 357 ss.), je crois que le français *que* vient de quia, devenu qui en position antévocalique. — P. 337, l. 17: *fau,* lisez plutôt *fou* (d'où *fouet*); *fau* doit être considéré comme dialectal.

Il faut espérer que les tomes restants de la *Grammaire historique*, traitant de la sémantique et de la syntaxe, ne se laisseront pas trop attendre.

A. Wallensköld.

H. Schmidt und *Jean Tissèdre, Französische Unterrichtssprache.* Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 64 S. 8:o. Preis: Rmk. 1: —.

Die Verfasser sagen im Vorwort: »Nach den preussischen Lehrplänen von 1901 sollen die an die Lektüre angeschlossenen Sprechübungen durch solche ergänzt werden, die den regelmässigen Vorgängen und Verhältnissen des täglichen Lebens gelten, damit neben der literarischen Sprache der Schriftsteller die Phraseologie der Umgangssprache zu ihrem Recht kommt. Zu der Sprache des täglichen Lebens gehört aber für Lehrer und Schüler auch die Unterrichtssprache, und gerade diese ist wegen der leichten und ungezwungenen Form ihrer Wendungen vortrefflich geeignet, von Anfang an das Ohr des Lernenden an ein schnelles Erfassen der fremden Laute zu gewöhnen und seinem Gedächtnis mühelos eine reiche Fälle idiomatischer Ausdrücke einzuprägen, die in den gewöhnlichen Lehrbüchern nur zu einem geringen Teile enthalten sind. Eine Auswahl solcher Wendungen bietet die vorliegende Schrift, die einem mehr als zehnjärigen, ebenso freundschaftlichen wie regen Briefwechsel der Verfasser ihre Entstehung verdankt.»

Die gute Idee der Verfasser ist in sehr glücklicher Weise realisiert worden. Die Sprechübungen sind ungezwungen und allseitig. Das Anführen synonymer Ausdrücke ist besonders zu loben. Somit kann das Büchlein den Lehrern und Lehrerinnen der französischen Sprache aufs Beste empfohlen werden.

Da der eine der Verfasser ein Franzose ist, wirkt es überraschend, dass einige Sprachfehler mit untergelaufen sind. Rez. hat folgende bemerkt: S. 16, Z. 2 v. u.: Quel est le sens *littéraire,* statt *littéral.* (Wie ist es mit dem *Pas littéraire* S. 35, Z. 6 v. u.?) — S. 33, Z. 1 v. u.: *signifie* ist falsch abgeteilt worden, da *gn* immer zur folgenden Zeile übergeführt werden müssen. — S. 57, Z. 4:

La semaine dernière il n'y a pas eu *français,* statt *de français.* — S. 58, Z. 10: J'ai *mal* de tête, statt *un mal.* — S. 59, Z. 15: Es fehlt das Komma nach *Directeur* in dem Satze: les dispenses sont accordées par le Directeur qui exige un certificat délivré par un médecin.

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26. September 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der erste Vorsitzende Prof. A. Wallensköld und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende Prof. *Wallensköld* begrüsste die Anwesenden mit folgender Ansprache:

»Meine Damen und Herren!

Indem wir jetzt ein neues Wirksamkeitsjahr des Vereins beginnen, sei es mir gestattet, einen kurzen Rückblick auf das akademische Jahr 1907—1908 zu werfen. Das Leben des Vereins ist während dieser Zeit ruhig verflossen mit regelmässigen Sitzungen etwa jede dritte Woche, wobei Fragen neuphilologischer sowie sprachpädagogischer Natur behandelt worden sind. Es muss nur bedauert werden, dass die jüngeren Mitglieder des Vereins unseren Bestrebungen ziemlich wenig Interesse gezeigt haben. Gegen Ende des letzten Semesters ergriff der Verein die Initiative zu einer allgemeinen Zusammenkunft von Lehrern und Lehrerinnen der modernen Sprachen, bei welcher schwebende sprachpädagogische Fragen erörtert werden sollten. Da auf das Zirkular, das ausgesandt wurde, um die Stimmung der Sprachpädagogen einer solchen Zusammenkunft gegenüber zu erfahren, eine grosse Anzahl Antworten eingegangen sind, haben wir Ursache zu hoffen, dass die Neuphilologenversammlung, die Anfang Januar 1909 stattfinden wird, auf lebhaften Anschluss rechnen kann.

Die neuphilologischen Studien ausserhalb unseres Vereins, nämlich an der Universität, haben als Gewinn zu verzeichnen: die

Anstellung eines neuen Dozenten der romanischen Philologie seit diesem Semester, sowie die neulich durchgeführte Teilung der Professur der germanischen und romanischen Philologie in zwei unabhängige Lehrstühle.

In der Hoffnung, dass unser Verein auch während des jetzt begonnenen akademischen Jahres seine Stellung als Förderer der neuphilologischen Studien und der sprachpädagogischen Methodik in unserem Lande wirksam behaupten wird, habe ich die Ehre die Sitzung zu eröffnen.»

§ 2.

Die Vorstandswahl für das akademische Jahr 1908—1909 ergab folgendes Resultat: Als erster Vorsitzender wurde Prof. *A. Wallensköld* wiedergewählt. Anstatt Prof. *U. Lindelöf,* der sich im Auslande aufhalten wird, und Mag. phil. *H. Petersen,* der wegen Zeitmangels die Funktionen des Sekretärs nicht mehr annehmen konnte, wurden als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer und Kassenverwalter Dr *A. Långfors* gewählt. Als Revisoren wurden gewählt: Fräulein Dr *Jenny af Forselles* und Mag. phil. *M. Wasenius.*

§ 3.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 4.

Der Sekretär Dr *Långfors* verlas folgenden Jahresbericht für das akademische Jahr 1907—8:

»Wie die vorhergehenden ist das einundzwanzigste Tätigkeitsjahr des Neuphilologischen Vereins ruhig und ohne Störungen verflossen. — »Die Neuphilologischen Mitteilungen» erschienen auch während 1907 in 8 Nummern, und von dem Jahrgange 1908 sind schon 2 Doppelhefte gedruckt worden. Als Redakteur fungierte Professor Axel Wallensköld. Die Zahl der Abonnenten für das Kalenderjahr 1908 beträgt, ausser den Mitgliedern, 81 Personen und die der Freiexemplare 81, von denen 67 ins Ausland geschickt worden sind. Als einen Beitrag zu den Druckkosten der Zeitschrift hat die Universität, ebenso wie in den drei letzten Jahren, eine Summe von 500 Fmk. angewiesen.

In der Zusammensetzung des Vorstandes war eine Veränderung eingetreten, indem Professor Uno Lindelöf statt des bisheri-

gen zweiten Vorsitzenden, Dr. Hugo Suolahti, der sich während des ganzen Jahres im Auslande aufgehalten hat, zum Vize-Präsidenten gewählt wurde. Als erster Vorsitzender fungierte wie früher Professor Axel Wallensköld und als Schriftführer und Kassenverwalter Mag. phil. Holger Petersen. — Die Anzahl der ordentlichen Mitglieder betrug 120, von denen 16 Neueingetretene. — 9 Sitzungen wurden abgehalten, 4 im Herbstsemester und 5 im Frühjahrssemester, mit im Ganzen gleichartigem Programme wie in den vorigen Jahren. Das Jahresfest wurde am 14. März gefeiert.

Helsingfors den 26. September 1908.

Holger Petersen
Schriftführer des Neuphilologischen Vereins 1907—1908.»

§ 5.

Prof. *W. Söderhjelm* teilte mit, dass einige einheimische Neuphilologen den von Frau Elsa v. Blanckensee in Marburg angeordneten Kursen in deutscher Phonetik und Diktion beigewohnt hätten und Frau v. B. als eine vorzügliche Lehrerin und Vortragskünstlerin bezeichneten. Prof. S. hielt es für wünschenswert, dass Frau v. B. für einen solchen kürzeren Kursus in Helsingfors engagiert werden könnte. Nach einer Diskussion, an welcher die Prof. *Wallensköld* und *Söderhjelm*, Dr *Suolahti*, Lektor *Poirot* und Mag. *Wasenius* teilnamen, wurde es einem Komitee, als dessen Mitglieder Fräulein *Långström*, Dr *Suolahti* und Mag. *Wasenius* gewählt wurden, überlassen, wegen der Bewerkstelligung dieses Planes mit Frau v. B. in Verbindung zu treten.

§ 6.

Folgende neue Bücher wurden von Prof. *Wallensköld* kurz angezeigt: Kron, Guide épistolaire (Freiburg, J. Bielefelds Verlag, 1908) und ähnliche Anleitungen für italienische und spanische Korrespondenz.

§ 7.

Folgender Bericht des Komitees der im nächsten Januar zu haltenden Neuphilologenversammlung wurde von Prof. *Wallensköld* verlesen:

»An den Neuphilologischen Verein.

Dem Beschluss des Neuphilologischen Vereins von 25. April d. J. gemäss, beehrt sich das Komitee der Neuphilologenversamm-

lung, dem Verein die Ergebnisse seiner vorbereitenden Massregeln zur Anordnung derselben vorzulegen.

Die Enquête, welche unter den modernsprachlichen Lehrern und Lehrerinnen in der Provinz letzten Frühling veranstaltet wurde, brachte unter anderen Wünschen hinsichtlich der Neuphilologenversammlung auch Vorschläge zu einer Menge Diskussionsfragen. Das Resultat der Enquête wurde schon in der genannten Sitzung von dem Herrn Vorsitzenden mitgeteilt, weshalb eine Wiederholung dieser Details hier überflüssig sein dürfte.

Das Komitee trat nachher dreimal zusammen. In Anbetracht dessen, dass so wenige von den Helsingforser Pädagogen der obenerwähnten Sitzung beiwohnten, richtete das Komitee an die Lehrer und Lehrerinnen in Helsingfors dasselbe Zirkularschreiben, wie früher an die Lehrer der Provinz. Drei neue Diskussionsfragen wurden von jenen eingereicht. Unter sämtlichen Diskussionsfragen erscheinen folgende dem Komitee für geeignet, der Neuphilologenversammlung zur Diskussion vorgelegt zu werden:

1) Das Studium der allgemeinen Grammatik beim Unterricht der Muttersprache und der Fremdsprache an den Reallehranstalten. (Ref. Dr. Hagfors; die Frage wird unter Teilnahme von Lehrern der einheimischen Sprachen behandelt, die auch einen Referenten ausersehen.)

2) Die Wahl der Lektüre für die höheren Klassen. (Ref. Lektor Nyström.)

3) Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts bei uns. (Ref. Dr. Uschakoff.)

4) Das Ziel des neusprachlichen Unterrichts bei uns. (Ref. Dr. Hortling.)

5) Die Behandlung der Texte auf den höheren (und mittleren) Stadien. (Ref. Magister Berglund.)

Ausser den oben erwähnten Fragen war die Absicht, noch folgende Diskussionsfragen aufzunehmen, für die aber einstweilen keine Referenten zu finden waren:

6) Die Algesche Methode beim Elementarunterricht der modernen Sprachen und damit zusammenhängende Fragen.

7) Die theoretische und praktische Ausbildung der Lehrer der modernen Sprachen.

8) Die schriftlichen Arbeiten und Übersetzungen (einschliesslich des Studentenexamens).

9) Die Anwendung der fremden Sprache beim Unterricht (der Grammatik).

10) Die Anschaffung modernsprachlicher Litteratur für die Schulbibliotheken.

11) In welcher Ausdehnung ist die Memorierung der Texte wünschenswert?

Die Sitzungen finden am Montag, Dienstag und Mittwoch den 11., 12. und 13. Januar 1909 statt und zwar nach folgendem Programm:

9—11	U.	vorm.	Diskussion (über eine zu referierende Frage).
11—12	»	»	Frühstückspause.
12—1	»	nachm.	Wissenschaftlicher Vortrag.
1—3	»	»	Diskussion (wie oben).
3—5	»	»	Mittagspause.
5—6	»	»	Wissenschaftlicher Vortrag.
6—8	»	»	Diskussion (wie oben).

Die Vorträge werden von Universitätslehrern der modernen Sprachen gehalten.

Helsingfors den 25. September 1908.

Im Auftrage des Komitees:

A. Wallensköld.

Ivar Hortling.»

Nach einer kürzeren Diskussion, an welcher Dr *Hagfors,* Prof. *Söderhjelm* und Lektor *Poirot* teilnamen, wurde der Vorschlag des Komitees angenommen.

§ 8.

Professor *Söderhjelm* hielt, aus Anlass der neuerschienenen Arbeit von Helene Jacobius, »Die Erziehung des Edelfräuleins im alten Frankreich, nach Dichtungen des XII., XIII. und XIV. Jahrhunderts», einen Vortrag über Frauenerziehung im Mittelalter.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 17. Oktober 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Professor W. Söderhjelm, der Vorstand und 11 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Die infolge des Wechsels des Kassenverwalters zur Revision der Kasse ausersehenen Revisoren erstatteten folgenden Bericht:

»Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung des Neuphil. Vereins, bei welcher wir einen Kassenbestand von Fmk 1,702: 47 vorgefunden, haben wir konstatirt, dass die Verwaltung und die Rechnungen auf eine durchaus befriedigende Weise geführt worden sind, und schlagen deshalb vor, dem zurücktretenden Kassenverwalter, Magister H. Petersen, Decharge zu erteilen.

Helsingfors den 17. Oktober 1908.

Jenny af Forselles. *Matias Wasenius.*»

Dem vorigen Kassenverwalter Mag. *H. Petersen* wurde Decharge erteilt.

§ 3.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden aufgenommen: Stud. Fräulein *Ester Carpén,* Stud. Fräulein *Aino Cavén* und Fräulein *Berta Solitander.*

§ 4.

Der Verein beschloss den fünften Band der »Mémoires» in der nächsten Zukunft herauszugeben und übertrug dem Vorstande die Ausgabe zu besorgen.

§ 5.

Nach der neuerschienenen Arbeit von O. Rutz, »Neue Entdeckungen von der menschlichen Stimme», referierte Lektor *J.*

Poirot die Theorien dieses Verfassers über die Einwirkung der Haltung auf die Klangfarbe der menschlichen Stimme [1]. An der Diskussion nahmen die Professoren *H. Pipping, W. Söderhjelm* und *A. Wallensköld* sowie Mag. phil. *M. Wasenius* teil.

§ 6.

Prof. *W. Söderhjelm* besprach kurz: »Causeries parisiennes, recueil de dialogues à l'usage des étrangers» von A. Peschier (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg, 1908).

In fidem:
A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 7. November 1908, bei welcher Sitzung der Vorstand und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Universitätslektor *Jean Schlegel* aufgenommen.

§ 3.

Professor *A. Wallensköld* besprach den neuerschienenen dritten Band (»Formation des mots») von Kr. Nyrops »Grammaire historique de la langue française.» [2]

§ 4.

Dr *H. Suolahti* referierte eine Sammlung kulturgeschtlicher Vorträge und Aufsätze von Fr. Kluge, die unter dem Titel »Bunte Blätter» erschienen sind (Freiburg i. B., 1908).

In fidem:
A. Långfors.

---

[1] Vgl. oben S. 190.
[2] Vgl. oben S. 192.

Verzeichnis der Mitglieder des Neuphilologischen Vereins am Ende des Jahres 1908.

Ehrenmitglieder:

Donner, Otto, Senator.
Estlander, C. G., Staatsrat.
Freudenthal, A. O., Professor.
Gustafsson, F., Professor.

Ehrenpräsident:

Söderhjelm, W., Professor.

Präsident:

Wallensköld, A., Professor.

Vizepräsident:

Suolahti, V. H., Dozent.

Schriftführer:

Långfors, A., Dozent.

Mitglieder:

Almark, J. M., Mag. phil.
Andersin, Hanna, Lehrerin.
Antman, Helmi, Mag. phil.
Appelberg, Signe, Student.
Arppe, Selma, Mag. phil.
Björnberg, J. A., Student.
Blomstedt, William, Mag. phil.
Blåfield, Hanna, Lehrerin.
Bohnhof, Anna, Lehrerin.
Brofeldt, F., Student.
Brotherus, Vera, Frau.
Brusén, Sigrid, Cand. phil.
Burmeister, Sigrid, Cand. phil.
Carpén, Ester, Student.
Cavén, Aino, Student.
Cronvall, U., Student.
Edelfelt, Annie, Lehrerin.
Edelfelt, Bertha, Lehrerin.
Eichinger, Lydia, Lehrerin.
Eklund, Edit, Student.
Ellinen, Mathilda, Lehrerin.
Engblom, Gerda, Student.
Engström, Hedvig, Mag. phil.
Estlander, Hedvig, Lehrerin
Fogde, Ulrika, Cand. phil.
af Forselles, Jenny, Dr. phil.
Forsman, Aino, Student.
Forss, Bruno, Student.
Frenckell, Alice, Lehrerin.
Freudenthal, Edla, Frau, Lehrerin.
Friman, Siiri, Lehrerin.
Frosterus, Emmy, Frau.
Furuhjelm, Åke, Mag. phil.
Godenhjelm, B. F., Professor.
Grönmark, Signe, Student.
Grönstrand, Helmi, Cand. phil.
Gustafson, Evi, Student.
Göhle, Aina, Cand. phil.
Hackman, O., Dr. phil.
Hagfors, E., Dr. phil., Oberlehrer.
Hahl, Julia, Cand. phil.
Heinonen, Tyyni, Student.
von Hertzen, Ellen, Student.
Hildén, B. E., Cand. phil.
Homén, O., Mag. phil.
Hortling, I., Lic. phil.
Ilmoni, Synnöve, Mag. phil.
Jakobsson, M., Mag. phil.
Jewstratoff, E., Mag. phil.
Järnström, E., Mag. phil.
Kaestlin Burjam, Aduli, Frau, Mag. phil.
Karsten, T. E., Dozent.
Katara, P., Mag. phil.
Kivilinna, O., Cand. phil.
Kolström, Helmi, Lehrerin.
Koskimies, Arno, Student.
von Kræmer, Agnes, Frau.
von Kræmer, Alexis, Dr. phil.
Krook, Anna, Lehrerin
Kullhem, Estrid, Mag. phil.
Kullhem, Hanna, Lehrerin,
Lagerstam, Wilhelmina, Frau.
Langenskjöld, Agnes, Student.
Lindelöf, Ester, Student.
Lindelöf. Uno, Professor.
Lindfors, Augusta, Lehrerin.
Lindgren, Gerda, Frau, Mag. phil.
Lindström, F. J., Mag. phil.
Lindström, Ida, Lehrerin.
Lunelund, Dagny, Frau.
Långström, Selma, Lehrerin.
Malmberg, Aino, Frau.
Mandelstam, J., Staatsrat.
Mittermaier, M., Lehramtskandidat
Müller, Ewald, Student.

Munthe, Aurora, Student.
von Nandelstadh, Berta, Lehrerin.
Nyman, K. A., Student.
Petersen, Holger, Mag. phil.
Pipping, Aline, Lehrerin.
Pipping, Anna, Frau.
Pipping, Hugo, Professor.
Poirot, Hjördis, Frau.
Poirot, Jean, Universitätslehrer.
de Pont, Fanny, Frau.
Procopé, Hjalmar, Student.
Reims, Verner, Mag. phil.
Reuter, J. N., Professor.
Rosendahl, Axel, Dr. phil., Lektor.
Runeberg, Hj. J., Dr. phil
Råbergh, Tony, Frau.
Salonen, E., Frau.
Schlegel, Anna, Lehrerin.
Schlegel, Jean, Universitätslektor.
Schmidt, G., Dr. phil., Universitätslektor.
von Schoultz, Jenny, Cand. phil.
Segerstråle, Anna, Lehrerin.
Sjöros, Bruno, Dr. phil.
Solitander, Berta, Fräulein.
Standertskjöld, Mercedes, Student.
Stoltzenberg, Maisi, Mag. phil.
Sumelius, Rafael, Bankbeamter.
Sutinen, P. J., Student.
Tallgren, Oiva Joh., Dr. phil.
Thillot, Aina, Frau.
Tikander, Alvina, Student.
von Troil, Mathilda, Lehrerin.
Tötterman, Nanna, Lehrerin.
Uschakoff, I., Dr. phil., Oberlehrer.
Vasenius, Johan, Student.
Vuoritsalo, Nuutti, Mag. phil.
Wallensköld, Dagmar, Frau.
Warén, Paavo, Mag. phil.
Wasenius, Matias, Mag. phil.
Wiik, K. H., Student.
Wilson, J. D., Universitätslektor.
Zilliacus, Emil, Dr. phil.
Öhquist, Alexander, Lehrer.
Öhquist, Johannes, Universitätslektor.

Eingesandte Litteratur:

Hugo Hagelin, British Institutions. From English Sources for the Use of Schools. Containing one Map, one full-page Illustration in Colour and forty-one in Black and White. Stockholm, A. Bonnier, 1908. IX + 140 p. 8vo.

Nuova Rassegna di Letterature moderne, fondata da A. Tossani nel 1903. Anno VI (1908), N. 4, 7—8. Direzione e Amministrazione: Firenze, 63, Via Ricasoli.

Die Zeitschrift enhält Übersichten über die neueste Litteratur der verschiedenen Länder sowie Proben dieser Litteratur in italienischer Übersetzung. In den uns zugesandten Nummern behandelt Herr *R. Luzi* die litterarischen Verhältnisse in Skandinavien und Finnland.

H. Schmidt und *J. Tissèdre,* Französische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 64 S. 8:o. Preis 1 Mk.

Rolf Seyfang, Quellen und Vorbilder des Epos »Gaufrey». Inaug.-Diss. Tübingen. Borna-Leipzig, 1908. 100 S. 8:o.

Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta, her. von *W. Heraeus* (Sammlung vulgärlateinischer Texte, her. von W. Heraeus und H. Morf, Heft 1). Heidelberg, C. Winter, 1908. V + 52 S. 8:o. Preis Mk. 1: 20.

»Diese neue Sammlung lateinischer Texte will wichtigeres Material für die Kenntnis des Vulgärlateins, zumal zerstreutes und schwer erreichbares, in handlichen und billigen Ausgaben weiteren Kreisen zugänglich machen. Sie will insbesondere als Grundlage für entsprechende Seminarübungen dem Romanisten wie Latinisten dienen, denen der Mangel an geeigneten Ausgaben sich oft empfindlich fühlbar macht, so dass die vulgärlateinische Lektüre im Universitätsstudium nicht den Platz einnimmt, der ihr um ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung willen zukommt. Zum Abdruck kommen Literaturwerke, Inschriften, Grammatikerschriften, Glossarien u. a., teils vollständig, teils in Auszügen, jedoch ohne Kommentar, nötigenfalls mit knappem kritischem Apparat, mit literarhistorischer Einleitung und Literaturangaben.«

Wilhelm Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch. 1. Heft. A-biogenetisch. Leipzig, O. R. Reisland, 1908. 48 S. 8:o. Preis 1 Mark 20 Pfg.

Franz Winterstein, Die Verkehrs-Sprachen der Erde. Zweite vermehrte Auflage. M. Diesterweg, Frankfurt a. Main und Berlin, 1908. 52 S. 8:o. Preis 1 Rmk.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, Jahrg. 1908, Nr. 3.
Bibliographia phonetica, Jahrg. 1908, Nr. 7—10.
Modern Language Notes, Jahrg. 1908, Nr. 7.
Moderna språk, Jahrg. 1908, Nr. 7.
Päivä, Jahrg. 1908, Nr. 41—47.
Virittäjä, Jahrg. 1908, Nr. 6—7.

Mitteilungen.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von G. Huet, Le Moyen Age, 1908, S. 228—9.

Neuphilologische Mitteilungen

LIBRARY
AUG 10 19[illegible]
UNIVERSITY OF TORONTO

Nr. 1/2 1909

Inhalt

dieser den 1. März 1909 ausgegebenen Doppelnummer:

Seite

I. Hg, Bericht über die Neuphilologenversammlung in Helsingfors 11.—13. Jan. 1909 1

W. Söderhjelm, Stil-Aesthetik und Stilstudien 13

H. Suolahti, Über Methode und Aufgaben der deutschen Wortforschung 28

A. Långfors, Les théories sur la formation des chansons de geste 45

Johannes Öhquist, Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung 57

J. Poirot, Miszelle: Quantität und dynamischer Akzent . . 74

Besprechungen:

Fr. Kluge, Bunte Blätter, von *H. Suolahti* 77

W. Heraeus, Ausg. von Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta, von *F. Gustafsson* 78

H. Hagelin, British Institutions, von *Anna Bohnhof* . . . 79

Fr. Winterstein, Die Verkehrs-Sprachen der Erde, von *A. W.* 80

Protokolle des Neuphilologischen Vereins . . . 81

Eingesandte Litteratur 82

Mitteilungen 84

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

ELFTER JAHRGANG

1909

HELSINGFORS
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET
1909

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

Seite

H[ortlin]g, I. Bericht über die Neuphilologenversammlung in Helsingfors 11.—13. Jan. 1909 1

Langfors, A., Les théories sur la formation des chansons de geste . . 45

Ohquist, Johannes, Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung 57

—»—, Die Sprechmaschine und ihre Anwendung im Sprachunterricht . 169

Pipping, Hugo, Sandhierscheinungen in Runeninschriften 213

Poirot, J., Miszelle: Quantität und dynamischer Akzent . . . 74, 234

Schoen, Henri, Le Congrès International des Langues Vivantes de Paris (13—17 avril 1909) 141

Söderhjelm, W., Stil-Aesthetik und Stilstudien 13

—»—, Note sur un manuscrit des Exempla de Jacques de Vitry . 113

Streng, Walter O., Über das Fenster und dessen Namen im Französischen und Provenzalischen 96

Suolahti, H., Über Methode und Aufgaben der deutschen Wortforschung 28

Tallgren, Oiva Joh., Le passage difficile de la chanson Amorosa donna fina de Rinaldo d'Aquino 85

II. Besprechungen.

Beyer, F., Französische Phonetik. Dritte Auflage, bearb. von H. Klinghardt *(J. Poirot)* 161

Brandl, Alois, Geschichte der altenglischen Literatur *(U. Lindelöf)* . 184

Burger, Emil, Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten *(Gustav Schmidt)* 184

Guesnon, A., Publications nouvelles sur les trouvères artésiens *(E. Färnström)* 202

Hagelin, H., British Institutions *(Anna Bohnhof)* 79

Heraeus, W., Ausg. von Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta *(F. Gustafsson)* 78

Horn, Wilhelm, Historische neuenglische Grammatik, I *(U. Lindelöf)* 183

Kerkkola, I. E., Deutsche Stilproben *(E. Hagfors)* 163

Kluge, Fr., Bunte Blätter *(H. Suolahti)* 77

Kock, Axel, Svensk ljudhistoria I—II, 1 *(Hugo Pipping)* 177

Seite

Nyrop, Kr., Italiensk Rejseledsager *(A. P.)* 130
—, Poésie française 1800—1850 *(A. Wallensköld)* 131
Nyström, S., Deutsches Lesebuch *(M. Wasenius)* 132
Paul, H., Deutsches Wörterbuch Zweite Auflage *(H. S.)* 162
Priebsch, J., Ein altfranzösisches Mariengebet, Drei altlothringische Mariengebete, Zwei altfranzösische Mariengebete *(A. Langfors)* 127
Rodhe, Emil, Moderne erzählende Prosa *(I. Tschakoff)* 228
Rousselot, P.-J., Principes de phonétique expérimentale, t. II *(J. Poirot)* 120
Sandfeld Jensen, Kr., Bisætningerne i moderne fransk *(A. Wallensköld)* 225
Schädel, B., Manual de fonètica catalana *(Oiva Joh. Tallgren)* . . . 219
Schmidt, H. und *Smith, Harry B.*, Englische Unterrichtssprache *(Anna Bohnhof)* 227
Schoen, Henri, François Coppée, l'homme et le poète *(A. v. Kraemer)* 196
Sechehaye, Ch.-Albert, Programme et méthodes de la linguistique théorique *(J. Poirot)* 198
Seydel, Paul, Experimentelle Versuche über die labialen Verschlusslaute im Deutschen und Französischen mit besonderer Berücksichtigung methodischer Fragen *(J. Poirot)* 187
Seyfang, R., Quellen und Vorbilder des Epos 'Gaufrey' *(L-F)* . . 129
Stengel, E., Der Schlussteil der Chanson d'Anseïs de Mes *(A. L-F)* . 203
Strigl, Hans, Sprachwissenschaft für alle, I. Jahrgang *(A. Wallensköld)* 197
Viëtor, W., Deutsches Aussprachewörterbuch, 1. Heft *(J. Ö.)* . . . 126
Winterstein, Fr., Die Verkehrs-Sprachen der Erde *(A. W.)* 80
Zimmer, H., *Meyer, K.*, *Stern, L. Chr.*, *Morf, H.* und *Meyer-Lübke, W.*, Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluss des Keltischen *(W. Söderhjelm)* 159

III. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuhilologischen Vereins.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins (28. Nov. 1908) 81
—»— (6. Febr.—15. März 1909) 134
—»— (3. April 1909) 166
—»— (24. April—25. Sept. 1909) 203
—»— (16. Okt.—13. Nov. 1909) 229
Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1908—1909 207

IV. Eingesandte Litteratur. 82, 138, 167, 208, 231
Schriftenaustausch 83, 139, 168, 210, 233

V. Mitteilungen . . 84, 140, 168, 211, 233

VI. Berichtigungen 234

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1/2

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1909

Bericht über die Neuphilologenversammlung in Helsingfors 11.—13. Januar 1909.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein lange gefühltes Bedürfnis erfüllt wurde, als die modernsprachlichen Lehrer und Lehrerinnen Finnlands zu gemeinsamen Beratungen zusammenkamen. Diese Neuphilologenversammlung ist die erste in ihrer Art bei uns und hat somit für unsere Bestrebungen eine grundlegende Bedeutung.

Die Versammlung fand im Hause der Wissenschaftlichen Gesellschaften unter lebhaftem Anschluss (etwa 160 Anwesende) am 11.—13. Januar d. J. statt. Als Präsident des Neuphilologischen Vereins eröffnete Professor Wallensköld die Versammlung, wobei er u. a. den Wunsch aussprach, dass das Zusammensein für die pädagogische Tätigkeit der Teilnehmer von Nutzen sein und auch dazu beitragen werde, die Sprachpädagogen aus den verschiedenen Gegenden Finnlands in nähere persönliche Berührung mit einander zu bringen. Durch Acklamation wurde zum obersten Leiter der Diskussionen Professor Söderhjelm ausersehen. Zu Vizepräsidenten wurden Oberlehrer Doktor Hagfors und Lektor Juutilainen gewählt. Als Schriftführer fungierten Mag. phil. Warén und Dr. Hortling.

Von den auf dem Programme stehenden Fragen (s. Neuph. Mitt. 1908, S. 157) wurde zuerst die *Allgemeine*

Grammatik beim Unterricht in der Muttersprache und in den Fremdsprachen an den Reallehranstalten behandelt (Referenten Oberlehrer Dr. Hagfors, Helsingfors, und Oberl. Dr. Saxén, Helsingfors). Ersterer referierte die Frage vom Standpunkte der fremdsprachlichen Lehrer aus, letzterer von dem der Lehrer der Muttersprache. Zur Diskussion dieser Frage hatte man nämlich die Teilnehmer an einer Konferenz von Lehrern der Muttersprache, die gleichzeitig in Helsingfors stattfand, eingeladen. Die Diskussion bewegte sich um die Prinzipienfrage, wie sich der Unterricht der sog. allgemeinen Grammatik auf die verschiedenen Sprachlehrer verteilen soll. Beide Referenten waren der Ansicht, dass wir mit einer sog. allgemeinen Grammatik zu rechnen haben. Nur ein paar Redner (Prof. Vasenius, Dr. Rosendahl) stellten sich auf den Standpunkt, der das Vorhandensein einer allgemeinen Grammatik überhaupt nicht anerkennt.

Dr. Hagfors meinte, die Hauptfrage könne nur durch gemeinsame Arbeit der Lehrer der Muttersprache und derjenigen der Fremdsprachen gelöst werden. Der Lehrer der Muttersprache soll sich daran in dem Masse beteiligen, wie es die Muttersprache selbst für ihre eigenen Zwecke nötig hat. Den Lehrern der Fremdsprachen liegt es ob, die Grundlage in der allgemeinen Grammatik, welche die Schüler in dem muttersprachlichen Unterricht erhalten haben, zu erweitern und zu vervollkommnen und zwar je nach dem Charakter und den Bedürfnissen der betreffenden fremden Sprache. Referent schlug vor, die Sprachlehrer der lateinlosen Schulen sollten näher überlegen und beschliessen, was in dieser Hinsicht den Lehrern der Muttersprache zukommt und was denen der Fremdsprachen.

Dr. Saxén meinte auch, dass die Muttersprache im Sprachunterricht eine zentrale Stellung einnehmen muss, das vereinigende Glied sein soll, welches das grammatikalische Wissen der Schüler zu einem System verbindet. Die Muttersprache könne sich nicht, ohne auf ihre eigenen grossen Aufgaben zu verzichten, darein finden, ein bequemes Hülfsmittel für die Erlernung anderer Sprachen zu werden. Der Zweck

des Unterrichts der muttersprachlichen Grammatik sei nur, den Gesetzen zu folgen, die in ihrem eigenen Material stecken. Zum Ausgangspunkt für die sprachlichen Übungen müsse die eigene Produktion der Schüler genommen werden. Der muttersprachliche Unterricht müsse hinsichtlich der allgemeinen Grammatik ein grundlegender werden. Referent stellte folgende Thesen auf: 1) Die Grammatik der Muttersprache hat zur Aufgabe, die Muttersprache zu lehren; ihr können keine fremden Obliegenheiten aufgezwungen werden. 2) Die Muttersprache soll die grundlegende Sprache der Schule sein, denn sie soll a) auf der Unterstufe die Schüler mit den wichtigsten grammatikalischen Grundbegriffen bekannt machen, b) auf der Oberstufe durch eine systematische Darstellung der Laut-, Formen- und Bedeutungslehre der Muttersprache sowie durch zahlreiche Vergleiche mit älteren Sprachperioden und sprachlichen Erscheinungen in anderen Sprachen den Schülern eine lebendige Einsicht in das Sprachleben und daselbst geltende Gesetze geben. 3) Der Unterricht der muttersprachlichen Grammatik soll in der Richtung hin reformiert werden, dass das Studium der Grammatik auf die oberen Stufen verlegt wird, während auf der Unterstufe nur Notizen über diejenigen grammatikalischen Begriffe mitgeteilt werden, welche für die Sprech- und Schreibübungen notwendig sind.

Bei der Diskussion dieser Frage umfasste die Versammlung die von den Referenten dargelegten Ansichten und Thesen, und stimmte auch folgenden von Professor Vasenius hervorgehobenen allgemeinen Gesichtspunkten bei: Die aufgabe der Schule ist nicht allein, Sprachforscher zu erziehen, sondern auch Mitbürger. Man muss darauf achten, inwieweit der Unterricht der Grammatik auf die Gedankenweise des Menschen einwirkt. Keine logischen Kategorien in einer Sprache können auf eine andere Sprache übertragen werden. Wenn das zugegeben wird, so wird das gegenseitige Verständnis unter den verschiedenen Menschen in hohem Grade erleichtert. Jede Sprache hat ihre eigene Logik. Wir sollten die Gedanken anderer denken lernen.

Um zu einem praktischen Resultat in der von den Referenten vorgeschlagenen Richtung zu gelangen, wurde behufs Ausarbeitung eines praktischen Programms, nach dem der Unterricht der Grammatik betrieben werden sollte, ein Komitee eingesetzt.

Zweite Frage: *Das Ziel des modernsprachlichen Unterrichts in Finnland* (Referent Dr. Hortling, Helsingfors). Die erste Bedingung, um ein gutes Ziel zu erreichen, sei das Interesse der Schüler zu wecken. Dies könne nur dadurch geschehen, dass das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ein vertrauensvolles ist. Referent betonte, dass der Bildungswert der Kultursprachen darin liegt, die geistigen Kräfte der Schüler zu entwickeln. Dies gelinge dadurch, dass die Schüler mit den repräsentativen Persönlichkeiten der Sprache sowie der Gedankenwelt und den Bestrebungen führender Geister bekannt gemacht werden. Die modernen Sprachen seien als Vermittler der Bildung mit den klassischen gleichwertig, die Anerkennung dieser Tatsache müssten wir erstreben. In Bezug auf das Endziel des Schulunterrichts stellte Referent folgende Thesen auf: Das Ziel des Unterrichts soll sein: 1) Eine korrekte Aussprache sowie die Fähigkeit, fremdsprachlichen Text fliessend vorzulesen. 2) Die Fähigkeit, Schriften eines nicht allzu schwerverständlichen fremdsprachlichen Schriftstellers im Original zu verstehen, was durch Herübersetzung kontrolliert wird. 3) Die Kenntnis der Werke einiger klassischen und modernen Schriftsteller und, womöglich, ein Einblick in die Litteraturgeschichte. 4) Ein Einblick in die kulturelle Entwickelung des fremden Volkes. 5) Gründliche Kenntnis der wichtigsten Punkte der Grammatik. 6) Einige Fähigkeit, sich in der fremden Sprache auszudrücken. — Hinsichtlich der Nebensprachen könnten von obenerwähnten Thesen die »gründliche» Kenntnis der Grammatik sowie die Sprechfertigkeit als Forderungen wegfallen.

Bei der Diskussion wurden die Punkte 1) und 2) als solche angenommen. Der dritte und der vierte Punkt wurden zusammengezogen und mit der Veränderung angenommen, dass die moderne Litteratur vor die klassische gestellt werden

sollte. Die Punkte 5) und 6) wurden gutgeheissen. Hinsichtlich der Nebensprachen könne weniger Gewicht auf die Punkte 5) und 6) gelegt werden.

Dritte Frage: *English in our Schools* (Referent Frl. Granström, Helsingfors). Referent hob hervor, dass zur Zeit in unseren Reallehranstalten nur 4 Wochenstunden für das Englische angewiesen sind. In Privat- und gemischten Schulen hat man eine höhere Stundenzahl. Die Schüler der Privatschulen haben deshalb auch bessere Kenntnisse im Englischen als die der Staatslyzeen. Referent stellte folgende Thesen auf: 1) Obgleich die für das Englische in unseren Schulen angewiesene Stundenzahl genügend ist, um den Schülern eine verhältnismässig befriedigende Fähigkeit beizubringen, die Sprache zu verstehen und Litteratur zu lesen, so genügt diese Stundenzahl nicht, um die Schüler für Universitätsstudien vorzubereiten. Der Vorschlag des Schulkomitees, wonach die Stundenzahl für das Englische bedeutend vermehrt würde, sollte daher von Seiten der Neuphilologenversammlung Unterstützung finden. 2) Beim Unterricht des Englischen sollten folgende Ziele erstrebt werden: a) Die Fähigkeit, einen mässig schwierigen englischen Text zu verstehen. b) Die Fähigkeit, sorgfältiges Sprechen und einen populären englischen Vortrag zu verstehen. c) Einige Fähigkeit, die Sprache mündlich zu gebrauchen. 3) Als Lehrbücher sollten gebraucht werden: a) Ein kurzes Elementarbuch, wo die Aussprache- und Sprechübungen zugleich Beispiele für die elementare Grammatik liefern (die Aussprache soll in phonetischer Umschrift gegeben sein); b) ein (mit dem oben erwähnten gleichzeitig zu gebrauchendes) Lesebuch, wo auf leichtere Texte schwierigere folgen; auch soll das Lesebuch eine genügende Anzahl leichtfasslicher Stücke enthalten, die sich für kursorisches Lesen eignen; c) ein Lesebuch (am liebsten eine längere Erzählung) mit englischem Kommentar, so dass die Übersetzung vermieden werden kann.

Vierte Frage: *Die Methodik des modernsprachlichen elementaren Unterrichts in Finnland* (Referent Oberl. Dr. Uschakoff, Helsingfors). Referent hatte einen ausführlichen Plan eines Ele-

mentarbuches entworfen. Die Grundzüge dieses Plans gehen aus folgenden Thesen hervor: 1) Das elementare Studium der fremdsprachlichen Grammatik geschieht am geeignetsten im Anschluss an einen besonderen grammatisch-praktischen Kursus, welcher teils Mustersätze enthält, mit deren Hülfe die grammatischen Formen zuerst studiert werden, teils Übungssätze, um das Gelernte genauer zu befestigen. Bei der Behandlung beider Arten von Sätzen kommen sowohl die Umbildungs- und Ergänzungsmethode als die Übersetzungsmethode zur Anwendung. 2) Der grammatisch-praktische Kursus dient auch zur Einübung von Vokabeln und Ausdrücken wie auch zum Erwerben einer gewissen Fertigkeit in der einfachen Umgangssprache. Zu demselben Zwecke dient auch ein im Elementarbuche vorkommendes Vokabular. 3) Die im Elementarbuche vorkommenden Lesestücke dienen vor allem den Zwecken der Lektüre, nur in geringerem Masse zum Einüben der grammatischen Formen und der Elemente der Umgangssprache. 4) Das Vokabular bezieht sich hauptsächlich auf den Wortvorrat der im grammatisch-praktischen Kursus des Elementarbuches vorkommenden Lesestücke, mit nötigen Ergänzungen. Es besteht aus einem fortlaufenden und einem nach verschiedenen Bedeutungskategorien aufgestellten, systematischen Teil, welche, dasselbe Wortmaterial enthaltend, nur auf verschiedene Weise zusammengestellt sind. Das Vokabular soll sich für ein von den Texten unabhängiges, konkretes Wortstudium eignen, weshalb die Formen, Konstruktionen und die verschiedenen Bedeutungen der Wörter durch Beispiele beleuchtet werden sollen, vorzugsweise in der Form vollständiger Sätze.

Bei der Diskussion wurde als ein wichtiges Moment hervorgehoben, dass das Studium der Grammatik auf einem den Schülern bekannten Material fusst. Punkt 1) wurde angenommen. In Bezug auf die Punkte 2) und 3) wurde die Ansicht ausgesprochen, dass Sprechübungen auch im Anschluss an die Lesestücke vorkommen können, aber dann hauptsächlich um das Verständnis des Textes zu erleichtern. Andererseits wurde hervorgehoben, dass der Wortschatz haupt-

sächlich den Lesestücken entnommen werden sollte und nicht dem grammatisch-praktischen Kursus. Von dem Texte unabhängige Sprechübungen sollten nicht neben der Textbehandlung vorkommen. Punkt 4) wurde auf Gesuch des Referenten gar nicht diskutiert.

Fünfte Frage: *Die Wahl der Lektüre für die oberen Klassen* (Referent Lektor Nyström, Wiborg). Referent betonte, dass die Wahl der Texte von dem Ziel beruht, das man mit der Lektüre erstrebt. Wenn das Hauptziel nur ist, den Forderungen des Abiturientenexamens Genüge zu leisten, so wäre es am zweckmässigsten, das Lesebuch während der ganzen Schulzeit anzuwenden. Aber der Sprachunterricht hat auch eine ideelle Seite. Er soll den Gesichtskreis des Schülers in ethischer und ästhetischer Hinsicht erweitern, sein Urteilsvermögen entwickeln, seine Ideenwelt bereichern und den Schüler in die Kultur des betreffenden Landes einführen, u. s. w. Referent schlug mit Hinsicht auf die Schulverhältnisse bei uns vor, dass ein Lesebuch und Litteratur nebeneinander studiert werden sollten. In der 6:ten Klasse im Frühlingssemester fängt das Studium der Schönlitteratur an (Novellen). In der 7:ten Klasse werden Klassiker studiert, in der 8:ten Kl. moderne Schriftsteller (Novellen, Romane, Schauspiele), auch fremdsprachliche Zeitungen. Endlich betonte Referent den Übelstand, dass wir bei uns keinen Schulbücherkanon besitzen. Ein Komitee von 6—8 Personen sollte ein Verzeichnis über Schriftsteller machen, deren Schriften in Schulausgaben herausgegeben werden sollten. Jeder Band sollte eine kurze Biographie des Verfassers enthalten, wie auch einen Bericht über die Stellung des Verfassers in der Litteraturgeschichte und die Bedeutung der betreffenden Arbeit in der Produktion des Verfassers. Jeder Band sollte gehörig kommentiert und mit einem erschöpfenden Wörterverzeichnis versehen sein. Die Texte sollten nicht »für Schulzwecke normalisiert werden», doch könnten gewisse Partien referiert vorkommen.

Die Versammlung unterstützte den Vorschlag des Referenten inbetreff eines Komitees und sprach den Wunsch aus,

dass Referent selbst wegen der Verwirklichung der Idee ans Werk gehen sollte.

Sechste Frage: *Die Behandlung der Texte in den oberen Klassen* (Referent Mag. phil. Berglund, Jakobstad). Referent schlug folgende Thesen vor: 1) Bevor die Schüler einen Text zu Hause präparieren, erklärt der Lehrer in der Klasse Wörter und Ausdrücke in Bezug auf den Inhalt und die Aussprache. 2) In der folgenden Lektion werden, auf Anfrage des Schülers, weitere Erklärungen des Textes gegeben, beziehungsweise nötige Realnotizen historischer, geographischer, ethnographischer, allgemein kultureller Art, u. s. w. Darauf folgt die Übersetzung und Verlesung des Textes. 3) Die zweite Behandlung des Textes besteht je nach seiner Beschaffenheit aus einer erneuten Übersetzung, möglicherweise mit einer Musterübersetzung komplettiert, aus Abfragen von Wörtern und Ausdrücken, aus einer Übersetzung ohne Buch, aus einer partiellen Memorierung des Gelesenen oder endlich aus einem Gespräch, das sich auf den Inhalt des Textes bezieht. 4) Nachdem ein Text durchgearbeitet ist, werden Mitteilungen über den Verfasser gegeben und Fragen allgemeiner Natur diskutiert, die den Text berühren. 5) Aus praktischen Gründen kann ein Referat von weniger bedeutenden Teilen des Textes an die Stelle der genaueren Behandlung treten. 6) Bei der Behandlung eines Textes »ex tempore» giebt der Lehrer zuerst orientierende Notizen über den Inhalt, dann lesen die Schüler und übersetzen schwierigere Stellen. Oder der Lehrer verliest den Text und macht Fragen, wodurch er sich überzeugt, ob die Schüler den Inhalt verstanden haben, wonach das Gelesene durch Diskussion, Lesen aus dem Buche und Schreiben an die Tafel dem Gedächtnis eingeprägt wird. 7) Der Text wird gehörig begrenzt und eingeteilt. Die Verbesserung gemachter Fehler gebührt in erster Linie den Schülern. 8) Bei der Behandlung der Texte kommt vorzugsweise die fremde Sprache zur Anwendung.

Bei der Diskussion wurde die Anmerkung gemacht, dass es misslich wäre, den Schülern zu überlassen, selbst nötige Erklärungen zu fordern. Die Schüler seien selbst nicht

im Klaren darüber, was in dem betreffenden Texte schwer ist und was nicht. Im allgemeinen seien sie gar nicht geneigt, Fragen zu machen. Daraus folge, dass nötige Erklärungen ausbleiben, wenn der Lehrer selbst nicht kontrolliert, inwieweit die Schüler den Text verstanden haben. Ferner wurden Stimmen laut gegen eine Übersetzung in der Ausdehnung, wie es der Referent vorgeschlagen (vgl. Punkte 2 und 3).

Siebente Frage: *Die Anwendung der Fremdsprache bei dem Neusprachlichen Unterricht* (Referent Rektor Granit, Kotka). Referent stellte folgende Thesen auf: 1) Die fremde Sprache kommt schon auf den unteren Stufen zur Anwendung und zwar sowohl beim Anschauungsunterricht als dem auditiv-mündlichen Verfahren, darf aber nicht den Gebrauch der Muttersprache ausschliessen. 2) Auf der Mittelstufe wird die Fremdsprache als hauptsächliche Unterrichtssprache beim Lesen der Texte gebraucht und zwar sowohl bei der Vorbereitung einer neuen Aufgabe als beim Abfragen einer alten. Doch wird auch Herübersetzung gebraucht, wo es nötig scheint. Die Bedeutung der Wörter und Ausdrücke wird mit Hülfe der Fremdsprache durch Umschreibungen, Synonyme und andere methodische Verfahrungsweisen klar gemacht, oder, wo es not tut, mit Hülfe der Muttersprache. Die Methode setzt voraus, dass auf früheren Stadien die Übersetzungsmethode nicht gebraucht worden ist. 3) Auf den Oberstufen erhält die Muttersprache grössere Anwendung als auf der Mittelstufe sowohl bei der Herübersetzung als auch bei Erklärungen. Doch komme die Muttersprache auch hier zur Anwendung nur insofern die fremde Sprache das Verständnis des Textes verhindert oder verzögert. 4) Beim Unterricht der Grammatik kommt die Fremdsprache auf der Unterstufe nur in einfacheren Fällen zur Anwendung. 5) Auf der Mittel- und besonders auf der Oberstufe hat die Anwendung der Muttersprache grössere Voraussetzungen ein gründliches Verstehen der schwierigeren Stellen der Grammatik zu vermitteln als die Fremdsprache.

Von obenangeführten Thesen nahm die Versammlung die erste mit folgenden Veränderungen an: der Ausdruck

»darf aber nicht den Gebrauch der Muttersprache ausschliessen» sollte in »was aber nicht den Gebrauch der Muttersprache auszuschliessen braucht», verändert werden. Punkt 3) erhielt folgende Formulierung: Auf den oberen Stufen kann die Muttersprache vorkommen, wo der Gebrauch der fremden Sprache das Verständnis des Textes verzögert. Hinsichtlich der Punkte 4) und 5) sollte die Fremdsprache bei der Behandlung leichterer grammatikalischer Erscheinungen zur Anwendung kommen, sonst die Muttersprache.

Achte Frage: *Die schriftlichen Klassenarbeiten* (Referent Mag. phil. Frl. Ottelin, Wiborg). Referent betonte, dass man heutzutage auf die häuslichen schriftlichen Arbeiten nicht viel Wert legt, sie seien ein Notbehelf in Fällen, wo man auf der Oberstufe eine zu geringe Stundenzahl hat. Am liebsten meide man sie ganz und mache die schriftlichen Arbeiten zu Klassenarbeiten, verlege sie in die Stunden, wo sie »ein gutes Zuchtmittel des Willens» sein sollen, indem sie mehr als die mündlichen Übungen zur Geistesgegenwart, zum Zusammenraffen der Kräfte im gegebenen Moment gewöhnen können. Auch sei es von grosser Bedeutung, das Auge so früh wie möglich als Hülfe beim Lernen anzuwenden, also nach dem ersten propädeutischen Kursus, in welchem wir Lautierübungen und einfache Sprechübungen anstellen, schon zur Feder und Kreide zu greifen und diese dann fest in der Hand zu behalten die ganze Schule hindurch. Planlose, unvorbereitete, schriftliche Übungen seien vollkommen wertlos. Die Formen müssten erst durch vorhergehende mündliche Übungen sicher geworden sein. Referent schlug folgende Thesen vor: 1) Die Klassentafel soll von den Schülern weit mehr gebraucht werden als bisher. 2) Die Schreibübungen auf den unteren und mittleren Stufen schliessen sich dem grammatikalischen Unterricht an, den verschiedenen mündlichen Übungen (auch Übersetzungen), ohne die keine Sicherheit in dem Gebrauch der Formen zu erzielen ist. 3) Von Wichtigkeit, um die Worte und Konstruktionsweisen einzuprägen, ist es auch, dass gelesene Texte durch allerlei Umbildungen durchgearbeitet und vertieft werden. Zahlreiche wörtliche Retro-

versionen befördern jedoch gedankenloses Auswendiglernen. 4) Auf der Oberstufe (2 Klassen vor dem Abiturium) kommen Hinübersetzungen in grösserem Umfange vor, die jedoch manchmal mit freieren Arbeiten im Anschluss an gelesene Texte abwechseln.

Punkt 1) wurde folgendermassen geändert: Die Klassentafel soll von den Schülern fleissig gebraucht werden. Die übrigen Thesen wurden nach einer kurzen Diskussion angenommen.

Neunte Frage: *Die neusprachliche Litteratur der Schülerbibliotheken* (Referent Lektor Juutilainen, Nyslott). Referent ging von dem Gesichtspunkte aus, dass die Litteratur die Grundlage alles Lernens sein soll. Deshalb sei es von nöten, dass das Interesse der Schüler für litterarische Studien auch ausserhalb der Schule geweckt wird. Für solche selbständigen Studien eignet sich am besten sprachlich leichte und inhaltlich interessante Litteratur. Die Litteratur der Schülerbibliotheken soll abwechselnd sein.

Referent schlug vor, dass Schülerbibliotheken in allen Schulen eingerichtet werden sollten. Die Versammlung schloss sich dem Vorschlag an und sprach den Wunsch aus, dass Referent sein Referat veröffentliche und ein Verzeichnis über solche neusprachliche Litteratur mache, die sich für Schülerbibliotheken eignet.

Nachdem die Diskussionsfragen des Programms behandelt worden waren, wurden noch einige praktisch-pädagogische Fragen als Erwünschtes der Versammlung vorgelegt, die aber wegen der knappen Zeit nicht diskutiert werden konnten, sondern dem Neuphilologischen Verein übersandt wurden. Der Verein sollte eventuell weitere Massregeln in Bezug auf dieselben treffen. Es waren dies folgende Fragen: 1) Die Lehrer der deutschen Sprache an den unteren Klassen unserer Reallyzeen und an den 5-klassigen gemischten Staatsschulen sollten Fachleute sein (Lektor Juutilainen). 2) Reisestipendien sollten mehr als bisher ausgegeben werden, auch für Lehrer und Lehrerinnen der englischen Sprache (Dr. Rosendahl und Frl. Bohnhof); 3) die Kollegen der deutschen

Sprache sollten von ihrer Unterrichtspflicht inbetreff der finnischen Sprache befreit werden (Mag. phil. Granit-Ilmoniemi); 4) die Vergütung für Korrekturen der schriftlichen Schülerarbeiten sollte angemessenerer Weise als bisher verteilt werden (Dr. Rosendahl); 5) genauere Bestimmungen für die Kompetenzforderungen sollten festgestellt werden (Dr. Rosendahl); 6) die Veranstaltung einer Enquête inbetreff der in den Schulen anzuwendenden Lehrmethode (Mag. phil. Granit-Ilmoniemi).

Ausser den Diskussionsfragen hatte der Programmausschuss zwei wissenschaftliche Vorträge an jedem der Kongresstage angeordnet (s. Neuph. Mitt. 1908, S. 157 ff.). Die Vorträge weckten lebhaftes Interesse. Vier derselben werden in dieser Nummer veröffentlicht.

Von seiten der anwesenden Pädagogen wurde dem Vorsitzenden Prof. Söderhjelm von Mag. phil. Granit-Ilmoniemi ein warmer Dank dargebracht für die bedeutende Arbeit, die Prof. Söderhjelm zu Gunsten der neuphilologischen Studien ausgeführt hat und zwar als Universitetslehrer, als ehemaliger Vorsitzender des Vereins und auch als Vorsitzender dieser Versammlung.

An jedem Kongresstage kamen die Teilnehmer des Abends im Restaurant zusammen und brachten die Zeit in zwangloser Geselligkeit zu. Neue Bekanntschaften wurden angeknüpft, und aus den Augen aller Teilnehmer leuchtete volle Befriedigung mit dieser ersten Neuphilologenversammlung. — Die vielen Fragen, die man noch gern diskutiert hätte, wenn man Zeit gehabt hätte, und das grosse Interesse, das man für diesen Kongress gezeigt hatte, gestatten die Vermutung, dass es nicht viele Jahre dauern wird, bis die Neuphilologen Finnlands wieder zusammenkommen.

I. Hg.

Stil-Aesthetik und Stilstudien.

Vortrag in der Neuphilologenversammlung zu Helsingfors den 11. Januar 1909.

I.

Schriften über den Stil haben schon die Alten veröffentlicht, und der Renaissancezeit gehört ein so selbständiges und treffliches Werk an, wie das Buch des neapolitanischen Humanisten Pontanus *De sermone*. Später hat man sich in allen Kulturländern mit Stilproblemen abgegeben, mehr oder weniger teoretisch, man hat über den Begriff des Stils und des guten Stils gehandelt und Anleitungen zum Erwerben eines künstlerischen Stils verfasst. In jüngster Zeit ist aber das Interesse für diesen Zweig der Wissenschaft wieder mehr in den Vordergrund getreten: neue Gesichtspunkte werden aufgestellt, und die Stilistik ist auf dem Wege, als selbständige Disziplin mit in die ersten Reihen der humanistischen Wissenschaften zu rücken. Ja, man hat es sogar versucht, die ganze bisherige Sprachwissenschaft auf den Kopf zu stellen und eine neue zu begründen, die anstatt der einzelnen historischen Untersuchungen über Laute, Formen und syntaktische Erscheinungen den sprachlichen Stil als Zusammenfassung des ganzen Materials und als einziges wirkliches Bild der Evolution der Rede zum Gegenstand haben soll. Sie hätte zur Aufgabe, den Stil vom ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten und müsste also eine rein ästhetische Wissenschaft sein.

Wenn auch die meisten Sprachforscher diesen revolutionären Ansprüchen der Stileiferer ihre Unterstützung entziehen werden, so wird man doch gerne einräumen, dass hier Ideen und Forderungen an den Tag getreten sind, die die grösste Aufmerksamkeit verdienen. Und wenn man auch nicht die Methoden der herrschenden Philologie ohne Weiteres über den Haufen werfen wird, um an ihre Stelle etwas zu setzen, wofür noch keine Methoden ausgebildet sind, so werden wol jedenfalls die stilistischen Fragen immer mehr in den Vordergrund rücken und den dürren grammatisch-statistischen Unter-

suchungen einen heilsamen Abbruch tun. Besonders werden, wie ich glaube, die Stil-Ästhetiker das zu Stande gebracht haben, dass die stilistischen Untersuchungen sich mit der künstlerischen Seite des Ausdrucks beschäftigen, anstatt, wie es bisher meistenteils der Fall gewesen ist, nur das Material über den stilistischen Gebrauch der Schriftsteller zusammenzustellen. Ob aber eine solche ästhetische Betrachtung des Stils in den Händen der Philologen (im gewöhnlichen Sinne des Wortes) fruchtbar werden kann, oder ob nicht vielmehr ganz besondere Beanlagung, feines Gefühl und feines Ohr, ausgebildeter Geschmack und ästhetisch-psychologischer Scharfsinn dazu nötig sein werden, dass lässt sich erst dann beurteilen, wenn Proben solcher Untersuchungen nach einer annehmbaren Methode wirklich vorliegen.

Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich hier einen vollständigen Überblick über die Stilforschung der neueren Zeit zu geben, die Vertreter und ihre Werke alle einzeln zu nennen und ihre Ansichten Punkt für Punkt zu erörtern versuchte. Ich muss mich damit begnügen, die jetzigen Bestrebungen in grossen Zügen Ihnen vorzuführen, um Ihre Aufmerksamkeit auf diese Bewegung zu lenken und Ihnen anzudeuten, wie fruchtbar stilistische Untersuchungen für das allseitige Verständnis eines Dichters gemacht werden können — und gewissermassen bezieht sich dieses auch auf die Schule. Für die Geschichte der neueren Stilistik giebt es übrigens ein kleines Buch, das, obgleich weder methodisch aufgestellt noch kritisch abgefasst, gute Auskunft über die einschlägigen Arbeiten giebt und daher empfohlen werden kann, nämlich Olof Östergren, *Stilistisk språkvetenskap,* Stockholm 1907.

Ich beschränke mich also hier auf einige Hauptpunkte.

Zunächst wurden in neuester Zeit die Beziehungen zwischen Sprachwissenschaft und Ästhetik von dem italienischen Gelehrten Benedetto Croce in seinem grossen Werke *Estetica come scienza dell'espressione e linguistica generale* (erste italienische Ausgabe 1902, deutsche Übersetzung 1905) kräftig betont. Ich sage in neuester Zeit, denn die Lehre ist, we-

nigstens in ihren Umrissen, nicht neu, sie wurde schon prinzipiell von dem grossen Philosophen Giambattista Vico (1668—1744) angedeutet und von Wilhelm von Humboldt gewissermassen formuliert. Croce hat aber zuerst die äussersten Konsequenzen dieser Lehren gezogen. Seine Arbeit ist nur zum geringeren Teil eine teoretische Darlegung, der grösste Teil beschäftigt sich mit der Geschichte der Ästhetik und will zeigen, auf welchen Irrwegen die Ästhetiker überhaupt bisher gewandelt sind. Croce gelangt zu folgenden Ergebnissen. Die Ästhetik ist die Wissenschaft von dem geistigen Ausdruck; die Sprachwissenschaft gehört zu den auf dem intuitiven Erkenntnissvermögen gegründeten historischen Wissenschaften und bildet also einen Teil der Ästhetik; die Kunstwissenschaft und die Sprachwissenschaft, die Ästhetik und die Linguistik sind nicht zwei getrennte, sei es beigeordnete, sei es nicht zusammengehörige Wissenschaften, sondern eine einzige Wissenschaft. »Nicht als ob es dabei eine *besondere Linguistik* gäbe, sondern die gesuchte linguistische Wissenschaft, die allgemeine Linguistik ist, soweit sie überhaupt zur Wissenschaft und Philosophie gehört, nichts anderes als die Ästhetik. Wer sich mit allgemeiner Linguistik, mit wissenschaftlicher Linguistik beschäftigt, der beschäftigt sich mit ästhetischen Problemen und umgekehrt. Philosophie der Sprache und Philosophie der Kunst sind ein und dasselbe.» Wenn die Linguistik nicht Ästhetik wäre, dann dürfte sie nicht den Ausdruck zum Gegenstande haben, der eben der ästhetische Vorgang ist; die Sprache ist ja eben Ausdruck. Eine besondere Linguistik würde eine besondere Klasse von Ausdrücken zum Gegenstande haben, aber solche giebt es überhaupt nicht. Zwischen Sprache und Stil kann man unmöglich unterscheiden. Das Wesen der Sprache und ihre Wirklichkeit liegt nicht in isolierten und kombinierbaren Wörtern, sondern in lebendigen Reden, die dem Sinn nach unteilbar sind und die nichts anderes als ästhetische Ausdrücke und Produkte sind. Die Linguisten und Glottologen, sagt Croce weiter, die philosophisch begabt sind, sind in derselben Lage wie Arbeiter, die mit einer Bergdurchquerung beschäftigt sind: an einem gewissen Punkt

müssen sie die Stimmen ihrer Kameraden hören, der Philosophen der Ästhetik. Und dann fasst er in einem letzten Satz seine Lehren zusammen, aber nicht ohne eine gewisse Einschränkung: »Bei einer gewissen Höhe wissenschaftlicher Bearbeitung angelangt, muss die Linguistik, soweit sie Philosophie ist, in der Ästhetik aufgehen.»

Wie Croce's ganzes ästhetisches System, sind diese Ansichten aus einer leidenschaftlichen Bekämpfung des Formalismus einerseits und der metaphysischen Haarspalterei andererseits hervorgegangen. Wie seiner Ansicht nach die ganze Ästhetik darin fehlgegangen ist, dass sie sich mit lauter Formverhältnissen herumtummelte, so besteht der Fehler der Sprachwissenschaft auch darin, dass sie die Sprache in formale Elemente zersetzt und sich nicht mit der Sprache als Ausdruck der Gedanken abgiebt. Schon Humboldt wies hierauf hin, schon für ihn war die »innere Sprache» das wichtigste, aber sein Fehler war, dass er nicht erkannte — ebensowenig wie sein Schüler Steinthal, der den althergebrachten Zusammenhang zwischen Logik und Grammatik doch endgültig löste —, dass diese »innere Sprache» vollständig identisch mit der Poesie ist und dass die Prosa nicht eine andere *Form* als die Poesie bedeutet, sondern einen anderen *Inhalt*. Jeder sprachliche Vorgang ist ein Ausdruck oder eine ästhetisch-geistige Synthese. Die Sprache ist immer Schöpfung, das, was linguistisch ausgesprochen wird, wiederholt sich nicht, die stets neuen Eindrücke veranlassen beständige Änderungen in Klang und Bedeutung, das heisst immer neue Ausdrücke. Deswegen ist die Sprachgeschichte eine Art von Kunstgeschichte, denn sie ist die Geschichte der Formen des geistigen Ausdruckes. Die Aufgabe der Sprachwissenschaft — so formuliert sie der enthusiastische Schüler Croce's, prof. Karl Vossler — ist keine andere, als diesen Geist als die alleinigwirkende Ursache sämmtlicher Sprachformen zu erweisen. »Auch nicht die kleinste akustische Nüance», so setzt Vossler in seiner etwas interjektorischen Art fort, »auch nicht die unscheinbarste lautliche Metathesis, auch nicht der elendste parasitische Laut darf der Phonetik oder der Akustik oder der isolierten Lautlehre zur

alleinigen Erklärung preisgegeben werden!» Alle diese Disziplinen sind *nur* beschreibende Hülfsdisziplinen und können uns die Bedingungen zeigen, unter denen sich die Sprache wandelt, »aber in aller Welt nicht die Ursache!» Die Ursache ist nämlich der menschliche Geist mit seinen unerschöpflichen individuellen Intuitionen, und »die alleinherrschende Königin der Philologie ist die Ästhetik.» — Das wichtigste in der Sprache ist der Akzent; wenn man ihn erfasst, erfasst man auch den Geist der Sprache. Der Akzent ist das Bindeglied zwischen Stilistik oder Ästhetik und Lautlehre; aus ihm heraus muss aller Lautwandel erklärt werden. Vossler führt in seinen zwei Arbeiten: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft* und *Sprache als Schöpfung und Entwicklung*, diese Gesichtspunkte weiter aus. Ebensowenig wie zwei Arme, ein Kopf, ein Rumpf und zwei Beine einen lebendigen Menschen bilden, ebensowenig bilden die Laute, Silben, Sätze die Sprache. Es ist der Geist der menschlichen Rede, der diese Elemente der Rede schöpft, nicht alle für sich, sondern alle auf einmal. Will man aus praktischen Gründen die alte Einteilung beibehalten, so müssen jedenfalls alle Erscheinungen, die von den niedrigen Wissenschaftszweigen, Lautlehre u. s. w. aufgezeichnet und beschrieben worden sind, ihre Erklärung in der höchsten Disziplin, in der Stilistik finden. Die Aufgaben dieser Stilistik werden zweierlei Art sein: einmal muss sie die individuelle sprachliche Schöpfung in ihren Intentionen studieren, sie muss die künstlerische Absicht feststellen, die die Lautänderungen hervorbringt, sie muss die *ästhetischen* Regelausnahmen von den durch Analogie und Zufall bewirkten unterscheiden und überhaupt jede Nüance beleuchten, die von der Tradition wenn auch noch so wenig abweicht. Das ist die Wissenschaft von der Sprache als Schöpfung. Andererseits muss sie die sprachlichen Ausdrucksformen nach Zeit und Raum zusammenfassen und gruppieren und sie nach ihrer Verwandtschaft, nach den »Völkerindividuen» untersuchen. Hier wird die sonst so geringgeschätzte »positivistische» Methode wieder in Gnaden aufgenommen, ihre Umsicht und Genauigkeit

werden für diesen Zweck in Anspruch genommen — aber selbstverständlich nur als Mittel auf dem Wege zum grossen Ziel.

Es ist natürlich nicht möglich, hier auf die ästhetischen Prinzipien genauer einzugehen, aus denen Croce's System aufgebaut ist. Wie schon gesagt, will er vor Allem auf jedem ästhetischen Gebiete diejenigen Richtungen bekämpfen, die seiner Ansicht nach nur auf formale Begriffe hinausgehen, ohne den Kern der Sache, die geistige Tätigkeit in ihrem innersten Wesen zu berühren. Er geht in diesen Bestrebungen so weit, dass er das, was wir geneigt wären, eben unter die Benennung »Ausdruck» zu fassen, wie z. B. die verschiedenen Litteraturgattungen, Epos, Drama, u. s. w., verwirft, um nur unter »Ausdruck» einen geistigen Vorgang, die »ästhetisch-geistige Synthese» zu verstehen, der ein Eindruck vorangeht und die von der »psychischen Kehrseite des Ausdrucks (ästhetischer Genuss)» und der »physischen Kehrseite des Ausdrucks (Töne, Klänge, Verbindungen von Farben und Linien u. s. w.)» begleitet wird. Der Ausdruck ist also nicht die Note des Komponisten, das Wort des Dichters u. dergl., sondern eben der genannte geistige Prozess. Und da auch die Erzeugungen des Sprachbewusstseins einen solchen voraussetzen, und wesentlich aus ihm bestehen, gehören die davon abhängenden Erscheinungen in die Ästhetik ebenso gut wie alle anderen analogen Erscheinungen. — Dies alles ist nun, offen gestanden, nicht ganz klar; aber das muss man jedenfalls einräumen, dass Croce in seinem Bestreben, alles Mögliche, was ausschliesslich eine Form, eine Äusserung ist, auf seinen richtigen Wert zu reduzieren, im Grunde recht hat und dass sein Versuch, mit der metaphysischen Ästhetik tüchtig aufzuräumen, mit Freude begrüsst werden muss.

Wenn man nun aber auch zugiebt, dass die Sprachwissenschaft, »soweit sie Philosophie ist», um Croce's Worte zu gebrauchen — das heisst, nach unserer Meinung, soweit sie das Hauptgewicht auf die Harmonie zwischen dem geistigen Inhalte und der Art ihn mitzuteilen legt — gewissermassen in der Ästhetik aufgeht, so ist damit doch bei weitem nicht

gesagt, dass man daraus so revolutionäre Folgerungen zu ziehen braucht, wie es Vossler tut. Denn es wird weder möglich noch nötig sein, die ganze Linguistik in die Lehre vom Stil aufgehen zu lassen. Es ist wahr, dass Laute und Silben nicht die Sprache bilden, ebensowenig wie zwei Arme etc. den ganzen Menschen bilden. Aber darf deswegen nicht die Anatomie des Menschen eine spezielle Wissenschaft sein? Mit der Spezialisierung und Vertiefung, die unserer wissenschaftlichen Methode überhaupt eigen ist, werden die linguistischen »Hülfsdisziplinen» eine jede für sich als selbständige Forschungsgebiete fortleben, innerhalb deren viel Scharfsinn und Mühe wie bisher angewandt werden wird, um die sich darbietenden Probleme zu lösen. Den Phonetikern, den Syntaktikern u. s. w. bleiben noch immer grosse Aufgaben übrig, denen sie ihrer Anlage und ihrem Können gemäss nachzugehen versuchen, ebenso wie in allen anderen Wissenschaften Kleinarbeit gemacht werden muss, bevor man zu den grossen Synthesen vordringt. Wenn nun Vossler behauptet, solche Sachen wie die junggrammatische Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die Unterscheidung zwischen einem physiologischen und einem psychologischen Moment in der Sprachentwicklung u. s. w. wären ein Unsinn, so ist das vielleicht an und für sich richtig — denn nichts ist definitiv, und ein wesentlich methodisches Resultat wie dieses kann sich nach einer gewissen Zeit als unhaltbar zeigen; aber mit der Stilistik hat das wirklich nichts zu tun, denn kein einziger Sprachforscher wird wol behaupten, dass die Sprache als Offenbarung der Gedanken, als Stil, als Kunst auf Lautverschiebungen oder analogischen Prozessen beruhe. Um dem Grimme die Spitze abzubrechen, hätte es nur bedurft, anstatt »Sprachentwicklung» »Lautentwicklung» zu setzen, wie natürlich ein jeder von diesen verketzerten dummen Philologen stillschweigend tut. — Es ist übertrieben, ja, es kann als theoretische Haarspalterei bezeichnet werden, wenn man behauptet, dass jeder sprachliche Ausdruck eine Neuschöpfung bedeute. Zwar ist es ja richtig, dass die Worte unendlich viele Nüancen haben können, je nach dem Zusammenhang der Rede, nach der Situation, nach

der Individualität des Sprechenden oder Schreibenden; aber es muss doch andererseits als Tatsache gelten, dass die Mitteilung und das Verständnis eben dadurch ermöglicht werden, dass es ein konventionelles Sprachmaterial giebt, welches im Grossen und Ganzen, ja oft sogar bis in die tiefste Vibration der Bedeutung hinein, sich gleich bleibt. Und höchst interessant wäre es übrigens zu sehen, wie sich eine sprachwissenschaftliche Methode gestalten würde, die die lautlichen Veränderungen auf ästhetische Bedingungen zurückzuführen im Stande wäre. Bis wir das Losungswort dieser neuen Methode in einer Form besitzen, die uns wirklich befriedigt, müssen wir, glaube ich, uns damit begnügen, der Sprachwissenschaft zu lassen was ihr gehört hat und nur darauf zu dringen, dass die litterarhistorisch-ästhetische Forschung der stilistischen Seite der schriftstellerischen Produktion eine immer grössere Aufmerksamkeit zuwendet. Es wird sich nicht verhindern lassen, dass in der Linguistik, wie in fast allen Wissenschaften, immer ein gutes Stück rein mechanischer Arbeit zu erledigen bleibt; will jemand solche Arbeit als Wissenschaft betrachten, so ist das seine Sache — die Wissenschaft an und für sich wird dadurch nicht aus ihren Bahnen gelenkt, und der Zorn der Reformatoren braucht sich deshalb nicht gegen sie zu wenden. Aber wahr ist es, dass in dieser Richtung vielleicht allzu viel gesündigt wird und dass dadurch die Philologie in schlechten Ruf gekommen ist. Und so muss man hoffen, dass die Bestrebungen der Stilenthusiasten wenigstens das zu Stande gebracht haben werden, dass sich neue Forschungsgegenstände auftun, die den Sprachsinn und die Spekulation der Arbeiter mehr auf die Probe stellen als die statistischen u. dgl. Aufgaben, welche sich vollständig an die Aussenseite der Sprache halten und mehr von dem Ordnungssinn als von der wissenschaftlichen Begabung des Auktors Zeugnis ablegen.

II.

Schon bevor das Evangelium der Stilistik in dieser umstürzlerischen Weise von Croce und Vossler gepredigt wurde,

hatte Prof. Ernst Elster in seinen *Prinzipien der Litteraturwissenschaft* (1897) eine Lanze für die Kombination Stilistik-Litteraturgeschichte gebrochen. Indem er auf den Wert stilistischer Untersuchungen für die Kenntnis der Schriftsteller und der litterarischen Entwicklung überhaupt besteht, scheidet er jedoch die sprachliche Aufgabe des Litterarhistorikers von der des Sprachforschers. Auch er betont aber, wie Croce und Vossler, den Gefülswert, der den einzelnen Sprachbestandteilen und Sprachgefügen beizumessen ist, und zeigt, wie dieser im Einzelnen hervortritt, wenn man z. B. Formen wie »das Brot das du *issest*« und »das Brot das du *isst*« mit einander vergleicht, und natürlich noch mehr, wenn grössere Wortgefüge in Betracht kommen. Der Forscher, der sich mit solchen Untersuchungen abgiebt, muss aber den Hintergrund der normalen Sprache und ihrer Entwicklung gut kennen, um in zweckmässiger Weise die künstlerische Gestaltung des individuellen Sprachgebrauchs beurteilen zu können. Deswegen giebt Elster im Anhang zu seinem ersten Teil (dem einzigen bisher erschienenen) eine Übersicht über die historische Laut- und Formenlehre des Deutschen. Er betont meiner Ansicht nach zu viel die Grammatik und muss selbst zugeben, dass die stilistische Arbeit, so wie er sie empfiehlt, sich zuweilen vollständig mit der grammatischen deckt. Dieses einerseits und ein allzugrosses Streben nach Normierung andererseits, auch eine zuweilen schwerfällig-pompöse Terminologie, tun den sonst verständigen und fruchtbringenden Erwägungen gewissen Eintrag. — Ein anderes Werk, das ich hier nennen will, obgleich es in Östergrens Buch umständlich erwähnt worden ist, ist R. M. Meyers *Deutsche Stilistik* (1906). In manchen Stücken viel zu schematisierend und kategorisierend (siehe z. B. die unendlichen Klassen und Definitionen der verschiedenen stilistischen Figuren), ist dieses Buch jedenfalls ein erster Versuch die Stilistik auf moderner wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen und hat dadurch seinen grossen Wert, wobei es voll von persönlichen, geistreichen und weitschauenden Bemerkungen ist, eine Menge von treffenden Beispielen bringt und fast die ganze einschlägige Litteratur verzeichnet. Das Werk will

aber ein Lehrbuch sein (es bildet einen Teil der Serie »Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen«) und keine wissenschaftliche Untersuchung, obgleich es auch gute Winke für solche giebt. Welchen Gewinn aber die stilistisch-ästhetische Betrachtung der Kenntnis eines grossen Dichters zuführen kann, davon zeugt das Buch des Deutsch-Amerikaners Ewald Boucke: *Wort und Bedeutung in Goethes Sprache* (1901), ein feines, eigentümlich tiefes Werk, das trotz einiger Abstraktion durch die genaue Prüfung gewisser Goethescher Ausdrücke ihren Gefühlswert und besonderen Inhalt in höchst interessanter Weise beleuchtet und andererseits den Charakter des Dichters im Lichte seines Wortgebrauchs nicht minder fesselnd darstellt. Eine zweite Abteilung des Buches verfolgt die Entwicklung spezieller Wortbedeutungen bei Goethe von seiner Jugend bis zu seinem Alter. Kurzum, ein Werk, das in mancher Hinsicht das Modell für eine moderne Stiluntersuchung abgeben kann und das sich im Besitz eines jeden Goethefreundes und -lesers befinden sollte.

In methodischer und systematischer Hinsicht haben die Franzosen nicht viel zum Ausbau der modernen Stilistik beigetragen. Seit alten Zeiten widmen sie ja, wie man weiss, ihrem Stile die allergrösste Aufmerksamkeit und betrachten sich mit Recht als unerreichte Muster in Bezug auf die durchsichtig klare Schönheit ihrer Stilkunst. Aber wenn es auch wahr ist, dass Buffon den berühmten und fundamentalen Satz: »le style, c'est l'homme même» ausgesprochen hat, so zog jedenfalls die Forschung von der Erkenntnis dieser Tatsache fast keine Resultate. Ich rechne dazu nicht die zahllosen Lehrbücher in der Kunst des Schreibens, welche schon in die Hände der Schüler gegeben werden und nicht selten auf dem Bücherbrett des Gelehrten und des Schriftstellers einen nicht unbemerkten Platz einnehmen. Eine solche *Art d'écrire* und dazu noch »enseigné en vingt leçons» ist auch das erste Werk desjenigen Franzosen, der sich in letzter Zeit am meisten mit Stilfragen beschäftigt hat, Antoine Albalat. Es ist für diese ganze pädagogisch-stilistische Richtung sehr bezeichnend; noch

mehr gilt dies vielleicht von dem folgenden Buch desselben Schriftstellers: *La formation du style enseignée par l'assimilation des auteurs.* Es sind Anleitungen zum guten Stil, in ganz praktischem Sinne durchgeführt und mit Beispielen aus guten Autoren beleuchtet. Als höchstes Ideal gilt für den Verfasser der Stil, der den klassischen Autoren am nächsten kommt und von ihnen Klarheit, Präzision, rhytmischen Klang erlernt hat. Für Albalat hat die Persönlichkeit wenig Bedeutung, das wichtigste ist, dass man so schreibt wie die grossen Muster, und nach seiner Meinung kann ein jeder einen solchen Stil durch genaue Beobachtung und ungesparte Mühe erwerben! Aus guten Gründen verteidigt gegen Albalat der spirituelle, vielschreibende Ästhetiker, Philosoph und Romanverfasser Remy de Gourmont in seinem Buche *Le Problème du Style* aufs schärfste das Recht des Individualismus im Stile. Aber wenn auch die Bücher Albalat's an jenem grossen Irrtum leiden — der zum Teil durch die Tradition und den Stilunterricht in den Schulen erklärlich wird —, sind sie doch nicht ohne Nutzen und Wert. Im Gegenteil, wir lernen aus ihnen einen guten französischen Stil mit einem schlechten vergleichen, werden dadurch auf eine Menge von Einzelheiten aufmerksam, die uns sonst entgehen, und finden eine gute Anleitung zur Entwicklung unserer Kritik in Bezug auf den Stil; dieses gilt keineswegs nur für das Französische, denn die Beobachtungen sind so allgemeiner Art, dass wir sie ohne Weiteres auch auf die Muttersprache beziehen können. Eine mehr wissenschaftliche Methode hat Albalat jedenfalls in einem dritten Buche zur Anwendung gebracht, nämlich: *Le travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains.* Hier giebt er eine Masse von sehr instruktiven Beispielen der Stilarbeit mehrerer bekannter Autoren, zeigt, wie sie erst allmählich zu der definitiven Form gelangt sind und warum sie ihre Änderungen vorgenommen haben, und so können wir wirklich an der Hand dieser Änderungen die geistige Schöpfung des Schriftstellers in ihren Entwicklungsphasen verfolgen und an dem endgültig geprägten Ausdrucke seinen vollen geistigen Inhalt und die ganze Absicht des Gedankens erfassen. Unge-

mein lehrreich sind in der Tat diese Beispiele, und das Buch ist für die Stilforschung in praktischer Hinsicht von der grössten Bedeutung. — Für Schulzwecke bestimmt, aber auch für sonstige Stilstudien nützlich ist das Buch von G. Rudler: *L'explication française, principes et applications:* es enthält einen sehr verständigen teoretischen Teil und dann die genaue inhaltliche und stilistische Analyse von sechs Texten verschiedener Schriftsteller. In der allerletzten Zeit ist von dem bekannten Litterarhistoriker G. Lanson eine Arbeit erschienen unter dem Titel: *L'Art de la prose.* Dieses Buch hat keinen eigentlich wissenschaftlichen Zweck, sondern es ist nur eine Sammlung von Beispielen künstlerischer Prosa, welche dazu bestimmt sind »de fournir un guide et une excitation à la classe nombreuse de moyenne culture . . . qui continuent, après l'école ou le lycée, de s'intéresser à la littérature.» »Je voudrais», fügt Lanson hinzu, »que ce livre les aidât à raffiner leur sensibilité littéraire, à aiguiser leur goût et à multiplier leurs jouissances en les nuançant.» Aber ein Mann mit der Beanlagung Lanson's kann nicht umhin, auch der Wissenschaft zu dienen. Und so finden wir in seinem Buche nicht nur charakteristische Proben der Kunstprosa verschiedener Perioden, sondern auch höchst wertvolle Erläuterungen zu denselben, Vergleiche, Erklärungen, Charakteristiken der verschiedenen Stilkünstler als solche u. s. w.; daran schliesst sich eine einleitende Betrachtung über die Frage, inwiefern es eine Kunst der Prosa überhaupt giebt und ein Schlusskapitel mit Proben der »falschen Stilkunst»; dieses Kapitel ist nicht das am wenigsten interessante in dem Buche, denn es beleuchtet ganz vortrefflich den Unterschied zwischen echter und unechter Kunst. Es schliesst mit dem *sens moral:* »Aimons la prose d'art et n'en faisons jamais» — also eine sehr vernünftige Mahnung an alle diejenigen, welche sich vielleicht durch Albalat's Bücher ermuntert und befähigt fühlten, Kunstprosa nach berühmten Mustern zu schaffen. In grossen, sehr allgemein gehaltenen Zügen giebt Lanson's Buch einen Überblick über die Entwicklung der französischen Kunstprosa von Rabelais bis auf unsere Tage; es zeigt dabei auch die Wege,

welche die stilistischen Untersuchungen zu beschreiten haben, und wird hoffentlich den Jüngern der Wissenschaft eine Menge von schönen Aufgaben eröffnen. Wo bietet sich ein dankbareres Feld für solche Untersuchungen dar, als eben in der grossen Prosalitteratur Frankreichs!

Auch in England hat man sich in letzter Zeit sehr viel mit Stilfragen beschäftigt. Ich weise auf keine besonderen Werke hin, teils weil ich sie nicht aus unmittelbarer Erfahrung kenne, teils weil sie, wie es scheint, nichts besonders Neues bieten. Ausserdem sind sie bei Meyer und teilweise auch bei Östergren verzeichnet. Der letztere bespricht gleichfalls die einschlägigen skandinavischen Arbeiten.

III.

Kann man nun in Bezug auf die Methode der stilistischen Untersuchungen im künstlerischen Sinne irgend welches allgemeine Resultat aus den bisherigen Untersuchungen hervorgehen sehen? Lässt es sich sagen, ob und inwiefern die neueren stilistischen Arbeiten wirklich in den Bezirk der ästhetischen Wissenschaft fallen und ob diese ganze Disziplin eine ausgesprochene Neigung zeigt, sich der Ästhetik zuzugesellen?

Das Material ist zu gering um eine bestimmte Antwort zu erlauben. So viel kann jedoch wol behauptet werden, dass manche von den Abhandlungen, welche sich mit stilistischen Untersuchungen beschäftigen (auch solche, die von Vorkämpfern der neuen Richtung verfasst sind, wie Östergrens Studien über den Stil des schwedischen Romantikers Törneros), sowol in Bezug auf den Stoff als ihrer methodischen Seite nach in keiner Weise von den schematischen lexikalischen Untersuchungen, die wir zur Genüge kennen, abweichen und also eigentlich sehr wenig Propaganda für die empfohlene Betrachtungsweise und für die Umwälzung in der Sprachwissenschaft gemacht haben. Wenn man die Fremdwörter bei einem Schriftsteller verzeichnet, so kann das ja einen Beitrag zur Kenntnis seines litterarischen Geschmacks oder seiner sprachlichen

Individualität geben, aber ein solches Verzeichnis ist doch weit davon entfernt, sein Gefühlsleben, sein künstlerisches Innere so zu beleuchten, wie es die Stilästhetiker wollen; wenn man über die Stileigentümlichkeiten der Poesie im Vergleich mit denen der Prosa handelt (ich denke an eine andere schwedische Arbeit), so erreicht man nichts anderes als ein Kuriositäts-Interesse, falls man nicht jede einzelne Erscheinung genau prüft und festzustellen versucht, was auf äusserem Anlass, Reim und Metrum beruht, was auf Archaismus und Konvention der poetischen Sprachen u. s. w. und was auf bewusster Absicht des Dichters. Wie schwierig aber eine solche Scheidung sich gestalten muss, leuchtet von selbst ein.

Eine Hauptaufgabe der stilistisch-ästhetischen Untersuchungen wird darin bestehen, die Dichtungen als Kunstwerke zu analysieren, die Elemente festzustellen, aus welchen sie sich aufbauen, die Mittel, durch welche sie ihre Wirkungen erreichen. Es kommen hier in Betracht Wortwahl, Bilder, Rhytmus, Klang u. s. w., aber auch ästhetische und psychologische Erwägungen der Ursachen, weshalb der Dichter eben *das* Wort, *das* Satzgefüge, *die* Metapher angewandt hat. Es ist klar, dass hier, und besonders in Bezug auf den letzten Punkt, die individuelle Auffassung einen sehr freien Spielraum hat (wie man schon an den Proben bei Vossler sehen kann). Eine äusserst diskrete Handhabung solcher Untersuchungen wird von Nöten sein, um sie nicht in Verruf zu bringen, eine gründliche Vertiefung in die Art, die Denkweise und die Sprache des Schriftstellers und ein sicherer Takt. Aber, wie gesagt, die Aufgabe ist eine der wichtigsten und bietet eine Fülle anziehender Arbeit, gelingt auch vielleicht vollständig eher denen, deren Muttersprache die Sprache des betreffenden Schriftstellers ist. Durch die Analyse sämtlicher Stücke eines Dichters gewinnt man natürlich ein vollständiges Bild seiner künstlerischen Verfahrungsweise. Der methodische Vorgang soll hier nicht verschieden sein von demjenigen, den man bei ähnlichen Untersuchungen über bildende Kunst verwendet. Das lexikalische und grammatische Zusammenstellen wäre zu vergleichen mit einer Methode, die bei Studien über

die Technik eines Malers einzelne Farben unter ihren Rubriken zusammenstellte und dann die Bilder und die Stellen auf den Bildern aufzählte, wo diese Farben angebracht sind. Es kann nicht ausdrücklich genug betont werden, dass nur die verständige Synthese in dem einen wie in dem anderen Falle ein ästetisch zu verwertendes Resultat ergiebt, dass nur eine zusammenhängende Betrachtung dem ästetischen Zweck, d. h. dem eigentlichen Zweck der Stilistik entspricht. Alles andere wird nur trocknes Aufzählen und dürre Materialiensammlung. Welches Licht würde aber eine solche Stilanalyse mit seinen zusammenfassenden Folgerungen z. B. über die Kunst unseres Runeberg werfen, diese Kunst, die mit so erstaunlich einfachen Mitteln so grosse Wirkungen hervorbringt und wo jedes alltägliche, einfache Wort durch einen neuen Inhalt belebt und frisch geprägt wird!

Oben wurde Boucke's Arbeit über Goethes Sprache erwähnt. Aus ihr geht hervor, mit welchem Erfolg die stilistische Ästhetik in den Dienst des gründlichen psychologischen Studiums des Dichternaturells gestellt werden kann. Auch hier denkt man an Runeberg: wie fruchtbar könnte eben eine solche Methode für die Kenntnis seiner Eigenart werden; er, der ja in gewissen beliebten und oft angewandten Worten und Wendungen seinen ganzen Charakter klarlegt. Ein anderes Beispel der Verwertung solcher Untersuchungen für weitere Zwecke bietet G. Sarrazin in seiner höchst interessanten und wirklich gross angelegten Arbeit *Aus Shakespeares Meisterwerkstatt, Stilgeschichtliche Studien* (1906). Im Verein mit anderen Faktoren, aber ganz besonders hervorgehoben, dienen bei ihm die stilistischen Beobachtungen dazu, den Kunstwert Shakespeare'scher Stücke gründlich zu würdigen und den chronologischen Zusammenhang unter ihnen festzustellen. In bewunderungswürdiger Weise versteht er es, ohne auf unnötige Details einzugehen, die stilistischen Charakteristika in ihren Hauptzügen vorzuführen und für seine Zwecke zu verwerten; man sieht, welche mühsame Arbeit dahinter liegt, aber man braucht ihr nicht in allen Einzelheiten zu

folgen. So ist auch hier die ästetische Stilistik ein Mittel zur Erlangung psychologischer oder historischer Wahrheit.

Das Gebiet der ästhetischen Stilistik, im richtigen Sinne gepflegt, wird hoffentlich in der Litteraturgeschichte als Forschung über die litterarische Kunst fernerhin einen bedeutenden Platz einnehmen. In allen Richtungen scheint man in der Sprachwissenschaft jetzt zu einer so zu sagen »beseelteren» Arbeit gelangen zu wollen. Neben dem dürren und vielfach unfruchtbaren Etymologisieren hat sich jetzt die inhaltreiche Wortforschung Bahn gebrochen; mit ihr hängt zusammen das immer regere Interesse für die Bedeutungslehre; die syntaktischen Arbeiten vertiefen sich immer mehr psychologisch; und so verlangt auch die Stilistik einen breiteren Raum, indem sie sogar die hergebrachten Schemata verlässt und in den Dienst tieferer künstlerischen Ziele tritt. Wollen wir hoffen, dass es ihren Pflegern bald gelingen wird, die richtigen Methoden für die ästhetische Stilforschung festzustellen, damit nicht die ganze Disziplin der Gefahr ausgesetzt werde, in willkürliches subjektives Ästhetisieren zu zerfliessen.

W. Söderhjelm.

Über Methode und Aufgaben der deutschen Wortforschung.

Vortrag in der Neuphilologenversammlung zu Helsingfors den 12. Januar 1909.

Die vom Zusammenhang der Rede losgelösten Worte haben schon vor langen Zeiten den menschlichen Geist beschäftigt. Wenn man zunächst von der Interpretation der Worte absieht, die beim Erlernen einer fremden Sprache nötig gewesen und auf verschiedene Art betrieben worden ist, und nur das Interesse ins Auge fasst, welches die Worte um ihrer selbst willen auf sich gelenkt haben, ohne dass irgend ein praktischer Zweck damit verbunden war, so finden wir, dass dieses Interesse schon frühzeitig vorhanden gewesen ist.

Es beginnt mit der spekulativen Geistestätigkeit des Menschen. Indem man anfing über das Werden und Sein überhaupt nachzudenken, wandte sich die Aufmerksamkeit auch der Sprache zu. Den Mittelpunkt des Interesses bildete die Entstehung der Sprache oder der Ursprung der Worte. Nicht immer entsprang dieses Interesse in älteren Zeiten einem unmittelbaren reinen Wissensdrang. In der klassischen Zeit betreiben einzelne Wissenschaftszweige eine Art Wortforschung oder Worterklärung zu Zwecken, welche mit den Aufgaben dieser Disziplinen in Verbindung stehen. So finden wir die Philosophen als Worterklärer, wenn sie ihre Lehren über bestimmte Begriffe durch die Erklärung der entsprechenden Worte erhärten wollen. Ähnlich verhält es sich manchmal bei den Historikern, die hie und da eine Wortdeutung anführen um eine Behauptung sprachlich zu stützen. Auch die alten Zoologen und Botaniker streuen häufig in ihre Werke sprachliche Bemerkungen, welche bestimmte Eigenschaften der Tiere oder Blumen illustrieren sollen. Aber neben dieser Art Wortdeutung, welche wie ein Ornament in einer bestimmten Wissenschaft verwendet wird, geht eine andere, die sich erklären lässt aus der dem Menschen innewohnenden Neigung die Dinge auf ihren kausalen Ursprung zurückzuführen. Hier haben wir die ersten Keime derjenigen Forschung zu sehen, die nach der Herkunft der Worte fragt und die gewöhnlich mit dem Ausdruck Etymologie bezeichnet wird.

Es ist kein Wunder, dass die Etymologie der Teil der Sprachgeschichte ist, der am meisten die grossen Massen angezogen hat und die seit jeher von Laien betrieben worden und noch immerfort betrieben wird. Ein jeder, der etwas Beobachtungsgabe und Phantasie besitzt, wird in dem Wortschatz seiner Muttersprache Elemente finden, die er mit anderen in kausalen Zusammenhang stellen kann. Wer dazu noch andere Sprachen kennt, dem wird manche gegenseitige Übereinstimmung einleuchten, die sein Interesse erweckt und seine Gedanken beschäftigt. Die wohlfeilen Erfolge lassen die Befriedigung fühlen, welche die Lösung eines Rätsels oder überhaupt eine gelungene Gedankenarbeit gewährt und er-

wecken Lust zu weiteren Kombinationen und Streifzügen auf diesem Gebiet. So begreift man, dass die Etymologie seit jeher ein Tummelplatz laienhafter Phantastereien gewesen und auch bis auf unsere Tage geblieben ist. Zu einer wissenschaftlichen Disziplin wurde die Etymologie aber erst in der Zeit, wo sie mit der Sprachwissenschaft in Verbindung trat. Wollte man die Umrisse ihrer Geschichte entwerfen, so müsste man die Geschichte der Sprachwissenschaft in ihren Hauptzügen darstellen, denn in engster Verbindung mit der Grammatik hat die Etymologie die Kinderschuhe abgenutzt und ist gross gezogen worden.

Die geschichtliche und kritische Anschauungsweise, welche in der wissenschaftlichen Forschung der Neuzeit allmählich vordrang und insbesondere durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts angebahnt wurde, machte sich auch in der Sprachforschung geltend. Besonders fruchtbringend wurde sie für die junge germanische Sprachwissenschaft, wo sie zuerst zu einer Erkenntnis der Gesetzmässigkeit führte, die in der Entwicklung der Sprache herrscht. Schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts hatte Lambert ten Kate im Sprachleben Ordnung und Regelmässigkeit bemerkt und wichtige Spracherscheinungen, den Ablaut und die Analogie, entdeckt, aber er steht allein unter den Fachgelehrten seiner Zeit und noch eines vollen Jahrhunderts bedarf es, bevor seine Entdeckungen weiter entwickelt werden. Der nächste Schritt zur Bildung der germanischen Sprachwissenschaft wird von Rasmus Rask getan, der in seiner im Jahre 1811 erschienenen Schrift »Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog» das Gesetz der ersten germanischen Lautverschiebung andeutet und eine annähernd richtige Auffassung des Umlauts hat. Was von ten Kate und Rask vorbereitet war, wird von Jacob Grimm weiter ausgeführt und klar formuliert. Die neu aufgedeckten Gesetze lassen nun überall Folgerichtigkeit und Gesetzmässigkeit erkennen, lange Reihen analoger Fälle werden blossgelegt und unter denselben Gesichtspunkt geordnet. Erst mit Grimm wird die germanische Sprachwissenschaft

über das Niveau des zufälligen Sammelns und Vergleichens endgültig erhoben; sie wird zu einer methodischen Disziplin.

Ungefähr zu gleicher Zeit wie Grimm die Resultate seiner Forschungen in der Deutschen Grammatik (1819—1837) niederlegte, die dadurch zu einem Grundstein der geschichtlichen Sprachforschung ward, wurde die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft durch Franz Bopp ins Leben gerufen. Die von Jacob Grimm festgelegten Lautgesetze, die teilweise direkt in den Bereich der neuen Wissenschaft fielen, wurden bald von dieser verwertet und weitergeführt. Als wichtiges Hülfsmittel um die Zusammenhänge der verwandten indogermanischen Sprachen klarzulegen trat nun die Etymologie in den Dienst der vergleichenden indogermanischen Grammatik. Beide Disziplinen ergänzten einander und arbeiteten einander in die Hände; die Etymologie verglich und prüfte die einzelnen Worte und lieferte so das Material für die Grammatik, die es in den grösseren Zusammenhang stellte. Die gezogenen Konsequenzen kamen der Arbeitsweise der Etymologie zugute.

So verfeinerte sich die Methode immer mehr und mehr. Aber je mehr man überall Gesetzmässigkeit in der Entwickelung der Laute entdeckte und je mehr es gelang für die einzelnen Fälle der Lautveränderung analoge Fälle zu finden, desto mehr wurde die Auffassung vorbereitet, dass es überhaupt keinen zufälligen Lautwechsel gebe, sondern dass alle Veränderungen sich unter bestimmte Gesetze einordnen liessen. In den achziger Jahren wurde die neue Auffassung in dem Schlagwort »die Lautgesetze wirken ausnahmslos» ausgesprochen und rief eine erbitterte Fehde zwischen den älteren Forschern und den Anhängern der neuen Theorie hervor. Noch heute findet man manchmal Äusserungen, welche zeigen, dass man inbezug auf die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu keiner vollständigen Übereinstimmung gelangt ist. Aber es scheint mir, dass die Meinungsdivergenzen, welche in dieser Frage unter den Linguisten heute herrschen — ich sehe hier von den Ansichten derjenigen ab, denen eine strenge laut-

geschichtliche Schulung abgeht — nicht sehr tiefgehender Art sind.

Die Errungenschaften, welche die Etymologie durch die immer exakter und feiner gewordene Methode erworben hat, lassen sich am besten überschauen in den etymologischen Hilfsbüchern. Der Wortschatz der meisten germanischen Sprachen hat eine eigene etymologische Behandlung erfahren, für die übrigen stehen Bearbeitungen bereits in Aussicht. Wenn man das für den deutschen Wortschatz massgebende Etymologische Wörterbuch Kluges näher ins Auge fasst und die 6. Auflagen, welche dasselbe erlebt hat, mit einander vergleicht, so wird einem aufmerksamen Beobachter der allmählich sich verändernde Charakter des Buches nicht entgehen. Es macht sich mit den neuen Auflagen immer mehr eine Tendenz bemerkbar, die aussergermanische Sprachvergleichung und die entlegenen vorgeschichtlichen Perioden aus dem Mittelpunkte des Interesses zu verdrängen und die interne Sprachgeschichte und die geschichtlichen Perioden, besonders auch die moderne Zeit, unter die Lupe zu nehmen. Man darf wohl hier einen modernen Zug in der deutschen Sprachforschung erblicken, einen Zug, welcher dahin strebt, die Etymologie zur Wortforschung zu erweitern. Legte man früher den Hauptwert darauf, die Herkunft der Worte zu ermitteln, so will man heute das ganze Leben des Wortes kennen, nicht nur den Ursprung und die Vorgeschichte, sondern seine Geschichte. Wenn man den Ausdruck Wortforschung in einem derartigen weiten Sinne auffasst, so sind die Brüder Grimm als Begründer dieser Disziplin zu betrachten: die deutsche Wortforschung beginnt mit dem Deutschen Wörterbuch und entfaltet sich und wächst mit ihm.

Deutsche Wörterbücher hatte es vor dem grossen Unternehmen der Brüder Grimm eine Menge gegeben. Der erste Anfang eines solchen fällt bereits in die Zeit, wo die interlinearen deutschen Worte in einem lateinischen Texte von Klosterbrüdern gesammelt und mit der beigefügten lateinischen Übersetzung alphabetisch oder sachlich geordnet wurden. Aus diesen Glossaren entwickelten sich später

grössere Wörterbücher, die allmählich ausführlicher werden und im 18. Jh. einen beträchtlichen Umfang erreichen. In Adelungs »Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart» (1774—1786) ist schon ein grosser Teil des neuhochdeutschen Wortvorrats untergebracht. Aber in diesen Wörterbüchern wird nur der Wortstand einer gewissen Zeit verzeichnet. Deutungen von Worten werden zwar gegeben, aber eine geschichtliche Betrachtung des Materials fehlt. Eine rühmliche Ausnahme macht nur das Teutsch-lateinische Wörterbuch von Johann Leonhard Frisch (1741), welches neben guten Etymologien für die Worte oft reichliche Belege aus den Quellen der nächst vergangenen drei Jahrhunderte bringt und daher den Namen eines historischen Wörterbuchs beanspruchen darf. Aber die Anführung von Belegen und Zitaten ist doch nur fragmentarischer und gelegentlicher Art und eine strenge Methode ist in dieser Hinsicht nicht zu bemerken.

Die älteren Perioden der deutschen Sprache waren ja lange vor dem Beginn des Grimmschen Wörterbuchs aufgeschlossen worden und der Wortvorrat zum grossen Teil aus den Texten ausgezogen und verzeichnet. Aber die Worte und Wortformen wurden verglichen und geprüft, blos insofern dies zum Verständnis der Texte oder für die historische Grammatik nötig war. Eine eigentliche deutsche Wortforschung beginnt, wie gesagt, erst mit der Begründung des ersten wirklich geschichtlichen Wörterbuches, des Grimmschen Wörterbuchs.

Auf Grund eines für damalige Verhältnisse sehr beträchtlichen Materials hat Jacob Grimm in den von ihm ausgearbeiteten Bänden die Geschichte der Worte in ihren Grundzügen dargestellt. Leider hat er dabei aber nicht alle Perioden mit gleichem Interesse berücksichtigt; die Vergangenheit wird auf Kosten der Gegenwart stark bevorzugt. Der Vorliebe für das Alte und der Abneigung gegen das Neue, welche einen Zug seiner Persönlichkeit bilden und in der romantischen Zeitrichtung wurzeln, konnte er auch bei der Ausarbeitung des Wörterbuchs nicht entsagen. In dem wunderbar feinen

und von einem poetischen Hauch durchwobenen Vorwort, wo er über die Entstehung des Unternehmens und seine Arbeitsweise Bericht erstattet, spricht er diese Neigung deutlich aus. »Wer nun», heisst es da, »unsere alte Sprache erforscht, und mit beobachtender Seele bald der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommener dünkt ihm die leibliche Gestalt der Sprache, je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher thut ihm jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden». So begreift es sich denn, dass Jacob Grimm überall, wo es sich tun lässt, seine Belege aus den Texten älterer Sprachperioden holt, und den modernen Sprachgebrauch ausser Acht lässt. Aus den persönlichen Neigungen erklärt sich auch der Umstand, dass er das kulturgeschichtlich so interessante Fremdwort aus dem Wörterbuch ausschloss. Er hielt es für eine Pflicht der Sprachforschung und zumal eines deutschen Wörterbuchs dem Fremden Widerstand zu leisten und daher sich der Fremdworte zu enthalten, welche in der Sprache nicht fest eingebürgert waren. Die Neigungen und Gewohnheiten J. Grimms brachten es ferner mit sich, dass er der vorgeschichtlichen, über die germanische Zeit hinauslaufenden Etymologie eine besonders grosse Aufmerksamkeit widmet. »Etymologie ist das Salz oder die Würze des Wörterbuchs», heisst es im Vorwort, »ohne deren Zuthat seine Speise noch Ungeschmack bliebe: man mag auch manches gern roh geniessen und lieber als versalzen». Diese sprachvergleichende Arbeit entsprach überhaupt viel mehr den Neigungen Jacob Grimms, als die eigentliche interne Wortgeschichte, für welche sein Bruder Wilhelm mehr Sinn und Voraussetzungen hatte.

Die Brüder Grimm haben von ihrem Wörterbuche die ersten Buchstaben A, B, C, D, E und einen Teil von F fertig gebracht, die nur drei Bände ausfüllen. Der erste Fortsetzer des grossen Unternehmens, Rudolf Hildebrand, hat schon den von ihnen aufgestellten Rahmen gesprengt, indem er den

Umfang des ihm anvertrauten Bandes auf das Doppelte davon brachte, was im ursprünglichen Plane lag. Diese Erweiterung des Umfangs war notwendig, denn sie war bedingt durch die erweiterte Auffassung von den Methoden und Zielen der Wortforschung, welche Hildebrand hatte. Er bevorzugt nicht einseitig die älteren Perioden; seine Arbeitsweise umspannt die ganze Geschichte der Worte und erst mit ihm gelangt der moderne Sprachgebrauch zu seinem Rechte. Dies bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der Methode der deutschen Wortforschung.

Bezeichnend für die Intentionen Hildebrands sind die Worte, mit denen er in der im Mai 1873 datierten Vorrede des K-Bandes über die einseitige etymologische Forschung den Stab bricht. »Am meisten hätt ich», äussert er hier, »auf dem Herzen über die liebe Etymologie, die sich z. B. nachweislich noch immer nicht ganz aus alten Vorurteilen losgestrickt hat, wozu sich denn auch dieses und jenes neue gesellte. Ein Vorurteil z. B. ist es gleich, wenn man vielfach noch meint, dass sie die Hauptaufgabe der Sprachforschung sei. Worte sind wie Menschen, und wer bei einem Worte nur fragt wo kommt es her? der machts eigentlich wie ein Polizeibeamter, der von einem Manne ausser Namen und Stand nur zu wissen braucht wo und wann er geboren ist, lauter Dinge die für den wahren Wert des Mannes im Leben fast oder ganz gleichgültig sind. Das Leben eines Wortes brauchen wir für die höhern Zwecke, d. h. den Antheil den es an dem gesamten Leben äusserlich und innerlich hat und gehabt hat, und von diesem Leben ist der Ursprung nur ein Endchen, das uns eher fehlen kann als ein erwachsenes Dasein und Wirken, wie Menschen vorkommen, die ihr Geburtsjahr nicht wissen, ohne an ihrem Werte dadurch das Mindeste einzubüssen». Und er schliesst mit dem Wunsche, dass die Sprachwissenschaft von dem krankhaften abstrakten Denken zu einem sachlicheren und gegenständlicheren übergehen sollte. Hildebrand betont damit den grossen Wert der sog. Realien oder der sachlichen Seite für die Wortkunde und stellt die Wortgeschichte in Verbindung

mit der Kulturgeschichte. Sorgfältig und genau untersucht er die Quellen und den mundartlichen Gebrauch der Worte um ein möglichst vielseitiges Bild von ihrem Leben liefern zu können.

So hat denn die interne Wortgeschichte in Hildebrand einen geschickten Bearbeiter erhalten, dessen feine Beobachtung und sorgfältige Methode uns so viele wichtige Artikel gebracht hat. Allerdings darf eine unbefangene Kritik nicht verschweigen, dass Hildebrand die strenge grammatikalische Schulung abging und dass er nicht auf der Höhe mit den Resultaten der historischen Grammatik stand. Daher ist ihm nicht immer die nötige Ordnung des Materials gelungen und er wird, wenn ich hier einen von J. Grimm verwendeten Ausdruck gebrauchen darf, von den wie dichte Schneeflocken fallenden Belegen eingeschneit.

Ich will hier nicht die Geschichte des Grimmschen Wörterbuchs näher verfolgen, unter dessen Flügeln die deutsche Wortforschung gepflegt worden ist. Wer sich die Mühe giebt die im Erscheinen begriffenen Teile, welche heute von Wunderlich und von Bahder ausgearbeitet werden, mit der Arbeit der älteren Bearbeiter zu vergleichen, wird leicht sehen, dass die deutsche Wortforschung mit grossen Schritten fortschreitet und in der Methode immer sicherer wird. Diese Beobachtung lässt den Wortforscher fast den Ärger vergessen, den er sonst über das langsame Fortschreiten des Wörterbuchs empfindet.

Erwähnt muss aber noch werden die Begründung einer eigenen Zeitschrift für die deutsche Wortforschung. Im Jahre 1901 erschien der erste Band dieser von Kluge herausgegebenen Zeitschrift, deren nächster Zweck ist, die Lücken in den sehr ungleichmässig ausgearbeiteten Teilen des Deutschen Wörterbuchs auszufüllen und den noch ausstehenden Bänden vorzuarbeiten. Die Bedeutung der Zeitschrift ragt aber weit über dieses Ziel hinaus. Die jetzt vorliegenden 10 Bände enthalten eine Menge von wichtigen Artikeln, welche die Wortgeschichte von verschiedenen Seiten anfassen und sie in den mannigfaltigsten Schattierungen

zeigen. Die Kulturgeschichte und die Sprachgeschichte treten in enge Verbindung mit einander, in die Schale der Dinge wird — wie es Hildebrand verlangte — der Kern eingelegt. Interessant sind u. a. auch die ausführlichen Artikel, welche einem einzigen Worte oder Ausdruck gelten. Sie sind — wie Kluge sich ausgedrückt hat — wie Biographien bedeutender Personen und haben wie diese ihren bedeutsamen Zweck neben den Gesamtdarstellungen. In Kluges Zeitschrift hat die deutsche Wortforschung eine ausserordentlich wichtige Zentralisierung und auch einen methodischen Wegweiser erhalten. So bietet die Wortforschung Deutschlands den anderen Ländern noch immer ein nachahmenswertes Muster, während diese die Lehren des Grimmschen Wörterbuchs benutzt haben, um grosse Wörterbuchunternehmungen ins Leben zu rufen, die methodisch höher als die Lehrmeisterin stehen.

Wie aus dem Ebengesagten hervorgeht, ist die Wortforschung eine neue Disziplin, deren Methode besonders in den letzten Jahrzehnten sich ausgebildet und die noch manche Aufgabe zu lösen hat. Es sei mir hier gestattet einige Fragen, welche sich auf Methode und Aufgaben dieser Wissenschaft beziehen, kurz zu streifen.

Es kann nicht scharf genug betont werden, dass für die Darstellung der Geschichte eines Wortes die Belege so vollständig wie nur möglich aus den Quellen zusammengestellt werden müssen. Die verschiedenen Schattierungen, welche die Bedeutung eines Wortes durchlaufen hat, lassen sich oft nur dann genau feststellen, wenn die Belege in zeitlicher Folge auf einander so folgen, dass auch kleine Lücken und Sprünge vermieden werden.

Aber wichtig ist auch die Wahl von Belegen; ihre Anführung ist nur da berechtigt, wo sie wirklich die Geschichte des Wortes beleuchten, sei es, dass sie das Vorkommen desselben in einer bestimmten Zeit oder an einem bestimmten Orte oder in bestimmten Kreisen angeben oder dass durch sie eine besondere Nuance in der Bedeutung des Wortes hervorgehoben wird. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Belege in wortgeschichtlichen Arbeiten manchmal

nur als unnütze Ornamente angeführt werden. Eine Anführung von vielen absolut gleichwertigen Belegen kann ja auch einen statistischen Zweck haben, insofern sie als Zeugen für den seltenen oder häufigen Gebrauch des Wortes stehen. Bei solchen statistischen Angaben ist aber eine grosse Vorsicht vonnöten, besonders in den Perioden, wo die Quellen nur sparsam fliessen. So vor Allem in der althochdeutschen Periode.

Den grössten Teil der althochdeutschen Quellen bilden bekanntlich die Glossen oder die in den Klöstern entstandenen Wörterverzeichnisse. Abgesehen davon, dass die uns erhaltenen Glossen nur einen Bruchteil des damaligen Wortbestandes enthalten und so ein höchst mangelhaftes Bild von diesem geben, ist zu beachten, dass diese Glossare zum grossen Teil auf biblischer Basis beruhen. Die in der Bibel vorkommenden Worte wurden häufig glossiert und sind dann in alphabetische und sachliche Wörterverzeichnisse gewandert, wo sie im Vergleich mit nichtbiblischen viel öfter figurieren. Dagegen hängt es oft nur vom Zufall ab, ob ein in der Bibel nicht vorkommendes Wort belegt ist oder nicht. Manchmal findet man in einer einzigen Glossenhandschrift der althochdeutschen Zeit ein Wort belegt, das dann erst in der neuhochdeutschen Periode wieder auftaucht. Daher ist es immer beim Fehlen eines nichtbiblischen Wortes vorerst nötig zu prüfen, ob zur Aufnahme desselben eine Gelegenheit vorhanden war oder nicht. Besonders wichtig ist aber ferner, dass der Charakter der Quellen, aus denen die Belege geholt werden, auf die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit hin geprüft wird. Oft werden aus den althochdeutschen Glossen mehrere Zeugnisse für ein Wort angeführt, welche bei genauerem Ansehen alle auf ein und dasselbe Original zurückweisen und also ein einziges selbständiges Zeugnis des betr. Wortes repräsentieren. In der grossen Glossensammlung von Steinmeyer und Sievers ist der Grad der gegenseitigen Verwandschaft der Handschriften von den Herausgebern z. T. bestimmt, z. T. blos angedeutet. Nur wenige Glossare sind inbezug auf Entstehung und Mundart näher untersucht worden. Viele Glossenhandschriften sind

bekanntlich Konglomerate, deren verschiedene Bestandteile oft verständnislos von einem Schreiber in einander hineingearbeitet sind und die aus verschiedenen Zeiten und Gegenden stammen; für die deutsche Wortforschung wäre es äusserst wichtig, dass die Sammelhandschriften in ihre einzelnen Teile zerlegt und dass sie mundartlich und zeitlich bestimmt würden.

Wer sich eingehender mit den alten deutschen Glossaren beschäftigt hat, der ist vielleicht hie und da auf Worte gestossen, die zwar wie deutsche Worte aussehen, die aber, wenn man sie näher prüft, sich als Mischlinge erweisen, welche von einem deutschen Schreiber aus einer angelsächsischen Vorlage abgeschrieben sind oder umgekehrt. Nur einige dieser Mischlinge sind als solche ermittelt worden, die übrigen gelten als deutsch. Bekanntlich haben bei der Einführung des Christentums in Deutschland angelsächsische Missionäre und Mönche eine bedeutsame Tätigkeit ausgeübt und als Spuren dieser Tätigkeit sind uns angelsächsische Glossen in den Glossaren des Kontinents erhalten geblieben. Bis jetzt fehlt eine genaue Untersuchung des angelsächsischen Einflusses in Deutschland und eine Zusammenstellung der angelsächsischen oder angelsächsisch gefärbten Glossen.

In der mittelhochdeutschen Zeit fliessen die Quellen reichlicher und wir sind deshalb nicht so sehr auf Glossare angewiesen wie in der althochdeutschen Periode. Immerhin spielen auch die Glossenhandschriften der mhd. Zeit als Quellen für die deutsche Wortforschung eine beträchtliche Rolle. Auch für sie gilt dasselbe was bereits von den älteren gesagt wurde. Einzeluntersuchungen fehlen, die über Entstehung, Komposition und Mundart Rechenschaft geben würden. Solange solche noch ausstehen, ist grosse Vorsicht in der Benutzung derselben nötig. Um ein Beispiel zu nehmen, sieht man manchmal Belege aus dem in Nürnberg gedruckten Vocab. theuton. (1482) angeführt, welche das Vorkommen des Wortes im fränkischen Baiern beweisen sollen. Wer dieses Glossar aber in der Hand gehabt und durchblättert hat, der findet bald, dass es ein sehr unzuverlässiger

Ratgeber für den damaligen nürnbergischen Dialekt ist. Oft stösst man da z. B. auf Worte, die zwar in hochdeutschem Gewande auftreten aber faktisch nur in Niederdeutschland gang und gäbe sind.

Folgen wir den Quellen dieser Art weiter in die frühneuhochdeutsche Periode hinauf, so haben wir eine Anzahl wichtiger Vokabulare aus dem 16. Jh.: die Vocabula von Eber und Peucer, die Nomenclatoren eines Junius oder eines Chytraeus, das Onomalticon von Golius u. s. w. Prüfen wir sie genauer auf ihre Selbständigkeit hin, so stellt es sich heraus, dass sie alle einander und ältere Quellen einfach abschreiben. Und so geht es weiter in den folgenden Jahrhunderten. Selbständig abgefasste Vokabulare fehlen und selten trifft man Quellen, welche die Vorgänger erwähnen, aus denen geschöpft wurde. So kann es vorkommen, dass alte Worte, die längst ausgestorben sind, Jahrhunderte später noch weiter geschrieben und verzeichnet werden, als ob sie noch in lebendigem Sprachgebrauch vorhanden wären. Mitunter kann man auch entdecken, dass ein falsch gelesenes Wort in der fehlerhaften Lesart durch die Quellen vieler Jahrhunderte bis auf unsere Zeit weiter geschleppt wird und dass ein einfacher Druckfehler im 16. Jh. noch im 19. Jh. treu wiederholt wird. So habe ich z. B. in Grimms Wörterbuch eine Anzahl solcher toten Worte gefunden, welche sich als Entstellungen in Heinschs Teutscher Sprach (1616) oder in anderen fehlerhaften Drucken erweisen. Ebenso werden als gutes deutsches Sprachgut sehr viele Worte verzeichnet, welche, wenn man ihren Spuren folgt, gelehrte Übersetzungen oder Nachbildungen fremder Ausdrücke sind, die nach der ersten Quelle mechanisch wiederholt werden ohne irgend welche Lebenskraft zu besitzen.

Eine grosse philologische Akribie inbezug auf diese Art Quellen ist also dem Wortforscher vonnöten, und ganz besonders dann, wenn die Belege für eine bestimmte Zeit beweisend sein sollen.

Will man ein vollständiges Bild von dem Leben eines Wortes gewinnen, so hat man die geographische Verbreitung desselben zu bestimmen. Wichtig ist dies auch, wo es gilt den

Ursprung eines Wortes aufzudecken. Wenn es sich um eine interne Bildung handelt, so ist die geographische Begrenzung der ältesten erreichbaren Belege oft die notwendige Voraussetzung für die richtige Deutung. Gelingt es den Ort des ersten Auftretens eines Wortes näher zu bestimmen und zu begrenzen, so ergiebt sich oft die Deutung gerade aus dem für diese Gegend charakteristischen Wortbestande. Hier leisten die Dialektwörterbücher dem Wortforscher also gute Dienste.

An der Hand der schon vorhandenen Dialektlexica lässt sich die heutige Verbreitung der Worte annähernd gut feststellen. Wo es sich dagegen um den mundartlichen Gebrauch eines Ausdrucks in älteren Perioden handelt, da muss man vielfach sich die Belege aus der mundartlichen Literatur zusammensuchen. Teilweise liegen doch auch schon ausführliche historische Dialektwörterbücher vor, welche die mundartlichen Belege aus den älteren Zeiten anführen und so die Arbeit des Wortforschers in hohem Grade erleichtern. Das älteste Wörterbuch dieser Art, das Bayerische Wörterbuch von Schmeller (bearbeitet von Frommann), leistet noch erhebliche Dienste, die Methode der Ausarbeitung und Darstellung entspricht aber nicht mehr modernen Anforderungen. Am höchsten in methodischer Hinsicht steht das im Erscheinen begriffene Schwäbische Wörterbuch Fischers, das möglichst vollständig die schwäbischen Quellen ausschöpft. Der schweizerische Wortstand ist in dem grossartigen, noch nicht vollendeten Idiotikon von Staub und Tobler zusammengestellt und bearbeitet. Ein sehr gutes historisches Wörterbuch, obgleich weniger vollständig, ist das von Martin und Lienhart gelieferte Wörterbuch der elsässischen Mundarten.

Für andere Gegenden sind historische Dialektwörterbücher noch ein Desiderium. Vorläufig liegen aus diesen Gebieten blos Wörterbücher vor, welche den mundartlichen Wortbestand ohne geschichtliche Darstellung verzeichnen. Eine Benutzung derselben muss immer mit einer gewissen Reservation geschehen, denn in ihnen ist oft nicht nur der gegenwärtige Wortstand gesammelt, sondern es sind auch Worte aus der älteren mundartlichen Literatur ausgezogen,

so dass man manchmal nicht weiss, ob ein Wort noch im lebendigen Sprachgebrauch vorkommt oder nicht. Neuere Wörterbücher geben jedoch durch einen besonderen Vermerk an, dass ein Wort veraltet ist. Schlimmer ist, dass die Quellen, aus denen die Worte ausgezogen sind, nicht mit nötiger Umsicht geprüft worden sind. Es werden aus ihnen Worte aufgenommen, die in dem betreffenden Dialekt gar nicht vorkommen, sondern in letzter Instanz aus Werken stammen, die in ganz anderen Gegenden geschrieben sind. So stehen z. B. in Frischbiers Preussischem Wörterbuch manche Ausdrücke, welche sich bei genauer Untersuchung als alte elsässische Dialektworte erweisen. Auch gegen das vorzügliche Schweizerische Idiotikon kann man die Anmerkung machen, dass manchmal eine Quelle nicht mit wünschenswerter Akribie behandelt worden ist. So z. B. ist das wichtige Werk Historia animalium von Konrad Gessner nicht im lateinischen Originale, sondern in der deutschen Bearbeitung benutzt worden. Da Gessner im lateinischen Texte deutsche Worte aus verschiedenen Landschaften mit Angabe des Orts anführt und diese Ortsangaben nicht in der deutschen Bearbeitung beibehalten worden sind, so sind Worte in das Schweizerische Idiotikon aufgenommen worden, die Gessner etwa aus Niederdeutschland oder Mitteldeutschland kennt.

Die Dialektwörterbücher lassen meistens den Wortforscher im Zweifel darüber, ob ein Wort wirklich volkstümlich, oder ob es in bestimmten Kreisen verwendet wird, oder ob es nur ein gelehrtes Literaturwort ist. In den meisten Fällen kann nur eine ganz genaue Biographie des Wortes über diese Dinge Bescheid geben. Und eine besonders interessante Aufgabe ist es gerade, den Prozess zu verfolgen, wie ein gelehrtes Wort — etwa die Nachbildung eines lateinischen Wortes — allmählich sich verbreitet und durch Predigt und viel gelesene Bücher immer volkstümlicher wird. Man kann dabei die Beobachtung machen, dass eine für volkstümlich gehaltene Sage oder ein mythologischer Zug, welcher an ein Wort sich anknüpft, ebenso wie dieses, auf klassischen Einfluss zurückzuführen ist. Aber überall weist ja die Wortgeschichte über

das rein Sprachliche auf das Sachliche hinaus und die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes aufgefasst, sowohl die Kultur- wie die politische Geschichte umfassend, bietet sich überall als Erklärerin an, während wieder die sprachliche Untersuchung auf diese fördernd und unterstützend wirkt.

Noch bleibt aber ein Wort übrig zu sagen über die vergleichende Wortforschung, die man besonders gerne unter dem Ausdruck Etymologie versteht. Wenn die grosse Bedeutung der internen Wortgeschichte im Vorhergehenden besonders betont worden ist, so soll damit keineswegs die Bedeutung der vergleichenden Etymologie in Abrede gestellt werden. Nur ist zu bemerken, dass die interne Wortgeschichte die nötige Grundlage für die vergleichende liefert. Dies vergessen diejenigen, welche nur mit dem Wörterbuch in der Hand arbeiten und daraus aufs Geratewohl nach Worten greifen, welche mit Lautkomplexen in verwandten Sprachen verglichen werden. Ein alter Beleg ist nicht immer durchsichtig und giebt dann nicht den Schlüssel zum Verständnis eines Wortes; manchmal wird dieses erst durch die weitere Geschichte erklärt.

Oft nimmt aber der vergleichende Sprachforscher sein Material nicht allein aus alten Sprachperioden, sondern aus modernen Mundarten. Hier ist eine besondere Zurückhaltung geboten. Gewiss steckt in Dialekten auch viel altertümliches Sprachgut, das in der Literatur älterer Zeiten nicht belegt worden ist, aber oft lässt es sich nicht auf den ersten Blick sagen, ob eine erst in der modernen Mundart auftauchende Wortform alten Datums oder eine neue Bildung ist; das vermag in vielen Fällen nur eine eingehende Untersuchung ihrer Geschichte zu entscheiden. Überhaupt muss der Etymologe zuerst prüfen, ob ein Wort mit internen Mitteln zu erklären ist, bevor er nach auswärtigen Verwandtschaften sich umsieht.

Und sobald er sich auf vorgeschichtlichem Boden befindet, wo das weite Feld der Möglichkeiten und Kombinationen sich ihm eröffnet, ist eine gewisse Resignation mehr als jemals sonst nötig. Die Rätsel lassen sich nicht mit Gewalt lösen und

es ist manchmal besser, vage Hypothesen zu unterdrücken als sie auszusprechen. Denn diese werden oft von der vergleichenden Grammatik für weitere Zwecke verwertet und dienen als Grundlage bei der Feststellung der Lautgesetze.

Die strenge lautgesetzliche Methode überschätzt manchmal ihre Tragweite und schiesst daher übers Ziel. Konstruierte Urformen werden wie auf einem Schachbrett hin und her geschoben, bis es gelingt sie unter gewisse Formeln und Normen zu bringen, so dass der Schein einer gesetzmässigen Entwicklung entsteht. Vielfach begnügt man sich dabei nur damit, dass alles, was sich auf den Wortstamm bezieht, in Ordnung ist, und schenkt der Bildungsweise des Wortes nur geringe Beachtung, obwohl diese ein so äusserst wichtiger Faktor bei der Bestimmung des Verwandtschaftsgrades ist. Besonders wird aber der Inhalt des Lautkörpers oder die Bedeutung misshandelt, indem man einer lautlich möglichen Etymologie zuliebe die innere Wahrscheinlichkeit opfert. Freilich vermag über das, was in dieser Beziehung sich als natürlich ergiebt oder nicht, nur das subjektive Gefühl zu entscheiden. Und es scheint eben manchen Etymologen, welche auf der Höhe mit den Resultaten der historischen Lautlehre stehen, das Gefühl des Wahrscheinlichen abzugehen.

Eine übertriebene Vorsicht ist allerdings auch nicht zu loben, insofern sie zur Hyperkritik wird. Und es wäre wirklich schade, wenn alle Einfälle, welche nicht ganz sicher erscheinen, deshalb unterdrückt würden. Manchmal hilft eine Andeutung oder ein Hinweis anderen ein Stück weiter und hindert sie vor dem Betreten falscher Wege. Aber die Hypothesen sollten auch in hypothetischer Weise ausgesprochen werden und nicht, wie heute oft der Fall ist, als kategorische Lehrsätze.

Vorgeschichtliche Hypothesen und etymologische Kombinationsarbeit dürfen in der deutschen Wortforschung auch künftighin nicht fehlen, aber besonders wichtig ist vorläufig noch die Erschliessung der geschichtlichen Tatsachen.

H. Suolahti.

Les théories sur la formation des chansons de geste

Conférence faite, le 13 janvier 1909, au congrès des professeurs de langues modernes réuni à Helsingfors.

La *Chanson de Roland*, qui ouvre si brillamment la littérature française, est — personne ne le conteste — un poème historique en ce sens qu'il célèbre un véritable événement historique. Cette chanson de geste nous parle d'une défaite que Charlemagne essuie de la part des Sarrasins, défaite qui lui enlève la fleur de ses chevaliers, ses douze pairs, dont le premier était Roland, son neveu bien-aimé. D'autre part, l'histoire, représentée dans ce cas spécial par l'*Historia Karoli* d'Einhard, nous raconte que, en 778, l'arrière-garde de l'armée de Charles, roi de France, qui revenait d'une expédition en somme heureuse dans le Nord de l'Espagne, fut surprise dans la vallée de Roncevaux par les Basques, habitants des montagnes; les bagages qu'elle protégeait furent pillés et tous ceux qui la composaient tués, parmi eux le sénéchal Eggihard, le comte du palais Anselm et Hrodland, comte de la marche de Bretagne. Comment se fait-il que Roland, cet obscur comte de la marche de Bretagne, soit devenu le principal personnage de la chanson de geste, l'incomparable héros, neveu de l'empereur, le premier de ses douze pairs, tandis que de ces compagnons morts en même temps il ne reste même pas les noms dans le poème? A cette question Gaston Paris nous répond ceci [1]: «En réalité les chansons de geste remontent bien, au moins les plus anciennes, à des faits historiques, mais elles n'en doivent pas en général la connaissance à des chroniques latines: elles sont les amplifications de chants contemporains des événements. — — — Le désastre de Roncevaux fit sur les imaginations une vive impression et suscita sans doute des chants nombreux. Des trois que mentionne l'historien Einhard, Eggihard, Anshelm et Hrodland, un seul cependant, et précisé-

[1] *Extraits de la Chanson de Roland*, introduction, p. VII et X.

ment le dernier, s'est maintenu dans la tradition épique, dont Roland est devenu l'incomparable héros. D'où vient cette étrange différence de traitement? Probablement de ce que le poème de Roncevaux a pour première base les chants épiques des hommes de Roland, des habitants de la Bretagne française: la chanson telle que nous l'avons, après tous les remaniements qu'elle a subis, garde encore des traces visibles de son origine bretonne.»

Selon l'histoire, ce sont les Basques des Pyrénées qui attaquent l'arrière-garde de Charlemagne; dans le poème, les Basques sont devenus des Sarrasins. En 778 le Charlemagne de l'histoire n'a que trente-sept ans; dans le poème, c'est un vieillard:

> Par grant irur chevalchet li reis Charles,
> De sur la brunie li gist sa blanche barbe.

Si nous demandons comment il faut expliquer les grandes différences entre les données de l'histoire et celles de la chanson de geste, on nous répondra peut-être par ces autres mots de Gaston Paris: «C'est la déformation de l'histoire par la poésie.[1]» Ces deux phrases de Gaston Paris que je viens de citer donnent la substance même de la doctrine sur la formation des chansons de geste qui a été plus ou moins généralement acceptée jusqu'aux dernières années et qui, bien qu'exposée sous la forme de théories différentes, n'est, dans le fond, qu'une seule et même théorie.

Le trait commun entre ces systèmes est qu'ils supposent tous que les chansons de geste qui nous ont été conservées remontent par un nombre infini de chansons intermédiaires jusqu'aux événements historiques mêmes qui en forment le noyau.

La différence entre les divers systèmes consiste surtout dans la question de savoir sous quel aspect il faut se représenter les premières formations légendaires, en d'autres termes, la

[1] *Roncevaux*, dans *Légendes du moyen âge*.

question de savoir comment se fit l'élaboration de la matière épique et sa mise en œuvre.

La théorie de Gaston Paris et de son école, théorie française par excellence, est celle des cantilènes ou des chants lyrico-épiques. Cette théorie, qui a été adaptée à l'étude des chansons de geste françaises déjà par Jonckbloet et développée plus tard par Léon Gautier, est la même que la théorie de F. A. Wolf sur les chants homériques et celle de K. Lachmann sur le *Nibelungenlied*. Cette théorie suppose l'existence de chants contemporains qui devaient donner une image fidèle et naïve des événements tels qu'ils se reflétaient chez le peuple, et ces cantilènes lyrico-épiques, plus brèves et de rythme plus rapide, qui avaient précédé les vastes narrations épiques, sont considérées comme la source des chansons de geste, qui ne sont que des cantilènes cousues ensemble. La tâche principale de ceux qui étudient les chansons de geste est donc, d'après cette doctrine, d'une part, de découvrir les événements historiques qui avaient provoqué des chansons, et, d'autre part, de désigner et de disjoindre de l'ensemble d'une chanson de geste des épisodes qui avaient jadis vécu comme des chants isolés et de tâcher de reconstituer, ou au moins d'entrevoir, par des opérations logiques, des formes plus archaïques que les poèmes que nous avons.

Prenons comme exemple le cycle de Guillaume d'Orange. Un cycle est l'histoire d'une famille épique, la suite des poèmes qui en présentent les générations successives et les fortunes variées. Dans le cycle de Guillaume d'Orange, «une même idée poétique circule d'un roman à un autre. Il faut défendre la Catalogne, la Provence et le Languedoc contre les Sarrasins d'Espagne. Charlemagne est au loin, ou tenu pour vieilli et pour caduc; ou bien il est mort, et à sa place règne son fils Louis, débile et couard. Au défaut du roi et remplissant pour lui sa tâche, à Narbonne, à Orange, à Gérone, campée sur les terres païennes, une famille héroïque défendra la chrétienté. C'est la geste de Guillaume d'Orange, le *fier lignage*

Qui tant sofri de peine sor sarrazine gent.»

Le héros central, dit Gaston Paris, est Guillaume, appelé Guillaume Fièrebrace, Guillaume au Court Nez et Guillaume d'Orange. Nous ne connaissons aucun Guillaume qui, antérieurement au XIIe siècle, ait possédé la ville d'Orange, dont la conquête sur les Sarrasins, déjà dans les poèmes du XIe siècle, était attribuée à ce héros. Quoi qu'il en soit, ce Guillaume épique a de bonne heure été identifié avec le Guillaume historique qui, nommé en 790 comte de Toulouse, livra sur les bords de l'Orbieu, en 793, une bataille sanglante, conquit la Catalogne dans une suite d'expéditions heureuses, et entra en 806 dans le cloître de Gellone [aujourd'hui Saint Guilhem-du-Désert, près de Montpellier] . . . D'autres Guillaume vinrent se confondre avec le héros ordinaire des chansons méridionales. Déjà dans la *Vie latine de saint Guillaume de Gellone,* nous le voyons devenu Guillaume d'Orange et mêlé avec Guillaume le Pieux, duc d'Aquitaine, son arrière-petit-fils, dont les relations avec l'église de Brioude étaient attribuées par la tradition à son bisaïeul.

Mais une contamination bien plus importante devait se produire dans le nord de la France, où les chansons sur Guillaume d'Orange avaient pénétré de bonne heure. Là un autre Guillaume était devenu héros épique appartenant originairement, lui aussi, à une province, mais transporté par les jongleurs dans le grand courant de l'épopée féodale . . . On fusionna les poèmes qui chantaient ce personnage (Guill. de Montreuil [1]) avec ceux qui célébraient Guillaume d'Orange. — Un troisième personnage, difficile à bien déterminer fournit sans doute le nom de Guillaume *au court nez* et l'épisode de l'expédition du héros en Italie où il défend le pape contre une invasion sarrasine. — Le surnom de Fièrebrace est tellement fréquent qu'on ne peut pas en conclure l'immixtion dans l'épopée d'un autre Guillaume qui l'aurait porté réellement; mais il est très possible que d'autres personnages de ce nom, objets aussi de chants épiques, aient été considérés par les jongleurs comme identiques à Guillaume d'Orange, qui avait déjà absorbé ceux que nous avons désignés. Il est probable qu'on substitua même Guillaume à un personnage d'un autre nom, pour lui faire jouer un rôle dans le couronnement de Louis le Pieux, par son père, à Aix, en 813, solennité qui avait vivement frappé l'imagination populaire et dont les chants avaient conservé le souvenir . . . .

On voit que cette explication de Gaston Paris part de la même idée dont je parlais tout à l'heure: à savoir que les différents événements attachés par les auteurs de chansons de geste au nom de Guillaume d'Orange auraient primitivement

[1] [On a démontré depuis que le prétendu personnage historique que Gaston Paris appelle Guillaume de Montreuil n'a jamais existé: il doit son apparition dans l'histoire à un passage d'un chroniqueur qui a été mal interprété].

eu pour héros plusieurs personnages historiques qui auraient été célébrés dans des chansons originairement distinctes qui se seraient plus tard réunies et confondues par l'unification des principaux personnages. J'abandonne ici le cycle de Guillaume d'Orange pour dire plus loin quelques mots de la critique que l'on a adressée contre cette explication, et je continue mon exposé sommaire des théories sur la formation des chansons de geste.

L'apparition en 1884 du livre de Pio Rajna, *Le origini dell'epopea francese*, désigne une nouvelle phase dans l'étude de l'épopée française. Le savant italien tâche de rendre probable l'idée qu'il y a un rapport direct entre les chansons de geste françaises et les chants héroïques des Francs. D'après cette théorie, les prédécesseurs des chansons de geste conservées ne seraient plus des chants lyrico-épiques, donc des poèmes d'un caractère foncièrement différent, mais des chansons de même caractère que les poèmes conservés, seulement plus courtes, mais en tout cas de véritables épopées. Dans un compte-rendu paru, il y a un an [1], dans le *Literarisches Zentralblatt*, M. W. Foerster se déclare expressément partisan de cette théorie. Il écrit: «La théorie de Gaston Paris a été écartée dès l'apparition du livre de M. Rajna et elle n'a du reste jamais été acceptée en Allemagne. La «Rosenkrantz-Theorie» de Lachmann, qui a été importée en France par Gautier, a été également pour Homère et le *Nibelungenlied* abandonnée depuis longtemps: on ne peut supposer qu'un poème qui déjà dans la première rédaction contenait la fable entière, de même que l'on est obligé de considérer chaque chanson populaire comme l'œuvre d'un seul poète.» Et un peu plus loin il continue: «Pourquoi les Provençaux n'ont-ils pas d'épopées? Ou demandons d'une manière plus générale: Pourquoi les Italiens et les Espagnols n'en ont ils point? Partout il y a un fond soit italique, soit celtique, soit ibérique, avec une couche germanique dessus. Pourquoi, parmi tous les peuples romans, les Français sont-ils les seuls qui aient

[1] Janvier 1908.

une épopée? Dans le Midi de la France, les conditions étaient pourtant les mêmes, avec la seule différene qu'ici, au lieu des Francs du Nord, c'étaient des Goths et des Burgondes. C'est donc nécessairement la différence entre les différents peuples germaniques qui explique le fait que les Français du Nord ont une ancienne épopée nationale: ils la doivent aux Francs (l'ancienne école de Gautier et Gaston Paris avait raison en cela, et plus tard Pio Rajna l'a prouvé d'une manière solide). Les Francs avaient sans doute apporté la poésie épique avec eux de leur ancienne patrie germanique. Ainsi nous avons rétabli une chaîne de développement ininterrompu qui explique tout.» Je ne prétends nullement avoir toute la compétence nécessaire pour critiquer l'illustre professeur de Bonn, mais il me semble tout de même que son raisonnement impliquerait des conséquences peu acceptables si on se servait d'un raisonnement analogue pour expliquer pourquoi certains peuples non romans ont une épopée populaire, tandis que les peuples voisins n'en ont point.

Le système de Rajna, comme les autres, suppose entre le fait historique et la chanson de geste qui le célèbre une série ininterrompue de remaniements qui avaient pour suite une altération continuelle des faits primitifs. Pour rendre plus compréhensible la grande altération des faits historiques qui est présentée par les poèmes conservés, certains savants ont imaginé une autre explication pour la formation des légendes épiques. D'après eux, les premières formations légendaires, contemporaines, ou à peu près, aux événements historiques mêmes, n'étaient plus des chants lyrico-épiques ni des épopées primitives plus courtes que celles qui ont été conservées, mais des récits populaires en prose, transmis oralement de génération en, génération, et ce sont ces récits en prose qui plus tard, à un temps indéterminé, auraient servi aux poètes épiques. Cette théorie des récits populaires en prose («epische Sagen») a été jadis exposée par M. Paul Meyer en France et défendue plus tard en Allemagne entre autres par MM. Edmund Stengel et C. Voretzsch, et tout dernièrement, dans

une forme un peu modifiée, par M. Hermann Suchier [1]: «L'origine d'un récit populaire peut remonter jusqu'aux événements historiques, mais il peut aussi être provoqué, à une époque plus récente, par une communication savante, provenant par exemple d'une chronique latine. Ce dernier procédé doit être plus rare.»

Toutes ces théories des origines de l'épopée française se réclament en dernière analyse d'un même principe plus ou moins généralement accepté: à savoir que les romans du XIIe et du XIIIe siècle ne sont que le dernier aboutissement d'un travail poétique commencé plusieurs siècles plus tôt; que l'épopée française est «née des événements exprimant les sentiments de ceux qui y prenaient part»; que la légende de Charlemagne et de ses compagnons est essentiellement l'œuvre de leurs contemporains, que Guillaume d'Orange et Roland et Ogier et les autres furent d'abord célébrés de leur vivant ou dès une époque voisine de leur mort.

On a disputé sur ces diverses théories, mais, jusqu'à ces derniers temps, on a accepté l'essence même de cette explication. Il y a pourtant eu des sceptiques. Il y en a eu qui se sont demandé comment les chansons de geste, si vraiment elles datent du temps de Charlemagne, ont pu survivre par exemple aux temps de désordre et d'anarchie du Xe siècle. Ils se sont étonnés de l'extraordinaire vitalité des prétendues traditions orales qui a fait conserver quelques traits historiques très précis dans certaines chansons de geste. Ils se sont demandé: comment se fait-il que, si déjà au neuvième et au dixième siècle il y a eu une riche littérature épique, il ne nous soit parvenu le moindre fragment de ces chansons primitives ni un seul témoignage sûr qui en attestât l'existence? Avant tout, c'est avec la plus grande hésitation qu'ils ont admis cette force mystérieuse qui fait que plusieurs événements qui se sont produits en réalité dans l'espace d'une

[1] *Zeitschrift für romanische Philologie*, 1908, p. 735.

centaine d'années ou plus, se sont confondus en un seul, pour la raison que les principaux personnages avaient le même nom, p. ex. Guillaume. Parmi ces sceptiques il faut nommer avant tout M. Ph. Aug. Becker, aujourd'hui professeur à l'université de Vienne. C'est lui qui, depuis une quinzaine d'années, s'est le plus vaillamment attaqué au vieux système «romantique» — le mot est de lui — qui jusqu'aux derniers temps a seul dominé l'étude des chansons de geste [1]. Le travail inappréciable de cet éminent romaniste a un caractère plutôt destructif, si je puis dire, et il n'a pas proposé d'explication d'une portée générale.

Il a bien vu qu'une des faiblesses principales des explications proposées jusqu'ici était qu'elles ne donnaient aucune réponse à la question de savoir d'où dépendait le choix des héros célébrés dans la poésie, choix qui généralement ne correspondait nullement à l'importance que les personnages devenus des héros de chansons de geste avaient eu dans la réalité. Mais la nouvelle explication a été donnée par le successeur de Gaston Paris à la chaire de littérature française du moyen âge au Collège de France, M. Joseph Bédier, dans son nouvel ouvrage *Les Légendes épiques* [2], qui, bien qu'encore inachevé, est aujourd'hui incontestablement le travail le plus important sur ce genre littéraire.

Dans le premier volume de son grand ouvrage, qui formera quatre volumes, M. Bédier étudie la légende de Guillaume d'Orange. J'ai dit précédemment qu'un personnage historique du temps de Charlemagne, Guillaume comte de Toulouse, plus tard moine à Gellone, avait depuis longtemps été consi-

[1] Je signale en passant son petit manuel *Grundriss der altfranzösischen Literatur (Älteste Denkmäler. Nationale Heldendichtung,* Heidelberg 1907), qui est un modèle de clarté et d'exactitude.

[2] *Les Légendes épiques, recherches sur la formation des chansons de geste* (Paris, Librairie H. Champion). Deux volumes ont paru, datés de 1908: I. Le Cycle de Guillaume d'Orange. — II. La Légende de Girard de Roussillon. La Légende de la Conquête de la Bretagne par le roi Charlemagne. Les Chansons de geste et les routes d'Italie. Ogier de Danemark et Saint-Faron de Meaux. La Légende de Raoul de Cambrai.

déré comme le prototype du Guillaume épique, mais que d'autres Guillaume étaient venus se confondre, disait-on, avec ce Guillaume et ajoutaient à sa biographie poétique des traits qui originairement n'y appartenaient pas. Cette explication est considérablement modifiée par M. Bédier. Il constate qu'entre le Guillaume historique et le Guillaume épique il y a ceci de commun: ils sont tous les deux de vaillants champions de la chrétienté contre les infidèles; la femme du comte de Toulouse, comme celle de Guillaume d'Orange, s'appelle Guibourc, et vers la fin de leur vie, les deux héros se retirent dans le monastère de Gellone, où ils meurent en odeur de sainteté. Pour le reste, tous les prétendus traits historiques dans les poèmes du cycle de Guillaume sont pure fable et dus à l'imagination du poète. Mais où les auteurs des chansons de geste ont-ils appris les quelques traits historiques très sûrs que j'ai signalés tout à l'heure? Ils les ont appris des moines de Gellone. Car Gellone est situé sur la grande route de pèleringe qui conduit de Paris à Saint-Gilles en Provence et à Saint-Jacques en Galice. Il n'est pas douteux que p. ex. les auteurs du *Charroi de Nîmes* et du *Moniage Guillaume* ont eux-mêmes parcouru ce chemin, tellement il est bien décrit dans leurs poèmes. On sait depuis longtemps que les pèlerins entendaient sur leur chemin chanter des chansons de geste. Bertrand de Bar-sur-Aube, auteur de deux poèmes appartenant au cycle de Guillaume, dit expressément qu'il a interrogé un pèlerin revenant de Saint-Jacques de Galice et de Saint-Pierre de Rome:

A un juedi, cant dou mostier issi,
Ot escouté un gaillart pallerin
Qui ot saint Jaique aoré et servi
Et par saint Piere de Rome reverti.
Cil li conta ce que il sot de fi,
Les aventures que a repaire oï
Et les grans poines que dans Girars soufri,
Ains qu'il eüst Viane.

(*Girart de Viane*).

«Cette route (qui conduisait de Paris à Saint-Gilles en Provence et de là en Espagne), de grandes troupes de pèlerins la battaient au XIe et au XIIe siècles: c'est l'époque des premières croisades, et ils sont pleins de l'esprit de ces temps aventureux. Dans toutes les villes du Midi qu'ils traversent, on leur montre des ruines faites, leur dit-on, par les Sarrasins. La terre d'Espagne vers laquelle ils s'acheminent est encore en grande partie occupée par les Musulmans. Sur leur route se dresse un sanctuaire, Gellone, où repose le corps de Guillaume, jadis ennemi glorieux de ces Musulmans. N'est-ce pas là, de l'excitation religieuse et guerrière des ces pèlerins, de l'esprit de croisade, des offices liturgiques où l'on célébrait la gloire du «saint athlète de Dieu», des prières sur son tombeau, n'est-ce pas là, demande M. Bédier, que naquit la légende de Guillaume? Ces fictions embryonnaires, les moines de diverses églises intéressées à retenir les pèlerins et à les édifier, les jongleurs nomades, sûrs de trouver aux abords de ces églises le public forain et souvent renouvelé qui les faisait vivre, les ont développées.»

Mais le cas du cycle de Guillaume d'Orange n'est pas isolé En étendant plus loin ses investigations, M. Bédier constate que d'autres épopées s'attachent également à certains sanctuaires beaucoup fréquentés. Le héros de la chanson de geste de *Girard de Roussillon* était vénéré comme saint dans l'abbaye de Vézelay en Bourgogne, tout à fait comme saint Guillaume était le patron du monastère de Gellone. La chanson de *Gormond et Isembart* s'attache de près à l'abbaye de Saint-Riquier. Dans certaines autres chansons de geste l'abbaye de Saint-Denis joue un rôle également important. De même, il n'y a aucune chanson de geste qui soit localisée en Italie, si ce n'est sur les grandes routes de pèlerinage qui conduisaient à Rome ou aux ports d'embarquement pour la Terre Sainte. C'est sur de pareilles constatations que M. Bédier fonde sa nouvelle théorie de l'origine des chansons de geste, théorie dont voici le résumé.

«Il n'est point prouvé, comme on le croit communément, que les romans de chevalerie du XIIe et du XIIIe siècles dérivent,

par une tradition littéraire ininterrompue, de «cantilènes» ou de «chants lyrico-épiques», plus vieux de plusieurs centaines d'années . . . Ce n'est pas nécessairement dans une hypothétique épopée contemporaine de Charlemagne qu'il faut chercher les origines des romans du XIIe et du XIIIe siècles; c'est, à l'ordinaire, dans les sentiments et dans les idées, dans les goûts et dans les intérêts des hommes du XIIe et du XIIIe siècles. Les chansons de geste, colportées par des jongleurs nomades, étaient surtout destinées à ces publics forains que des exhibitions de reliques et des marchés attiraient autour des principaux sanctuaires. A peu d'exceptions près, les légendes épiques du moyen âge se rattachent chacune à une certaine abbaye, qui était alors but de pèlerinage ou étape de pèlerinage ou qui se dressait sur l'emplacement ou sur le chemin d'une foire illustre. C'est là, aux abords de ces divers sanctuaires, que les légendes épiques se sont formées, par l'effort combiné de moines et de jongleurs pareillement intéressés à attirer et à retenir, à édifier et à récréer un même public de marchands et de pèlerins.»

J'ai tâché de donner un aperçu des différentes théories sur la formation des chansons de geste, aperçu qui n'est que trop incomplet et qui, pour des raisons faciles à voir, ne peut être exempt de partialité.

Tous les critiques qui ont parlé du nouvel ouvrage de M. Bédier l'ont fait en termes les plus élogieux. Mais il va de soi qu'une théorie tellement révolutionnaire, qui veut annuler à peu près tout ce que l'on a écrit jusqu'à présent sur l'origine des chansons de geste, ne sera acceptée du premier coup par tout le monde. Nous avons déjà été témoins d'une polémique entre M. Bédier et un représentant de l'ancienne école, M. A. Longnon, à propos de *Raoul de Cambrai*, et j'ai cité ici même un compte-rendu sceptique de M. Foerster. Je n'ai pas besoin de dire combien la question est difficile. Il suffira de signaler que la discussion se déroule souvent autour d'un document dont il n'existe pas encore d'édition qui soit

accessible à tout le monde: j'entends la *Chançun de Willame* nouvellement découverte, document dont le témoignage est très diversement interprété par les critiques. Et M. Bédier sait mieux que personne que la discussion n'est que commencée. Il dit, à propos de la polémique avec M. Longnon, que les représentants de l'ancienne école répéteront sans doute pendant des années encore l'idée qui domine leurs divers travaux sur les chansons de geste: à savoir que si l'on trouve dans un roman du XIIe et du XIIIe siècle quelque souvenir d'événements historiques d'une époque reculée, ce souvenir provient nécessairement d'une «cantilène», d'un poème plus ancien[1], contemporain de ces événements. «Mais», ajoute M. Bédier avec une juste fierté, «nous sommes plusieurs qui ne le disons plus; et c'est précisément ce qu'il y a de changé dans la critique des chansons de geste».

Au début de cet aperçu j'ai parlé de la *Chanson de Roland*. Pour finir, je me permets de revenir au même sujet. L'étude de M. Bédier sur cette chanson de geste n'a pas encore paru, mais je crois que, quand elle paraîtra, elle nous dira à peu près ceci.

Si la ville de Blaye, où Roland fut enterré, et si Roncevaux n'étaient situés sur la route de pèlerins qui conduit à Saint-Jacques de Compostelle, le nom de Roland dans la *Vita Karoli* d'Einhard serait sans doute lettre morte comme ceux de ses compagnons tombés en 778. La *Chanson de Roland* doit probablement son existence, non à des chants à peu près contemporains à sa mort, mais à un heureux hasard qui, trois siècles après le désastre, conduisait à Roncevaux, avec d'autres pèlerins, un poète d'une imagination puissante et grande. C'est sur la route de pèlerins qu'il entendait parler du Roland historique — que les religieux des divers

[1] On pourrait peut-être reprocher à M. Bédier d'adresser sa critique trop exclusivement contre la théorie de Gaston Paris et de négliger un peu les autres, notamment celle qui suppose des récits oraux comme la source des chansons de geste.

sanctuaires connaissaient pour avoir lu les chroniques — et il composa son poème sous l'impression des récits qu'il entendait sur la scène même des événements, où, dans son imagination de poète, il lui semblait voir revivre les chevaliers de l'empereur à la barbe fleurie et entendre le son du cor de Roland mourir dans les précipices des Pyrénées.

A. Långfors.

Romantik und Klassik in der modernen deutschen Dichtung.[1]

Vortrag, gehalten in der Neuphilologenversammlung zu Helsingfors den 13. Januar 1909.

In Zeiten des Übergangs, wo es an einer Kultursyntese fehlt, die der Zeit eine feste Physiognomie, einen Stil aufdrückt, befinden sich die Ideale, die allgemein geistigen wie die speziell künstlerischen, in einem stetigen Fluss und Verwandlungsprozess. Da sehen wir ein fortwährendes Suchen und Tasten, ein Verwerfen dessen, was noch eben angebetet worden, und eine fanatische Begeisterung für Neues, nur weil es neu, weil es etwas Anderes ist.

Seit einigen Jahrzehnten befindet sich die deutsche Litteratur in einem solchen Zustande des Tastens und Suchens. Nachdem die klassische Spätkunst Goethes von der Gefühlsextase der Romantiker überwuchert und diese wiederum durch die nüchterne und journalistisch geschäftsmässige Litteratur des Jungen Deutschland zurückgedrängt worden war, suchten Nachgeborene auf dem Schutt der Jahrzehnte das einmal so üppige Korn der Klassiker zu pflanzen. Aber das war nur ein schwächlicher Nachklang. Es breitete sich jene Epigonenlitteratur aus, die allen Zusammenhang mit dem Leben verlor

[1] Nachfolgende Ausführungen sind zum Teil durch Gesichtspunkte angeregt, die Samuel Lublinski in seinen geistreichen, aber leider ungemein verworren und unübersichtlich disponirten Büchern »Die Bilanz der Moderne» und »Der Ausgang der Moderne» entwickelt.

und schliesslich in den Untiefen der Unterhaltungslitteratur und journalistischen Oberflächlichkeit versandete. In dem politischen und sozialen Aufschwung, der auf den grossen Krieg von 1870—71 folgte, ward alle geistige Kraft in die Kämpfe des öffentlichen Lebens hineingezogen, und Pflege und Schutz der intimeren Kultur geriet in die Hände des plötzlich zur Herrschaft gelangten Parvenüs. Genusssucht und Erwerbsgier, Verachtung jeglicher idealen Lebensauffassung und ein kunstfeindlicher Materialismus, das ist der Boden, aus dem eine Reaktion aufwachsen musste.

Die Männer, die gegen dieses geistige Elend ankämpfen wollten, fanden keine Führer in der Heimat. So richtete man seine Blicke nach dem Ausland. Und da waren es drei Länder, von denen aus beinahe gleichzeitig die Anregungen zu einer Wiedergeburt der Dichtung kamen. Ibsen — Dostojewski und Tolstoj — und vor allen Zola wurden die Lehrmeister der jungen Generation in Deutschland.

Von wie unklarer und rein teoretischer Natur diese Bewegung anfangs in Deutschland war, geht schon aus der Tatsache hervor, dass Zola mit seinem Buch über den experimentellen Roman der geistige Vater des Naturalismus in Deutschland werden konnte. Denn dieser experimentelle Roman, der sich analog mit den Naturwissenschaften auf Beobachtung und nur auf Beobachtung stützen soll, ist durch die Zolasche Definition des Kunstwerkes von vornherein widerlegt. Ein Stück Natur, durch das Temperament des Künstlers gesehen, ist schon nicht mehr ein naturalistisches Kunstwerk im eigentlichen Sinne. Aber dem Künstler Zola kam es gar nicht auf die Wissenschaft an. Was er suchte, war die grosse Form, der Stil, die Monumentalität. Er war ein Nachzügler der Revolution, und wollte gegen Laster und Gebrechen der menschlichen Gesellschaft den gerechten Kampf des idealistisch-romantischen Weltverbesserers kämpfen. Um diesen Kampf mit dem gehörigen Patos führen zu können, musste er die von ihm bekämpften Feinde vergrössern und ins Monumentale emporsteigern. Er schuf daher jene mytologischen Ungeheuer, die er auf den Namen Milieu taufte:

die Branntweinschenke, die Eisenbahn, die Börse, die Grossstadt. Das sind alles Schöpfungen seines Temperaments, in denen er das industrielle, kapitalistische und soziale Getriebe seiner Zeit monumentalisirte, aber keineswegs ein exaktes Bild der Wirklichkeit im Sinne des konsequenten Naturalismus gab.

Trotzalledem war es gerade Zola, dem die neue Richtung in Deutschland ihre entscheidende Anregung verdankt. Denn auf ihn stützen sich, trotzdem sie ihn zugleich bekämpfen, die beiden Schriftsteller, Arno Holz und Johannes Schlaf, die zum ersten mal in Deutschland den Naturalismus als ästetisches Prinzip und Dogma konsequent durchführten, indem sie das Temperament ganz eliminirten und die Metode der Naturwissenschaft, so genau wie dies überhaupt möglich war, auf die Dichtkunst zu übertragen suchten. Zum Paradigma ihrer Kunstgrammatik ward das berühmte Gleichnis vom fallenden Blatt, wo jede Phase dieses Fallens mit intimster Exaktheit und Genauigkeit geschildert wird.

In künstlerischen Naturen musste diese mikroskopische Pedanterie zum litterarischen Impressionismus führen. Denn da das menschliche Leben nicht in seiner Breite und Fülle mikroskopisch geschildert werden kann, ward der momentane Vorgang zum eigentlichen Stoff der exakten Manier. Es sollten also vor allem die Augenblickseindrücke, die Impressionen wiedergespiegelt werden. Die liebevolle Versenkung in den Moment, die übergenaue Beobachtung von Licht-, Luft- und Raumerscheinungen ergab eine malerische Stimmung, die allmählich eine Sensibilität erzeugen musste, die sich gegen die massive und doktrinäre Wuchtigkeit eines Zola auflehnte. Wie bei Zola das Milieu, so wurde nun bei den Impressionisten die Stimmung der eigentliche Held, und der Mensch wurde ihr preisgegeben und ausgeliefert, und ging in ihr auf.

Trotz aller Intimität war man aber dabei nicht der Gefahr entgangen sich in einem Labyrint von Kleinkram zu verirren. In dem Verlangen nach Wahrheit und Natur, das sich in so raffinirter Weise differenzirt hatte, kam man schliesslich zu Kunstwerken, die im Grunde nichts anderes

waren als Flickteppiche, bunte kaleidoskopische Sammelsurien von Einzelheiten, denen das geistige Band fehlte. Dieses enge Gebiet des eigentlichen Naturalismus musste sich über kurz oder lang erschöpfen: die Mühlsteine der Dichter begannen gegen einander zu reiben, weil es kein Korn mehr zu mahlen gab.

In dieser geistigen und künstlerischen Armut erwacht nun eine Sehnsucht, von einer solchen Tretmühle des Alltags, von diesem Minotaurus »Milieu» befreit zu werden, eine Sehnsucht vom Handgreiflichen, Sinnfälligen zum Seelischen, vom roh Stofflichen zum künstlerisch Formalen, vom Demokratischen, Sozialen, Nivellirenden zum Aristokratischen, Aparten.

Und da tritt in den Gang der litterarischen Entwickelung der Einfluss eines Mannes, der dieser Sehnsucht einen berückenden Ausdruck verleiht: *Friedrich Nietzsche.* Um 1890, nachdem sein Zarathustra erschienen, geht sein Stern auf, und er wird zum Führer und Abgott der neuen Reaktion gegen den Naturalismus.

Dass Nietzsche zum geistigen Vater der modernen Romantik wurde, liegt nur zum Teil in seinem eigenen Wesen begründet, denn er ist seiner ganzen Denk- und Empfindungsweise nach nur ein Halbblutromantiker. Sein Abfall von Wagner, dem Romantiker kat' exochen, zeigt das schon. Aber auch seine Weltanschauung stimmt nicht mit der der eigentlichen Romantiker überein. Sie ist ganz auf das Diesseits gerichtet. Allerdings wollte auch er dieses Diesseits durch die Tiefe religiösen Lebens verinnerlichen, aber ohne in einen Jenseitsglauben zu verfallen. Noch etwas anderes trennt ihn von der Romantik: sein Stil. In seinem Hauptwerk, dem Zarathustra, ist es allerdings der Dityrambus, der das Ganze beherrscht, aber es ist ein streng gezügelter, auf seine kürzeste Formel zusammengedrängter Dityrambus. Hier wie in seinem ganzen Werk ist ihm die eherne Härte des Römertums das Muster. »Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grund, eine kalte Bosheit gegen das schöne Wort» — das ist das Ideal, das er erstrebt. Zum ersten mal geschieht

es hier, dass ein Romantiker ein grosser und herber Stilkünstler wird.

Zum Neuromantiker wurde Nietzsche durch den Konflikt, in den er zu seiner eigenen Zeit geriet. Was Nietzsche im letzten Grunde erstrebte, war Kultur, Kultur in jenem höchsten Sinne, wie sie das Ziel aller grossen Epochen der Menschheit gewesen, als Verschmelzung des Nützlichen und Wissenschaftlichen mit höchster und erlebter Kunst und Ästetik, als elastische Einheit von Wissen und Glauben, Gemüt und Intellekt. Was aber sah er rings um sich? Ein Banausentum, das sich mit seiner auf Erfolge der Technik aufgebauten Zivilisation brüstete. Diese Zivilisation der Vielzuvielen, die er inbrünstig und rücksichtslos hasste. Er hätte logischerweise Weltflucht predigen müssen, aber statt des Nirwana erhob er die Macht auf den Tron der Werte und verlangte eine Differenzirung, Vertiefung, Verfeinerung der modernen Seele, um eine für eine neue, wirkliche Kultur empfängliche und zeugungskräftige Rasse zu züchten. Und hier liess er sich von dem darwinistischen Dogma der natürlichen Zuchtwahl zu seinem romantischen Traum vom Übermenschen verleiten, dem Übermenschen, der ihm zum Symbol wurde für den Gipfel- und Höhepunkt menschlicher Kultur, den zu erhoffen er sich berechtigt glaubte.

In dir selbst sollst du das Gesetz tragen, sagt Nietzsche-Zarathustra. Und unverbrüchlich sollte dieses Gesetz gelten, für ihn wie für alle anderen. Aus dem freien und grossen Menschen, der eine ganz neue Art darstellen sollte, leitete er die künftige Kultur her, aus dem grossen Menschen, der hart und grausam und unerbittlich gegen sich selbst sein musste, wenn er Kultur zeugen und schaffen wollte. Das war seine Religion vom Übermenschen, und an diesem Übermenschen ward er selber zum Romantiker.

Dass Nietzsches Sehnsucht nach einer Kultur und damit sein Traum vom Übermenschen ein Traum blieb und ein Traum bleiben musste, war seine eigene Schuld. Was allein der Boden einer künftigen Kultur werden konnte, die moderne demokratische Welt der Technik und Nivellirung, existirte

nicht für ihn. Er liebte sie nicht, verstand sie nicht und suchte keine Verbindung mit ihr. Für ihn existirte nur das eine grosse Individuum, mit dem er die Welt aus den Angeln heben wollte. Und diese Einseitigkeit seiner Natur ward zum Verhängnis für die ganze Richtung, die von ihm ihren Ausgang nimmt und die wir mit dem Namen Neuromantik bezeichnen.

Was ist, was will nun diese Neuromantik? Zur Klarstellung des Begriffs mag zuerst gesagt werden, was sie nicht will, um damit zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen ihr und jener alten Romantik aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts festzustellen. Sie hat nichts mit irgend einer nationalistisch-altdeutschen Strömung zu tun; sie hat keine antiquarisch-historischen Interessen; sie weiss nichts von einer volksliedmässigen Tendenz. Sie ist mit einem Wort etwas wesentlich anderes als was wir unter dem litteraturhistorischen Begriff der deutschen Romantik verstehen.

Aber Eines hat sie mit jener wie mit aller Romantik gemein: das was wir in dem einen Wort »Identität» zusammenfassen. Der Romantiker ist nicht nur Künstler, er ist auch Religiöser. Er erlebt in seinem Gemüt das ungeheure Gefühl der Alleinheit des Weltganzen, die Identität, gegenüber welcher alle Einzelerscheinungen verschwinden. So wird ihm die Kunst, das Kunstwerk, in einem viel tieferen Sinne als gewöhnlich Symbol. Und in diesem Identitätsgefühl geht seine Sehnsucht noch weiter: er will in den Urgrund alles Seins eindringen, er will erfühlen was die Welt im Innersten zusammenhält, er will in sich selbst das Weltall reproduziren, er will Gott sein.

Diese Mystik ist der goldene Schleier, der in mehr oder weniger dichten Falten ein jegliches romantische Kunstwerk umwallt. Es stehen denn auch tatsächlich schon an der Schwelle der modernen Romantik drei Dichtergestalten, in denen dieser Mystizismus bis zur höchsten Potenz, ja Absurdität gesteigert ist: Paul Scheerbart, Peter Hille und Alfred Mombert. Alle drei haben mit der Wirklichkeit schlechterdings nichts zu tun. Es ist für sie überhaupt ein fataler

Zufall, dass etwas Körperliches ihnen anhaftet, denn sie stehen in einem ausschliesslichen und ununterbrochenen Kontakt mit dem Kosmos und der Welt des Unsichtbaren. Und dieser Kosmos ist ihnen nicht etwas Anbetungswürdiges und Heiliges, sondern ein persönliches Besitztum, das ihnen nur deshalb aus den Händen gleitet oder sich ihnen nicht in die Hände giebt, weil es ihnen nicht gelingt den Schlüssel zu dessen Mysterium zu finden.

Der Epikuräer Scheerbart sieht in dem Weltall ein schönes Schauspiel, das in einem Traum- und Opiumrausch genossen werden soll. Der Gemütsmystiker Hille will in seinem panteistischen Allgefühl alles überhaupt erleben, was zwischen Himmel und Erde vorsichgeht, und der Lyriker Mombert endlich möchte sich mit der Weltseele selbst identifiziren, indem er in den Halluzinationen eines im Fieber Glühenden, oder im Kraftgefühl eines weltschöpferischen Gottes oder schliesslich in den Grübeleien einer allmächtigen Universalweltvernunft dem Mysterium des Daseins beizukommen sucht.

Die Kunst dieser Dichter musste an den beiden Klippen zu Grunde gehen, an denen alle extreme Romantik von jeher gescheitert ist: an der Überspanntheit und an der Formlosigkeit.

Diese beiden Grundfehler hat die moderne Romantik in ihrem weiteren Verlauf überwinden gelernt. Und vor allem ist sie schon sehr bald aus der Formlosigkeit in eine höchst raffinirte Formkunst, ja, in ein Ästeten- und Artistentum übergeschlagen, das einen einseitigen Kultus der Form zum Prinzip erhob.

Als der typische Vertreter dieser Seite der Neuromantik erscheint der Lyriker Stefan George und der um ihn sich schaarende Kreis der »Blätter für die Kunst«. Hier finden wir den entschiedensten Gegensatz und Todfeind des Naturalismus. Schon das erste Auftreten dieser Lyriker ist kennzeichnend für ihren artistisch exklusiven Standpunkt. Ihre Gedichte erschienen viele Jahre lang in Ausgaben, die nicht in die Öffentlichkeit gelangten, sondern nur einem engen Kreis Gleichgesinnter zugänglich waren. Um ihre Kunst dem profanum vulgus noch unzugänglicher zu machen, ersannen

sie zu den inneren Hindernissen, die in einer bis zur Unverständlichkeit gedrängten Sprache bestehen, noch äussere: sie schafften Majuskeln und Interpunktion beinahe vollständig ab und gefielen sich darin dem Leser Rätsel aufzugeben.

Ihr letztes Ziel ist ein weltfremder Tempel der Schönheit; ihr Programm: die Kunst um der Kunst willen; ihr Mittel: eine auf die kürzeste Formel gebrachte Sprachkunst. Vor allem wegen dieser Energie der Konzentration in Stil und Ausdruck kann Georges Bedeutung für die formale Weiterentwicklung der deutschen Lyrik nicht hoch genug eingeschätzt werden. Mit der kleinsten Kraft sind hier die grössten Wirkungen erzielt. In seinen Gedichten sind ganze Rosenbüsche zu Fläschchen Rosenöl destillirt. Die Reinheit und Intensität der Stimmung erreicht hier eine früher nicht gekannte Stärke. Es ist in formaler Beziehung eine selten gesehene Harmonie zwischen Wollen und Können.

Leider genügt aber der geistige Gehalt nicht immer, um diese Poesie auch für die Kulturentwickelung im Grossen fruchtbringend und bedeutsam zu machen. Sie ist allerdings reich an inhaltlichen Schönheiten: wundervolle Landschaftsidyllen wechseln ab mit Bekenntnissen von heroischer Zartheit und visionären Träumen, die in ihrer Körperlosigkeit und Sehnsucht über Irdisches hinausgehen. Aber anderseits werden oft Bagatellen oder nichtssagende Sensationen durch die preziöse Form zu einer Höhe hinaufgeschraubt, wo ihre Nichtigkeit in einem schreienden Gegensatz zu dem prunkvollen Gewande steht. Vor allem aber ist die Konzentration des bildlichen und sprachlichen Ausdrucks meist zu weit getrieben und gemahnt nicht selten an den schwierigsten Odenstil Klopstocks, so dass man auf Stücke stossen kann, die selbst bei der genauesten Analyse ungelöste Rätsel bleiben. Jedenfalls bleibt der litterarische Einfluss Georges wesentlich auf die Form beschränkt, wie er auch infolge dieser seiner Einseitigkeit nur für die eine Seite der Neuromantik repräsentativ ist, wie es die drei erstgenannten Dichter nur für die andere Seite, wenn auch nur in beinahe karrikirter Weise, waren.

Wollen wir die Neuromantik in ihrem ganzen Wesen,

in ihren beiden hervorstechenden Äusserungsformen, der Mystik und dem formalistischen Schönheitskultus, kennen lernen, so müssen wir uns zu einem anderen Dichter wenden, in welchem diese beiden Seiten, das Mystische allerdings in einseitig sensualistischer, das formal Artistische dagegen in fast typisch vollendeter Weise, zum Ausdruck gekommen sind, und der deshalb als der eigentliche und interessanteste Repräsentant der modernen Romantik zu betrachten ist. Dieser Dichter ist der Wiener Hugo von Hofmannsthal.

1874 geboren, begann er neunzehnjährig als feiner und geschmeidiger Wortkünstler, der in graziösen kleinen Versdramen den Worten eine bis dahin in der deutschen Sprache nicht dagewesene zärtliche Sinnlichkeit und üppige Wollust einhauchte. »Er hat zuweilen Worte — sagt ein Kritiker —, die man wie mit Fruchtsaft gefüllte Bonbons auf der Zunge zergehen lassen muss, um sie zu geniessen, und vielleicht ist seine Poesie für manche grosse Kinder, die sich an ihr delektiren, eine Art poetischer Konditorei». Er berauscht sich am Klang seiner eigenen Sprache und diese selbst wird ihm zu einer Art Mysterium, das er für fähig hält, mit magischer Kraft eine Welt, einen Organismus, ein Drama heraufzubeschwören. Das malerische Wort in wollautender Rytmik wird für ihn zu einem mystischen Stellvertreter der realen Dinge.

Diese Neigung zur Mystik führt ihn dann in seiner weiteren Entwicklung von der blos auf Stimmung ausgehenden Formkunst zum Mytos, das ja ein symbolisirtes Allgefühl, ein vergegenständlichtes Seelenerlebnis ist und darum auf den Romantiker als solchen eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübt. Er fühlte sich zu jenen dumpfen Uranfängen hingezogen, wo die schreckerfüllte Phantasie des Wilden Dämonen und Götter schuf. Und in seiner romantischen Einseitigkeit sieht er im Urleben des Menschen nur das vernunftlose, dunkle Triebleben, die Mystik. Die Art und Weise, wie er z. B. die Entstehung des Opfers erklärt, ist hierfür kennzeichnend. In dem Opfer, das — unbefangen und mit nüchternen Augen betrachtet — seinen Ursprung wol nur in dem Wunsch

des Menschen hat den zürnenden Gott zu bestechen oder ihm zu danken, sieht Hofmannsthal das wollüstige Bedürfnis des Menschen sich selber der geheimnisvoll nach seinem Blut dürstenden Gottheit zu opfern, nur die mystische Wollust des Sterbens. Genau in derselben Weise sieht er in der Geschwisterehe, die ein sittlicher Fortschritt war, weil sie die bis dahin übliche Ehe zwischen Eltern und Kindern verdrängen sollte, nur die Mystik der Blutschande.

Dieser Hang zu einer sensualistischen Mystik sucht sich denn auch in seiner weiteren litterarischen Produktion in den griechischen Sagen von Ödipus und von Elektra einen Tummelplatz, wo er sich in seiner ganzen brünstig patetischen Wildheit austoben kann. Diese Gestalten, die bei dem griechischen Dichter trotz der Last eines dunklen Schicksals in dem klaren und kalten Lichte eines bewussten und vernünftigen Willens handeln, werden bei Hofmannsthal zu Besessenen und Hysterischen, die von Blutrausch und mystischen Seelenkräften beherrscht werden.

An dieser späteren Entwicklungsphase der Hofmannsthalschen Dichtung können wir am besten wie an einem Schulbeispiel sehen, wie die moderne Romantik in eine ähnliche, wenn auch viel schlimmere Sackgasse geriet, wie der Naturalismus. Der Letztere hatte den freien Menschen unter der Wucht des Milieus erdrückt. Der seiner Handlungsfreiheit beraubte Mensch konnte sich nicht rühren, weil Vererbung und Umwelt ihm die Flügel seines Willens lähmten.

Von diesem Schwergewicht der Dinge und Massen machte sich die Romantik frei. Aber sie hatte genau denselben Instinkt und denselben Glauben an die Abhängigkeit des Menschen wie der Naturalismus, nur dass sie an die Stelle des abgesetzten Tyrannen »Milieu« einen anderen auf den Tron erhob, nämlich die eigene Seele des Menschen. Die Abhängigkeit ward dadurch nur noch verstärkt und verinnerlicht. Denn die soziale und physiologische Abhängigkeit der Naturalisten beschränkte sich doch im Grunde nur auf das Leibliche. Es war ein Kampf dagegen in der einen oder anderen Form denkbar. Die moderne Romantik stellte aber

den Menschen in Abhängigkeit von etwas ganz Mystischem, von den Sensationen des eigenen Ichs, welches man zudem in phantastischer Weise mit Mächten identifizirte, die eo ipso als stärker empfunden wurden als der menschliche Wille.

Die Folge hiervon war, dass die Erlebnisse der eigenen Seele, auch die geringfügigsten, masslos übertrieben wurden. Man liess ein ganzes Heer von Impressionen auf der feingestimmten Seele spielen und gab diese Impressionen in ihren augenblicklichen Nüancen, in ihren flüchtigsten Stimmungen mit luxuriösem Raffinement wieder. So wurde das kleinste Gefühl für genügend und wert befunden eine grosse Form zu füllen, und um dies zu ermöglichen, musste man entweder das Gefühlchen sehr ernst nehmen und aufblasen, oder auch die Unzulänglichkeit des Inhalts durch äussere Mittel, Kostümflitter und artistische Tricks zu verdecken suchen. Und um dieser subjektiven Selbstbespiegelung und Stimmungsschwelgerei einen Schein von Berechtigung zu verleihen, appellirte man an das Schlagwort Individualität, Persönlichkeit.

So übertrieben dies erscheinen mag und auch tatsächlich war, so hatte der Neuromantiker, wenn er um sich blickte, doch nicht so ganz unrecht, wenn er auf diesen Kultus der Innerlichkeit und des Subjektivismus stolz war. Denn rings um sich sah er eine prosaische Welt des Philistertums sich breit machen, die nichts anderes kannte und anerkannte als Zweckmässigkeit und Nutzen und daneben als gelegentliche Verzierung des Daseins das oberflächliche Vergnügen des Witzes und der Sensation. Er sah sich als den Einzigen, der noch treu jenes Feuer der Idealität hütete, das in der reinen und edlen Seele der Jugend glüht, den Einzigen, der in der Festlichkeit des Daseins mehr suchte als blosse Zerstreuung. Und in diesem Tempeldienst der Zartheit und Empfindlichkeit fühlte er sich nicht ohne Grund als den einzigen wirklich Kulturellen in der Moderne.

Es konnte aber nicht ausbleiben, dass diese an sich berechtigte ideale Lebensempfindung bei der vollständigen Entfremdung von allem wirklichen Leben, der die Romantiker frönten, schliesslich zu einer Entartung führen musste, die von

selbst eine nach Gesundung drängende Reaktion ins Leben rief. Die künstlerisch vornehme Isolirung wurde zu hysterischem Hochmut, zu einer Überschätzung des eigenen Wertes, zu einem Snobismus, der mit dem Ich einen Götzendienst trieb und der eigenen Willenlosigkeit und Abhängigkeit von den subtilsten zufälligen Stimmungen Weihrauch streute.

Gegen dieses Überhandnehmen des Passiven und Schwachen, gegen diese Anschauung, dass alles relativ sei, alles fliesse, gegen diese sensualistische Mystik, gegen diese übertriebene Formkunst, die mit dem schönen Wort allein Leben zu erzeugen sich vermass, macht sich heute naturgemäss eine Gegenströmung geltend.

Man sehnt sich nun wieder nach etwas Neuem.

Was ist und worin nun besteht dieses Neue? Die Anhänger der Opposition gegen die Neuromantik nennen es eine neue klassische Kunst. Auf das Wort kommt es hier nicht an. Ich will es gleich ihnen *Klassik* nennen, auch weil damit zugleich die Gefahren angedeutet sind, die in dieser neuen Richtung lauern.

Es ist nicht zu bestreiten, dass die Zeit endlich des Träumens, der Stimmungen und des nur wollautenden Wortes satt und überdrüssig ist. Die Zeit strebt nach Präzision, Klarheit, Einfachheit und geschlossener Einheit. Die Zeit sehnt sich nach einer starken und tiefen, aber zugleich gesunden Kunst, nach einer Kunst, die gleich weit entfernt ist von der platten Armut des Naturalismus wie der kränklichen Verfeinerung der Neuromantik, einer Kunst, die eine Syntese der naturalistischen Wahrhaftigkeit und der romantischen Innerlichkeit giebt und die den Menschen befreit aus dem doppelten Joch des groben Milieus und der sublimen Mystik und ihm das wiedergiebt, dessen ihn Naturalismus und Romantik beraubt haben: den Willen und die Kraft zu handeln.

Und auf allen drei Gebieten der Dichtung, der Lyrik, der Erzählung und dem Drama, wird nun um neue Formen und einen neuen Inhalt gekämpft. In Lyrik und Erzählung handelt es sich allerdings vorläufig nur erst um die Vorbereitung. Die Erfüllung liegt noch im weiten Felde. In der

Lyrik weist Stefan George den Weg in die Zukunft; von ihm aus beginnt eine neue Bahn und Richtung. Die beiden anderen Dichter, die man heutzutage gemeinhin als die Führer des lyrischen Deutschland betrachtet, Richard Dehmel und Detlev von Liliencron, bezeichnen nicht den Anfang einer neuen Epoche, sondern den Gipfelpunkt und Abschluss einer zu Ende gehenden alten. In ihnen tobt sich der Naturalismus und eine sensualistische Romantik lyrisch aus. Erst in Stefan George zeigen sich die Anfänge eines neuen Stiles, der nur noch die Übertreibungen und Auswüchse des Bahnbrechers abstreifen und sich mit einem Inhalt füllen muss, der unmittelbar aus dem Gefühlsleben der Moderne geschöpft ist, um einer grossen und breiten Wirkung sicher zu sein.

In der Erzählung hatte sich unter dem unkünstlerisch nivellirenden Einfluss des Naturalismus eine vollständige Verquickung der Gattungen vollzogen, so dass die Bezeichnungen Roman und Novelle überhaupt inhalts- und bedeutungslos geworden waren. Nun sucht man wieder zu einer reinlichen Scheidung der Begriffe zu gelangen und für die Novelle das Gebiet des psychologisch interessanten Einzelfalls abzugrenzen, während man dem Roman die Schilderung der geistigen und sozialen Strömungen, des wogenden Lebens der Massen, oder auch die ins Breite ausgeführte Entwicklungsgeschichte des Einzelnen zuweist. Das ganz unter dem sozialen Zwang stehende Massenleben der Moderne scheint sich aber bisher einer epischen Syntese grossen Stils zu widersetzen. Der Einzige, der dazu fähig gewesen wäre, Emile Zola, war in naturalistisch-romantischen Doktrinen befangen und schaltete deshalb willkürlich mit seinem Material. Die Versuche, die bisher in Deutschland in dieser Richtung unternommen worden sind, unter denen Thomas Manns »Buddenbrooks» wol der bedeutendste ist, sind immer mehr psychologischer als sozialer Natur gewesen.

Am heftigsten ist der Kampf um eine neue Kunst auf dem Gebiet des Dramas entbrannt. Von jeher ist das Drama das Feld gewesen, auf dem die litterarischen Revolutionen ihre ersten und heissesten Schlachten schlugen. In dem

heutigen Kampf gegen die Neuromantik in Deutschland ist dies umso natürlicher, als die Vorkämpfer um die neue Richtung grade auf dem Gebiet des Dramas sich auf einen Dichter stützen können, der schon lange vor dem Naturalismus sich anschickte eine neue Klassik in Deutschland zu begründen und nun, 45 Jahre nach seinem Tode, zu einer neuen gewaltigen Wirkung auferstanden ist.

Friedrich Hebbel versuchte zu einer Zeit, wo Journalismus und Politik die Oberhand hatten, durch grüblerische Bohrarbeit hinter das Geheimnis der dramatischen Wirkung zu kommen und durch eigene dichterische Produktion das Problem des Tragischen zu lösen. Sein dichterisches Werk blieb, trotz der Grösse des Wollens und Könnens, ein Torso, weil die Schöpfungen seiner Phantasie an des abstrakten Gedankens Blässe kränkelten und weil bei ihm übertriebene Bewusstheit die gesunde aber zarte Blume naiven Schaffens überwucherte. Aber in seinen in den Tagebüchern niedergelegten Reflexionen gab er die von ihm gefundene Lösung des Problems vom Tragischen, an welche die heute zur Geburt drängende neue Klassik anzuknüpfen sucht.

Nicht in dem Inhalt des menschlichen Wollens — sagt er — liegt die dramatische Verschuldung, sondern unmittelbar in dem Willen selbst, in der starren, eigenmächtigen Ausdehnung des Ich, so dass es dramatisch völlig gleichgültig ist, ob der Held an einer vortrefflichen oder verderblichen Bestrebung scheitert. Das Wollen an sich ist, wie bei Schopenhauer, Sünde, weil das Individuum durch das Wollen selbst sich stärker geltend zu machen sucht als die Welt verträgt. Diese letztere bedarf aber dennoch auch wiederum der Individualitäten, und gerade hierin liegt die Tragik, dass ein Individuum Dinge vollbringen muss, gleichsam im welthistorischen Auftrage, mit deren Vollbringung es sich doch selbst vernichtet.

Diesen Gedanken Hebbels hat nun Wilhelm von Scholz genauer durchgeführt und in dem Satz von dem sich selbst setzenden Konflikt formulirt. Zwei Momente — sagt er — kennzeichnen die Antitesen des sich selbst setzenden Konfliktes: die innere Nähe zu einander und ihre Unvereinbarkeit.

Die eine Willensäusserung hat unvermeidlich die andere, entgegengesetzte zur Folge, und doch können beide nicht neben einander bestehen, die eine muss siegen, die andere unterliegen. Also in jedem Willen selber liegt bereits der Keim seines eigenen eventuellen Unterganges: das ist der sich selbst setzende Konflikt. Der Romantiker und Mystiker empfand nur die Alleinheit ohne Dualismus; für ihn gab es keinen Konflikt. Der Rationalist sah überall nur den Zwiespalt klaffen. Erst der Tragiker kommt zu der schmerzlichen Erkenntnis, dass in dem einen Willen die zwei Antitesen unzertrennlich und doch unvereinbar eingeschlossen sind: Leben und Tod. Diese Wesenseinheit und Unversöhnbarkeit ist es, die als tragische Spannung empfunden wird.

Überall im modernen Leben, in allen Lebensverhältnissen steckt ein latenter Konflikt, eine geheime Spannung und zugleich eine Zusammengehörigkeit und Vermittelung, die aus dem Gefühl der Solidarität entspringt. Am schärfsten tritt das z. B. in den ökonomisch-sozialen Fragen und Kämpfen zu Tage, in Politik und Kultur, in Staat und Gesellschaft, in Gesellschaft und dem Einzelnen. Ganz abgesehen von den rein persönlichen Willenskonflikten des Individuums. Diese Lebenskonflikte konnte das naturalistische Drama nicht als Kampf zum Austrag bringen, weil es nur die eine Seite des Problems sah: die Abhängigkeit, nicht aber die Spannung, die Kraft, den Gegensatz. Das neuromantische Drama war noch schlimmer dran. Der Naturalismus eines Gerhart Hauptmann arbeitete wenigstens das eine Element, die harte Abhängigkeit, mit klarer Schärfe heraus. Im neuromantischen Drama weiss man aber überhaupt nicht mehr, ob es sich um Abhängigkeit oder Willkür handelt. Die Neuromantiker können überhaupt kein tragisches Schicksal aufbringen und suchen darum als Surrogat eine Hingabe an seelische Verstimmungen.

Darum verlangen Wilhelm von Scholz und sein Mitkämpfer Paul Ernst für das neue Drama die Befreiung des Menschen von dem Joch der Mächte, unter die Naturalismus und Romantik ihn drückten und zu einem passiven Schwächling degradirten. Unser Zeitalter ist technisch, sozial und

politisch und zittert vor verhaltener und nach innen gedrängter Energie. Das Kraftgefühl dieser neuen und aufbauenden Epoche muss durch die Kunst in eine höhere Sphäre erhoben und dadurch geadelt und gesteigert werden. Das neue Drama muss darum Abbild und Gleichnis für das Los grossangelegter Willensnaturen sein, und es muss ausser der geschlossenen Form, dem logischen Aufbau und einer klaren Handlung einen durchdachten und durchgeführten Willenskonflikt enthalten.

Und im Einzelnen fassen sie ihre Forderungen in folgende Punkte zusammen: das wichtigste dramatische Gesetz ist: im Anfang war die Situation; aus ihrer Logik ist alles andere herzuleiten. Das Psychologische insbesondere kommt erst nachher und ist wie die Farbe an einem Gebäude. Der Bau muss fest und sicher stehen auch ohne diese Farbe. Deshalb entwickelt sich die Handlung nicht aus dem Charakter des Helden, sondern aus seinem Schicksal und zwar dort, wo sich dieses Schicksal zu einer entscheidenden Situation ausgestaltet.

Ferner: die Tragödie setzt ein, sobald der Held von dem Schicksal gezwungen wird, in einem Gegensatz zu seinem Charakter zu handeln. Soll das tragische Gefühl in uns erwachen, so ist nötig, dass ein wertvoller Mensch gerade in seinem Wert Grund und Anlass seines Unterganges trägt. Und schliesslich: ein Drama grossen Stils spielt mit Vorliebe in entlegener oder phantastischer Zeit. Der Zuschauer wird nicht fortwährend an sich und seine kleinliche Alltagsumgebung erinnert. Er erlebt alles nicht psychologisch, kleinlich, sondern grösser, ferner, vom Zufälligen entkleideter, künstlerischer.

Man sieht: diese Forderungen sind teils sehr allgemeiner Art, teils enthalten sie Altbekanntes oder wenigstens nicht lauter Dinge, die nicht schon von jeher von jedem wirklichen Dramatiker mehr oder weniger bewusst beachtet und angewandt worden wären. Ihr Hauptwert liegt auch in der symptomatischen Bedeutung, die ihnen in dem heutigen Kampf gegen die Neuromantik zukommt. In ihnen kommt zum Ausdruck das Verlangen der Zeit nach Klarheit, nach Kraft, nach Tat, nach aktiven und positiven Naturen mit ausgeprägtem Wollen und Fähigkeit zum Handeln.

Ob dieses Verlangen erfüllt werden und ob es auf dem von Wilhelm von Scholz und Paul Ernst angegebenen Wege geschehen wird, bleibt abzuwarten. Beide genannten Dichter haben in einer Reihe von eigenen Dichtungen diese in ihren teoretischen Erörterungen verfochtenen Prinzipien einer »klassischen« Kunst zu verwirklichen gesucht, ohne dass man jedoch diesen Versuchen vorläufig eine grössere Bedeutung beimessen könnte. Schon ein äusserer Umstand stellt den Erfolg dieser Bemühungen in Frage: die Wahl historisch weit entfernter oder gar phantastischer Zeiten und ungewöhnlicher Schauplätze ist, trotz der beachtenswerten Gesichtspunkte, die W. v. Scholz dafür sprechen lässt, durchaus nicht immer dazu angetan dem Drama zum Vorteil zu gereichen. Und der Vers im Drama, insbesondere der fünffüssige Jambus, den die beiden genannten Dichter bevorzugen, ist so eng mit der Vorstellung einer alten überwundenen Klassik verbunden, dass ein modernes Empfinden sich unwillkürlich dagegen sträubt, diese beiden Faktoren, die das Drama mit Gewalt aus der Gegenwart und aus der Wirklichkeit herausheben, als unumgängliche Bedingungen für eine moderne Klassik anzuerkennen.

Dazu kommt, dass Hebbel durchaus nicht, und am wenigsten in seinen teoretischen Untersuchungen, dazu geeignet ist als Muster für kommende Dramatiker zu gelten. Er ist im Gegenteil eine Gefahr für dieselben. Seine Ästetik war im Grunde nichts anderes als eine leidenschaftliche Selbstverteidigung und hatte vor allem den Zweck seine auf die Hegelsche Dreitesenteorie konstruirte Dramatik als die einzig richtige zu demonstriren. Ein Weitergehen auf der von Hebbel vorgezeichneten Bahn würde unrettbar zu einer vollständigen Verknöcherung der dramatischen Dichtung führen.

So sehen wir die deutsche Dichtung heute nach jahrzehntelangem Experimentiren wiederum im Zeichen des ratlosen Suchens und Tastens. Was sie sucht ist, was alle Kunst von jeher erstrebt hat: Stil. Weder dem Naturalismus noch der Neuromantik war es gegeben ihn zu finden, und ob dies der neuen Klassik gelingen wird, ist auch fraglich; denn Stil in Kunst und Dichtung, wie er in den grossen Epochen zu

Tage tritt, in der guten Zeit der Hellenen, der Renässance, dem späteren klassischen Zeitalter, ist möglich nur dann, wenn eine Kultursyntese vorhanden ist, d. h. wenn die Idealität einer Zeit einen bestimmten, von den kulturtragenden und führenden Geistern anerkannten Ausdruck gefunden und eine allgemein herrschende charakteristische Richtung genommen hat. Das ist heute, im Zeitalter der krassesten Gegensätze und Divergenzen auf allen Gebieten, noch nicht der Fall.

Wenn dies einmal geschehen — und die Übergangsepoche, in der wir leben, kann ja nicht ewig währen —, dann, ja dann werden auch Kunst und Dichtung mit sicherem Instinkt wie ein Geschenk vom Himmel ihren Stil finden.

Johannes Öhquist.

Miszelle.

Quantität und dynamischer Akzent.

In dieser Zeitschrift ist die Arbeit Dr. E. Rosengrens früher erwähnt worden, deren Schlussfolgerungen dahin gingen, dass der dynamische Akzent der modernen (z. B. germanischen) Metrik und die lange Quantität der klassischen Metrik wesentlich gleich sein sollten. Bezüglich dieser Theorie, und hauptsächlich des als experimentelle Stütze vorgebrachten Versuches mit der Umkehrung phonographischer Aufnahmen, wurde hier und im Bd IV unsrer Mémoires eine kleine Diskussion geführt.

Immerhin hatten zur Zeit weder Prof. Wallensköld noch ich Gelegenheit gehabt, den Versuch nachzumachen; nur wusste man, dass Jespersen[1] ein den Angaben Dr. E. Rosengrens entgegengesetztes Resultat erhalten hatte. — Diesen Herbst bot sich aber die Gelegenheit, diese

[1] *Phonetische Grundfragen.*

Angaben nachzuprüfen, und zwar auf dem von der Universität angekauften Phonographen, der vom Phonogramm-Archiv der Wiener Akademie bestellt wurde. Dieser Apparat verwendet Platten anstatt Walzen. Das Exemplar des phonetischen Laboratoriums wird durch einen Elektromotor unter Zwischenschaltung von Stufenscheiben angetrieben. Die Umkehrung der Umdrehungsrichtung geschieht also einfach durch Änderung in der Anordnung der Antriebsschnur.

Der Versuch wurde am 30. November in der Gegenwart der Professoren H. Pipping und A. Wallensköld ausgeführt. Als Versuchsperson hatte sich Mag. L. Kettunen liebenswürdig zur Verfügung gestellt. Die Wahl einer finnischsprechenden Person empfahl sich dadurch, dass das Finnische alle möglichen Quantitätskombinationen gestattet, und dass es immerhin besser ist, wirklich vorkommende Wörter als künstliche Phoneme aufzunehmen.

Hineingesprochen wurden folgende Wörter:

1:o *vakka* N. Sg. »der Trog» und
2:o *vakat* N. Pl.
3:o *puuttuu* 3 Sg. Ind. Präs. zu *puuttua* »fehlen»
4:o *aasi* N. Sg. »der Esel»
5:o *satama* N. Sg. »der Hafen»
6:o *vaatetus* N. Sg. »die Bekleidung»
7:o *kokoomus* N. Sg. »die Koalition»
8:o *takaa* »von hinten».

Die Wörter wurden nach einander, mit kleinen Intervallen hineingesprochen, in 2 Serien. Auf den Vorschlag Prof. Pippings wurde in jeder Serie das letzte Wort *takaa* mehrmals hintereinander in taktmässiger Folge ausgesprochen, damit auch der rhytmische Einfluss beobachtet werden könnte. Bekanntlich hat das Finnische Anfangsbetonung; das Doppelzeichen bezeichnet die Länge des Vokals und die Geminirung des Konsonanten.

Nach den Angaben Dr. Rosengrens wurden, bei Umkehrung von *áttigas*, *sórragis*, die Wörter *sagitta*, *sigárros* mit Akzentverschiebung vernommen. Man durfte also erwarten,

dass *vakka*, *puuttuu*, *takaa* bei der Umkehrung *akkav*, *uuttuup*, *aakat* mit Akzent auf der ersten Silbe, und *kokoomus* ein paroxytonisches *sumookok* ergeben würden.

Trotz gewisser technischer Mängel der Aufnahme, die hauptsächlich auf einer unvollkommenen Hobelung der Platte beruhen dürften, wurden die Vokale und die Akzentverhältnisse mit voller Sicherheit wahrgenommen. Die umgekehrten Wörter behielten samt und sonders ihren Akzent auf demselben Vokal, also alle oxytonisch, unabhängig von der Quantität der Laute, d. h. vom Abstand zwischen den Silbengipfeln. Sogar in der Folge *aakataakat* u. s. w. vermochte der lange Vokal nicht das Hauptgewicht zu sich zu ziehen, sondern das kurze *a* wurde deutlich als stärker wahrgenommen. Darüber waren wir alle vier einig.

Ich will auch hier erwähnen, dass derselbe Versuch früher im Wiener Phonogramm-Archiv vom Assistenten F. Hauser angestellt worden war. Ich selber konnte ihn in Mai d. J., dank der Liebenswürdigkeit Herrn Hausers, nachmachen. Weder ich noch irgend einer der Herren, welche den früheren Versuchen beiwohnten, haben eine Akzentverschiebung beobachten können.

Natürlich stehen die Angaben Dr. Rosengrens ausser Zweifel. Er selbst und die Zuhörer in Upsala haben den Eindruck der Akzentverschiebung gewonnen. Bei der Übereinstimmung aber derjenigen, die Kontrollversuche anstellten, muss man wohl dieses Resultat einer akustischen Gewohnheit zuschreiben, einer spezifisch schwedischen Neigung, Länge und Gewicht (oder Akzent) als unzertrennlich zu betrachten. Der Versuch kann aber nicht als Beweis für die Theorie Dr. Rosengrens angeführt werden.

J. Poirot.

Besprechungen.

Friedrich Kluge, Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Freiburg (Baden). J. Bielefelds Verlag 1908. 213 S.

Nicht zum ersten Mal bietet Kluge in dem vorliegenden elegant ausgestatteten Bändchen eine Sammlung von philologischen Aufsätzen, die sowohl für den Fachmann, wie auch für das grosse Publikum bestimmt sind. Manchem Leser unseres Blattes dürfte das im Jahre 1907 erschienene Büchlein »Unser Deutsch»[1] bekannt sein, welches ebenfalls eine Auswahl von Vorträgen und Aufsätzen des unermüdlichen Gelehrten, die früher in verschiedenen Zeitschriften oder Zeitungen zerstreut waren, enthält. Die »Bunten Blätter» haben aber ein wesentlich anderes Gepräge als die frühere Sammlung, indem in ihnen das kulturgeschichtliche Moment besonders stark betont wird und das sprachgeschichtliche dementsprechend zurücktritt. Manche Aufsätze lassen den Leser kaum merken, dass alles sich hier doch von einer sprachwissenschaftlichen Grundlage erhebt.

Von den 23 Aufsätzen, welche das Buch enthält, behandeln die allermeisten kulturgeschichtliche Probleme. Die Sammlung wird eingeleitet durch einen ausführlichen Artikel »vom geschichtlichen Dr. Faust», wo uns eine Biographie des bekannten Schwarzkünstlers gegeben wird. Dasselbe Zeitalter des Aberglaubens, in welches das Leben Dr. Fausts fällt, bildet auch das Milieu für die Fabeleien von dem sagenberühmten Venusberg, von dem der zweite Aufsatz im Anschluss an »die bahnbrechenden Untersuchungen» von Gaston Paris und Söderhjelm handelt. In die Zeit des absterbenden Mittelalters führt uns der Aufsatz über »die fahrenden Schüler», diese Landstreicher, »welche mit Erfolg auf die Leichtgläubigkeit und Dummheit des ungebildeten Volkes rechneten, mit Amuletten und Zauberformeln Wunderkuren versprachen» u. s. w. In einem besonderen Artikel wird eine solche Zauberformel, das sogenannte »Johannesevangelium», geschildert, das die Anfangsworte des Evangeliums verwertet. »Wenn Goethes Faust nächtlicherweile in der Stille der Osternacht in der einsamen Studierstube zum Johannesevangelium greift», so kommt hier also ein historischer Zug des 16. Jahrhunderts zur Anwendung. An Goethes Faustgedicht knüpfen auch die Untersuchungen über »Fausts Zauberross» und die Redensart »Wir wollen einen Papst erwählen» an, welche aus den

[1] Vgl. Neuphilologische Mitteilungen 1907, S. 30.

studentischen Trinksitten erklärt wird. Das studentische Leben und Treiben der vergangenen Jahrhunderte liefert ferner den Hintergrund für die Aufsätze, in denen »Alter und Name des Salamanders» und der Ursprung des Spruches »ergo bibamus» erörtert werden. — An der Hand alter Reisewerke führt uns der Verfasser von Deutschland nach Konstantinopel, von wo das moderne Abendland das künstliche Eis bezogen, und noch weiter nach dem Orient, wo wir die Heimat der Brieftaube und des Christbaums kennen lernen. — Aus dem Inhalt des Buches mögen schliesslich noch die Vorträge über »die Sprache Shakespeares» und »die sprachgeschichtliche Stellung Schillers» besonders hervorgehoben werden.

Alle diese Aufsätze sind dem sprachwissenschaftlichen Boden entsprossen. Die kulturgeschichtlichen Bilder, welche die Bunten Blätter uns entrollen, sind Resultate der modernen deutschen Wortforschung, die überall über das rein Sprachliche hinausweist und breite Aussichten in das Geistesleben vergangener Zeiten eröffnet. Diese Art Sprachgeschichte vermag oft auch die weiteren Leserkreise anzuziehen. Ein ganz besonderes Interesse gewähren aber solche kulturgeschichtlich-sprachgeschichtlichen Aufsätze, wenn sie, wie die hier angezeigten, von dem Koryphäen der deutschen Wortforschung herrühren, dessen feine stilistische Kunst uns so wohl bekannt ist. *H. Suolahti.*

Silviae vel potius Aetheriae peregrinatio ad loca sancta, herausgegeben von **W. Heraeus** (Sammlung vulgärlateinischer Texte, her. von W. Heraeus und H. Morf, Heft 1). Heidelberg, C. Winter, 1908. V+52 S. 8:o. Preis Mk 1: 20.

Die erste Schrift der oben genannten Sammlung, über deren Zweck man die Neuph. Mitteil. 1908, S. 203—4 vergleiche, ist eine nicht gar zu dürftige, in der jedoch wenig hervortretenden Form eines Briefes verfasste, mit zahlreichen Bibelstellen gespickte Beschreibung einer Reise von Jerusalem nach Konstantinopel über Sinai, Nebo, die Heimat Hiobs, Antiochia, Edessa, Charrae, Tarsus, Seleukia, Chalkedon. Den Schluss bildet eine ausführliche Schilderung der Gottesdienste in Jerusalem.

Die Verfasserin der Schrift, die schon eine ganze Litteratur hervorgerufen hat, ist eine Nonne oder Äbtissin Aetheria (oder Eucheria?) aus Spanien, vielleicht in Gallien geboren; die Abfassungszeit fällt zwischen 381 und 388 nach Heraeus u. A., wenn nicht kurz vor 394. Die einzige fragmentarische Handschrift, saec. XI, erst 1887 entdeckt, stammt aus Monte Cassino, ist so-

mit auch in orthographischen Dingen sehr zuverlässlich, was gegen Heraeus hervorzuheben ist.

Der Romanist wird hier viele Leckerbissen — ebenso viele Greuel der Latinist — finden, wie *abitatio, ospitium, ostias* neben *hitur, hac, heremus, hostium, hispatium; per giro* neben *per girum; fietur, facitur, perventus fuerit; vadere, manducare, traversare, girare, camsare* (auch bei Ennius), *medianus, iam sera erat,* allgemein *grandis, infans* und *petra; se tendere, se iungere, se movere* (passiv); *facit se hora quinta, exire habebamus, libenter habes, habebat mille passos; in ante, de contra, de intro, de foris, foras, at ubi autem, ac sic ergo.* Solche Dinge, wie besonders die vielen rein syntaktischen Eigentümlichkeiten, sollte man jedoch aus dem Texte herauslesen. Der Ausgabe, die ja Seminarzwecken dient, ist kein Kommentar, nur ein kurzer textkritischer Apparat beigegeben. Vivant sequentes! *F. Gustafsson.*

Hugo Hagelin, British Institutions from English Sources for the Use of Schools. Containing one Map, one full-page Illustration in Colour and forty-one in Black and White. Stockholm, Albert Bonnier, 1908. IX+140 p. 8:o.

A book which contains a great deal of information. If the ideal to be aimed at in compiling a school reader were not primarily its literary value, it would be an ideal book of its kind.

The Code for the Swedish Realskola of 1906 recommends the teaching of »the ordinary expressions of daily life that refer to time, money, weights, measures, dwellings, food, topography of the capital, geography of the country and the social structure of the people as well as the knowledge of the political, municipal, and social institutions of the nation, its judiciary and educational system, and the currents of ideas reflected in all this», in other words, knowledge of what the Germans call »Realien». The demand for a short summary of the most important »Realien» was the origin of Mr. Hagelin's book.

In thirteen chapters, among which there are headings such as *Sovereign and Parliament* (I), *Rates and Taxes* (V), *Voters and Elections* (VI), *Education* (VIII), the author touches on everything of importance. Chapter VI, *Voters and Elections*, would interest young Finnish readers on account of the recent changes in our system of voting and our young diet with its many very »young» members. The description of the English universities, chapter VIII, *Education*, ought to impress those who are themselves on the way to the university. — Altogether, notes included, of which

some are in English, the book contains a small history of English civilization (see *hustings,* Scandinavian *hus* + *ting* etc.). — The language is not difficult, yet the great number of technical terms makes it hard reading, fit only for more advanced pupils. — Of imperfections of language the first chapter contains an example: »The government of Great Britain is a constitutional monarchy» ought of course to be »Great Britain is a constitutional monarchy». — All the few errata are carefully corrected on a slip of paper to be inserted in the book.

Mr. Hagelin does not belong to the one-sided supporters of the study of the »Realien», contained in his book. In a separate paper, sent round to all the schools which have introduced it, he desires them to use it alongside with the literary texts, which are to form the principal reading. Further, he does not wish his book to be taken up until the two last years; if studied earlier, it is to be used as a book of reference. He even mentions that it might only be read cursorily, thus forming a kind of recapitulation of all the knowledge about English life that students have by degrees collected from different sources. — When a sufficient number of lessons are devoted to English in our schools, the study of this book may be warmly recommended.

Anna Bohnhof.

Franz Winterstein, Die Verkehrs-Sprachen der Erde. Zweite vermehrte Auflage. M. Diesterweg, Frankfurt a. Main und Berlin, 1908. 52 S. 8:o. Preis 1 Rmk.

Der Verf. vorliegender Schrift will zeigen, dass die hochdeutsche Sprache, die von 87 Millionen Menschen als Muttersprache angewandt wird und in stetem Zuwachs sich befindet, am geeignetsten ist eine internationale Verkehrssprache zu werden. Zu dem, was über die Ausbreitung des Deutschen gesagt wird, wäre etwa hinzuzufügen, dass in Finnland das Deutsche die am meisten bevorzugte fremde Sprache ist, da ja der Schulunterricht Deutsch als grundlegende fremde Sprache hinstellt. Das interessante und gut geschriebene, allerdings aber ziemlich chauvinistisch gefärbte Büchlein sei bestens empfohlen.

A. W.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 28. November 1908, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 25 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der vorigen Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Fräulein *Helmi Grönstrand*, Cand. phil., Fräulein *Jenny von Schoultz*, Cand. phil., und Dr. phil. *Emil Zilliacus*.

§ 3.

Das Programm der am 11., 12. und 13. Januar zu haltenden Neuphilologenversammlung wurde festgestellt.[1]

§ 4.

Dr. *H. Suolahti* referierte nach dem Sonderabdruck einen in den Finnisch-ugrischen Forschungen bald erscheinenden Artikel von Prof. H. Paasonen: »Zur Frage von der Urverwandtschaft der finnisch-ugrischen und indoeuropäischen Sprachen».

§ 5.

Universitätslektor *J. Schlegel* hielt einen Vortrag über das Tema: »Les tendances de la littérature française contemporaine».

In fidem:
A. Långfors.

[1] S. Neuphil. Mitt., 1908, S. 157.

Eingesandte Litteratur.

George F. Black, A Gypsy Bibliography. Provisional Issue, 1909. Printed privately for the Members of the Gypsy Lore Society, 6 Hope Place, Liverpool, by T. & A. Constable, Printers to His Majesty at the Edinburgh University Press. 4+319 pp. 8:o.

»In compiling the following bibliography the aim has been to give a complete account of the literature relating to the Gypsies — good, bad, and indifferent. — — — — In the hope of making the list, by collaboration, more complete than would otherwise be the case, it has been decided to issue, before its appearance in the Journal, a preliminary edition in a tentative form. — — — — To all who thus collaborate a copy of the Bibliography will be sent when it is published in its final form.» — — —

»All interested in the study of the Gypsies are invited to join the Gypsy Lore Society. Its aim is to promote and facilitate such study by the publication of a Journal each quarterly number of which consists of 96 large octavo pages, liberally illustrated. — — — The annual subscription to the Society is one pound sterling — — — —.»

Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von *Paul Hinneberg,* Teil I, Abteilung XI, 1: Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluss des Keltischen, von *Heinrich Zimmer, Kuno Meyer, Ludwig Christian Stern, Heinrich Morf, Wilhelm Meyer-Lübke.* Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner, 1909. VII +409 S. gr. 8:o. Preis geh. 12 Mk, geb. 14 Mk.

Germanisch-romanische Monatsschrift, in Verbindung mit *F. Holthausen, W. Meyer-Lübke, V. Michels, W. Streitberg* herausg. von *Heinrich Schröder* (Kiel), Jahrg. I (1909), Heft 1, 80 S. 8:o. Heidelberg, C. Winter. Bezugspreis für den Jahrgang (12 Hefte) 6 Mark. Inhalt des Heftes: W. Streitberg, Die Zukunft der deutschen Sprache; G. Neckel, Zur Einführung in die Runenforschung I. Die Runen paläographisch und sprachgeschichtlich; R. Petsch, Zur Einführung in das Studium Friedrich Hebbels; A. Eichler, Ein Englischer Melancholiker: James Thomson der Jüngere; W. Küchler, Das französische Theater der Gegenwart I. François de Curel: Kleine Beiträge, Sprechsaal, Besprechungen, Vereine und Versammlungen, Hochschul- und Personalnachrichten, Zeitschriften, neuerschienene Bücher.

Kr. Nyrop, Italiensk Reiseledsager. Kjobenhavn, Det Schubotheske Forlag, 1908. 96 S. 12:o.

Poésie française 1800—1850, publiée et annotée par *Kr. Nyrop.* Copenhague et Christiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1909. VII+152 S. 8:o. 2 Kr. 25.

Valfrid Vasenius, Ruotsinkielen alkeiskurssi: Sävelmiä — Begynnelsekurs i svenska: Melodier. Helsingfors, Otava, 1908. VIII+40 S.

Enhält Melodien zu einer Anzahl schwedischer Kinderlieder. Der Verf., Lehrer der schwedischen Sprache in einer finnischen Schule, betrachtet nach eigener Erfahrung das Chorsingen der beim Sprachunterricht einzuübenden Lieder als ein vorzügliches Mittel, das Interesse der Schüler zu erwecken und die richtige Aussprache zu befestigen.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, Jahrg. 1908, Nr. 4.

Bibliographia phonetica, Jahrg. 1908, Nr. 11 u. 12; 1909, Nr. 1.

Modern Language Notes, Jahrg. 1908, Nr. 7; 1909, Nr. 1—2.

Moderna Språk, Jahrg. 1908, Nr. 8—9. — Unter dem Titel »Phonopädagogische Rubrik» beginnt Dr. G. Panconcelli-Calzia in der Nr. 8 eine Serie Besprechungen verschiedener Phonograph- und Grammophonplatten, welche, wenn man sich der phonautographischen Apparate beim Sprachunterricht zu bedienen versteht, zu diesem Zwecke verwendbar sind.

Nuova Rassegna di Letterature moderne, Jahrg. 1908, Nr. 9—10.

Päivä, Jahrg. 1908, Nr. 48—51; 1909, Nr. 1—7.

Rassegna bibliographica della letteratura moderna, Jahrg. 1908, Nr. 10—11—12.

Revue de Provence et de langue d'Oc, artistique, littéraire, scientifique et historique. Nouvelle série, 1909 (XIe année), n°s 1—2. Rédaction & Administration: Marseille, 17, rue de l'Etrieu. Abonnement: 3 fr. 50 c. pour l'Étranger. — Nous signalons une *Esquisse d'une Histoire de la littérature béarnaise* par M. Louis Batcave.

Virittäjä, Jahrg. 1908, Nr. 8.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: Dr. *H. Suolahti,* Mundartliche Nachklänge der alten Deminutivbildungen auf inkilîn in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, Bd. X, S. 253—5.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Neuphilologische Mitteilungen*, Jahrg. 1907, bespr. von P. Meyer, Romania XXXVII (1908), S. 622—3; *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von E. Stengel, Zeitschr. für franz. Spr. und Litt. XXXIII (1908), Ref. S. 163—7; *W. O. Streng,* Haus und Hof im Französischen, bespr. von Adolf Zauner, Zeitschr. für rom. Philol. XXXII (1909), S. 64—6; von W. Meyer-Lübke, Wörter und Sachen, Jahrg. I, Heft 1.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 51) zu senden

1909

Le passage difficile de la chanson *Amorosa donna fina* de Rinaldo d'Aquino

En présence de la poésie lyrique italienne primitive, de ces restes que nous en ont conservés les trois beaux *canzonieri* du XIIIe siècle, on éprouve un singulier sentiment de confusion. Les manuscrits en question appartiennent tous à des dialectes assurément tout autres que celui ou ceux où les plus anciennes chansons ont été conçues et rédigées. Un grand nombre de rimeurs, nommés ou non à la rubrique des poésies, nous sont inconnus. Peu personnelles, les chansons ne nous fournissent que rarement quelque donnée biographique plus ou moins douteuse; elles restent là, témoins mystérieux qui ne savent souvent donner à nos questions qu'une seule réponse répétée à l'infini: »il m'a fait», sans nous dire aujourd'hui plus qu'hier qui était cet homme, s'il parlait le sicilien ou un dialecte du Nord, s'il a chanté dans les premières ou plutôt dans la cinquième ou sixième décade de ce merveilleux XIIIe siècle qui vit naître et se développer rapidement la langue et la poésie d'art en Italie, siècle de ce *siciliano illustre* qui devenait, par une série de transformations dépendant pour une grande partie de la situation géographique des divers centres littéraires, la langue des grands *trecentisti* florentins, l'italien.

Rien de plus gênant que cette difficulté d'établir une classification chronologique et géographique, dans l'étude d'une littérature et d'une langue jeunes, pour lesquelles deux ou trois décades valent ce qu'ailleurs vaut un siècle. Même dans les cas où nous connaissons le nom de l'auteur et où sa correspondance poétique — sur laquelle les rubriques nous permettent parfois de former des conclusions — nous donne quelque point de repère pour le placer entre les plus anciens ou entre les épigones; même dans les cas heureux où nous connaissons un certain nombre de détails positifs, la date approximative de la chanson, la patrie de l'auteur, le sens du texte; même si nous ne sommes pas très ignorants de l'ancien dialecte, pour l'époque dont il s'agit, il nous arrive de rester perplexes, par exemple, en présence de certaines espèces de rimes, qui ont donné naissance à plus d'un travail sérieux et n'en paraissent pas moins difficiles à expliquer.

Il nous faudra très probablement renoncer à la pensée de jamais connaître un peu exactement la forme originaire des plus anciennes chansons italiennes. Les futures éditions critiques ne nous donneront ces textes, semble-t-il, que dans une orthographe ne s'écartant pas essentiellement de celle des chansonniers toscans. Établir un texte, dans notre cas, c'est opter entre les leçons des manuscrits (si nous en possédons plus d'un), en apportant, le cas échéant, des modifications nécessaires, principalement au point de vue du sens. C'est bien peu de chose pour le métricien, pour le phonétiste, et même pour le lexicologue! —

Dans le présent cas, nous n'aurons guère à nous occuper que de quelques questions d'interprétation.

Qu'il suffise de dire, au préalable, que Rinaldo d'Aquino, célèbre par sa chanson d'amour faisant allusion à une croisade, probablement celle de 1242, est peu connu [1] comme la plu-

[1] En fait de recherches biographiques plus récentes concernant Rinaldo d'Aquino, il faut mentionner surtout, sans compter le livre indiqué dans la note suivante, trois travaux de Fr. Scandone parus en 1897, 1900 et 1901, nommés par Mario Pelaez au commencement de son important compte rendu

part des rimeurs du XIIIe siècle. Dans les quelques chansons qui nous ont été conservées de lui, il y a un passage où il semble indiquer — d'une façon indirecte — le pays dont il était venu à la cour de Frédéric II de Hohenstauffen. La localité nommée est Montella, située à l'Est de Naples, sur les Apennins; et le passage en question est précisément celui que je tâcherai ici de rendre un peu plus compréhensible.

Dans le numéro de juin-juillet-août de 1906 de la *Rassegna Bibliografica della Letteratura Italiana* (XIV), p. 164, Mario Pelaez rend compte d'une reconstitution critique qui a été proposée pour notre passage par Francesco Scandone, en 1904[1]. Je ne sais pas si la façon de voir de M. Scandone a été jugée acceptable par d'autres qui auraient écrit depuis lui sur le passage en question; M. Pelaez, lui, tout en trouvant contestables deux conclusions que Scandone veut déduire de son texte reconstitué, ne s'oppose pas d'une façon expresse à accepter cette reconstitution.

La poésie *Amorosa donna fina,* qui se lit, par exemple, dans la *Crestomazia* de Monaci[2], nous a été conservée par deux des chansonniers plus anciens, soit le *Laur.-Red. IX,* dans l'édition duquel elle correspond au numéro 119, et le *Vatic. 3793,* où elle se trouve sous le numéro XXXIV. Mais, pour notre passage, on n'a qu'à confronter les éditions diplomatiques des deux chansonniers[3] pour voir que les deux textes représentent une seule source, tellement les divergences en sont peu importantes; en effet, comme l'a démontré N. Caix,

---

que nous citerons tout à l'heure, et Fr. Torraca, *Studi su la lirica italiana del duecento,* Bologne, Zanichelli, 1902. Des quatre études publiées de 1894 à 1897 que contient, remaniées, ce recueil de l'illustre professeur de Naples, c'est la deuxième *(La scuola poetica siciliana)* où il est question de Rinaldo, p. 102 et les suiv., pp. 189—203.

[1] Francesco Scandone, *Notizie biografiche di rimatori della scuola poetica siciliana, con documenti.* Naples, Typogr. Giannini, 1904.

[2] P. 83 et la suiv.

[3] *Il Canzoniere Laurenziano Rediano 9,* pubblicato per cura di Tommaso Casini. Bologne, Romagnoli, 1900. — *Il Libro de varie romanze volgare, Cod. Vat. 3793,* a cura di S. Satta — F. Egidi — G. B. Festa. Rome, Società Filologica Romana, 1903—1906.

la partie du *Laur.* où se trouve la chanson n:o 119[1] a été écrite par une main plus récente (B) que le reste de ce manuscrit (le plus ancien, peut-être, des chansonniers italiens); et ce copiste B doit n'avoir eu sous les yeux que le même manuscrit aujourd'hui perdu qui a servi de prototype aux parties correspondantes du *Vat. 3793*[2].

Voici d'abord, pour la strophe en question, l'un de ces deux textes à peu près contemporains, avec les quelques variantes qu'en offre l'autre:

Laur.-Red. IX, n:o 119.	*Vat. 3793*, n:o 34.
s elo sollazo nonauesse.	Sello . . . . .
senon dauoi losenbiante	senondauoi losembiante.
conparlamento isguardare	comparlamento sguardare.
lagran gioia quando uollesse.	la grangioia . . . uolesse.
perche pato pene tante.	p[er]che . . . . .
chio nonle poria contare;	. . nole . . . comtare.
Nedanullomo che sia.	Neda nullomo . . . . .
lamia uoglia nondiria.	. . . uolglia no[n]diria.
douesse morire penando.	. . . . .
senoneste vmontellese.	. . . . . umontellese.
cioeluostro seruentese.	. . . . .
auoi lo dica jncantando.	. . . lodico[3]. . . . .

Voici maintenant la reconstitution proposée par Scandone:

S'ello sollazo no' avesse,
Se non da voi! Lo sembiante

[1] Chez Caix (v. la note suivante), notre chanson porte le numéro 120. Cette différence de numération, sur laquelle on s'attendrait à trouver quelque avertissement dans la *Prefazione* de l'édition, provient de ce que Caix a compté comme un numéro à part la chanson (ici anonyme) de Notar Giacomo, *S'io dollio non è maraullia*, qui, en effet, figure comme poésie à part dans le chansonnier *Vat. 3793* (n:o XIV, dans l'*Indice*), mais que cette chanson est imprimée dans l'édition du *Laur.* (p. 192) à continuation de la chanson précédente numérotée de 112.

[2] N. Caix, *Le origini della lingua poetica italiana. Principii di grammatica storica italiana, ricavati dallo studio dei manoscritti. Con una introduzione sulla formazione degli antichi canzonieri italiani.* Florence, Le Monnier, 1880. — Page 26, en haut, et la suiv. (résumés); p. 37.

[3] L'éditeur note: »*dico* o *dica*? lez. incerta».

Con parlamento sguardare
L'à (gran gioi!) quando volesse?
Perchè pato pene tante?
Ch'io no'le poria contare:
Né di nullo mo', che sia,
La mia voglia non diria,
(Dovesse morir penando)
Se non este 'n montellese;
Cioè, il vostro serventese
A voi lo dico, in cantando.

La leçon *Né di* au vers 55 s'écarte de celle des mss; — faut-il croire que c'est là un écart motivé par des raisons de critique?[1] En aucun cas, la correction n'a été faite pour la première fois par M. Scandone; pour ne pas remonter jusqu'aux éditions plus anciennes, la leçon *Nè di* se trouve déjà chez Monaci. Ne sera-t-il donc pas possible de maintenir telle quelle la leçon des mss? On se demande aussi si la forme *no'* (v. 49), et surtout si la forme récente *mo'* pour *modo* (v. 55) pourra inspirer de la confiance dans un texte méridional du XIIIe siècle. N'ayant point et ne pouvant pas avoir l'intention d'entrer dans une critique détaillée de l'interprétation ci-dessus reproduite, je voudrais en tenter une autre, qui, selon moi, correspondrait mieux, sous certains rapports, au caractère de l'ancienne poésie sicilienne.

Le poète vient de nous dire, dans les strophes précédentes, que son *amorosa donna fina* est belle et cruelle, qu'elle ne lui a accordé qu'un seul baiser, qu'elle lui a ôté son cœur à force de lancer, en cachette, de ces *sguardi micidiali* (v. 34), de ces regards d'amoureuse qui tuent.[2] Tout cela est dit dans un style bien limpide; dans toute la chanson, le poète adresse la parole à sa dame. Ensuite — et nous en voilà arrivés à l'avant-dernière des cinq strophes — il continue:

[1] Je ne connais le livre de Scandone que par les comptes rendus de M. Pelaez, publiés l'un dans la *Rassegna bibliogr. d. letterat. ital.*, XIV, pp. 153—172, et l'autre dans le *Kritischer Jahresbericht* de Vollmöller, VIII (1908), p. II 93 et la suiv.

[2] Au vers 32 il faudra lire, avec le *Vat.*, *savete*, et non pas *savere* comme donne le *Laur.*

'Que ne tuez-vous pas un autre! Vous m'avez mis dans un feu qui m'enflamme de toutes parts. Tout ce monde est fait de neige [1], |tandis que moi| je suis brûlé [2] par un feu si vif qu'il m'anéantit [3], et |cela| avec des flammes invisibles qui allument la neige; et je brûle au beau milieu de la glace. C'est là le feu de l'amour qui brûle le fin amoureux, s'il n'a pas obtenu le *sollazo.*'

Voici comment à peu près je me figure la suite — et ce serait là le contenu de la strophe dont il s'agit: 'Le soulas, ce serait de regarder votre beauté. Ne le pouvant pas, j'ai d'innombrables souffrances; et en dussé-je mourir, je ne parlerais de mon amour qu'à vous seule'. Ces pensées — un peu incohérentes dans l'original —, je les trouve exprimées de la façon suivante à peu près:

'Je n'aurais pas le soulas, si ce n'était celui de vous

[1] La leçon *meue*, au v. 40, ne donne pas de sens et saurait à peine être admise à la rime pour une seconde fois. Il est facile de conjecturer *neue.* — J'avoue toutefois que je ne retrouve pas ailleurs, exprimée de cette façon un peu originale, l'image d'une région neigeuse représentant l'humanité, chauffée en un seul point (l'amant) par un feu mystérieux, l'amour. Le poète se trouve au foyer d'un verre ardent qui l'anéantit, lui seul; il est amoureux à un tel degré qu'en comparaison avec lui, tout le monde est froid comme de la neige. — L'on peut confronter ce passage avec la seconde strophe de la célèbre chanson de Guido delle Colonne. *Ancor ke l'aigua per lo foco lassi,* mais on verra que la différence est considérable. Dans les exemples cités par Gaspary, *Die Sicilianische Dichterschule* (1878), p. 76, il est question de tout autre chose. — Sans compter notre passage, le mot *neue* rime avec *meue* dans la première strophe de la chanson citée tout à l'heure et dans la quatrième de *Amando lungamente,* de Notar Giacomo (*Canz. Palat.,* n:o 10; > *Chig. L VIII 305,* n:o 234); il rime avec *dipartiue* dans la 3e str. de la ch. *Oi lasso nom pensai* de »Rex Federigo» (*Canz. Laur.-Red. 9,* B, n:o 117) ou de Rugierone di Palermo (*Canz. Vat. 3793,* n:o XLVIIII), v. Monaci, *Crestom.* I, 74; et il rime avec *deue* dans la 4e str. de la ch. *D'amoroso paese,* de Tommaso di Sasso di Messina (*Canz. Laur.-Red. 9,* B, n:o 115; *Vat. 3793,* n:o 21). En sicilien, l'on a, en effet, *nivi dipartivi divi,* et, dans l'anc. sic., *mivi.*

[2] Au lieu de »rateso» que donne le *Canz. Vat.*, lire *raceso.*

[3] Les mss. donnent *che me ne consuma* (avec des variantes d'orthographe). Je lis, au lieu de »mene», *meue;* et, comme l'octonaire paraît être très facile à restituer presque partout dans notre chanson, je me demande s'il ne faudra pas suppléer ici un dissyllabe, p. ex. *che meue* [*tutto*] *consuma.*

parler et de regarder votre visage, la Grande Joie, aussi souvent que je le voudrais. Aussi ai-je tant de souffrances que je ne les saurais point compter. Et dussé-je mourir en souffrant, je ne manifesterais ma passion à personne au monde — à moins que ce Montellois-ci, c'est-à-dire votre serviteur, ne vous en parlât à vous, en chantant'.

C'est recherché, c'est guindé, c'est tout ce que l'on veut, mais c'est, j'ose le croire, acceptable pour le texte dont il s'agit.

Pour arriver à cette traduction, j'ai fait quelques légères modifications au texte traditionnel, et j'ai pris d'autres points de ce texte dans un sens un peu autre que ne l'a fait M. Scandone.

Vers 49. Dans le *Laur.* (que je regrette de n'avoir examiné qu'en passant, lors d'un séjour à Florence) le premier mot de notre stance semble être écrit *elo*, sans initiale, mais avec un *s* écrit en marge, en caractère petit. [1] Il faut lire,

---

[1] Il y a quelque incertitude sur ce point. De l'*Indice* de l'édition il semble ressortir (cf. *Prefazione*, p. XV) que l'*a* initial de notre poésie a été suppléé par une main postérieure à B; dans le texte, l'éditeur admet pour le présent cas un *a* minuscule gros, caractère dont la signification n'est pas indiquée dans la préface et qui n'est employé que jusqu'à la p. 206 inclusivement, c'est-à-dire uniquement dans les *canzoni*. Quant à celles-ci, et pour ne m'en tenir qu'aux strophes initiales (les seules qui permettent une comparaison avec le registre), il est embarrassant de constater quelque inconséquence, en vue de laquelle on ne se rend pas facilement compte de la valeur exacte de ces initiales en caractère gros. Ainsi, la chanson commençant, à la p. 190, par *Anamoranza*, se trouve dans l'*Indice* sous *Anamoranza* et non pas sous la leçon traditionnelle *La namoranza . . .*; au contraire, *Llegramente canto* (p. 205) et *Vtora la dolze speranza* (ibid.) ne se trouvent enregistrés que sous *a* et *t*: *[a]Llegramente . . .* et *[t]Vtora . . .*; c'est dire que, dans le registre, ces dernières chansons se trouvent être traitées de la même façon que celles dont l'initiale est imprimée dans le texte avec l'énigmatique caractère gros. Quoi qu'il en soit — de Caix, *ouvr. cité*, p. 257, il ressort que l'*a-* du vers *amorosa donna fina* se lit dans le ms., écrit en marge et en caractère petit (par la main B ou par une postérieure? je ne le sais pas) —, il faut admettre qu'en général ces initiales, tantôt copiées en marge, tantôt laissées en blanc par la première main, n'ont pas de chances de pouvoir toujours nous convaincre. Si le prototype commun, aujourd'hui introuvable, du *Vat.* et du *Laur.* B

ou *Selo*, supposé que l'*s* du prototype de *Vat.-Laur.* représente la bonne leçon, ou *Kelo, Chelo*; c'est-à-dire, dans notre vers, probablement *Se'l* ou *Ke'l*. Scandone admet *se* en tête du discours principal; en effet, l'italien ne répugne pas absolument, semble-t-il, [1] à ces tours de phrase fort communs en espagnol qu'on est habitué de voir exprimés d'ordinaire par *che*. Dans l'un et dans l'autre cas, le sens sera celui-ci: 'c'est que je n'aurais point ce bonheur-là, sinon . . .'; et *perche* (v. 53) aura la signification de 'à cause de quoi', comme par exemple dans la première strophe de la ch. *Assai credetti celare* (*Vat.* n:o XXXIX, *Laur.* n:o 121) et fort souvent d'ailleurs. Qu'on ait à faire à un discours conditionnel subordonné à un interrogatif *perché pato pene tante, ch'io non le poria contare?*, cela semble invraisemblable, car, si je ne me trompe, de pareilles questions rhetoriques ne se rencontrent guère chez les lyriques provençalisants. Le subjonctif *(auesse)* dans un discours principal n'est pas fréquent, mais doit être admis comme possible [2]. — V. 50. Au lieu du mot *da* qu'offrent les mss., je voudrais lire *di*. On comprend facilement qu'un copiste a pu, après

a porté *Sello*, il se peut encore très bien que cet *S* ne représente point ce qu'écrivit un jour Messer Rinaldo.

[1] Voy., par exemple, Vockeradt, *Lehrbuch der ital. Sprache* (Berlin, 1878), p. 474; Tommaseo Bellini, *Dizionario della lingua italiana* (1861—79), s. v. *Se*, article n:o LXXVII.

[2] Il est vrai que dans la littérature relative à la langue des lyriques italiens primitifs (Gaspary, *ouvr. cité*; Caix, *ouvr. cité*; Cesareo, *La poesia siciliana sotto gli Svevi*, Catania 1894) je ne trouve qu'un seul exemple, indiqué par Cesareo (p. 189), de l'emploi du subjonctif au lieu du conditionnel. Mais donné par deux chansonniers bien hétérogènes, *Palat. 418* (n:o 21, str. 5) et *Vat. 3793* (n:o LXXIII, str. 6; Cesareo n'indique que le *Palat.*), cet exemple doit être considéré comme sûr: *Se de lo suo parlare non mi fosse tanto fera, dicesse alcuna cosa . . . solo per confortare* (je fais abstraction de quelques variantes d'orthographe), 'si elle ne gardait pas un si cruel silence envers moi, elle dirait un mot pour me conforter'. — Encore le mot *se*, dans le cas du vers 49, pourrait-il peut-être avoir été substitué à un *ke* originaire, tout simplement parce que le copiste a lu le vers jusqu'à la fin avant de le copier et que, le moment d'après, le mot final *auesse* est venu lui suggérer, grâce à cette forme, l'idée d'une proposition conditionnelle, je veux dire, d'une phrase commençant par *se*. En somme, je crois que le témoignage des »deux» mss., sur ce point, nous laisse les mains libres.

des mots signifiant à peu près 'je n'aurais pas de plaisir', prendre un *se non di uoi* au sens de 'si je ne l'ai de vous' et substituer à *di* un »da». — Fera-t-on de l'injustice aux anciens poètes en supposant qu'un d'eux ait admis une tournure de phrase aussi libre que celle-ci: *non auesse il sollazo se non isguardare il uostro sembiante*, 'je n'aurais pas le bonheur, si ce n'était celui de vous regarder'? Toutefois, j'ose songer à la possibilité d'admettre une forme verbale ignorée, si je ne me trompe, par les paradigmes établis jusqu'ici: *isguardare* = ('sguardara') 'sguardasse', '-arem', laquelle, comme sens, irait ici à merveille: 'je n'aurais pas le soulas, si je ne regardais votre beauté', '. . . à moins de voir votre beauté'[1].

[1] Pour ce qui est de l'existence d'une pareille forme, dans le style poétique ancien italien, je ne puis m'en rapporter pour le moment, il est vrai, qu'à deux exemples un peu analogues, dont l'un cité par Gaspary (*Sicilianische Dichterschule*, p. 187, note). Celui-ci se trouve dans un sonnet de Dante da Maiano:

S'eo troveria — di mia disia — pietate,
Più in dignitate — alzate — me tenire,
Che s'io avir(e) — dovire — lo'mperiato;

— passage où les formes *tenire dovire* sont expliquées par Gaspary comme représentant *tenira dovira* — *tenera dovera*, »modifiziert dem schwierigen Reime in jener Spielerei zu Liebe, wie *alzate* für *alzato* steht». L'autre exemple serait ce *seruire* que je crois voir dans la dernière strophe de la ch. *Tutto lo monddo uiue sanza guerra* (*Vat. 3793*, n:o CXVI) du poète sicilien Folca(l)chieri di Siena:

Dolcie madonna, poi ch'eo mi moragio,
Non troverai chi si bene te seruire
Tutta tua volontate.
Ch'unque non uolli ne uolglio ne uoragio
Se non di tuto a fare a piacere
A la uostra amistate.

On est donc en présence des formes *isguardare tenire dovire* (ou *tenere dovere* — la rime ne s'y oppose pas) *seruire*, toutes employées dans un même sens, à peu près; et il faut dire que, selon toute probabilité, lorsque nous posséderons enfin des éditions critiques de la poésie primitive, on constatera que les cas où de telles formes paraissent entrer au jeu, sont plus nombreux que cela. Quoi qu'il en soit, il me semble que l'on a des motifs pour songer à une survivance possible, dans certains dialectes de l'Italie du XIII:e siècle, du type morphologique amavero subsistant dans l'ancien roumain, dans le macédonien, dans l'espagnol et le portugais (Meyer-Lübke, *Grammatik der*

— V. 52. La forme *gioi* est fréquente. — Quelle personne faut-il supposer comme sujet du verbe *uolesse?* Pour établir ma traduction, j'ai admis qu'il s'agit ici de la première personne; mais la phrase gagnera peut-être en finesse, en esprit chevaleresque, dès que l'on prendra *uolesse* au sens de la 3:ème: '. . . si l'on ne me laisse admirer votre visage, ma grande joie, toutes les fois qu'elle (la Grande Joie!) veut bien me l'accorder', ou bien encore '. . . admirer votre visage, toutes les fois que la Grande Joie veut bien me le permettre'. — Au vers 55, je trouve qu'il n'y a aucune difficulté à admettre telle quelle la leçon des mss. *ned a null' o. q. s.*, qui me paraît donner un sens excellent correspondant à un des lieux communs de la poésie occitanique [1]. — Le vers 58 est très embarrassant. Qu'est-ce que c'est que cet *u* ou *v* précédant le mot *montellese?* M. Scandone lit, au lieu de l'*u*, un *n*, expliquant *se non este 'n montellese* par 'si ce n'est pas dans le patois de Montella' — interprétation que Scandone ne trouve pas solidement justifiée. L'autographe portait peut-être

sinun istumuntellisi,

d'où, par une dégénération successive opérée par les copistes toscanisants, on a pu avoir à un moment donné

se non est*u*montellese

— je suppose que l'*u* a pu être gardé par une raison paléographique quelconque, par exemple à cause d'une forme spéciale ou d'une écriture en surcharge, ou bien encore, tout simplement, parce qu'un copiste toscan n'a naturellement pas eu l'idée d'entreprendre de ces recherches géographiques qui lui auraient été nécessaires pour savoir si un lieu du midi s'appelle *Montella* ou »Umontella.» *Este*, on le sait, était la

roman. Sprachen, II, p. 353 et la suiv.), ou peut-être mieux encore à celle de ce amarem qui existait *(are)* dans l'ancien sarde logoud. et qui se retrouve, modifié par l'analogie, dans le dialecte moderne *(ouvr. cité,* II, p. 297).

[1] Voy. Gaspary, *Sicilianische Dichterschule*, p. 60 et la suiv.; Cesareo, *La poesia siciliana sotto gli Svevi,* p. 253.

forme verbale représentant e s t, employée dans le *siciliano illustre* concurremment avec *è*, sinon à l'exclusion de cette dernière forme, et cet *este* a été, selon moi, introduit ici au lieu du pronom *esto* i s t u m, qui n'apparaît qu'assez rarement, il est vrai, mais que le copiste lui-même vient d'admettre plus haut dans notre poésie [1]. Voilà comment je me figure que *estu-montellese* a pu donner à son tour *este umontellese*. Je crois donc qu'il faut lire notre vers ainsi (dans l'orthographe générale de l'époque des chansonniers):

se non esto Montellese.

Cette leçon cadre sans doute mieux dans la phrase que ne le ferait la leçon traditionnelle

se non este u[n] Montellese,

laquelle, après tout, ne paraît pas beaucoup plus facile à expliquer au point de vue paléographique, étant donné qu'à en juger par l'admirable édition diplomatique du chansonnier du Vatican, il n'arrivait que très rarement d'abréviер l'*n* de *un*, *vn* par un de ces traits horizontaux superposés à la voyelle qui pouvaient être omis par inadvertance. — V. 59. *uostro seruentese* doit bien être pris ici au sens de 'votre serviteur' [2] et non pas dans celui du provençal *serventes*, comme le suppose Scandone. — V. 60. *lo* se trouve assez loin du mot *uoglia* pour être justifié au neutre.

Je voudrais donc proposer pour notre strophe la forme suivante, la même qui a servi de base pour la traduction donnée plus haut:

Che·l sollazo non auesse,
Se non di uoi lo sembiante
con parlamento sguardare,
la gran gioi, quando uolesse,
perche pato pene tante,
ch'io non le poria contare.

[1] Voy. vers 40.

[2] 'Serviteur' est ce que signifie *seruentese* dans la poésie *Dispietata morte e fera*, au v. 34; voy. Monaci, *Crest.*, p. 96 (*Vat.* n:o 75).

55. Ned a null' omo che sia
la mia uoglia non diria,
douesse morir penando —
se non esto Montellese
(cioe'l uostro seruentese)
60. a uoi lo dica in cantando.

Oiva Joh. Tallgren.

Über das Fenster und dessen Namen im Französischen und Provenzalischen.

I. Fenster, Dachfenster.

Sowie die Germanen liebten die keltischen Gallier das Wanderleben. Da aus dem Altertum nur unsichere Nachrichten über die Lebens- und Wohnungsverhältnisse der Gallier vorliegen, kann nichts mit Bestimmtheit von ihren Bauten gesagt werden. Wahrscheinlich ist jedoch, dass ihre Häuser oder vielmehr Hütten denjenigen der alten Germanen nicht sehr unähnlich waren. Die Wohnungen der letzteren konnten ohne Mühe auf Wagen fortgeschafft werden und sie wurden sogar in mittelalterlichen Rechtsbüchern zur fahrenden Habe gezählt. Das Fenster an solchen Hütten, wenn es nicht ganz fehlte, war wohl nichts anderes als ein kleines Loch, was auch seine germ. Namen zu bezeugen scheinen (vgl. ahd. *ougatora* etwa »Augentor» und anord. *vindauga* »Windauge»).

Durch die Römer lernten die Gallier den Steinbau kennen und mit ihm die römische Einrichtung der Fensteröffnung. Das römische fenestra, das mit diesem Begriffe von den Galliern übernommen wurde, bezeichnete ursprünglich, wie bekannt, die Fensteröffnung in der Mauer, welche die Alten erst nur mit Läden, Vorhängen oder Gittern versahen.

Als später Fensterscheiben aus Spiegelstein, dann geschliffenem Achat oder Marmor, später aus Horn und end-

lich aus Glas gefertigt wurden, ging der alte Name auf dieses Ganze über. Somit bezeichnet das afrz. *fenestre* (gelegentl. masc.), nfrz. *fenêtre* nicht nur Fensteröffnung, sondern auch die zum Verschluss dienenden Teile: die Glasscheiben, Holzteile u. s. w. *Fenêtre* ist in allen Mundarten über ganz Frankreich gang und gebe (vgl. Atl. linguistique, Fasc. 12, carte 549 A u. B), nur spärlich kommen andere Wörter vor. Die im Wallonischen vorkommende Form *finiesse* (Defrecheux [1]), *fenyes*, *feñes* (Rmcl. [2], Niederländer [3]), *finiẹs'* (Horning [4], vgl. Atl. ling.) setzt das altwall. *feniestre*, welches unter anderem bei Body (Bullet. de la Soc. liégeoise 1863—65) belegt ist, voraus. Als eine gewöhnliche Erscheinung bei *fenêtre* in den Mundarten mag die Metathesis des *r* (*fernête*, *farnite*, *furnite* bei Labourasse [5], *ferniête* Vermesse [6], *freneste*, *frineste*, *frieste* Lespy-Raym. [7]; vgl. Atl. ling.) und die allmähliche Abschwächung und der schliessliche Abfall der Anfangssilbe (*estro* und dim. *estrou* bei Béronie [8], *estro* Avril [9], n. Atl. ling. in B.-du-Rhône, Var, *hiéstra* Duplan [10], *hièstre* Lespy-Raym.) erwähnt werden. Auf einer Agglutination des Wortes mit dem bestimmten Artikel (s. Nyrop, Gramm. hist., I. 489. 2., Rem.) beruht vielleicht die in Béarn belegte Form *arièste* (»le parler vers la montagne», *arrieste* Ossau bei Lespy-Raym.), oder hat man es hier einfach mit dem im Gasc. bekannten Vorschlag vor *r-* zu tun. Zwar kennt Atl. ling. die Form nicht, und möglich ist, dass sie veraltet ist; sie

---

[1] Recueil de comparaisons populaires wallonnes (Bulletin de la Société liégeoise, IIe série, 9).

[2] Remacle (Rmcl.): Diction. wallon-français. IIe éd.

[3] Die Mundart von Namur (Zeitschr. f. rom. Phil. 24).

[4] Zur Kunde des Neuwallonischen (Zeitschr. f. rom. Phil. 9).

[5] Glossaire abrégé du patois de la Meuse, notamment de celui des Vouthons. 1887.

[6] Diction. du patois de la Flandre française. Douai 1867.

[7] Diction. béarnais ancien et moderne. Montpellier 1887.

[8] Diction. du patois du Bas-Limousin (Corrèze) etc.

[9] Diction. provençal-français.

[10] Patois de Bigorre.

kommt aber auch bei Mistral[1] vor und ist unzweifelhaft mit den auch daselbst vorkommenden *frièsto*, *frieste* (Mstrl., Lesp.-Raym.), *herieste* (Lespy-Raym.), *hèriesta* (Duplan) zusammenzustellen.

Neben fenestra wurde das lat. foramen »Öffnung», »Loch» in dem Vulgärlatein auch gelegentlich für »Fenster» gebraucht (s. Du Cange[2]), ist aber von dem ersteren zurückgedrängt worden.

Ganz natürlich war es, dass der Hauptzweck des Fensters, nämlich die Erleuchtung, das Licht (vgl. engl. *skylight*), schon früh mehrere Namen für diesen Begriff veranlasst hat, Namen, die jedoch vor dem gewöhnlichen fenestra meistenteils zurückgewichen sind oder nur eine spezielle Art Fenster bedeuten. Hier zuerst das lat. lumen »Licht», metonymisch »jede Öffnung, wo Licht eindringen kann» (Georges[3]), dann »Fensteröffnung» und »Fenster» im allgem.: »luminum spatia relinquere», Vitr. (Georges), »nec alia lumina sive fenestrae poterunt fieri in muro dictae masurae» (DC.). Dieses lat. Wort sowie auch ein vulg. lat. clareira »fenestra, a clarere sic dicta, quod praebet claritatem seu lucem» (DC.), an welches in diesem Zusammenhange gedacht werden kann, sind als Bezeichnungen eines Fensters spurlos untergegangen.

Wohl von lat. lucem »Licht» und dem Adj. lucanus »zum Tageslicht gehörig» (Georges) sind die vulg. lat. lucanar »foramen in domo» und lucerna, luquerna: In pariete proprio vel communi nemo debet facere fenestram vel lucernam» (DC.) abgeleitet. Auf diese sind wohl, trotz einigem Bedenken[4], das afrz. *lucan(n)e*, *luquenne* und nfrz.

[1] Lou Tresor dòu Felibrige (Mstrl.).

[2] Glossarium mediae et infimae latinitatis (DC.).

[3] Ausführliches latein. Handwörterbuch.

[4] Nach Körting ist »jedenfalls» die Diez'sche Ableitung frz. *lucarne* < lat. lucerna unhaltbar. Zwar bietet das afrz. *lucanne*, welches die älteste Stufe des Wortes (1261 bei Godfr.) sein dürfte, nicht geringe Schwierigkeiten; es fehlt ja hier einerseits das *r*, und anderseits ist hier ein *a* statt lat. *e*. Doch kommt das W. schon vom Anfang des folg. Jahrh.s an mit *r* vor, und von die-

lucarne (»altération de l'anc. franç. *lucane*» etc., Dict. général, Hatzfeld-Darm.-Thomas) zurückzuführen, wie es schon Diez in seinem Wörterb. getan hat. *Lucarne* bedeutet bekanntlich ein »Dachfenster» und tritt schon im XIII. Jh. auf (vgl. Godefroy), zu einer Zeit also, wo man nach Viollet-le-Duc[1] anfing die Häuser mit hohen Dächern zu bauen, so dass oft mehrere Stockwerke unter dem Dach angebracht werden konnten.

Zu demselben Stamme (etwa eine Ableitung von lucubrum »schwaches Licht»? vgl. Körting) gehört vielleicht — wenn nicht einfach an eine Agglutination mit dem bestimmten Artikel und einem Verbalsubstantiv von mundartlichem *ouvrir* zu denken ist — das wall. *leuvrai* »petite lucarne donnant de la lumiere et de l'air aux fenils; une petite ouverture dans la toiture, recouverte d'une feuille cintrée en plomb ou en zinc. Dans les toits en chaume, le *leuvrai* est recouvert de chaume» (Body, Vocab. des couvreurs en chaume etc. in Bullet. de la Soc. liég. 10—12); dasselbe W. auch bei Forir[2] belegbar. So selten diese Bezeichnungsweise für Fen-

---

ser Zeit ab werden die Belege bei Gdfr. bald mit *r* bald ohne *r* geschrieben. In den Mundarten sind die Formen mit *r* ebenso häufig wie die ohne *r*. Auch könnte man hier an die oft schwache Aussprache des vorkonsonantischen *r* im Mittelalter denken (vgl. Nyrop, Gramm. hist., I. § 362). Was das *a* des afrz. Wortes betrifft, könnte es vielleicht unter gelehrtem Einfluss von Wörtern wie lucanus, lucanar erklärt werden; an einen ähnlichen Übergang wie im lat. per > nfrz. *par* ist im XIII. Jh. noch kaum zu denken. Jedenfalls spricht m. E. die begriffliche Übereinstimmung der beiden Wörter zu sehr für die Annahme einer Etymologie *lucarne* < lucerna, um diese Bedenklichkeiten hinsichtlich der Lautgestalt überwinden zu lassen.

Meyer (Zeitschr. f. rom. Phil. XI, 255) vermutet hier einen Zusammenhang mit deutsch. Luke, welches sich ja in den ausserromanischen Sprachen sehr fruchtbar erwiesen; jedoch wirkt das Suff. *an(n)e*, *-enne* und noch mehr das nfrz. *-arne* befremdend. Mit einem deutsch. Luke ist dagegen unzweifelhaft das afrz. *luquet*, *lucquet* zusammenzustellen, welches Gdfr. mit »lucarne» erklärt, aber, wie es mir scheint, mit Unrecht, vgl. näml. »— — — lucquet pour donner veue au celier» (Pièce de 1593, s. Gdfr.), wo *lucquet* etwa für »soupirail» steht.

[1] Dictionnaire raisonné de l'Architecture française du XI:e au XVI:e siècle.

[2] Dict. liégeois-français. 1866.

ster in der neueren Sprache auch sein dürfte, kommen auch andere Ansätze in dieser Richtung vor: so z. B. sagt man ja noch »pratiquer un *jour* dans un mur», »avoir des *jours* sur la rue», wo *jour* etwa in der Bed. von Fenster gebraucht wird. Ein *jour*, *journ* wird auch gelegentlich bei Mstrl. mit »fenêtre» erklärt, was auch den Ausdruck *jour de croto* für »soupirail de cave» erklärt. Hier sei gelegentlich das schriftsprachl. *abat-jour*, egentl. das was das Licht niederschlägt (abattre) dann »fenêtre de prison» (Htzf.-D.-T.) erwähnt.

Dass es an bildlichen Bezeichnungen bei diesem Begriffe nicht fehlt, ist begreiflich: hat ja ein Haus sein Gesicht (*la face*, Fasade), seine Stirn (die Fronte). Bald ist ein rundes Fenster wie ein Auge (vgl. oben *vindauga*), die grosse, öde Fläche des Giebels ringsum ist wie die aussergewöhnlich breite Stirn eines Ochsen, das Bild ist da, und die Bezeichnung *œil-de-bœuf*, *oueilh de buou* (Durrieux[1]), *èl-dé-bioou* (Gary[2]) ergiebt sich von selbst; bald ist das Fenster wie der Mund, und wir haben das afrz. *bouchel*, *bouciau* (Gdfr.) oder prov. *bouchal*, *boujal* (Mstrl.) in der Bed. »lucarne», »œil de bœuf». In diesem Zusammenhang mögen auch das prov. *gorgeo-de-loup*[3] »fenêtre pratiquée au toit d'une maison» (Avril), *gorjo-de-loup* »lucarne» (Mstrl.) und das in Yonne belegte *goulotte* »passage étroit, trou, petite fenêtre» (Jossier Père[4]) erwähnt werden, obgleich wohl entstanden in Hinsicht auf die Enge eines kleinen Dachfensters und also eigentlich nicht hierher gehörend, wo von bildlichen Ausdrücken, bei denen das Auge, der Mund massgebend gewesen, die Rede ist.

Aber nicht nur diese obenerwähnten Körperteile selbst haben Bezeichnungen des Fensters hervorgerufen, auch die

---

[1] Dictionnaire étymologique de la langue gasconne, 1901.

[2] Diction. patois-franç. à l'usage du dép. du Tarn etc., 1845.

[3] In Languedoc kommt ein *loup*, *lou* in der Bed. »Fenster, Dachfenster» vor: so bei Gary »lucarne», Couzinié (Dict. de la langue romano-castraise, 1850): »loup» (!), »lucarne» und D'Hombres et Charvet (Dict. languedocien-fr., 1884): »louve», »petite fenêtre, lucarne pour communiquer les combles d'une maison sur les toits».

[4] Diction. des pat. de l'Yonne, 1882.

Eigenschaften, die diesen Körperteilen anhaften können, scheinen zu neuen Fensternamen Veranlassung gegeben zu haben. Mstrl. belegt in der Gironde in der Bed. »lucarne», ein *chèco, chèque*, welches trotz seines befremdenden Zischlautes im Anlaut vielleicht auf lat. caeca »lichtlos», »blind», das schon in lat. Zeit in ähnlicher Bedeutung angewendet wurde (vgl. das W. als Attribut z. B. bei spiramenta, fores u. dgl.), zurückzuführen ist. Ein anderes Wort, das mit diesem in begrifflicher Verbindung steht, ist das hauptsächlich im Südosten des spez. französischen Sprachgebiets verzeichnete *bornòtte* »lucarne» (Perrault-Dabot[1]). Vergleicht man nämlich diese Form mit den von Jossier Père in denselben Gebieten belegten *boirne, bornotte, borgnotte, boînotte*, die bald mit »petite fenêtre», bald mit »œuil-de-bœuf» und »lucarne» erklärt sind, so liegt es auf der Hand, diese Ausdrücke mit schriftsprachlichem *borgne* in Verbindung zu bringen, und man hätte es hier mit einem bildlichen Ausdruck zu tun, wobei an die oft einzeln wie das Auge des Einäugigen vorkommenden Dachfenster gedacht würde (vgl. auch schriftsprachl. *fenêtre borgne*, schwed. *blindfönster*). Jaubert[2] belegt ein *bouinotte* »trou de forme ronde, petite fenêtre».

Weisen die zwei letztgenannten Wortgruppen auf Eigenschaften des Auges hin, so weisen die folgenden Benennungen, falls ihre Herleitung richtig, was jedoch Zweifel unterworfen ist, auf den Mund hin. Mistral leitet ein prov. *baieto* »lucarne d'un toit» von *bada (*badare nach Körting »den Mund aufreissen, müssig gaffen») ab, das *e* aber wäre jedenfalls unprovenzalisch. Ein in älteren wallonischen Mundartenwörterbüchern vorkommender Beleg ist weiter *bawett* (Rmcl., Forir, Mathelot, Vocab. de l'artisan maçon in Bullet. liég. 10—12), *bawette* (Body, Voc. des couvreurs en chaume in Bullet. liég. 1866—68, 10—12), der mit »lucarne» erklärt ist. Body definiert das Wort, ausser mit »lucarne», mit »ouverture

[1] Le patois bourguignon, 1897.

[2] Glossaire du Centre de la France.

par où l'on peut *bawî*, regarder» und Grandgagnage[1] leitet es von ahd. beitôn ab, welches vielleicht mit badare zusammenhängt. Unmöglich finde ich es nicht, dass sich *bawette* von altfrz. *baer* entwickelt hätte, das hiatusvermildernde *w* liesse sich ähnlicherweise erklären wie z. B. in *pouvoir* aus afrz. *pouoir*. In den von Labourasse (Meuse) belegten *bawrette*, *bawratte*, *bourotte* wäre der Infinitiv noch deutlich zu erblicken.

Ist aber schon der Mund ein Vergleichungsobjekt, der bei den volkssprachlichen Namenbildungen des Fensters selten zur Anwendung kommt, so ist das Ohr es noch weniger. Nur eine einzige Benennung des Fensters, die übrigens schon veraltet zu sein scheint, habe ich belegen können, bei der das Ohr oder das Hören den Namen hervorgerufen haben dürfte. Es ist das von Couzinié[2] erwähnte *aouzidos* »fenêtre, ouverture d'un clocher par où le son se répand», eine Benennung, wobei deutlich der Hauptzweck des Fensters oder der Fensteröffnung, hier die Beförderung des Glockenläutens, das bessere Hören (audire) der Glocken, den Namen gegeben hat. Vgl. hiermit afrz. *oie*, *ouye* in der Bed. »Luftloch in einem Keller»: »petite ouverture pour aérer un lieu quelconque, et principalement les caves», »*un ouy de cave*» Arch. Vienne, Poitiers 1741 (s. Gdfr.), und das mundartliche W. unter »Kellerloch».

Ein bildlicher Ausdruck, den die äussere Form des Fensters dem bildreichen Wortschatze des Volkes entlockt hat, ist noch gasc. *luno*, *luo* »Mond», hier »trou rond; fenêtre ronde, œuil-de-bœuf» (Mstrl.). Die dim. Form dieses Wortes findet sich bei Lespy-Raym. in der Bed. »petite lucarne»: Sien feites dues fenestres . . . e dessus *luetz* un o dus» (»Artistes en Béarn», texte béarnais, cit. v. Lespy-Raym. unter *luè*, *luet*). Vgl. mit dieser Form bei Mstrl. *luneto*, *luëto* und die Bed. des Wortes *luneto de croto* »soupirail de cave».

---

[1] Diction. de la langue wall., 1845.

[2] Diction. de la langue romano-castraise et des contrées limitrophes, 1850.

Eine Art Bedeutungsverschiebung von dem Fenster begrifflich naheliegenden Gegenständen liegt in folgenden wohl veralteten Benennungen eines Dachfensters vor: nach Body (Vocab. des couvreurs en chaume, en ardoise etc. in Bull. de la Soc. liég. 10—12) wird *lârmîre* für »lucarne du toit» gebraucht. Das W., welches gewöhnlich männl. ist, kommt ausser in diesem Beleg auch mundartlich weiblich vor und bedeutet überall im Osten Frankreichs, wo es vorkommt, »soupirail de cave»: so wall. *larmîre* (Kinable[1]), lothr. *larmier* (Haillant[2]), fr.-comt. (Monnier[3], Poulet[4]), champ. (Baudouin[5], Tarbé[6]), Saône-et-Loire (Fertiault[7]), Lyon (Puitspelu[8]). Es läge an der Hand eine Bedeutungsverschiebung von »Luftloch im Keller», »Kellerfenster» zu »Dachfenster» anzunehmen — eine Verschiebung in entgegengesetzter Richtung kommt auch vor: so definiert z. B. Avril die Bed. des Wortes *lucarno* folgendermassen: »ouverture que l'on fait pour donner de l'air ou du jour à une *cave*, ou à quelque autre lieu *souterrain* —, doch wäre es vielleicht auch nicht unmöglich diese Bedeutungsverschiebung näher an den Ursprung des Wortes zu setzen, wenn nicht gerade an das Auge, woraus die Tränen (*larme*) fliessen, so doch an die Dachrinne oder das Loch[9], wodurch das Traufwasser hinabfliesst; beide, sowohl Dachfenster als Dachrinne, haben jedenfalls eine ähnliche

[1] Glossaire technologique wall.-franç. du métier des brasseurs (Bullet. de la Soc. liég. II. 13.).

[2] Essai sur un patois vosgien (Annales de la Soc. d'émulation du département des Vosges, 1885–86).

[3] Vocab. de la langue rustique et populaire de la Séquanie, 1857 58.

[4] Essai d'un vocab. étymol. du pat. de Plancher-les-Mines (Haute-Saône), 1878.

[5] Gloss. du pat. de la Forêt de Clairvaux, 1886.

[6] Recherches sur l'histoire du langage de Champagne, 1851.

[7] Dict. du langage popul. verduno-châlonnais (Saône-et-Loire), 1896.

[8] Dict. étymol. du pat. lyonnais, 1887—90.

[9] Il n'est pas douteux qu'à l'origine *le larmier* ne fût un trou destiné à évacuer les eaux d'une toiture ou d'une terrasse. Le sens s'est ensuite étendu à des trous qui n'avaient pas la même fonction, tels qu'un soupirail de cave» (Puitspelu).

Funktion, das erste hinsichtlich des Lichts und der Luft, die letztgenannte hinsichtlich des Wassers. Eine Verschiebung dieser Art scheint übrigens das afrz. *levier* in der Bed. »lucarne» (Gdfr.) zu beweisen, falls dieses Wort, wie leicht zu vermuten, als eine mit dem bestimmten Artikel verschmolzene Form des *évier* »Gussstein» (von runder Form oder mit einem runden Loch versehen?) aufzufassen ist; hat sich nämlich aus afrz. urspr. »Gussstein» ein Dachfenster (!) entwickeln können, so liegt die Annahme einer Verschiebung von »Dachrinne» zu »Dachfenster» näher.

Eine andere Benennung des Dachfensters, die ihren Ursprung einer Bedeutungsverschiebung verdankt, ist das gasc. *arquère*[1] »petite fenêtre, lucarne» (Lespy-Raym.); in derselben Bed. auch bei Mstrl. (*arquièiro, archiero*) und D'Hombres-Charv.[2] (*arquièiro*). »Ce mot vient de son ancienne application aux meurtrières par où tiraient les archers qu'on nommait *arquiès*» (D'Hombres-Charv.). Das W. hat mithin ursprünglich eine »Schiessscharte» bedeutet (vgl. unter archeria bei DC.), und die Form der Schiessscharte habe also die neue Verwendung veranlasst. Die Verschiebung von »Schiessscharte» liegt auch vor im wall. *bâbècîna*: li chet k'è gripé so l'teû po l'*bâbècînn* — le chat est monté au toit par la lucarne» (Forir), *bâbècîne* (Recueil de comparaisons pop. wall. par Defrecheux. Bull. de la Soc. liég. II., sér. 9), *babecine* (Body: Voc. des charrons, charpentiers etc. Bull. 1863, 1865 und Id.: Voc. des couvreurs en chaume etc., s. oben) und *bab-et-sînn* (Rmcl.). Das W. bedeutet überall »lucarne, sorte de petite fenêtre pratiquée au toit pour donner du jour aux greniers, aux chambres du comble» (Rmcl.) und geht nach Grandgagnage auf ein altwall. *babescine* zurück, in Namur *barbakène*, welches wiederum ein arabisches Lehnwort bârbâkkhaneh »galerie servant de rampart au devant

[1] Bei Du Cange: archeria »fenestricula oblongior in urbium castrorumque muris». Wohl rekonstruiert. Littré hat noch *archière* in der Bed. »lucarne», das W. scheint aber schriftsprachlich veraltet zu sein, in der letzten Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie findet sich das W. nicht mehr.

[2] Dict. languedocien-franç., 1884.

d'une porte» (Ziemann: Mhd. Wörterb. nach Grdgagn.) sein dürfte. Über die Bedeutungsverschiebung und Bed. des schriftsprachlichen *barbacane* »fenêtre longue et étroite dans les églises du moyen âge» s. Dict. général, Hatzf.-Darm.-Th. Ausser im Wall. kommt das W. in der obenerwähnten Bed. meines Wissens in den Mundarten nicht mehr vor. Thibault (Gloss. du pays blaisois) belegt zwar ein männl. *barbecain* »lucarne» (ein älterer Beleg *barbequin* aus dem Jahre 1616 findet sich auch bei ihm), doch wäre ich geneigt eine gewöhnlichere Verwendung des Wortes in dieser Bed. zu bezweifeln. Das von Atl. ling. unter *fenêtre* in den Alpes-Maritimes verzeichnete *bárkã* (*á* bezeichnet ein betontes offenes *a*) kommt auch bei Andrews (Vocab. français-mentonais) vor, wo *barcan* männl. und mit »fenêtre» erklärt ist. Unzweifelhaft hat man es hier nur mit einer volkssprachlichen Verkürzung des obenerwähnten *barbacane* in dessen männlicher, nasal auslautender Form (vgl. oben *barbecain*) zu tun.

Eine Bedeutungsverschiebung von dem zum Dach gehörigen zum Dachfenster liegt bei schriftsprachlichem *mansarde* »fenêtre pratiquée dans la partie presque verticale du toit à comble brisé» vor, welcher letztgenannte Begriff »gebrochenes Dach» wie bekannt seinen Namen *mansarde* dem berühmten Architekten *Mansard* verdankt. Auch *faitière* (von *faîte* »Firste»), früher wohl *lucarne faitière,* jetzt oft allein für sich: »lucarne pratiquée dans le toit etc.» gehört hierher. Vgl. eine ähnliche Wortbildung beim finnischen *lakeinen:* ursprünglich das zur Decke gehörige, die in den primitivsten Wohnungen der Finnen, den sogenannten *kota*, in der Decke (finn. *laki* = Decke) befindliche Öffnung, durch welche der Rauch hinausging, später eine Luke oben in der Wand unmittelbar unter der Decke, eine Luke, die zu demselben Zwecke diente wie früher. Dass dieses finn. W. *lakeinen* gerade für Fenster oder Dachfenster irgendwo gebraucht wäre, wüsste ich nicht; jedoch dürfte die Annahme nicht allzu gewagt sein, dass in den ursprünglicheren Verhältnissen diese in der Wand angebrachte Öffnung nicht nur als Abzugsloch sondern auch als Fenster angewandt worden sei, und dass

auch ihr Name die mit einem zuzuschiebenden Laden versehene Fensteröffnung bezeichnet habe.

Wir kommen jetzt zu den Fensternamen, die durch eine Bedeutungsverschiebung pars pro toto hervorgerufen sind. Hier kommen natürlich die drei Hauptteile des Fensters: der Rahmen, das Kreuz und die Scheibe in Betracht. Der Fensterrahmen, nfrz. *chassis* (capsicium aus lt. capsa »Behältniss» Georges), liegt dem pikardischen Ausdruck *cassis* »fenêtre», auch »carreau de fenêtre» zugrunde. Das W. ist nach Atl. ling. (unter *fenêtre*) auch nur in der Picardie, nämlich im Departement Somme anzutreffen, wo es in zwei Formen *kčsĭ* (*kasĭ*), *kasẽ* (Suff. -inum) vorliegt. In diesem Zusammenhang sei kurz auf eine Bedeutungsspezialisierung »Einschnitt» (z. B. in die Mauer) — Öffnung, Fensteröffnung (Fensterrahmen) — Fenster bei dem afrz. *entaille* »fenêtre» hingewiesen.

Der vom Kreuz (*croix* < crucem) umfasste Raum, die mit dem Kreuz versehene Öffnung (Fensteröffnung) und schliesslich das Fenster überhaupt, oder vielleicht richtiger — gleichwie »das zusammen (simul) gelegte» *assimulata eine *assemblée* »die versammelten Leute», »die Versammlung» ergeben hat — das zum Kreuz gelegte, die ein Kreuz bildenden Stein- oder Holzteile des Fensters, das Fenster selbst, eine derartige Bedeutungsverschiebung muss dem schriftsprachlich vorkommenden Ausdruck *croisée* in der Bed. »Fenster» vorausgesetzt werden. Schriftsprachlich dürfte das W. in dieser Bedeutung hauptsächlich nur in der Poesie gebräuchlich sein, mundartlich ist es neben *fenêtre* die verbreitetste Bezeichnung für Fenster. Es ist über ganz West- und Nordfrankreich neben *fenêtre* belegbar — auf dem prov. Sprachgebiet nur im Gascognischen (dép. Gers, Landes, Lot-et-Gar., Gironde) — und kommt auch spärlich im Osten vor, so in den Dep.:s Marne, Meuse, H.-Marne, C.-d'Or, Saône-et-L., Nièvre, Yonne u. Loiret (vgl. näheres Atl. ling.). Die mundartlichen Belege in Atl. ling. zeigen überall, auch auf dem obenerwähnten gascogn. Gebiete [1], eine Form, die auf eine späte

[1] Die lautregelmässige Form *crotz* (crucem) weisst der altbearnesische Beleg *crotseya* »fenêtre en croix» (Lespy-Raym.) noch auf.

Entlehnung aus der neufranzösischen Schriftsprache deutet! so ist die erste Silbe gewöhnlich mit *krwa-* (selten mit *krwe-*) bezeichnet, eine Aussprache, die in der Schriftsprache höchstens in das 15. Jahrhundert zurückreicht (vgl. Nyrop, Gramm. hist., I. § 160).

Die dritte pars pro toto war, wie gesagt, die Scheibe. Schon die Römer hatten für Fenster eine derartige Benennung: specular oder specularia, eigentl. »Fensterscheiben» aus einem durchsichtigen Stein, Spiegelstein lapis specularis, »der sich in dünne Blätter teilen lässt» (Georges), dann das ganze Fenster selbst. In der vulg. Sprache bedeutet specular schon »vitrea fenestra» (DC.). Dass aber das Wort specular für Fenster überhaupt, nicht nur speziell für Fenster mit Scheiben aus Spiegelstein angewandt worden ist, scheint die Hinzufügung eines Adjektivums wie corneum (s. Georges) zu beweisen. Das W. ist auf dem gallo-romanischen Gebiete, soviel ich weiss, für unseren Begriff verloren gegangen. Auch ein fenestra cornea oder specular corneum findet sich im Galloroman. nicht weiterentwickelt. Darf man vielleicht schon daraus schliessen, dass die Zeit der Fensterscheiben aus Spiegelstein und Horn, wenn derartige Fensterscheiben auch mit dem Bauwesen der Römer nach Gallien gekommen wären, jedenfalls nicht lange gewährt hat, und dass diese primitiveren Scheiben als weniger zweckmässig schon früh von den Glasscheiben verdrängt worden sind? Das lat. vitrum »Glas als durchsichtige Masse» fing in der vulg. Sprache an den aus dieser Masse verfertigten Gegenstand, sowie die Fensterscheibe zu bezeichnen; die Verwendung der Fensterscheibe schlechthin für Fenster liegt aber nahe, und besonders nahe in der Volkssprache, wo mit dem Fenster vielleicht die einzige Scheibe gemeint wird. Eine derartige Bedeutungsverschiebung: Glas als Fenster, kommt auch im Finn. vor, wo ich oft *lasi* (oder *klasi;* schwed. *glas*) für Fenster im allgem. gehört habe. Du Cange übersetzt schon vitra mit »fenestra vitrea». Diese pars pro toto kommt noch in einigen Mundarten vor, so belegt Delboulle[1] aus der Norm. ein *vitre*

[1] Glossaire de la Vallée d'Yères, 1876.

in der Bed. »fenêtre d'une maison» (in Atl. ling. findet sich ein Beleg *vit(r)* ausser in den norm. Dep:s Calvados u. Seine-Inf. noch in Marne und auf dem. wall. Geb.) und Vayssier[1] *bitro* »fenêtre avec carreaux de verre». Umgestaltungen des Wortes durch Suffixe hat es mehrere als Bezeichnungen für Fenster gegeben, so afrz. *verial*[2] »fenêtre vitrée (Gdfr.; Suff. -ale), wall. *vitrinn* (nfrz. *vitrine;* Suff. -ina) »sorte de fenêtre en saillie» (Rmcl., Forir), burg. *voreire* »fenêtre vitrée» (Mignard[3]; Suff. -aria; vgl. schriftspr. *verrière* »fenêtre ornée de vitraux peints» HDT.), pic. *voisière?* (Corblet[4]), alles Formen, die wahrscheinlich schon veraltet sind, wenigstens kommen sie im Atl. ling. nicht mehr vor.

Eine eigentümliche Bezeichnung für Dachfenster ist das schriftsprachliche *tabatière*, welches eigentl. eine Tabaksdose — daher auch früher *tabaquière* aus *tabac* (span. tabaco) —, eine Tabaksdose, deren Deckel mit Angeln befestigt ist, bedeutet, dann eine Fensterscheibe, die, einseitig befestigt, ähnlicherweise zu öffnen ist, und dann das ganze Fenster.

Kleines »Viereck» (quaternio?) wird kurzum das Dachfenster in der Champagne und im Dep. Yonne benannt, wo Formen wie *cairniau, carneau* (Jossier Père; Suff. -ellum), *querniotte* (Tarbé, Saubinet[5]; Suff. -ottum) belegt worden sind (vgl. schwed. *ruta* »Viereck», »Fensterscheibe» für Fenster).

Zuletzt sollen einige Fensterbenennungen erwähnt werden, die ihren Ursprung der Mode, dem Baustil eines gewissen Volkes oder Landes, einer gewissen Stadt verdanken und deshalb aus dem Namen des Volkes oder der Stadt gebildet sind. So erklärt sich das in Saône-et-Loire belegte *flamanche* »lucarne d'un grenier, petite fenêtre d'une mansarde» (Fertiault),

---

[1] Dict. patois-franç. du département de l'Aveyron. 1879.

[2] veriale: »Mandamus quod in omnibus parietibus seu domibus — — — factis seu faciendis numquam fiat hostium, vel fenestra, vel veriale» (DC.).

[3] Vocab. raisonné et comparé du dialecte — — — de Bourgogne. 1870.

[4] Gloss. étymol. et comparatif du pat. picard, ancien et mod., 1851.

[5] Vocab. du bas langage rémois, 1845.

dasselbe auch bei Perrault-Dab.: »terme de construction, fenêtre à saillie hors du toit, suivant la mode *flamande*» (»La chose et le mot sont probablement une importation faite en Bourgogne au temps des ducs» Perr.-Dab.).

Nach Delboulle benennt man in Vallée d'Yères ein »fenêtre percée dans le grenier d'une maison» mit *belle-voisine*. Unzweifelhaft dasselbe W. wie das afrz. Adj. *belvoisin, bialvoisin, biauvisen*, welches Gdfr. mit »fabriqué à Beauvais, à la mode de Beauvais» erklärt: *»une fenestre biauvisenne»* (1304. Trav. aux chât. des c:tes d'Art., s. Gdfr.). Vgl. mit diesen zwei zuletzt erwähnten Fensterbezeichnungen das wall. *attique* (»terme de menuiserie, châssis d'imposte; la partie immobile d'une fenêtre qui se trouve au-dessus des deux vantaux» bei Body, Voc. des charrons, charpentiers et menuisiers in Bull. de la Soc. liég. 1863, 65), welches seinen Ursprung wohl einem Baustil mit attischen Pfeilern besonders an den oberen Teilen eines Gebäudes verdankt.

Ein deutsches Lehnwort ist das in der frz. Schweiz belegte *vouapa, vapa* »fenêtre en verre peint», welches wohl dem deutschen Wappen entstammt: »sur ces vitraux sont ordinairement peintes les armoiries du maître de la maison ou de ses amis, qui lui ont fait cadeau d'une fenêtre peinte, quand il a bâti sa maison» (Bridel, Gloss. du pays de la suisse rom. in Mém. et documents publiés par la Soc. d'histoire de la Suisse rom. XXI).

Ein Bodenfenster oder vielmehr eine einfache Luke bezeichnet *»gerbière»* in einigen Mundarten, so *guerbière* in der Normandie, (Moisy [1], Métivier [2]), lothr. *jèrbīr* (Rolland [3]), *jeulbire, jeurbire* (Jaclot [4]), Bas-Maine *jerbyér* (Dottin [5]), welche entweder so zu erklären, dass durch diese Luke »on fait passer les *gerbes*» (Dottin) oder dass sie »était bouchée de *gerbes*» (Métivier; »A Guernesey *guerbière* est le nom que

[1] Dict. du patois normand (région centrale), 1887.

[2] Dict. franco-norm. (Guernesey), 1870.

[3] Vocab. du pat. du pays messin (Romania 1873, 1876).

[4] Vocab. patois du pays messin, 1854.

[5] Gloss. du Bas-Maine, 1899.

l'on donne à la fenêtre, bouchée de gerbes, d'un grenier à foin» Moisy).

Unklar sind folgende Benennungen eines Fensters, resp. Dachfensters: Bas-Maine *kénuf* (*é* = *e* »moyen»; *u* = *u* fr.; *f* = *ch* fr.) »lucarne» (Dottin), ital. *baluéri* f., *balüarda* »finestra» (Nigra in Arch. glottologico III. 53), savoy. *lwêzi* m. »petite lucarne, œuil de bœuf» (Const.-Désorm. [1]), Séquanie, Franche-Comté *tchafa* »lucarne» in Montbéliard (Monnier) und ital. *béru, büra* (Atl. ling.).

II. Kellerfenster, Kellerloch.

Das Kellerloch dient hauptsächlich als Dunstloch, Abzugsloch, in zweiter Linie kommt auch die Bedeutung des Kellerlochs als »Lichtloch» in Betracht. Kein Wunder deshalb, dass auch jener Begriff eine bedeutende Rolle bei der Namengebung eines Kellerfensters gespielt hat. Schon die Römer hatten ihr spiraculum »Luftloch» aus spirare »atmen, hauchen» gebildet, ein Ausdruck, der im Afrz. sowohl in erbwörtl. Form wie *espirail* (*spiral*) als gelehrt *spiracle*, beide in der Bed. »Kellerloch», vorkommt. Ein spiraculum lebt in dieser Bed. auch im Prov. (Altprov.?) fort: *espirai* (Mstrl.), *spiray* (Andrews [2]), *espiralh* (Duplan). Auf *spirale (aus spirare) gehen Formen wie *espirau*, *espiral* (*bespiral*, *respiral* bei Mstrl.; vgl. sp. *respiradero*) zurück.

Neben lat. spiraculum aus spirare ist wohl schon früh aus suspirare »ausdunsten» ein *suspiraculum gebildet worden, welches als Grundwort für die gewöhnl. schriftsprachliche Benennung *soupirail* »Kellerloch» vorausgesetzt werden muss. Dasselbe auch im Prov. belegbar: lang. *souspirail* (Gary), gasc. *soupiralh* (Duplan) in derselben Bed.

War hinsichtlich des lat. spiraculum schon das »Ausdunsten» der massgebende Faktor bei der Benennung des Begriffes, so zeigt sich dieser Faktor in noch mannigfaltigerer

[1] Diction. savoyard, 1902.

[2] Vocab. franç.-mentonais, 1877.

Weise bei den neueren Benennungen lebendig. Bevor wir aber zu diesen kommen, mögen einige andere Benennungen des Begriffes erwähnt werden, denen eine einfache Bedeutungsspezialisierung zugrunde liegt. So wird kurzum mit »Loch» das Kellerloch benannt: *traou* »soupirail»[1] in Provence (Avril), afrz. *pertuis* »soupirail» (Gdfr.), und endlich das im Norden und besonders im Osten gewöhnliche *larmier*, wovon oben näheres unter »Fenster». Ein »Loch» liegt vielleicht, obgleich das Etymon dunkel ist, noch folgenden Wörtern zugrunde: norm. *buette* »ouverture pour laisser pénétrer le jour dans une cave» (Delboulle), wall. *boëtte?* (vielleicht richtiger mit wall. *bawette* zusammenzustellen) »soupirail» (Sigart[2]). Ein *buette* könnte als Weiterentwicklung von *buhot* »camini spiraculum» (DC.) aufgefasst werden, welches wiederum nach Littré eine dimin. Form von *buie* < buga »trou» sein sollte. Das W. wäre somit aus germ. buk (vgl. bei Körting ital. *buca* »Loch» unter diesem W.) abzuleiten. Zu demselben Stamme buk müsste man vielleicht auch *bwelõ*, Bas-Maine, in der Bed. »soupirail» (Dottin, Suppl.) zurückführen.

Zwischen dem Begriff »Loch» überhaupt und spez. »Dunstloch» liegt das Loch, wovon überhaupt etwas ausgeht: champ. *essort* »soupirail de cave» (Saubinet, Tarbé), afrz. *essort:* fit et assit une croisee de fer sur *l'essort a'une cave* etc. (1431, Arch. législ. de Reims I. 506. Gdfr.); das Loch, wovon etwas ausströmt, ausstrahlt: wall. *rayelle* »soupirail» ist unzweifelhaft von lat. radiare (radius) »strahlen», afrz. *raïier* »strahlen, strömen» (Körting) abzuleiten (vgl. frz. *rayère* »Wasserleitungsrohr»).

Das Kellerloch als »Luftloch»: gasc. *eiriau, airiau,* lim. *eirial*, lang. *airial* »soupirail» (Mstrl.; etwa < lat. aeriale, aer »Luft»); als »Windloch»: afrz. *esventail* »soupirail» (Gdfr.) und gelegentl. *ventillon* (id.); als »Hauchloch», »Dunstloch»: prov. *alenadou* »soupirail» (Mstrl.; < vulg. lat. *halena, viel-

[1] Das Beispiel Avrils lässt aber eine Spezialisierung gar nicht vermuten, hier näml. *traou* nur »Loch»: »*traou* que douno d'er à uno crotto» (Avril).

[2] Dict. du wallon de Mons et de la plus grande partie du Hainaut, 1870.

leicht eine Kontamination von halare »hauchen, ausdünsten« und anhelare »atmen»).

Bei allen Benennungen eines »Kellerfensters», die bis jetzt berührt worden, wenn wir von den Bedeutungsspezialisierungen von »Loch» absehen, ist das »Dunstloch», »Abzugsloch» bei der Namengebung charakteristisch gewesen (vgl. finn. *ilmareikä*, *henkireikä*). Ganz unbedeutend ist aber auch nicht der Einfluss derjenigen Begriffe auf die Bezeichnung eines »Kellerlochs» gewesen, die mit der Beleuchtung zusammenhängen. Hier das pik. *éclair* »soupirail» (Corblet; vgl. unter »Fenster» vulg. lat. clareria), hier *jour de croto* »soupirail de cave» (Mstrl.; vgl. unter »Fenster») und einige ebenfalls vereinzelte Benennungen, die mit der Beleuchtung verwandte Begriffe bezeichnen und schon unter »Fenster» erwähnt sind: *fenestroun* »soupirail» (Avril; eigentl. »kleines Fenster»; dim. Suff. -onem) und *lucarno* (daselbst; vgl. unter *larmier* unter »Fenster»).

Unter den bildlichen Ausdrücken kommt auch hier der Mund in Betracht, mag dann die äussere Form oder die Funktion des Mundes, das Trinken — das Luftloch »trinkt» die Luft herein — Vergleichungspunkte mit einem Abzugsloch eines Kellers geliefert haben: prov. *boujau* (gasc.), *boujal* (lang., lim.), *bouchal* (gasc.) »soupirail d'une cave» (Mistral, Vayssier), afrz. *boucau* (Gdfr.), vgl. das W. unter »Fenster». Auf ein »trinken» (lt. bibere) muss vielleicht gasc. *beyriál* (*béyro*) »soupirail, ouverture étroite pratiquée aux caves etc. pour donner un peu d'air ou de jour» zurückgeführt werden, oder, was mir annehmbarer scheint, liegt hier das obenerwähnte vulg. lat. veriale, etwa »Glasfenster» (das anlautende *b* unter spanischem Einfluss), zugrunde, eine Annahme, die um so mehr plausibel erscheint, da ja auch das afrz. W. in dieser Bed. vorkommt: le suppliant s'en entra dedans la cave . . . . par ledit *verial* etc. (Gdfr.).

Wir haben oben unter »Fenster» das afrz. *oie, ouye* und *ouy de cave* erwähnt (ein *ouie de cave* belegt auch Moisy in der Bed. »soupirail pour éclairer et aérer les caves sous terre»). Die äussere Form dieser Wörter liesse sich durch

ouir (lt. audire) erklären, und wir hätten es hier mit einer Benennung zu tun, wo das Luftloch des Kellers oder dessen Funktion mit einem Ohr oder der Funktion desselben verglichen würde. Vielleicht ist aber das in Blois von Thibault[1] belegte *ouis* »petite ouverture qui sert à l'aération d'une cave» dasselbe W. wie *ouie* oben; jenes *ouis*, welches Th. auch in der Form. *houis* verzeichnet, ist wiederum unzweifelhaft von lat. *ustium »Tür» abzuleiten; somit läge hier eine Bedeutungsverschiebung von Tür zu Fenster und weiter zu Kellerfenster, Kellerloch vor (vgl. portug. *janella* »Fenster» < januella, dim. lt. janua »Tür»).

»Der kleine Mond» heisst das Kellerloch in der Gascogne: *luneto de croto* (vgl. *luneto* oben unter »Fenster»).

»Kleines Viereck»: *cairniau, carniau* neben »lucarne» auch »soupirail» (Jossier Père; vgl. oben »Fenster»).

»Schiessscharte»: lang. *arquièiro* neben »lucarne» auch »soupirail» (Mstrl., D'Hombres-Charv.; vgl. oben »Fenster»).

Puitspelu belegt ein W. *furignon* »larmier de cave» und leitet es von *fúro* »furet» (?) ab: »*furignon* = trou par où passe le furet».

Afrz. *buse*, *buise* »conduit, soupirail» (Gdfr.) und fr.-comt. *bieno* (?) »soupirail» (Monnier) sind unklar.

Walter O. Streng.

Note sur un manuscrit des *Exempla* de Jacques de Vitry

Dans le *Catalogue des manuscrits de la Bibliothèque de l'Arsenal,* par H. Martin, on apprend que le manuscrit lat. 1100 (100 H. L.) contient comme dernier numéro un recueil d'exemples de la *Disciplina Clericalis* de Petrus Alphonsi.[2] Ce recueil commençant au f:o 65 et le manuscrit comprenant

[1] Gloss. du pays blaisois, 1892.

[2] T. II, 1886, p. 279. »N:o 6 f:o 65. Exempla quedam ex libris Petri Alfonsi. f:o 96 v° --97. Tabula exemplorum.»

en tout 96 f:os, on s'attend par suite à trouver ici une copie complète du livre du juif espagnol, si répandu pendant le moyen âge. Or, il n'en est rien. Les exemples tirés de la *Disciplina* ne sont qu'au nombre de cinq [1] et ne s'étendent qu'au f:o 68 r:o. La suite est une collection d'exemples tirée du recueil des *Sermones vulgares* du célèbre prédicateur Jacques de Vitry († 1240). On n'a pas besoin de confronter les textes pour constater ce fait, car on lit à l'endroit précité: *Incipiunt quedam exempla que narrat magister iacobus de viteriacho* (ou plutôt *viteuiacho*) *in sermonibus suis.*

C'est probablement à cause de cette omission dans le catalogue que le manuscrit n'a pas été nommé par l'éditeur des *Exempla*, T. F. Crane [2]. Lecoy de la Marche, qui dans son livre *La Chaire française au moyen âge* [3] donne une liste des manuscrits de Jacques de Vitry, ne le mentionne pas non plus. Cela n'est vraiment d'aucune importance, le manuscrit en question datant, selon une annotation à la fin, de l'an 1418 et le choix des exemples qui s'y trouve étant à peu près le même que dans un autre manuscrit connu, et plus ancien, celui de la Bibliothèque Nationale de Paris, fonds lat. 18134 [4]. Comme ce manuscrit, le nôtre contient d'abord toute une suite d'histoires qui ne sont pas de Jacques de Vitry: sur 105 exemples il y a 39 étrangers à notre auteur et 66 qui peuvent être identifiés avec des chapitres de l'édition de Crane. Mais le fait mérite d'être signalé, d'abord pour la constatation de l'existence d'une autre copie du ms B. N. 18134 et ensuite pour ne pas induire en erreur ceux qui cherchent des traces de la *Disciplina Clericalis* dans les recueils d'exemples.

Je donnerai ci-dessous les rubriques des histoires du ms de l'Arsenal telles qu'elles sont dans le texte (les rubriques de la table diffèrent un peu), et je mettrai en parenthèse les correspondances de l'édition de Crane.

[1] Ce sont les numéros 1, 2, 11, 12 et 17 selon l'édition de Labouderie.

[2] *The Exempla or illustrative Stories from the Sermones Vulgares of Jacques de Vitry.* Edited by Thomas Frederick Crane. London, Folk-Lore Society, 1890.

[3] Paris 1868. P. 474.

[4] Voy. Crane, Introduction, p. L—LI.

Notre manuscrit suit très fidèlement l'ordre des histoires dans le ms B. N. 18134. Il omet cependant six histoires de ce ms, dont une n'est qu'une répétition d'une autre, et il a une histoire que le ms plus ancien n'a pas. Il s'arrête aussi beaucoup plus tôt que l'autre, car dans le ms 18134 il y a en somme 137 morceaux, dont 27 viennent après la dernière des histoires de notre manuscrit [1].

De abbate et monachis quibus demones illuserunt.

De homine qui hospitatus est apud Christum, contrarium exemplo precedenti.

De episcopo parisiensi.

De beato Bernardo et de duobus ejus monachis egrotantibus.

De Aristotele et uxori Alexandri.

De Magistro Sella et contra illos qui mortuos defraudant.

De heremita cui diabolus in specie hominis ministrabat et quomodo decepit eum.

De equo prelati quem frater ejus quadam arte optinuit.

De prelato delicato qui factus est monachus cisterniencis.

De predicatore qui dedit asinum leprosis.

De homine illo qui se ipsum cruci affixit.

De illo qui in fine orationis cogitavit si haberet equum cum sella.

De illo qui minus percussus ab amico magis lesum se reputavit.

De converso et de buffone.

De archiepiscopo remensi et de eodem converso.

De Sancto Theobaldo et de demone qui eum voluit impedire.

De diabolo qui duxit uxorem cujus lingvam non potebat sustinere.

---

[1] M. Edw. Järnström a bien voulu collationner pour moi les rubriques du ms 18134. — Les identifications avec ce manuscrit ont été faites par M. Crane dans son édition p. L note. Il y a cependant là quelques erreurs (fautes d'impression) que je me permets de corriger. Ligne 2: XLV (XIV), lisez XLV (XV); ligne 3: LIV (LVII), lisez LIV (LVIII); ligne 8: LXXXIII (CXXXIII), lisez LXXXIII (CXXXII); ligne 10: LXXXIX (CLXXVI), lisez LXXXIX CLXXVII).

De illo qui commendavit uxorem suam diabolo.

De diabolo et de fure.

De monacho qui noluit videri a matre.

De illo qui petiit patri ut daret ei duas uxores.

De pio dolo quo sanctus Bernardus militem ad religionem induxit.

De Sarraceno qui non exierat a Damasco.

De monacho abstinente ad cujus partes oleum habundavit.

De illo qui scrinia plena lapidibus reponebat in monasteriis.

De abbate et monacho pecunioso.

De filia comitis tholosani et ejus matre.

De saraceno cui curati sunt oculi per calcem vivam.

De illo qui ligavit cepe calidum super oculos suos.

De simia qui denarios perjecit in mare.

De sacerdote qui per contentionem cantavit vesperas.

De Maugreno qui fecit scolarem ligare.

De Maugreno qui non sciebat cartam legere.

De hermita qui cum baculo volebat ejicere denarum de cella sua.

De juvene quem diabolus temptavit et superavit.

De episcopo qui revelavit cuidam regi crimen filie sue.

De milite qui peccata sua confiteri nolebat.

De rege iniquo a demonibus liberato et salvato.

De curiali cujus sepultura incensa est.

De sancta moniali que in ecclesia sepulta dimidia apparuit incendi. (Crane CCLXXII).

De corpore Valentini ab ecclesia post mortem projecto. [1]

De diabolo portante saccum. (Crane XIX).

De asino amplexante dominum suum.

De discipulo mortuo. (Crane XXXI).

De illo qui appellavit ne daretur ei eucharistia. (Crane XXXIX).

De rege qui semper tristis erat quando curiam tenebat. (Crane XLII).

De rege qui adoravit pauperes. (Crane XLVII).

[1] Ici, le ms B. N. 18134 intercale deux histoires: De duobus burgensibus et de rustico, et De duobus ioculatoribus.

De vetula que ollam effregit et lac effudit. (Crane LI).

De monacho qui missus ad causas nunquam obtinebat. [1] (Crane LII).

De moniali qui sibi oculos eruit. (Crane LVII).

De moniali qui procuravit ut comprehenderetur. (Crane LVIII).

De pulice et febre. (Crane LIX).

De moniali qui non poterat exire a claustro quando ymagini b. marie inclinabat [1]. (Crane LX).

De virgine quam miles de prostibulo liberavit. (Crane LXI).

De virgine quam leo liberavit. (Crane LXIV).

De milite concurrente ad martirium et de cophino rosarum. (Crane CCCVII).

De abbate qui nolebat manducare parvos pisces. (Crane LXX).

De paupere qui cantabat et letabatur. (Crane LXVI).

De iniquo procuratore et joculatore. (Crane LXVII).

De abbate qui latronem convertit. (Crane LXVIII).

De sacerdote et asino. (Crane LVI).

De heremita dampnato et latrone salvato. (Crane LXXII).

De diabolo amphoras vacuas reportante. (Crane LXXV).

De heremita qui patrem suum occidit. (Crane LXXVI).

De rege et milite qui viderunt pauperem letantem et cantantem. (Crane LXXVIII).

De filio regis qui nunquam viderat mulieres. (Crane LXXXII).

De nobili domina que pellicium suum dedit pauperi mulieri. (Crane XCIII).

De leproso quem consueverat comes Theobaldus visitare. (Crane XCIV).

De nobili muliere que leprosum tulit in domum suam (Crane XCV).

De iohanne episcopo Alexandrino qui contendebat cum deo. (Crane XCVII).

[1] Ms B. N. 18134 intercale: De monacho qui missus est ad vendendum asinos.

[2] Cette histoire manque dans le ms B. N. 18134

De sancto Furseo abbate qui capam a feneratore accepit (Crane XCIX).

De milite quodam et paupere clerico. (Crane CIII).

De angelo et hermita qui sepelierunt peregrinum. (Crane CIV).

De muliere que nolebat expendere telam ad sepeliendum maritum suum. (Crane CVII).

De angelo qui ducit heremitam ad diversa hospicia. (Crane CIX).

De milite qui retinuit equum cognati sui. (Crane CXIV).

De iuvene qui dixit patri ut consuetudinem removeret de terra sua. (Crane CXVI).

De Saladino qui fecit circumferri modicum tele. (Crane CXIX).

De beata maria que filium suum dabat accipientibus crucis signum. (Crane CXXI).

De heremita cujus cella remota erat ab aqua. (Crane CXXVIII).

De peregrino cujus animam Deus cum gaudio extraxit a corpore. [1] (Crane CXXXII).

De feneratore qui pecuniam suam in tres partes diuisit. (Crane CLXVIII).

De illo qui in morte jussit pecuniam dari ad usuram ut inde fierent elemosine. (Crane CLXIX).

De feneratore qui animam suam commendavit diabolo. (Crane CLXX).

De monachis quos fenerator post mortem verberavit. (Crane CLXXVI).

De feneratore cujus cadaver asinus tulit ad furcas. (Crane CLXXVII).

De milite avaro et ejus capa. (Crane CLXXXI)

De muliere qui semper erat contraria viro suo. (Crane CCXXXVII).

De muliere que consueverat jurare. (Crane CCXX).

[1] Ms B. N. 18134 intercale: De illo qui ab indignis sacerdotibus nolebat recipere sacramentum.

De muliere que appellabat maritum suum pediculosum. (Crane CCXXI).

De muliere que pratum dicebat esse tonsum. (Crane CCXXII).

De homine qui inhibuit uxori ne digitum poneret in foramine. (Crane CCXXVIII).

De muliere que inebriavit maritum suum. (Crane CCXXXI).

De muliere que mortuum maritum suspendit. (Crane CCXXXII) [1].

De cyconia que commisit adulterum. (Crane CCXXXIV),

De muliere cui inhibuit maritus ne intraret furnum. (Crane CCXXXVI).

De heremita qui pallium suum fecore cadaveris mortue mulieris implevit. (Crane CCXLV).

De muliere que nocte venit ad cellam heremite. (Crane CCXLVI).

De quadam muliere peccatrice. (Crane CCLXXXII).

De clerico qui peccata sua scripsit et flendo peccata delevit. (Crane CCCI).

De illo qui faciebat patrem suum jacere in stabulo. (Crane CCLXXXVIII).

De monacho qui ferrum calidum sine lesione in manu tenebat. (Crane CCXLVII).

De invido et avaro. (Crane CXCVI).

De lecatore et meretrice. (Crane CC).

De ioculatore qui carnes salsas comedebat in tempestate maris. (Crane CCIII).

W. Söderhjelm.

[1] Ms B. N. 18134 intercale: De uetula que decepit castam mulierem et De muliere que inebriavit maritum suum

Besprechungen.

L'abbé P.-J. Rousselot, Principes de phonétique expérimentale. Tome II. Paris, Welter, 1908. 1 vol. 8°, Ss. 639—1252. 30 Frcs netto. —

Der lange erwartete Schlussband des grossen Werkes Rousselots ist endlich nach einer Unterbrechung von 7 Jahren erschienen. Neben Scriptures *Elements of experimental phonetics* bildet es das vollständigste Nachschlagebuch, das wir augenblicklich besitzen; und es hat vor Scriptures Arbeit den Vorteil grösserer Vollständigkeit in philologischer Hinsicht. Gerade dieser Charakter dürfte die Arbeit besonders denjenigen Forschern empfehlen, die die Phonetik mit Rücksicht auf die philologischen Probleme oder auf die Sprachheilkunde treiben. Die praktischen (sprachwissenschaftlichen oder medizinischen) Anwendungen treten überall in den Vordergrund: die rein theoretischen Probleme werden weniger eingehend erörtert, wie dies bei einem Verfasser zu erwarten (und durchaus zu billigen) war, der als Philologe an die experimentelle Phonetik herantrat, und später ein wachsendes Interesse für die Tätigkeit des Institut de Laryngologie et d'Orthophonie in Paris gehegt hat. Aus dem Umstand, dass die Redaktion sich über eine lange Zeit hinauszog, und der Verfasser inzwischen neue Forschungsgebiete betrat, folgen Unebenheiten in der Komposition, die der Verfasser selbst in einer »Nachrede» eingesteht, ohne dass man ihm deshalb einen Vorwurf machen dürfte; man muss umgekehrt für die Fülle des dargebotenen Materials dankbar sein. — Dieser Band ist wie der erstere reich illustriert (326 Figg.)

Das Werk will nur die Prinzipien der Experimentalphonetik behandeln, und dem angehenden Forscher einen Leitfaden bieten. Danach muss es auch beurteilt werden. Es ist kein Grundriss der Phonetik vom experimentellen Standpunkte aus, und man darf nicht erwarten, über alle Fragen eine Antwort zu finden.

Der 1:ste Band behandelte die akustischen Grundbegriffe, das Gehör, die Versuchsmethoden, die Klangfarbe, die Sprechorgane, und im Kap. VI, Abt. 1—2 die allgemeinen Artikulationsverhältnisse und allgemeinen Merkmale der Lautklassen. Der vorliegende 2:te Band bringt zuerst (Kap. VI, Abt. 2, Schluss) nach überwiegend genetischen Gesichtspunkten die verschiedenen Laute: Vokale Ss. 640—850 (Rolle der Zunge, der Lippen, des Kiefers, des Segels, des Kehlkopfes, akustische Eigenschaften des Ansatzrohres, Luftstrom und Luftdruck), dann die Konsonanten (859—920), auch genetisch und akustisch; weiter verschwindende oder beginnende Laute (920—936). Die Abt. 3 ist der niederen Kombinationslehre gewidmet (936—989), Abt. 4 den Gestaltqualitäten der

zusammenhängenden Rede: Quantität, Tonhöhe, Intensität, Accent und Rythmus (989– 1100). — Im Kap. VII (1100—1161) werden die sprachpädagogischen und medizinischen Anvendungen der experimentellen Phonetik dargestellt. Ein Anhang giebt, ausser Ergänzungen zum ersten Band, praktische Winke zur Fourierschen Analyse.

Als besonders interessant will ich hervorheben: Strömungsverhältnisse für die Vokale (Strömungsgeschwindigkeit, Lootenssche Wirbel im Ansatzrohr); akustische Analyse nach der Stimmgabelmethode, mit Koenigs Tonreihe und Resonatorenserie ausgeführt; Hörbarkeit und Verständlichkeit von Tönen und Klängen (Lauten) bei wechselndem Abstand, Versuche, die für das Studium der physiologischen Intensität und der Gehörsempfindungen wertvoll sind. Ein Nachteil des Werkes ist dagegen die spärliche Anführung der einschlägigen Literatur. Ein Register über alle Bilder wäre am Schlusse des Werkes willkommen gewesen.

Zum Schluss will ich eine Anzahl Bemerkungen über einzelne Punkte zusammenbringen, die mir beim ersten Durchlesen aufgefallen sind.

S. 692. — Zur Veranschaulichung der Lippenbewegung für die frz. Vokale des Pariserdialektes wird eine Zusammenstellung von Aufnahmen der Mundstellungen nach Zünd-Burguet [1]) gegeben. Ich kann meine früher hierselbst (1907, f. 37—44) entwickelten Ansichten nur wiederholen [2]): die Form der Mundöffnung hat bei *i, y, u* einen anderen Charakter als für *e, o, ø*. Die Zusammenstellung bringt das noch klarer zum Vorschein: die Artikulation des »*u* moyen» (halbgeschlossenes *u* von *bouche*) weist gegen die des geschlossenen *o* einen Mangel an Runzelung der Lippen und einen weniger scharfen Schatten unter der unteren Lippe auf, die deutlich eine Zurückdrängung der Vorstülpung voraussetzen. Ebenso ist die Mundspalte für das halbgeschlossene *ɣ* (in *suc*) breiter als für das geschlossene *o* [3]).

[1]) Die Artikulationen sind z. T. von den Bildern in Rousselots *Précis de prononciation française* etwas verschieden, stimmen aber im grossen und ganzen überein.

[2] Einen weiteren Beweis für diese Auffassung will ich hier kurz erwähnen. Ich habe früher (Deux questions de phonétique française. Mém. de la Soc. III) nachgewiesen, dass die Bindungsform von *p* mit nachfolgendem labialisiertem Vokal verschieden ist, je nachdem der Vokal ein niederer (*o, ø*) oder ein hoher Vokal (*y, u*) ist. Vor hohem Vokal stellt sich als Übergangslaut eine Art Lippen *r* ein, das sogar vor geschlossenen *o, ø* fehlt. Nun fehlt auch der Zwischenlaut vor den gerundenten »Halbvokalen» *ɰ, ɥ* (*puis, puis*), eben weil die Lippenartikulation den *o, ø*, und nicht den *u, y* Charakter hat.

[3]) Es würde noch besser hervortreten, wenn man auch Profilaufnahmen hätte; es ist ein Mangel der Methode, dass es an solchen fehlt.

S. 813 fgg. — Die Strömungsverhältnisse der bei den Artikulationen ausgetriebenen Luft werden vom Verf. auf Grund eigener und anderer Versuche studiert. Merkwürdigerweise bleiben die Arbeiten Zwaardemakers [1]) unberücksichtigt, die auf diesem Gebiet, und speziell in technischer Hinsicht, von grosser Bedeutung sind. Zwaardemaker hat folgende Apparate konstruiert: einen Aerodromograph (Arch. f. Anat. u. Phys, physiol. Abt. 1904, Ss. 243—264) zur Bestimmung der Form und des Volums des Luftstromes; eine federnde Windfahne (ebda, 1902, Suppl. Ss. 399 fgg); einen Aerodromometer (Zs f. Instrumentenkunde, 1908). Zwaardemaker und Minkema haben über die bei der Artikulation in der Mundhöhle auftretenden Wirbel wertvolle Angaben veröffentlicht. — Auch hätten die bahnbrechenden Untersuchungen des Paters Lootens Erwähnung verdient.

Ss. 864 fgg. — Hier wird die Artikulation eigentümlicher georgischer Verschlusslaute besprochen. Der Verf. sagt S. 865. Fussn., dass sie bereits von Dr Azoulay 1902 bemerkt worden waren, hat aber übersehen, dass Sievers diese Laute in seiner Phonetik noch früher erwähnt und beschrieben hatte. Die 2 Elemente, die R. auf Grund seiner Experimente als charakteristisch hervorhebt: geringe Menge der ausgetriebenen Luft und Hebung des Kehlkopfes, finden sich dort richtig angezeigt [2]).

Ss. 872 fgg. Der Verf. kommt zum dänischen Stosston. Nach den überzeugenden Kurven, die er mitteilt, hat der normale inseldänische Stosston keinen vollständigen Glottisschluss. Ob die jütländischen Dialekte diesen Schluss kennen, bleibt eine offene Frage [3]). — Zu ähnlichen Schlüssen bin ich betreffend den lettischen Stosston gekommen. Die Kurven, die ich von 4 Letten (aus Kurland und Livland) erhalten habe, weisen durchgehends auf Tonbeharrung während des gestossenen Sonors. Nur ist die Stelle des Stosses durch plötzliche, starke Verminderung der Amplituden gekennzeichnet (also gewaltige Einschnürung der Stimmritze). Auch scheinen Veränderungen in der Tonhöhe dem Stosse zu folgen; ich will jedoch keine Behauptung wagen, bevor ich die Wellen gemessen habe. Die Kurven sehen den dänischen sehr ähnlich aus.

Ss. 886 fgg. — Der Verf. bespricht die tönenden Aspiraten. Seinen früheren Skeptizismus hat er aufgegeben. Doch erhellt aus dem Wortlaut seiner Ausführungen nicht, ob er tönende Aspiration

[1]) Auch im Anhang vermisst man den Hinweis darauf.

[2]) Beiläufig gesagt, kann dieses Beispiel einzelnen Verachtern der Untersuchungen mit dem blossen Gehör zum Nachdenken empfohlen werden.

[3]) Wie mir Prof. H. Pipping mitteilte, war K. Verner in Aarhus geboren, und seine Angaben über den Stosston könnten daher seiner eigenen Aussprache entsprochen haben.

nur bei Lenes, oder auch bei Fortes zugiebt. Die angeführten Beispiele gelten jedenfalls nur aspirierte Lenes (stimmhafte Mediæ aspiratæ der idg. Grammatik): so im Loangodialekt (Bantusprachgruppe) und im Neuirischen. — Dass auch Fortes mit tönender Aspiration gebildet werden können, scheint mir ausser Zweifel. Die Experimente Hr Adzarians für das Armenische sind insofern nicht klar, als aus dem Texte nicht genügend hervorgeht, ob die Okklusive einen Fortis- oder Lenischarakter haben (Tenuis oder tonlose Media), und die Beobachtung Sievers' (Vorhandensein von Lenes und Fortes mit tönender Aspiration nebeneinander im armenischen Dialekt von Astarak) wird dadurch nicht umgeworfen. — Der lappische Dialekt von Inari hat aber ein ausgebildetes System von aspirierten Tenues, wo sich die Aspiration, sowohl für mein Ohr wie auch auf den Kurven, als tönend erweist. Darüber wird die Abhandlung Mag. F. Äimäs hoffentlich Auskunft geben.

S. 915 werden Palatogramme von den englischen und französischen *sch*-Lauten mitgeteilt. Das Bild ist dem *Précis de prononciation française*, S. 62 entnommen; es kann aber unmöglich richtig sein, wie mir die erste Benutzung des Précis für meine Vorlesungen gezeigt hat. Nach dem Bilde wäre frz *ch* dental und mit schmaler Rinne gebildet, englisches *sh* dagegen cacuminal mit breiter Rinne. Ein Blick auf das Bild des Précis S. 50 für die *s*-Laute zeigt das umgekehrte Verhältnis, und erklärt auch den Unterschied. Es entstand beim Drucken des *Précis* eine Verwechselung, indem frz *ch* in das *s*-Bild, frz *s* in das *sch*-Bild geriet, was der Verf. auch diesmal übersehen hat.

Ss. 979 fgg. Hier wird die Silbenzählung behandelt. Die Ausführungen des Verf. sind zu kurz, und treffen m. E. den Kern der Frage nicht. Überhaupt hätte der ganze Abschnitt wegbleiben können, denn die dort erörterte Frage gehört eher in das metrische Gebiet als in das phonetische. Den Phonetiker interessiert nur das Problem: nach welchen Kriterien giebt sich die Silbe zu erkennen, und welche Veränderungen dürfen deren Elemente, besonders das sonantische, erleiden, ohne den Eindruck der Silbe zu vernichten? Darüber erfährt man a. a. O. nichts; der Verf. betrachtet nur die Frage von der Silbenzählung im frz. Verse, und zwar in Bezug auf 2 streitige Fälle (Reduzierung von Vokalen zu Halbvokalen im Hiatus und Verlust des unbetonten *ə*). Er geht vom »heutigen poetischen Vortrag» aus, was gerade bedenklich ist; denn nicht der Durchschnittsvortrag, auch nicht der Vortrag »der besten Künstler» darf als Grundlage der metrischen Forschung dienen, sondern der sinn- und stilgemässe Vortrag, was bereits eine strenge Wahl des Materials voraussetzt. M. E. muss die Frage experimentell folgendermassen gefasst werden. Dass der

Dichter eine gewisse Silbenzahl hat schreiben wollen, ist unzweifelhaft, und der Vortrag muss so eingerichtet werden, dass diese Silbenzahl herauskommt. Dadurch wird oft schon das Tempo (z. B. bei Hiatus im Inlaut) gegeben, und mit dem Tempo folgen weitere lautliche Charaktere des Vortrags, die von denen der gewöhnlichen Rede abweichen. Was die *ə* betrifft, brauchen sie nicht als solche (als Stellungslaute) artikuliert zu werden: sondern der Eindruck kann durch andere Mittel (abweichende Artikulations- und besonders Bindungsformen der umgebenden Laute) hervorgerufen werden. Was für Mittel *in casu* zur Anwendung kommen, das darf und muss die Phonetik erforschen; über die Qualifizierung des Vortrags hat aber nur die Metrik, bzw. die Rythmik zu urteilen. — Der Verf. sagt S. 982: »je crois que pour l'oreille *m l* [im Vers: *la femme se leva sans dire une parole*, vorgetragen *la fam səlva*] correspondent à deux syllabes seulement diminuées et non supprimées.» Da lag eben das phonetische Problem. Sofern der Vortrag rythmisch-metrisch gut war, muss eben (falls wirklich kein reduziertes *ə* dazwischen lag) die Artikulation von *m, l* eine ungewöhnliche gewesen sein (z. B. länger, oder stärker tönend, oder mit anderer Modulation, grösserer Intensität als sonst, o. dgl.). War der Vortrag dagegen metrisch falsch, dann ist er zu einer wissenschaftlichen Erforschung überhaupt unbrauchbar. Wir müssen einerseits die metrischen und phonetischen Gesichtspunkte geschieden halten, andrerseits darauf bestehen, dass nicht jede Versdeklamation zur Grundlage einer phonetischen Theorie des Verses dienen kann; sonst entgleist bald die ganze Forschung.

S. 1017 ist dem Verf. eine fehlerhafte Formel enschlüpft. Wenn eine gleiche Kraft auf verschiedene (ähnlich gebaute) Stimmgabeln einwirkt, und gesetzt, a_1, a_2, a_3, . . . seien die Schwingungsamplituden der Stimmgabeln, und l_1, l_2, l_3 . . . deren Schwingungsperioden, gilt nach den Experimenten Rousselots folgende Relation:

$$\frac{a_1}{l_1} = \frac{a_2}{l_2} = \frac{a_3}{l_3}$$

S. 1017 sagt er, dass die »Wellenlänge» (lapsus, muss hier »Periode» heissen), durch die Schwingungszahl ersetzt werden kann, hat aber übersehen, dass die Schwingungzahl $n = \frac{1}{l}$, und nicht l ist: die Gleichunngen

$$\frac{1}{233{,}5} = \frac{0{,}50}{467} = \frac{0{,}25}{934}$$

sind evident falsch, denn sie ergeben $1 = \frac{1}{4} = \frac{1}{16}$. Es soll also stehen $a_1\ n_1 = a_2\ n_2 = a_3\ n_3$. Diese Grösse nennt nun R. die »mechanische Intensität». Mit der akustischen (physikalischen) Intensität ist sie aber nicht identisch, und das Verhältnis beider Grössen wird nirgends erörtert. Obige Formel erlaubt nur (falls das Gesetz für die ganze Tonskala gilt, und gleichen Reiz vorausgesetzt), aus der Amplitude einer gegebenen Stimmgabel die Amplituden aller anderen, und, unter Berücksichtigung des Dekrements, die totale Schwingungsbahn jeder Gabel für einen gewissen Zeitraum zu berechnen; sie giebt aber die akustische Intensität gar nicht. Die physikalische Intensität muss bekanntlich aus dem Ausdruck für die lebende Kraft der schwingenden Stimmgabel hergeleitet werden, also nach der Formel $K = 1/2\ m\ v^2$. Die Massen m der untersuchten Stimmgabeln sind wohl ungleich, und müssten also mit in die Formel kommen. Die Grösse v ist eine Funktion der Amplituden und Schwingungszahlen, die also in die Intensitätsformel mit ihren Quadraten hineinkommen müssen. Es ist doch klar, dass der Ton, den ungleich grosse Gabeln bei gleichem Reiz geben, ebenso wohl ungleich stark ist, wie ungleich hoch. Das Verhältnis der Intensitäten I_1, I_2 von 2 Stimmgabeln wäre also unter diesen Umständen

$$\frac{I_1}{I_2} = \frac{m_1\ a^2_1\ n^2_1}{m_2\ a_2{}^2\ n^2_2},$$

nach welcher Formel die gleich darauf erwähnten Versuche (Ss. 1017 fgg.) zu beurteilen wären. Der Vorgang bei diesen Versuchen erhellt nicht klar aus dem Wortlaut des Verf. (»Les mêmes diapasons, ébranlés avec la même force et maintenus avec l'archet au même point»): waren gleiche Amplituden erreicht, oder nur gleiche Anschlagskraft angewendet? Es scheint jedoch, als wäre hier gleiche Amplitude zu verstehen (was wiederum ungleiche akustische Intensität zur Folge hat); denn, wenn man in obiger Formel die a^2 streicht, und statt n^2_2, n^2_3: $4\ n_1{}^2$, $16\ n_1{}^2$, schreibt, wodurch n^2_1 wieder schwindet, so bekommt man für das Verhältnis der Hörbarkeitsabstände

$$\frac{I_1}{I_2} = \frac{m_1}{4\ m_2} = \frac{3{,}47}{13{,}40} = \frac{1}{3{,}86}; \quad \frac{I_1}{I_3} = \frac{m_1}{16\ m_3} = \frac{3{,}47}{82{,}5} = \frac{1}{23{,}4},$$

was, in Anbetracht der unvolkommenen Versuchsanordnungen, leidlich gut stimmen würde. — Weiter muss dann die Anwendung

der Formel $I = \frac{a}{l}$ auf S. 821 abgelehnt werden, denn sie ergiebt $I = a\,l$, statt $a^2\,l^2$.

S. 1086. — Gegen meine (und Pippings) Methode für die Berechnung der Intensität zusammengesetzter Wellen durch Berechnung und Summierung der Partialintensitäten wendet R. ein, dass sie die Interferenzen der Teiltöne nicht berücksichtigt. Der Einwand ist mir nicht ganz klar. Die Interferenzen der Teiltöne geben sich bei der Kurve der gesamten Welle kund, und kommen also bei den Amplitudenbestimmungen zum Ausdruck; wenn sie für verschiedene Wellen verschieden sind, so ändert sich auch die Form der Gesamtkurve, und dementsprechend die Verteilung der Amplituden für die Teiltöne. Man müsste dann annehmen, dass die Intensitäten anders interferieren als die Amplituden; und dagegen habe ich meine Bedenken. Ich glaube, diese Methode ist, in dem jetzigen Zustande der akustischen Forschung, die sicherste.

Das Werk Rousselots darf in der Bibliothek des Fachmannes nicht fehlen. Daneben kann es dem Philologen und dem Pädagogen zum Nachschlagen warm empfohlen werden.

F. Poirot.

Wilhelm Viëtor, Deutsches Aussprachewörterbuch. 1 Heft. A-biogenetisch. Leipzig, O. R. Reisland, 1908. S. 1—48.

Seit 1882 schwebt die Frage über die Herausgabe eines deutschen orthoepischen Wörterbuches in der Luft. Dass das in N:o 4 des »Litteraturblattes für germanische und romanische Philologie» jenes Jahres angekündigte Wörterbuch von W. Viëtor damals ein frommer Wunsch bleiben musste, lag nicht nur daran, dass der Verfasser anderweitig in Anspruch genommen wurde, sondern auch an Hindernissen rein sachlicher Art. Die einschlägigen Streitfragen waren noch ein vollkommen unbearbeitetes Feld und das Ideal einer mustergültigen Aussprache nur erst theoretisch aufgestellt; in der Praxis herrschten hinsichtlich der Verwirklichung dieses Ideals noch sehr verworrene und einander widersprechende Ansichten. Drei Jahre später erschien dann W. Viëtors Büchlein »Die Aussprache des Schriftdeutschen», das neben Textproben in Lautschrift den ersten Versuch eines kleinen orthoepischen Wörterbuches brachte. Und 1898 endlich trat die bekannte »Bühnenkonferenz» zusammen, deren Ergebnisse Professor Th. Siebs unter dem Titel »Deutsche Bühnenaussprache» veröffentlichte. Nach diesen ein halbes Menschenalter währenden Vorbereitungen,

Prüfungen und Beratungen sind die prinzipiellen Gesichtspunkte nun soweit geklärt und festgelegt, dass an eine endgültige lexikalische Bearbeitung des Aussprachematerials geschritten werden konnte. Die Geduld der Sprachpädagogen, besonders im Auslande, ist durch die lange Vorbereitung auf eine harte Probe gestellt worden. Mit umso grösserer Befriedigung begrüssen wir nun das Erscheinen dieses Werkes, das, nach dem ersten Heft zu urteilen, eine ebenso zuverlässige wie gründliche und umfassende Belehrung verspricht. Das Werk soll 25 Bogen umfassen, die in etwa 8 Heften (à 40 Pf.) ausgegeben werden, und giebt nicht nur deutsche Wörter, sondern auch Fremdwörter und Namen. Es stellt sich in den Dienst der Ausspracheeinigung, die sich ja seit geraumer Zeit auf der deutschen Bühne und mit zunehmender Deutlichkeit auch im weiteren Kreise der Gebildeten beim mündlichen Gebrauch der Schriftsprache vollzieht, und zwar dergestalt, dass ihrem hochdeutschen (mittel- und süddeutschen) Formen- und Wortschatz eine niederdeutsche (norddeutsche) Lautgebung zuteil wird. Die zur Anwendung gekommene Lautschrift ist natürlich die der Association phonétique internationale.

Wir werden auf das Werk, sobald es vollständig vorliegt, zurückkommen und wünschen ihm die Verbreitung in Fach- und Laienkreisen, die ihm gebührt; wir hoffen, dass es dem verdienstvollen Verfasser vergönnt sein möge, uns recht bald mit dem Schlussheft dieses grossen Werkes zu beschenken, das seine wissenschaftlichen und praktischen Bemühungen um eine einheitliche Musteraussprache des Deutschen in würdiger Weise krönen wird.

J. Ö.

J. Priebsch, Ein altfranzösisches Mariengebet (Sonderabdruck aus dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Band CXXI, Heft. 1—2).

—»— *Drei altlothringische Mariengebete* (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur, 1908).

— — *Zwei altfranzösische Mariengebete* (From the Modern Language Review, Vol. IV, N:o 1, October, 1908, & N:o 2, January, 1909).

Ces trois mémoires donnent le texte de six poésies pieuses, toutes, à l'exception de la dernière, signalées par M. Priebsch pour la première fois.

I. La première — une prière à la Vierge dans la forme

assez rare de quatrains de décasyllabes monorimes [1] (début: *Reine dame, ki portas la dulçur, La med/e/cine de vie al pecchur)* — est tirée du ms. anglonormand Royal 2. A. IX du British Museum.

II. Les trois poèmes mentionnés en second lieu proviennent d'un livre de prières écrit, probablement à Metz, à l'usage d'une dame. Il est aujourd'hui coté Brit. Mus. Harl. 2955. Le premier (début: *Ave tres gloriouse dame d'umiliteit. Ave tres preciouse l s de virginiteit)* est la traduction d'une poésie latine imprimée par Dreves C'est une paraphrase de l'*Ave Maria* en 15 quatrains d'alexandrins monorimes [2] (dans les str. IV, V, VII—X les vers riment pourtant deux et deux). Comme c'est ordinairement le cas des poésies françaises insérées dans les livres de dévotion en latin, les vers sont très incorrects, et il est douteux qu'ils aient jamais été autrement construits. M. P. augmente de cinq numéros la liste de ces paraphrases dressée jadis par M. Paul Meyer et par moi. [3] — Le second poème a pour modèles deux poésies latines imprimées par Mone. La forme employée est le sixain rimant *aabccb* [4] (début: *Ave virge gratiouse. Virge meire gloriouse*). Au début, les vers sont de huit syllabes, mais ailleurs il y en a de dix syllabes. Des dix strophes du poème, la quatrième et la cinquième sont tout à fait irrégulières, ce qui semble provenir des modèles latins. — Le troisième poème, qui est en forme de dix quatrains d'octosyllabes rimant *aabb* [5] (début: *Ave dame, de cui volt naistre E soi de ton /saint/ lait repaistre)* ne semble pas être une traduction du latin.

III. En troisième lieu M. P. publie deux poèmes qui ont pour sujet les quinze joies de Notre Dame. Le premier — 15 «strophes d'Hélinand» (début: *Recorder voil la joie primere, Ke veroyment esteit rivere*) — est tiré du ms. Royal 11. B. III du Musée Britannique (XIV:e siècle). Ce volume a jadis appartenu à l'abbaye Bury St Edmunds. L'éditeur suppose que le poème aurait été composé par un moine de cette abbaye, le même qui a inscrit son nom au dernier feuillet: *Frater Martinus me scripsit.* Je crois pourtant que ce n'est que le copiste, car cette forme strophique n'a guère été usitée en Angleterre [6]. Notre poème aura pu être composé en Normandie. — Je signale au v. 111 le verbe curieux

[1] A ajouter au groupe VII de Naetebus, *Nicht lyr. Stroph.*, p. 56.

[2] A ajouter au groupe VIII de Naetebus.

[3] V. *Mém. de la Soc. néophil*, IV, p. 351 et suiv. — On peut se demander si le verbe qui se trouve au v. 53, *Jhesuz rois amerouz, qui faime tout le munde,* est vraiment le même que celui qu'enregistre Godefroy *s. v.* FAMMER.

[4] A ajouter au groupe LXV de Naetebus.

[5] A ajouter au groupe XL de Naetebus.

[6] Comp. Naetebus, p 132.

enviner 'devenir du vin', que le poète emploie en parlant des noces de Cana *(Feseit l'eve pure enviner)* [1].

Chacun des poèmes mentionnés ci-dessus a été conservé par un seul manuscrit. Il n'en est pas de même du poème que M. P. imprime en dernier lieu: on en connaît huit manuscrits, dont sept signalés par M. Paul Meyer [2]. L'éditeur a choisi pour son édition deux manuscrits exécutés dans l'Est; il reproduit le texte du ms. de Troyes n° 1905 et donne au bas des pages les variantes du ms. d'Oxford, Bodl. Douce 39 (actuellement coté 21613). Il est toutefois à peu près certain que le poème n'a pas été composé dans ce dialecte. Les rimes *liosse: largesse, lioisse: destresce,* auxquelles l'éditeur semble attacher de l'importance (p. 73), ne prouvent naturellement rien, puisque ces mots transcrits en français central (*liece, largece, destrece)* donnent des rimes parfaitement régulières. Il aurait mieux valu imprimer un manuscrit écrit dans un dialecte du centre. — La transcription paraît en général correcte. *Recor* 191 doit pourtant être mal déchiffré pour *retor.*

Pour qu'on puisse arriver à mettre un peu d'ordre dans la riche littérature pieuse, qui tenait une si grande place dans la vie du moyen âge, il est nécessaire qu'un nombre suffisant de spécimens en soient mis au jour. Les travaux précités de M. Priebsch doivent être désignés comme une contribution bienvenue à la connaissance de ce genre littéraire trop négligé.

A. Långfors.

Rolf Seyfang, Quellen und Vorbilder des Epos 'Gaufrey'. Dissertation ... der Universität zu Tübingen. Borna-Leipzig, 1908. 100 p. in-8°.

Gaufrey, publié en 1859 par Guessard et Chabaille, est une chanson de geste de l'époque de décadence qu'aujourd'hui on ne lit pas souvent — pas plus qu'on ne le faisait au moyen âge, à en juger par le fait qu'on ne connaît qu'un seul poème médiéval qui en fasse mention *(Maugis d'Aigremont).* C'est l'histoire des douze fils de Doon de Mayence, mais surtout de Gaufrey, qui fut le père du célèbre Ogier de Danemark. L'auteur de cette chanson de geste a voulu combler la lacune qui existait entre l'histoire du grand-père, Doon, et celle du petit-fils, Ogier, en racontant comment le père de celui-ci, Gaufrey, conquit son fief, la terre de

[1] Dans toutes les publications mentionnées ci-dessus, M. P. relègue aux notes les leçons corrigées des manuscrits; il aurait mieux valu les mettre au pied de la page.

[2] *Bull. de la Soc. des anc. textes,* 1901, p. 68.

Danemark. Le poète n'a aucune originalité. Les données dont il a besoin, il les prend à *Doon de Mayence* et à la *Chevalerie Ogier*, et il les mêle aux mille et une banalités de la littérature épique. M. Seyfang est quelquefois tenté de voir des indices d'emprunt direct là où il s'agit plutôt de lieux communs dont il est difficile de prouver la provenance. En somme, toutefois, son travail, écrit dans un style parfois un peu trop verbeux, donne des résultats qui semblent à peu près définitifs.

L-F.

Kr. Nyrop, Italiensk Rejseledsager. Kjøbenhavn, Det Schubotheske Forlag, 1908. 96 S. 12:o.

Die vorzüglichen Lehr- und Lesebücher des Prof. Kr. Nyrop haben, wie bekannt, den Unterricht und das Selbststudium des Italienischen in den skandinavischen Ländern in hohem Grade erleichtert. Vorliegendes Büchlein hat eine ganz besondere Aufgabe: es will demjenigen Publikum als Reisebegleiter dienen, das vor der Abreise nach Italien sich noch gar nicht mit dem Erlernen der Sprache befasst hat. Allerlei gute Ratschläge werden erteilt, die einem auf der Eisenbahn, in Museen und Kirchen, in den Kaufläden, beim Mieten von Zimmern und vor allem beim Essen und Trinken von Nutzen sein können. Zu demselben Zwecke liegt ein Verzeichnis der notwendigsten Wörter und eine nicht sehr grosse, aber gut gewählte Anzahl von Phrasen, Fragen und Antworten vor. Von Grammatik ist überhaupt nicht die Rede.

Die italienische Aussprache wird kurz und bündig angegeben und vieles, das einer dänischen Zunge besonders schwer fallen dürfte, wird sehr gut hervorgehoben. Die beiden *e*- und *o*-Laute werden, sowie in Nyrop's Grammatik, durch verschiedene Accente bezeichnet; leider wird aber hier nicht wie dort die weiche Aussprache des *s* und des *z* (in Wörtern wie *rosa* und *pranzo)* angegeben. Viel eher hätte doch die Bemerkung (S. 11.) über die alltägliche Aussprache von *c* (als *sch* anstatt *tsch*) und die (auf S. 12.) über die florentinische Aussprache von *c* (als *h* anstatt *k)* wegfallen können. Die erstere kommt ja jedenfalls nur zwischen zwei Vokalen vor, während die andere für vulgär und sehr wenig nachahmenswert gilt, was wieder gar nicht hervorgehoben wird.

»Italiensk Rejseledsager» kann auch schwedisch-sprechenden Touristen aufs beste anempfohlen werden. Das Büchlein ist sehr praktisch eingerichtet und von bequemem Taschenformat.

A. P.

Poésie française 1800—1850, publiée et annotée par ***Kr. Nyrop.*** Copenhague et Christiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1909. VII+152 p. in-8:o. Prix: 2 Kr. 25.

M. Nyrop, savant illustre doublé d'un pédagogue judicieux, a eu l'excellente idée de composer un *Recueil de textes français* pris dans les meilleurs auteurs et poètes français pour servir de base à l'enseignement universitaire du français. A l'heure actuelle, il a paru trois fascicules de cet ouvrage. Le premier de ces fascicules, publié déjà en 1895, est consacré à la *philologie française* et contient des extraits des œuvres linguistiques de quelques savants français, parmi lesquels il faut mentionner tout particulièrement Littré, G. Paris, A. Darmesteter, Bréal, Paul Meyer, Jeanroy et A. Thomas. Le second fascicule, paru en 1905, est une anthologie de poésies de la seconde moitié du XIX:e siècle (*Poésie française 1850—1900*). Enfin, le troisième fascicule, dont le titre est donné ci-dessus, nous fait connaître quelques-unes des meilleures poésies des grands lyriques de la première moitié du siècle passé: Béranger, Théophile Gautier, Victor Hugo, Lamartine, Musset et Alfred de Vigny. Les deux derniers fascicules sont munis de *notes explicatives* (en français), dans lesquelles M. Nyrop donne des éclaircissements utiles à la compréhension du texte. Je ne trouve rien d'important à redire à ces «notes» claires et souvent intéressantes, sinon que M. Nyrop aurait bien pu en donner davantage, sans crainte du superflu. Que M. Nyrop me permette seulement d'indiquer brièvement le sens du vers de Victor Hugo

Mesurez la hauteur du géant sur la poudre

(*Odes* II, no. 4, sect. II, str. 6, v. 4; éd. p. 76.)

que l'éditeur déclare obscur (p. 149). Voici l'explication que je propose, d'accord avec mon collègue M. Jean Poirot, que j'ai consulté là-dessus:

Victor Hugo veut dire, dans la strophe en question, qu'on a exagéré la grandeur de Napoléon. Il n'a pu faire ce qu'il a fait que grâce à la nation *française*, à laquelle revient par conséquent une bonne partie de sa gloire. De son vivant, Napoléon faisait l'effet d'un géant énorme. Maintenant, après sa chute, il est plus facile de mesurer exactement sa stature. «Mesurez la hauteur du géant maintenant qu'il est étendu par terre, [et vous verrez qu'il est moins grand qu'il ne paraissait]».

A. Wallensköld.

Solmu Nyström, Deutsches Lesebuch. Borgå, W. Söderström, 1008. 205 S. 8:o Dazu »Sanaluettelo» 41+100 S.

Das Lesebuch zerfällt in drei Abteilungen: »Vorbereitende Übungen», »Leichte Stücke verschiedenen Inhalts» und »Deutschland, Land und Leute. Aus der deutschen Litteratur», von denen die beiden ersten zum grössten Teil schon aus dem vor etwa anderthalb Jahren erschienenen Lehrbuch desselben Verf. bekannt sind. Der Plan, nach welchem diese zwei Abteilungen zusammengestellt sind, ist im wesentlichen derselbe wie im Lehrbuche. Was die Anordnung der Grammatik betrifft, kommen gewisse Veränderungen bezw. Verbesserungen in bezug auf die Folge, in welcher die verschiedenen Flexionsformen aufgenommen werden, vor. Sonst scheint die Behandlung des grammatikalischen Stoffes überhaupt in dieser Version des Buches ruhiger und gleichmässiger zu sein, obgleich der Verf. auch hier dann und wann zu rasch vorwärts geht und der Text bisweilen zu wenig Material für die nach den angegebenen Anweisungen einzuübende Grammatik bietet.

Vollständig neu ist dagegen die dritte Abteilung, die auch separat gebunden vorliegt und für die Oberstufe berechnet ist. Nach modernen Prinzipien will sie, wie ja schon aus der Überschrift hervorgeht, durch die Lektüre den Schülern auch reale Kenntnisse von dem deutschen Lande und Volke beibringen. Obgleich die »Realienkunde» also einen ganz bedeutenden Platz im Buche einnimmt, ist das ästhetische Element keineswegs versäumt, und eine genügend grosse Menge von hübschen Gedichten und Erzählungen kommen zwischen den Stücken realen Inhalts vor, wodurch eine wünschenswerte Abwechslung in der Lektüre erreicht wird. Übrigens sind diese Stücke aus der schönen Litteratur oft so gewählt, dass sie sich in irgend einer Beziehung stofflich an das eben vorher behandelte reale Tema anschliessen. Die Wahl der Texte findet der Rez. im grossen und ganzen sehr gut getroffen; sie sind überhaupt instruktiv und unterhaltend. Als besonders verdienstvoll mögen die Schilderungen der Volksstämme der verschiedenen Landesteile Deutschlands nach O. Weise hervorgehoben werden. Diese Beschreibungen von den Bayern, Alemannen, Preussen u. s. w. bilden so zu sagen das Zentrale des Buches und geben demselben seinen Charakter. Um dieselben gruppiren sich oft dann dem Inhalt nach andere Stücke. Am zahlreichsten sind die geographischen, von denen einige jedoch ziemlich überflüssig wirken, wie z. B. St. 17, 44, 46, deren Beschreibungen eigentümlicher Erscheinungen in Norddeutschland und der Schweiz teils allzu speziell erscheinen teils wiederholen, was auch in anderen Stücken zu lesen steht. Es giebt zuweilen des Guten ein bischen zu viel. St. 28

scheint dem Rez. sehr trocken. Unter den historischen Stücken findet man drei oder vier ganz fesselnde Kulturbilder aus der älteren Geschichte Deutschlands; aus der neueren deutschen Geschichte giebt es dagegen sehr wenig. Dies beruht vielleicht teilweise darauf, dass in der zweiten Abteilung des Buches auch Erzählungen aus derselben vorkommen. Von den St. 63—70, die den deutschen Klassikern gewidmet sind, gefällt dem Rez. St. 67 »Eine Aufführung der 'Räuber'» weniger. Es wird darin vielmehr von dem Auftreten der deutschen Studenten als von der Aufführung des berühmten Dramas gesprochen, und das Stück zeigt vielmehr wie der »Landesfürst» als wie Schiller von den Deutschen verehrt wurde. Im Gedichte »Über allen Gipfeln» ist ein Druckfehler(?) zu notiren: *Vöglein* statt *Vögelein*. Sonst kommen im Buche, wie schon hervorgehoben wurde, Gedichte und Erzählungen ganz zahlreich vor nicht nur aus der klassischen sondern auch aus der neueren Litteratur, und sogar die modernsten Dichter sind durch Auszüge aus Frenssens Jörn Uhl und Otto Ernsts Asmus Semper vertreten. — Ohne Zweifel giebt das Lesebuch den Schülern ein recht anschauliches Bild von Deutschland und deutschen Verhältnissen. Doch bleiben darin einige ganz wichtige Gebiete, wie z. B. Handel und Industrie, das Militärwesen, die Wissenschaft, fast völlig unberührt, abgesehen von einigen Worten hie und da. Es wäre aber wünschenswert gewesen, dass auch diese Gebiete ihre besonderen Stücke erhalten hätten, um das Bild von deutschem Leben und Wirken zu ergänzen. Das Buch brauchte dadurch nicht um allzu viel Seiten grösser zu werden, da ja einige von den jetzt darin befindlichen Stücken statt dessen mit Vorteil weggelassen werden könnten, wie z. B. eben die vom Rez. oben als weniger gut bezeichneten. Zu diesen gehört auch St. 74, das dem Rez. ziemlich geschmacklos und übertrieben scheint.

Das Buch ist mit 40 Illustrationen und einer Landkarte von Deutschland versehen. Für die erste Abteilung giebt es zum Schlusse für jede Lektion ein Wörterverzeichnis; für die zwei letzteren sind alphabetische Verzeichnisse besonders erschienen, leider aber nur in der finnischen Sprache. Hoffentlich wird Hr. N. in der nächsten Zukunft, d. h. vor Beginn des nächsten Herbstsemesters, auch für die schwedischen Schulen solche Verzeichnisse herausgeben. Denn das Buch verdient in unsere Schulen eingeführt zu werden.

M. Wasenius.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 6. Februar 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der Vorstand und 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder des Vereins wurden aufgenommen: Mag. phil. Fräulein *Irene Eméléus,* Fräulein *Emma Hirn.* Fräulein *Maria Lavonius* und Student *Johannes Aavik.*

§ 3.

Der Bericht der Revisoren für das Jahr 1908 wurde verlesen:

Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1. Januar 1908—1. Januar 1909.

Einnahmen:

Abonnements der Neuphil. Mitteilungen	Fmk	358: 85
Jahresabgaben für das akad. Jahr 1907—8 (Jan. 1908)	»	696: —
Jahresabgaben für das akad. Jahr 1908—9 (Dez. 1908)	»	711: —
Von der Universität für die N. M. angewiesen .	»	500: —
Verkaufte Exemplare der »Mémoires» T. IV . .	»	12: 80
Zinsen für 1907	»	47: 15
Summe	Fmk	2,325: 80
In der Kasse den 1. Januar 1908	»	1,703: 94
Summe	Fmk	4,029: 74

Ausgaben:

Druckkosten der Neuphil. Mitt. (Nr. 5—8 1907)	Fmk	420: 37
» » » » (Nr. 1—8 1908)	»	1,200: 95
Verfasserhonorare für die Neuphil. Mitt.	»	280: —
Porto, Stempelmarken und Distribution	»	226: 73
Anzeigen	»	83: 50
Bedienung	»	74: —
Jahresfest	»	50: —
Druckkosten für ein Zirkular	»	30: —
Verzeichnis der Lehrer der neueren Sprachen .	»	8: —
Eingekaufte vergriffene Hefte der Neuphil. Mitt.	»	1: 50
Summe	Fmk	2,375: 05
In der Kasse den 1. Januar 1909	»	1,654: 69
Summe	Fmk	4,029: 74

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors d. 6. Februar 1909.

Jenny af Forselles. *Matias Wasenius.*»

Dem Kassenverwalter, Dozenten A. Långfors, wurde Decharge erteilt.

§ 4.

Der Vorsitzende teilte mit, der Vorstand habe das Ehrenmitglied des Vereins, Staatsrat *C. G. Estlander*, der sich in Gardone-Riviera befand, mit folgendem Telegramm anlässlich seines 75. Geburtstages den 31. Januar begrüsst:

»Félicitations respectueuses.

Pour la Société Néo-philologique:

Söderhjelm. *Wallensköld.* *Suolahti.* *Långfors.*»

§ 5.

Der Vorsitzende erwähnte, Professor *A. Jeanroy* in Toulouse habe den Verein wiederum durch Zusendung eines Sympatiebeweises (des Buches »Les Troubadours, leurs vies, leurs œuvres, leur influence» Paris 1908, von J. Anglade) erfreut.

§ 6.

Der Vorsitzende meldete, der Vorstand des Vereins habe die Einladung angenommen, mit der Dirección General de Estadística del Uruguay (Montevideo) in Schriftenaustausch zu treten.

§ 7.

Dr *Oiva Joh. Tallgren* hielt einen Vortrag über das Thema: »La poésie sicilienne au XIII:e siècle».

§ 8.

Dr *I. Hortling* verlas den Bericht über die im Januar abgehaltene Neuphilologenversammlung [1].

§ 9.

Anlässlich des von der Neuphilologenversammlung ausgesprochenen Wunsches, dass der Neuphilologische Verein gewisse von der Neuphilologenversammlung wegen Mangel an Zeit nicht endgültig behandelte Fragen zur Diskussion aufnehmen sollte, um dann eventuelle weitere Massregeln zu treffen, wurde ein Komitee eingesetzt, zu dessen Mitgliedern *der Vorstand* des Vereins sowie Prof. *Söderhjelm*, Dr *E. Hagfors* und Dr *I. Hortling* gewählt wurden.

In fidem:
A. Längfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 27. Februar 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der erste Vorsitzende Prof. A. Wallensköld und 19 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als Mitglieder des Jahresfestkomitees wurden gewählt: Fräulein *A. Bohnhof*, Fräulein *E. Lindelöf*, Frau *T. Råbergh*, die Herren Stud. *J. Vasenius* und Mag. phil. *M. Wasenius*.

[1] S. Neuphil. Mitt. 1909, S. 1—12.

§ 3.

Das im § 9 des Protokolls der vorigen Sitzung erwähnte Komitee erstattete Bericht über seine Tätigkeit; Prof. *Söderhjelm* meldete, dass er verhindert gewesen sei, an der Arbeit des Komitees teilzunehmen. Der Verein beschloss, in Übereinstimmung mit dem Vorschlage des Komitees:

1) in einer an den Senat gerichteten Einlage zu ersuchen, dass die drei für die Lehrer der deutschen und der französischen Sprache bestimmten Reisestipendien auf sechs vermehrt würden, und dass auch Lehrer der englischen Sprache berechtigt würden sich um diese Stipendien zu bewerben;

2) in einem an die Schulbehörde gerichteten Schreiben zu ersuchen, dass die Schulbehörde für eine neue Regulierung der den Lektoren der deutschen Sprache zukommenden Honorare für Heftkorrekturen Schritte ergreifen möge, und zwar in der Richtung, dass dieses Honorar demjenigen gleichgesetzt würde, das die Lektoren der lateinischen Sprache erhielten, und dass für Klassen mit mehr als 30 Schülern dasselbe in doppelter Höhe berechnet würde.

§ 4.

Prof. *W. Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die wissenschaftliche Ausbildung der modernsprachlichen Lehrer, der in folgende Thesen ausmündete:

1) Der akademische Unterricht in den modernen Sprachen muss einen durchaus wissenschaftlichen Charakter haben, wenn er auf der Höhe des Unterrichts in anderen Fächern stehen will; dies ist nur möglich, wenn die historische Sprachentwickelung genügend ins Auge gefasst wird.

2) Die lebende Sprache soll dabei nie ausser Acht gelassen werden; es ist wünschenswert, dass auch der historische Unterricht, mehr als bisher geschehen, von ihr ausgeht und dass sie auch in anderen Hinsichten sorgfältig beleuchtet wird; deswegen sollten auch die wissenschaftlichen Lehrer fleissig über moderne Texte lesen.

3) Es wäre zu wünschen, dass die Lektoren besondere Kurse für angehende Neuphilologen veranstalteten und ihnen nicht das Zeugnis gäben, bevor dieselben alle billigen Anforderungen erfüllen. Im Examen bei dem Professor wird auf die Übersetzungsprobe ein besonderes Gewicht gelegt.

4) Für das litterarische Examen wird eine Anzahl Texte vorgeschrieben.

Die an diese Thesen sich anknüpfende Diskussion, an welcher Prof. *A. Wallensköld,* die Universitätslektoren *J. Schlegel, J. Öh-*

quist und *J. Poirot* sowie Oberlehrer Dr *E. Hagfors* teilnamen, berührte besonders die Verhältnisse zwischen dem Unterricht der Lektoren und demjenigen der Professoren (bezw. Dozenten). Der Erstgenannte wollte besonders hervorheben, dass es viel angemessener sei, den sprachgeschichtlichen Unterricht an einen mittelalterlichen als an einen modernen Text anzuknüpfen.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1909 (Jahresfest), bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident, der erste und zweite Vorsitzende und 30 Mitglieder anwesend waren. In der Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll von Mag. phil. M. Wasenius geführt.

§ 1.

Professor *A. Wallensköld* hielt in schwedischer Sprache einen Vortrag über die »neuprovenzalische Nationalitätsbewegung».

§ 2.

Es folgte ein geselliges Beisammensein, wobei Reden von den Professoren Söderhjelm und Wallensköld gehalten wurden. Das Programm enthielt Gesang und Musik, eine Festpublikation, u. a.

In fidem:

Matias Wasenius.

Eingesandte Litteratur.

J. Fürstenhoff, De l'adoption du français comme langue auxiliaire internationale. 22 p. in-8:o. (Extrait de la *Revue des Idées,* 15 oct. 1908).

L'auteur, professeur de l'Extension universitaire de Belgique, veut démontrer 1:o »le besoin urgent d'une langue auxiliaire», 2:o »l'inadmissibilité des langues mortes et artificielles», 3:o »les raisons philologiques, historiques et politiques qui désignent la langue

française au choix des peuples pour leurs échanges internationaux». M. F. paraît être l'âme directrice d'un groupe d'hommes de science qui s'est constitué en comité provisoire d'une »entente scientifique internationale pour l'adoption d'une langue auxiliaire». Les personnes qui adhèrent à ce programme et voudraient être inscrites parmi les membres du Comité d'organisation d'une *Entente scientifique internationale pour l'adoption du français comme langue auxiliaire* sont priées de s'adresser à M. J. Fürstenhoff, 33, rue de Toulouse, à Bruxelles.

I. E. Kerkkola, Deutsche Stilproben: Lesestücke für die oberen Klassen höherer Lehranstalten ausgewählt und bearbeitet. Helsingfors, Otava, 1909. 158 S. 8:o. Preis Fmk. 2: 75.

E. Lefèvre, Le Cinquantenaire de *Mirèio* (1859—1909). Notes Bibliographiques et Iconographiques. 21 p. in-8:o. (Extrait de la *Revue de Provence et de Langue d'Oc,* Nouv. sér., n:os 3 et 4, mars et avril 1909).

Rudolf Pestalozzi, Syntaktische Beiträge: I. Systematik der Syntax seit Ries; II. Die Casus in Johannes Kesslers Sabbata. Leipzig, Ed. Avenarius, 1909. 80 S. 8:o. Preis Rmk. 3. (= Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Dr. phil. Wilhelm Uhl, ao. Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg. 12. Heft).

B. Schädel, Manual de fonètica catalana. Cöthen, O. Schulze, 1908. VIII + 88 S. 8:o.

Schriftenaustausch.

Bibliographia phonetica, Jahrg. 1909, Nr. 2.

Bulletin de dialectologie romane, année I (1909), no. 1 (Janv.—mars). — Contient, entre autres, un article fort intéressant de H. Morf intitulé *Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet* (17 p.).

Maal og minne, Norske Studier. Utgit av Bymaals-Laget ved Magnus Olsen. 1. hefte 1909. Bymaals-lagets forlag, Kristiania (Øvre Slotsgade 29). Kommissionær for utlandet: H. Aschehoug & C:o, Kristiania. — Dieses erste Heft der neuen Zeitschrift, welche dem Studium des norwegischen Geisteslebens von uralter Zeit bis zu unseren Tagen gewidmet ist, enthält u. a. wertvolle Aufsätze von Moltke Moe (»Det mytiske tænkesæt») und Magnus Olsen (»Fra gammelnorsk myte og kultus»). Preis: 3 Kronen jährlich (10 Druckbogen).

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 3.

Päivä, Jahrg. 1909, Nr. 8—14.

Revue de Provence et de langue d'Oc, année 1909, n:os 3—4. — Contiennent, entre autres, la suite et la fin de l'*Esquisse d'une Histoire de la littérature béarnaise*, par L. Batcave, et *Le Cinquantenaire de Mirèio, Notes Bibliographiques et Iconographiques (1859—1909)* par Ed. Lefèvre.

Mitteilungen.

Ferienkurse: In *Jena* vom 4. bis 17. August. — In *Marburg* vom 7. bis 28. Juli (erster Kursus) und vom 4. bis 25. August (zweiter Kursus). — In *Paris* (Alliance française) vom 1. bis 31. Juli (erster Kursus) und vom 1. bis 31. August (zweiter Kursus). — In *Versailles* vom 29. Juli bis 21. August (erster Kursus) und vom 23. August bis 14. September (zweiter Kursus).

Ausländische Adressen: *Hamburg*, Pension Internationale (Fräulein Winckel), Holzdamm 38; *Jena*, Fräulein Wentzell, Forstweg 14, und Frau Mahr, Gartenstr. 4; *Osnabrück*, Frau Dr. Toni Denckmann, Collegienwall 12 C; *Weimar*, Pension von Berg, Wörthstr. 37; sämtlich empfohlen von Fräulein Maria Lavonius, Helsingfors, Georgsg. 2.

Der Redaktion sind folgende Schreiben zugekommen:

»Im Begriff eine neue Auflage meines deutschen Lehrbuchs zu veranstalten, gestatte ich mir, an die verehrten Kollegen, die dasselbe im Unterrichte benutzt haben, die Bitte zu richten, mir ihre Erfahrungen mitzuteilen und mich auf Mängel aufmerksam zu machen. Anregungen zu Änderungen und Verbesserungen erbitte ich mir unter der Adresse: *Wiborg, Pellervostr. 16.* Die zweite Auflage geht Anfang Juni in die Presse.

Solmu Nyström».

»Im Juni beginnt die Drucklegung einer neuen Auflage meines Lesebuches »*Deutsche Prosa und Dichtung*». Ich wäre dankbar, wenn die Damen und Herren, denen irgend welche Veränderungen in Plan und Aufstellung des Buches wünschenswert erscheinen, mir vor dem 1 Juni diesbezügliche Mitteilungen machen wollten. Helsingfors, Michaelsstr. 1.

Johannes Öhquist».

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5 | Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 31) zu senden. | 1909

Le Congrès International des Langues Vivantes de Paris

(13—17 avril 1909)

Ses travaux, ses résultats et sa signification.

Un congrès international, comme celui qui s'est tenu à Paris au printemps dernier, offre un intérêt général à plus d'un point de vue. D'abord, il est toujours utile d'entendre discuter, par les hommes les plus compétents de nations diverses, les problèmes qui touchent à l'éducation et à l'instruction de la jeunesse; on aime à apprendre quelles furent leurs expériences personnelles, quels sont les résultats qu'ils ont obtenus, quelles sont leurs espérances et aussi quelles furent leurs déceptions dans leur œuvre pédagogique et dans leur tâche quotidienne. Il ne saurait être indifférent à un homme cultivé de connaître comment les représentants des différents pays civilisés cherchent à adopter, en vue d'un but commun, des méthodes spéciales, appropriées aux besoins et aux habitudes intellectuelles ou sociales de leurs compatriotes et de leur génération. Enfin, il est réellement captivant de voir comment chaque nation cherche à réaliser son *idéal d'une éducation moderne* et quels moyens elle emploie pour parvenir à ce but.

Plus un congrès est *international*, plus il y a de chances pour que les membres qui en font partie s'élèvent au-dessus des petites questions de clocher, au-dessus des problèmes

d'intérêt matériel (traitement, nombre d'heures de service, droits professionnels, retraite, etc.), qui se posent différemment dans chaque pays et qui n'ont d'intérêt que pour le corps enseignant; tout poussera les orateurs et les rapporteurs à discuter les questions plus générales qui préoccupent l'élite de toutes les nations européennes.

C'est ce qui est arrivé pour le congrès organisé par la «Société des professeurs de langues vivantes de l'enseignement public», sous la présidence d'honneur de M. le Ministre de l'Instruction publique, de M. le Ministre du Commerce et de l'Industrie, et de M. le Ministre des Affaires étrangères. Si l'assemblée internationale n'a pas trouvé la solution définitive de tous les problèmes posés — et quel est le congrès qui a résolu toutes les difficultés? — du moins n'a-t-elle abordé que des questions d'un intérêt général, auxquelles sont également intéressées toutes les nations qui s'occupent de langues vivantes.

De là son importance et son intérêt.

Ce caractère international apparaît d'une façon très nette dans le vaste programme des travaux du Congrès.

Vu le nombre et la variété des questions à traiter, le comité avait décidé, dans ses réunions préliminaires, de diviser les travaux en trois grandes sections.

La *première de ces sections* fut consacrée à la discussion de toutes les questions se rapportant à la préparation des futurs professeurs de langues vivantes en France et dans les autres pays. Le Congrès a étudié comment il convient de donner aux étudiants une solide préparation *générale*, aussi bien *littéraire* que *philosophique;* car il est aujourd'hui admis, non seulement en France, mais dans tous les pays où l'on enseigne les langues vivantes, que les professeurs de cette branche doivent avoir une culture générale égale à celle de leurs collègues.

Puis l'assemblée a examiné comment on peut faciliter aux étudiants l'acquisition parfaite, la connaissance *pratique* de la langue étrangère qu'ils seront chargés d'enseigner [1]. Si

[1] Rapport de M. PICQUET, professeur de littérature étrangère à l'Université de Lille.

les délégués de toutes les nations civilisées ont reconnu que le terme nécessaire des études philologiques doit être un séjour aussi prolongé que possible (*au moins douze à quinze mois*) en pays étranger, ils ont été non moins unanimes à proclamer que des efforts énergiques doivent être faits pour développer les connaissances *pratiques* et perfectionner la *prononciation* des jeunes philologues.

Les récentes découvertes de la phonétique viennent apporter aux professeurs de faculté un secours inespéré. Dans un rapport remarquable, un ancien attaché au laboratoire de phonétique expérimentale du Collège de France, M. ZÜND-BURGUET, a montré comment la méthode imitative doit être complétée par des procédés relevant directement de la connaissance des organes de la parole, autrement dit de la physiologie vocale ou phonétique. Il existe aujourd'hui tout un ensemble de moyens pratiques et d'appareils simples et peu coûteux, qui permettent d'améliorer, de redresser et de corriger la prononciation des élèves, même les moins bien doués. Les résultats sont, paraît-il, très satisfaisants, et l'expérience des congressistes allemands est venue confirmer les affirmations du savant français.

De plus, on devrait donner aux futurs professeurs des connaissances plus étendues sur les mœurs et sur l'histoire de la langue et de la grammaire d'un peuple [1]. Le jour où l'on fera comprendre aux étudiants le *pourquoi* des faits linguistiques qu'ils ont pu constater, ils retiendront beaucoup mieux ce qu'on leur a montré; lorsqu'ils connaîtront les mœurs, l'esprit, les sentiments, les habitudes d'un peuple, ils en apprendront le langage avec plus de plaisir. Et quant à l'histoire de la langue, comment pourrait-on la séparer de celle de la littérature? La connaissance de l'ancienne langue et de son évolution séculaire n'est-elle pas nécessaire pour comprendre les formes *actuelles* d'une langue européenne quelconque? Les conclusions de M. Thomas, professeur à l'Université de Lyon, prenant l'anglais pour exemple, ont été décisives à ce point de vue. «La

[1] Discours et rapport de M. KARL BREUL, professeur à l'Université de Cambridge.

connaissance du vieil anglais [1], dit-il, est indispensable à qui veut bien comprendre la morphologie, la syntaxe et le vocabulaire de l'anglais moderne. Elle permet au philologue d'en suivre les transformations historiques, d'en marquer les tendances et d'en saisir l'esprit. Elle explique, à certains égards, le développement de la littérature et la marche de la civilisation dans les pays anglo-saxons. Cette étude présente un exemple unique de l'évolution d'un même idiome germanique pendant 1300 ans.»

* * *

La *seconde section* étudia les questions se rapportant aux programmes des écoles secondaires (lycées, collèges, gymnases, écoles réales, etc.) et aux méthodes de l'enseignement des langues vivantes en France et dans les autres pays. Les importantes questions de grammaire surtout furent l'objet de discussions nombreuses et parfois assez vives. La grammaire doit avoir une place importante, même dans l'enseignement des professeurs qui sont les plus ardents partisans de la méthode directe. Toutes les tentatives pour se passer d'elle ou pour la réduire à la portion congrue ont piteusement échoué, du moins dans l'enseignement public, où les classes de langues vivantes sont nombreuses. Sur ce point, tous les membres du Congrès ont été d'accord.

Mass la difficulté commence dès qu'on essaie de déterminer *comment* cet enseignement doit être donné. La grammaire doit-elle s'enseigner dans des leçons spéciales, indépendamment du vocabulaire et des lectures, soit pour toutes les périodes des études, soit pour certaines d'entre elles? Faut-il subordonner un enseignement à l'autre? Telles sont les premières questions qui se posaient.

En général, l'opinion qui semble avoir prévalu est qu'il faut combiner l'enseignement de la grammaire avec les autres exercices [2].

[1] Par *vieil anglais*, M. Thomas entend «la langue antérieure à l'époque d'Élisabeth et remontant jusqu'au septième siècle de notre ère».

[2] Conclusions du rapporteur, Madame E. KAHN, professeur au lycée de jeunes filles de Versailles.

Les professeurs français surtout paraissent très préoccupés de la nécessité d'éviter à leurs élèves l'ennui d'une heure entière consacrée à l'étude de règles grammaticales. Beaucoup d'entre eux manifestent une véritable aversion pour les «paradigmes» et les tableaux schématiques, qui leur rappellent les méthodes arides d'autrefois [1]. Ils voudraient rendre toutes leurs leçons «attrayantes», et beaucoup de professeurs allemands et anglais, surtout parmi les jeunes, cherchent à les suivre dans cette voie.

Ce qui frappe le plus dans les rapports présentés au Congrès par MM. HAMMER, de Vienne, SCHARFF, de l'Athénée royal de Liège, KIRKMAN, délégué du «Joint Committee on Grammatical Terminology», et par les nombreux représentants de l'Allemagne qui ont pris part aux discussions, c'est que chaque peuple conçoit l'enseignement grammatical selon les tendances particulières de son esprit propre, selon les habitudes générales qu'il a acquises peu à peu dans l'étude d'autres branches.

Tandis que les Français veulent avant tout «alléger» leur enseignement et le rendre aussi agréable que possible, Autrichiens et Allemands cherchent à «systématiser», à «enrégimenter» en quelque sorte les règles de grammaire, pour en faire un ensemble imposant et solide, qu'ils voudraient introduire dans *tous* les établissements d'enseignement secondaire de leurs pays. M. HAMMER, de Vienne, voudrait même que cette uniformité devînt *internationale*. Il émet le vœu qu'une commission internationale de professeurs élabore, le plus tôt possible, ce qu'il appelle *une terminologie grammaticale internationale unifiée*, et la grande majorité des congressistes ne lui a pas été hostile.

Les Anglais, toujours pratiques, sont, avec raison, partisans de la théorie du moindre effort. Et M. KIRKMAN, au nom de son comité, demande instamment que tous les professeurs de la même branche, ainsi que tous les maîtres qui font des cours aux mêmes élèves, quelle que soit la langue qu'ils enseignent, maternelle, ancienne ou moderne, adoptent

[1] Rapport de M. BOURGOGNE, professeur de langue anglaise au lycée Condorcet.

enfin *une terminologie identique:* ce sera, dit-il, autant de temps de gagné pour les élèves, qui pourront alors porter leurs efforts sur des matières plus utiles.

Les nombreux professeurs de lycées français qui ont fait des communications au Congrès — il y a eu une trentaine de rapports sur les questions de grammaire — paraissent avoir trouvé le juste milieu entre un enseignement grammatical trop systématique, et par cela même un peu aride, et la méthode du «petit bonheur», subordonnant l'enseignement au hasard des lectures ou de la conversation.

Ils posèrent, presque tous, en principe, que l'enseignement grammatical doit *toujours* être appuyé par des exemples et *procéder de ces exemples*, que par conséquent ceux-ci doivent *précéder* plutôt que suivre la règle, qu'il faut réduire les règles et les séries d'exceptions au strict nécessaire, que les connaissances grammaticales doivent être entretenues par la lecture, par l'analyse logique des textes, par de nombreux exercices oraux et écrits, et enfin par l'usage méthodique d'un cahier spécial de grammaire, où les élèves consigneront eux-mêmes leurs observations. [1])

Enfin, chose que certains partisans de la méthode directe voulaient interdire, la grande majorité des congressistes a reconnu que *la langue maternelle pourra et devra intervenir*, dès que l'emploi exclusif de la langue étrangère créerait aux élèves des difficultés inutiles.

Il y a là un effort intéressant et caractéristique pour éviter les inconvénients de la méthode nouvelle.

* * *

La *troisième section* s'occupa de toutes les questions se rapportant à l'enseignement extrascolaire et postscolaire des langues vivantes en France et dans les autres pays. Ce fut elle qui eut à traiter les problèmes les plus nouveaux et les plus actuels.

Les langues vivantes ont été l'un des nombreux véhicules

[1] Le rapport de Miss C. F. SHEARSON de Londres a abouti aux mêmes conclusions.

dont les sports se sont servis pour pénétrer peu à peu en France, où la jeunesse, absorbée par les études gréco-latines, les ignorait ou les dédaignait. Maintenant, ce sont elles qui servent de raison ou prétexte à des distractions utiles et à des plaisirs nouveaux.

Il y a trente ou quarante ans, les parents français auraient souri, si on leur avait dit que le temps viendrait où ils enverraient leurs enfants seuls à l'étranger, et où ils échangeraient, pour un temps donné, leur fils ou leur fille contre le fils ou la fille d'une famille allemande ou anglaise, espagnole, italienne ou russe.

Et pourtant, tout cela est devenu une réalité, et une réalité si vivante et si prospère qu'un grand Congrès international a consacré à ces innovations une séance presque entière, une série de rapports remarquables et plusieurs heures de discussion animée.

L'utilité, *pour tous les élèves*, d'un voyage au pays dont on veut posséder la langue, n'est plus contestée par personne. Mais, ce qui est intéressant, c'est de voir qu'on voudrait faire rentrer un tel voyage dans le cycle des études secondaires. Le but que s'est proposé le Congrès, en recommandant de multiplier les bourses de voyage, est très caractéristique à ce point de vue.

«Considérant, dit un vœu voté à l'unanimité, que les *bourses de voyage* ont un but doublement utile, celui de rendre service au titulaire de la bourse, *et celui, non moins important, de donner aux familles un bon exemple, et de créer un courant important d'idées vers l'éducation nouvelle*, le Congrès de 1909 émet le vœu que ces bourses se multiplient le plus possible et que les pouvoirs publics, comme aussi l'initiative privée, prêtent à cette œuvre éminemment utile le concours le plus dévoué et le plus actif.»

Le travail le plus important de cette section fut un rapport de M. GÉRARD sur les bourses de voyage. Rien n'est plus intéressant que les impressions des jeunes titulaires de ces bourses. On sent que de tels voyages à l'étranger élargissent l'esprit, fouettent les énergies, et aussi, selon un mot

de M Pierre Baudin, fortifient le patriotisme par la comparaison avec les autres pays.

Ces voyages sont préparés par la *Correspondance scolaire internationale*, dont l'un des fondateurs les plus dévoués, M. Mielle, a entretenu l'assemblée avec toute la chaleur de la conviction et de l'enthousiasme.

«*Nos lettres deviennent de véritables épanchements*», écrivait au rapporteur, dans une lettre charmante, une gracieuse fillette du Midi; et ces échanges d'opinions et de sentiments affectueux sont souvent l'origine de liens durables. Ces faits, si minimes qu'ils soient, ont, eux aussi, leur importance internationale et économique, car ils contribuent au rapprochement des peuples civilisés. De tout petits faits, peuvent naître de très grands effets.

Il en est de même des *échanges d'enfants* que plusieurs congressistes ont étudiés et vivement recommandés[1]. Sur 100 échanges, il n'y a pas, en moyenne, deux réclamations de parents mécontents, et c'est à peine si trois ou quatre noms, sur plusieurs centaines de familles, ont dû être rayés de la liste par le comité, pour des faits d'ailleurs sans gravité, tels que manque de confort ou de tact. Les résultats peuvent donc être considérés comme très satisfaisants au point de vue international [2].

* * *

Enfin, à la fin de ses travaux, le Congrès a passé du domaine professionnel et technique dans celui de la vie économique et sociale des nations modernes.

De nos jours, les langues vivantes sont devenues l'un des principaux facteurs du développement économique et commercial d'un peuple. Elles pénètrent beaucoup plus profondé-

[1] Pour la France, le Directeur de la *Société d'échange international* est M. TONI-MATHIEU.

[2] La *Société d'échange international des enfants et des jeunes gens pour l'étude des langues étrangères* a son bureau français à Paris, 36, boulevard de Magenta. Elle envoie gratuitement les formules de questionnaires et les notices indiquant les conditions de ces échanges, qui ne coûtent aux familles que les frais du voyage.

ment dans la vie populaire que les langues mortes. Celles-ci sont et ont toujours été réservées à une élite, peu nombreuse par rapport à l'ensemble de la population. Elles n'ont jamais pénétré dans les classes populaires. Les langues modernes, au contraire, ont une tendance toujours plus marquée à déborder par-dessus les limites de l'enseignement supérieur et secondaire, pour pénétrer de plus en plus *dans l'enseignement primaire* et arriver ainsi jusqu'aux couches vraiment populaires de la nation.

En effet, si réellement les langues vivantes sont les meilleures auxiliaires du commerce en général et particulièrement de tous les échanges internationaux, pourquoi ne pas les mettre à la portée des milliers de travailleurs, de commerçants et de représentants, auxquels elles pourraient apporter un peu plus de bien-être, un peu de richesse peut-être? N'a-t on pas dit, non sans apparence de raison, que les langues vivantes ont été l'un des principaux facteurs du développement industriel et commercial réellement prodigieux de l'Allemagne contemporaine?

Après avoir étudié les questions relatives à la «formation professionnelle» des professeurs de langues modernes et les délicats problèmes de méthode, le Congrès ne pouvait donc rester indifférent à tout ce qui touche au rôle social et économique des langues vivantes.

Voilà pour quelle raison M. MADY, professeur au lycée Janson de-Sailly, est venu proposer à l'assemblée de demander la création de nombreux *cours d'adultes* et la réorganisation de ceux qui existent déjà pour les langues modernes. Après avoir fait une étude approfondie de leur organisation, de leur but et de leur fonctionnement, il réclame, pour leurs maîtres et pour leurs élèves, des encouragements sérieux, moraux et aussi matériels.

Voilà pourquoi M. PINLOCHE, du lycée Michelet et de l'École polytechnique, propose énergiquement la création *d'instituts spéciaux des langues vivantes*, sortes de laboratoires scientifiques et pratiques, destinés à l'étude de la pensée et de la culture des peuples étrangers.

Ces nouveaux instituts seraient ouverts à toutes les catégories de travailleurs, commerçants, industriels, représentants, qui, sans rechercher aucun grade académique ou aucun diplôme universitaire, auraient intérêt à entretenir ou à compléter les notions acquises; ils mettraient à la disposition du public non seulement des cours sur les mœurs, la littérature, le commerce et l'industrie des pays étrangers, mais encore un *bureau de renseignements* sur tout ce qui touche à leur évolution économique, et une sorte de *musée* spécial, analogue aux célèbres musées commerciaux de l'Allemagne. Ce seraient des centres de recherches et d'études relatives aux langues vivantes, ouverts au public comme certains instituts de physique, de chimie ou d'histoire naturelle.

C'est encore pour la même raison que M. GLAUSER, dans un remarquable mémoire déposé sur le bureau du Congrès et dont les conclusions ont été distribuées à l'assemblée, recommanda de créer des cours populaires d'expansion commerciale, analogues à ceux qui existent déjà en Suède, et que d'autres rapporteurs réclamèrent la création, à Paris, d'un bureau central, destiné à recueillir les demandes de professeurs de français à l'étranger.

* * *

A cet intérêt social, économique et national des questions traitées à la fin du Congrès, est venu s'ajouter un intérêt *international* de premier ordre.

Le vénérable professeur MÉRIMÉE, de Toulouse, exposa à l'assemblée, avec la verve du Midi, comment son Université a compris l'expansion universitaire et comment elle a créé, en pleine Espagne, un institut français prospère, dont les cours spéciaux font pénétrer dans ce pays la connaissance et le respect de nos institutions, de nos mœurs, de nos lettres et de nos arts, et établissent, entre les deux pays, des liens toujours plus étroits, dont sortira une entente de plus en plus cordiale, une alliance peut-être.

Enfin, le distingué directeur de la *Revue de Belgique*, M. le professeur MAURICE WILMOTTE, a montré la nécessité

urgente de fonder, à Paris, un bureau central, destiné à donner de l'unité à tous les efforts isolés tentés en Orient par des commerçants de langue française; il y a encore beaucoup à faire en Turquie et dans tout l'Orient, et les nations occidentales sont loin d'avoir tiré de la situation actuelle tout le parti possible.

Les *assistants étrangers* [1], dont M. MOLITOR a longuement entretenu l'assemblée, les *lecteurs étrangers* dans les Universités, qui ont fait le sujet de discussions intéressantes, contribuent pour leur part aux progrès de cette pénétration réciproque de l'esprit des nations modernes que le Congrès a appelée de tous ses vœux. Chaque assistant étranger, chaque lecteur d'Université doit frayer la voie à l'influence morale et à l'expansion économique du pays qu'il représente. En faisant mieux connaître sa patrie, il préparera les esprits à l'apprécier et à l'aimer.

Ainsi, depuis les petites lettres des enfants des écoles jusqu'aux grands bureaux internationaux et aux futurs instituts de langues vivantes, toutes les forces vives d'une nation moderne devront concourir au développement de son rayonnement moral, de son expansion industrielle et commerciale en Europe et dans le reste du monde.

* * *

Il ne peut rentrer dans le cadre limité d'une étude aussi restreinte que celle-ci, d'analyser tous les vœux émis et votés par l'assemblée, après des études consciencieuses et des discussions fort animées. Du moins voudrions-nous esquisser, en terminant, quels furent les résultats généraux, quelle est la signification internationale et, en quelque sorte, la philosophie du Congrès.

[1] La question de la situation matérielle des *assistants* a été confiée à une commission internationale et sera portée à l'ordre du jour du prochain congrès. D'après les renseignements qui nous sont parvenus, il paraît que les assistants allemands goûteraient fort peu le régime des lycées français et voudraient être logés et nourris en dehors de l'établissement, dans une famille de leur choix, comme les assistants étrangers en Allemagne. Ce vœu paraît, du reste, fort légitime.

Ce qui frappe tout d'abord l'observateur impartial et averti, c'est qu'un grand congrès des langues vivantes ait eu autant de succès dans un pays qui, pendant longtemps, a fait peu de cas des langues étrangères vivantes. Il y a vingt ans, les organisateurs n'auraient pas réuni quatre-vingts délégués. Aujourd'hui, ils ont vu près de six cents congressistes répondre à leur invitation. Près d'un tiers étaient des étrangers, venus de Hollande, de Belgique, d'Italie, d'Espagne, de Suisse, de Russie, d'Autriche, de Bulgarie, des États-Unis et surtout d'Allemagne et d'Angleterre. C'est bien là une nouvelle preuve de l'intérêt général que soulèvent actuellement les langues vivantes dans tous les pays civilisés, et surtout dans les pays colonisateurs et qui se considèrent comme chargés d'une mission civilisatrice.

La seconde remarque qui s'impose est le fait que le Congrès a été présidé par l'un des professeurs de français les plus distingués de la Sorbonne, M. BRUNOT. Faut-il ne voir dans cette circonstance qu'une simple ironie du hasard? Non certes! Comme l'indiquait spirituellement le président lui-même, dans son magistral discours d'ouverture, c'est là un signe des temps nouveaux. Longtemps la langue française s'était tenue à l'écart des autres langues modernes. Arrivée à un haut degré de maturité bien avant les langues germaniques et anglo-saxonnes, considérée presque partout comme l'héritière légitime des langues grecque et romaine, elle avait été placée — faut-il dire élevée? — sur le même rang que les langues mortes.

Cette solidarité avec les langues anciennes menaçait de l'arrêter dans son évolution nécessaire et l'empêchait de rester en communication continuelle avec toutes les manifestations de la vie moderne. Retenue par des traditions trop rigides, elle était obligée de laisser pénétrer dans son sein une foule d'expressions anglaises ou germaniques pour désigner les plaisirs de la vie moderne ou les découvertes nouvelles de la science et de l'industrie.

Or, cette langue si fière paraît sentir aujourd'hui que le moment est venu de sortir de son isolement, de quitter

les hauts sommets où règnent — toujours plus éloignées de nous — les langues mortes dans leur majestueuse splendeur, pour se rapprocher des autres langues modernes, qu'elle a enfin cessé de dédaigner.

Voilà le sens symbolique de la nomination d'un professeur de français comme président d'une assemblée de professeurs d'allemand, d'anglais, d'italien, d'espagnol ou de russe. Ce choix signifie que la langue française veut désormais entrer dans la lice, rester en communication constante avec tous les besoins et toutes les manifestations de la vie moderne et, tout en gardant quelques-unes des qualités qui en font une langue classique, apprendre de ses sœurs plus jeunes et plus souples à se plier aux exigences de la vie moderne et à s'adapter de mieux en mieux aux nuances toujours plus délicates de la pensée contemporaine.

Intérêt croissant pour l'étude des langues vivantes, rapprochement du français et des autres langues modernes, telles sont donc les premières indications que nous donne le Congrès de Paris.

* * *

Les résultats des délibérations sont-ils aussi heureux au point de vue spécial de l'enseignement des langues vivantes proprement dit?

Ici encore, le programme lui-même, tel qu'il a été établi par le comité avant l'ouverture du Congrès, mais après mûre réflexion et après de longues discussions, est extrêmement significatif.

En effet, il y a seulement sept ou huit ans, il eût été établi tout autrement.

Alors on se demandait encore, du moins en France, quel doit être le but de l'enseignement des langues vivantes. Faut-il les apprendre pour pouvoir lire ou consulter un auteur, pour savoir écrire une lettre ou une note, ou pour arriver à s'exprimer dans une langue étrangère? *Lire, écrire ou parler*, telle était la question qui se posait en France à tous les professeurs de langues modernes.

Aujourd'hui, le problème est tranché. Il est universellement reconnu qu'il faut, autant que possible, faire marcher de front la conversation, la lecture et l'écriture. Il faut faire appel à toutes les facultés et à tous les organes de l'enfant, aux oreilles, aux yeux, à la main elle-même. Sur se point, tous les congressistes ont été unanimes, à quelque nation qu'ils appartinssent.

De l'accord sur le but à atteindre devait procéder logiquement et naturellement l'entente sur la méthode à suivre. En effet, tant qu'on voulait se contenter de lire et d'écrire, la méthode ancienne, appliquée depuis des siècles à l'étude des langues mortes, pouvait suffire, à la rigueur, pour arriver au résultat désiré.

Mais, dès qu'on eut compris la nécessité de la conversation, une méthode nouvelle s'imposait. Il ne s'agissait plus de traduire perpétuellement, de passer son temps à faire des *thèmes* et des *versions*, car le «fort en thème» pouvait être absolument incapable de demander son chemin ou de commander un repas en pays étranger.

Alors, vers 1904 et 1905, beaucoup de professeurs français passèrent d'un extrême à l'autre. La conversation remplaça le thème; la lecture rapide bannit la version; les tableaux muraux et les images firent reléguer la grammaire sur les rayons les plus élevés des bibliothèques; l'ancien dictionnaire dut céder la place à d'élégants lexiques, ornés de nombreuses vignettes, mais sans un mot de français; et les partisans enthousiastes de la méthode nouvelle écrivirent en langue étrangère à l'endroit le plus apparent de leur classe transformée, selon les prescriptions ministérielles, en «petite Allemagne», en «petite Angleterre»:

ICI
DÉFENSE EST FAITE DE PARLER FRANÇAIS
Amende
(*variable selon les établissements*).

On espérait que l'enfant, n'entendant plus un mot de français dans la classe de langues vivantes, allait s'habituer à penser dans la langue étrangère par une sorte *d'intuition directe*, que

les langues vivantes, sous l'influence magique et toute puissante d'un milieu artificiel, allaient s'imposer à l'esprit des élèves par la force merveilleuse de l'habitude.

Hélas! cette belle illusion ne tarda pas à s'évanouir. Les professeurs français, le Congrès l'a prouvé, firent exactement les mêmes expériences que beaucoup de leurs collègues allemands, quelques années avant eux. On s'aperçut bientôt que la plupart des élèves étaient désorientés par cette méthode qui pouvait donner de bons résultats dans des leçons particulières, mais qui était d'une application difficile ou impossible dans des classes de trente à quarante élèves. L'enfant, dépourvu de notions précises, privé de grammaire, ou à peu près, sans dictionnaire qu'il pût comprendre, l'esprit saturé d'images plus ou moins flottantes, errait sur un océan brumeux de notions vagues et se perdait dans le clair-obscur de l'à-peu-près. [1])

Il y eut alors, entre 1904 et 1906, pour l'enseignement des langues vivantes en France, une crise nouvelle, dans laquelle la méthode directe faillit sombrer.

Or, le Congrès de Paris a prouvé qu'aujourd'hui ce danger est écarté. Si tous les membres de l'assemblée ont reconnu que la méthode des langues vivantes doit être différente de celle qui réussit pour les langues mortes, ils ont reconnu *à l'unanimité* qu'un enseignement grammatical complet et bien gradué est absolument nécessaire et que la parole écrite doit compléter harmonieusement l'enseignement oral.

Ce n'est qu'à ce prix qu'on peut arriver à des notions précises et claires.

La question de *méthode générale* peut donc être considérée comme résolue en France, comme elle l'est déjà en Allemagne et dans d'autres pays. Les professeurs de langues vivantes garderont la méthode directe, mais ce ne sera pas la méthode exagérée et intransigeante des premiers jours: ce

[1] Voir à ce sujet les articles remarquables de M. SCHMIDT dans la *Revue de l'Enseignement des Langues vivantes,* de 1907, 1908 et 1909. — Quand on regarde de près les instructions ministérielles de 1902, on ne tarde pas à reconnaître qu'elles ne sont pas aussi intransigeantes qu'on l'a cru, à tort. Ce sont les jeunes néophytes qui ont renchéri sur les règlements.

sera une méthode vivante et féconde, une méthode directe atténuée et perfectionnée, plaçant la conversation et les exercices pratiques au premier rang, donnant une place importante à la grammaire, et n'excluant plus la langue maternelle dans les cas difficiles, ni même la version [1]) écrite ou orale, à côté des narrations et des exercices de tout genre en langue étrangère.

* * *

Ce qui s'est dessiné d'une façon de plus en plus nette, à mesure que le Congrès avançait dans ses travaux, c'est le désir devenu général de trouver *une forme nouvelle de l'éducation moderne*, plus conforme que l'idéal ancien aux besoins et aux aspirations du vingtième siècle. Aux humanités d'antan, à l'éducation gréco-latine, on oppose aujourd'hui des humanités nouvelles, une éducation intégrale et moderne, pratique et utilitaire.

Et cela, ce ne sont pas seulement des professeurs de langues vivantes qui l'ont demandé. Des admirateurs des humanités anciennes, des hommes pénétrés de haute culture gréco-latine, tels que le professeur Brunot et le directeur de l'enseignement secondaire, M. Jules Gautier, ont été les premiers à l'affirmer. Notre génération a le sentiment que l'éducation secondaire du dix-neuvième siècle ne peut suffire aux générations futures. Nous sommes à une époque de transition. Placés entre un système d'éducation qui agonise et un système nouveau qui s'essaie à naître, nous sentons qu'il faut marcher

---

[1]) Pour le thème, il y a hésitation en France. On en a trop abusé jadis pour ne pas le considérer comme la bête noire de notre enseignement — Cependant des pédagogues aussi autorisés que M. BECK, le distingué directeur de l'*École alsacienne*, recommandent d'en faire *un emploi modéré*. Car, presque tous nos élèves transforment, hélas! la narration en thème oral, mais en thème vague et imprécis, évitant ou tournant les difficultés, ce qui est la pire des méthodes

Dans tous les cas, ce qu'on devra rétablir, au moins à partir de certaines classes, c'est un bon dictionnaire, avec traduction en langue maternelle, non à la place, mais *à côté* du lexique en langue étrangère, dont les images intéressent les enfants.

avec son temps. A des besoins nouveaux, jadis méconnus, il faut bien faire correspondre une éducation nouvelle. Ce qui est apparu comme l'un des résultats les plus certains du Congrès de 1909, c'est qu'à côté — je ne dis pas à la place — des humanités anciennes, il s'agit de réaliser, aussi bien en France qu'en Allemagne, en Angleterre, en Autriche, en Russie, en Italie, en Espagne et ailleurs, *un idéal nouveau de l'éducation intégrale*. Et l'un des facteurs les plus importants de ces humanités nouvelles sera l'étude approfondie des langues vivantes. [1])

* * *

Mais cet enseignement ne pourra avoir une *valeur éducative* et une *portée civilisatrice et morale* que si, à l'étude de la langue, s'associe toujours celle des mœurs, de l'esprit, de la littérature, de l'histoire nationale des peuples dont on apprend le langage. Il ne s'agit pas seulement d'apprendre des mots, des phrases, des règles de grammaire ou de syntaxe; il s'agit de pénétrer dans la vie d'un peuple étranger après avoir été initié aux lois de sa langue.

Et quand les peuples se connaîtront mieux, ils s'aimeront et s'apprécieront davantage.

Ainsi l'étude des langues vivantes contribuera, pour sa part, au rapprochement des peuples qui sont à la tête de la civilisation moderne. Elle contribuera, elle aussi, à réaliser ce bel idéal de la fraternité humaine, que nous appelons de nos vœux les plus ardents.

* * *

Et si maintenant, parvenu au terme de notre étude, nous considérons tous les détails pratiques dont s'est occupé

[1]) Il est intéressant de constater que, pour ce qui concerne la valeur *éducative* des langues vivantes, les délibérations du Congrès de Paris ont abouti à des résultats qui concordent absolument avec ceux du Congrès national des néophilologues finlandais, réunis à Helsingfors, le 11, 12 et 13 Janvier 1909 (Voir l'intéressant rapport de M. I. Hg. dans les *Neuphilologische Mitteilungen* 1909, pp. 1—12).

le Congrès à la lumière de cet idéal d'une éducation nouvelle, nous verrons qu'ils concourent tous au même but: la préparation de cet édifice futur d'une éducation intégrale qui doit amener un rapprochement entre les nations civilisées. Cette correspondance internationale, à laquelle des hommes dévoués ont consacré tant de temps, elle ne fait que préparer ces voyages à l'étranger qui seront le couronnement nécessaire des humanités futures. Ces élèves allemands ou anglais, italiens, espagnols ou russes, qui commencent à pénétrer dans les familles et dans certains établissements d'enseignement secondaire, à titre d'échanges, seront pour leurs jeunes camarades les premiers exemples d'une mentalité étrangère. Ces assistants, qui ont soulevé des discussions assez vives, seront, au sein des lycées, collèges, gymnases ou écoles réales, les foyers d'où se répandront autour d'eux quelques rayons de la culture étrangère. Ces lecteurs qui, un jour, ne manqueront dans aucune université européenne, seront les champions de la civilisation de leur pays au milieu des futurs éducateurs de la jeunesse. Et enfin, ces cours d'adultes, ces bureaux internationaux, ces musées du commerce international et de l'industrie étrangère, tout cela contribuera à développer, à maintenir et à compléter les connaissances une fois acquises, si bien que l'éducation intégrale de l'avenir, qui aura commencé dans un établissement d'éducation secondaire, qui se sera complétée par un voyage à l'étranger, continuera à se développer après l'école.

Qui pourrait affirmer qu'une telle éducation, faite d'observation attentive, de curiosité satisfaite, de comparaisons répétées, d'études détaillées et précises, de tolérance et de liberté, n'a pas une valeur intellectuelle et morale au moins égale à celle des humanités anciennes?

Paris, en mai 1909.

Henri Schoen
Docteur ès lettres
Professeur agrégé de l'Université.

Besprechungen.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluss des Keltischen von *Heinrich Zimmer. Kuno Meyer. Ludwig Christian Stern. Heinrich Morf. Wilhelm Meyer-Lübke.* (Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg, Teil I, Abteilung XI, i). 1909. Berlin und Leipzig. B. G. Teubner. VII + 499 S. gross 8:o.

Fürwahr, es muss eine missliche Aufgabe sein, einen so überreichen Stoff, wie z. B. die Geschichte der Literatur sämmtlicher romanischer Völker, auf eine höchst beschränkte Seitenzahl zusammenzudrängen. Den Ansprüchen auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit, relative Vollständigkeit und populär-fesselnde Darstellung zugleich gerecht zu werden, dazu gehört in dieser Lage ein ganz besonderes Talent. Nicht ohne Bekümmernis würde man, scheint es, zu einem solchen Unternehmen schreiten. Aber von dieser Stimmung merkt man keine Spur, weder bei den keltischen, noch bei den romanischen Mitarbeitern dieses Bandes. Alles ist mit überlegenem Geschick gemacht. — Um von dem Teile zu sprechen, der dem Ref. am nächsten liegt, muss man sagen, dass Prof. Morf die Aufgabe, die sämmtlichen romanischen Literaturen parallel zu behandeln, ganz vorzüglich gelöst hat. Es kommt natürlich nicht auf vollständige Büchertitel und Inhaltsanalysen an, sondern auf die grossen wesentlichen Züge, und in dieser Beziehung kann man sich kaum eine Darstellung denken, die mit einer ähnlichen Klarheit und mit einem so guten Urteil das Wichtige und Notwendige geben würde. Dabei ist auf keinem einzigen Punkte der Schablone gehuldigt worden, im Gegenteil, man muss sich wundern, wie sehr die Urteile persönlich sind und wie frisch die Form, die sie umhüllt. Nicht selten findet der Verf. sogar Gelegenheit, auf Beziehungen zwischen einzelnen romanischen Schriftstellern und der ausländischen Literatur zu verweisen, und zwar auch hier in ganz persönlicher Weise (so z. B. wenn er von Théophile Gautier und Heine spricht oder von George Sands Einfluss auf Turgenjew und — was jedoch mehr zweifelhaft ist — Tolstoj). Und vor Allem ist die Art, in welcher die komparative Behandlung französischer, italienischer, spanischer Literatur geschieht, ganz bewunderungswürdig. Prof. Morf betrachtet die Literatur so wie sie allein betrachtet werden muss, als einen Faktor des gesammten kulturellen Lebens, und deswegen lässt er nie die allgemeinen geschichtlichen Gesichtspunkte ausser Acht. Und so giebt diese zusammengedrängte romanische Literaturgeschichte einen fesselnden, belehrenden und — das kann getrost hinzugefügt werden — tiefen Einblick in die Geisteswelt

der romanischen Völker überhaupt und ihre Entwickelung durch einen Zeitraum von achtzehnhundert Jahren. — Die Arbeit wäre nicht so persönlich wie sie ist, wenn sie nicht im Einzelnen zuweilen — aber freilich selten — zum Widerspruch herausfordern würde. Ich nenne nur eine Stelle, S. 232. Der Verf. erklärt hier den Umstand, dass die frz. Sprache bis auf den heutigen Tag den Übersetzungen widerstrebt und Shakespeare, Dante, Goethe, Heine einfach travestiert, durch die alte akademische Kritik (Vaugelas), die »den Charakter grammatischer Nörgelei und puristischer Kleinkrämerei trägt». Aber beruht das wirklich *nur* darauf? Giebt es nicht im tiefsten Geiste der Sprache selbst etwas, das fremden Vorstellungen nicht gerecht werden kann? Ich glaube, ja. Und dieses kommt natürlich von dem Volksgeiste, für den die Sprache nur ein Ausdruck ist. Ein jeder, der den Durchschnittscharakter der Franzosen kennt, weiss aber, wie grundwesentlich er von dem Charakter besonders der germanischen Völker verchieden ist und wie wenig die Gallier diesen verstehen. Kann es dann Wunder nehmen, dass sie nicht die tiefsten Ausgüsse des intimen Seelenlebens in der Poesie darstellen können, und braucht man die Schuld dafür allein einer jahrhundertelangen äusseren Tradition zuzuschreiben? Und schliesslich, wie wenig vermag nun eigentlich die deutsche Zunge die stilistischen Feinheiten eines Anatole France zu imitieren? Mann sollte es übrigens einmal versuchen, eine psychologisch-komparative Studie über gewisse Kultursprachen vorzunehmen, ihre Ausdrucksmittel für seelische Zustände, ihren poetischen Bildervorrat u. s. w. unter einander eingehend zu vergleichen; und man käme sicher zu interessanten völkerpsychologischen Ergebnissen.

Nicht minder ansprechend ist der den keltischen Literaturen und Sprachen gewidmete Teil. Besonders das Kapitel »Sprache und Literatur der Kelten im Allgemeinen» von Heinrich Zimmer, dem Führer der deutschen Keltisten, ist überaus fesselnd sowohl durch den vortrefflich gegliederten und reich belehrenden Inhalt — dabei sind die Ausführungen über moderne Zustände in der Keltenwelt nicht die am wenigsten interessanten — als durch die geschmackvoll harmonische, künstlerisch behagliche und beherrschte Form. Über die irisch-gälische Literatur berichtet Kuno Meyer, über die schottisch-gälische und die Manx-Literatur sowie über die kymrische (walisische) und die kornische und bretonische Literatur, Ludwig Chr. Stern.

Zum Schluss giebt Meyer-Lübke auf c. 50 Seiten einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung der romanischen Sprachen, natürlich nicht auf Einzelheiten eingehend, sondern solche Hauptprobleme wie das Verhältnis zwischen Lateinisch und Romanisch, den Wortschatz, die Namenforschung berührend.

Der ganze Band ist von höchstem Wert und kann als ein Muster für populär-wissenschaftliche Darstellung gelten. Der Romanist vom Fach gewinnt in dem Buche einen für ihn unzweifelhaft sehr nützlichen Einblick in die Keltistik, zu dem er wohl sonst nicht allzu leicht Gelegenheit findet, der Studierende hat in Morfs Literaturgeschichte einen trefflichen und mit neuen Gesichtspunkten bereichernden Repetitionskursus, und derjenige, der sich um seiner allgemeinen Bildung willen hier orientiert, wird sicher nicht die Lektüre bereuen.

W. Söderhjelm.

F. Beyer, Französische Phonetik für Lehrer und Studierende. Dritte Auflage, im Auftrage des Verfassers neu bearbeitet von *H. Klinghardt*. Cöthen, Otto Schulze, 1908. I vol. 8°, XVI + 243 pp.

L'éloge du manuel de Beyer n'est plus à faire, et le succès du livre montre combien il est apprécié. Cette fois l'auteur n'a pu lui-même revoir la nouvelle édition, et la tâche a été confiée à M. Klinghardt, dont la compétence est également connue.

La troisième édition n'a pas subi de changements comparables à ceux de la seconde. La disposition générale est restée la même. L'introduction théorique a été étendue; certains développements, p. ex. sur la nature articulatoire des «semi-voyelles» françaises, ont disparu comme inutiles, d'autres ont été ajoutés, p. ex. sur la nature des occlusives françaises. La disposition typographique a été changée en ce que les exemples en écriture phonétique (de l'af) sont imprimés en caractères gras.

Les qualités de l'ouvrage sont restées les mêmes: clarté de l'exposition, applications pédagogiques, développements et exemples nombreux, particulièrement dans la phonétique combinatoire.

Par contre il ne semble pas que le progrès réalisé sur la seconde édition soit comparable à celui de celle-ci sur la première. En particulier les indications bibliographiques sont loin d'être complètes. Tout ce qui a été publié dans *La Parole* p. ex. est resté lettre morte. Et il ne paraît pas qu'on ait tiré des ouvrages récents cités dans la bibliographie tout le parti qu'il y avait lieu: ceci s'applique surtout au *Précis* de Rousselot, qui aurait dû provoquer des modifications dans l'exposé des voyelles et des sifflantes (distinction des deux qualités pour les 3 voyelles hautes, labialisation des voyelles nasales, articulation des sifflantes).

L'exposé des voyelles est fait d'après des principes articulatoires. Comme la théorie acoustique des voyelles françaises (réso-

nance, timbre) ou manque encore, ou n'était pas faite à l'époque de la revision, on ne peut blâmer cette lacune.

Dans l'exposé des consonnes, K., à propos des occlusives sourdes, a modifié le point de vue de Beyer, et lui substitue sa théorie, d'après laquelle les ténues françaises ont une fermeture de la glotte (cf. *Die Neueren Spr.* XIV, passim). Je ne puis me rendre aux arguments de K.; mais je me réserve de revenir plus amplement sur ce problème dans le compte-rendu d'une étude de P. Seydel. [1]

Traitant de la quantité en français, K. ajoute à l'appendice de Beyer sur les recherches expérimentales de Wagner des déclarations sceptiques sur la valeur de la phonétique expérimentale. Il faut avouer que la place était bien mal choisie. On peut faire des réserves sur la portée des méthodes expérimentales, et je suis tout le premier à dire qu'elles ont, surtout à l'heure présente, des limites d'application; mais, s'il est un domaine qui leur appartienne, c'est avant tout celui de la quantité. En renonçant à tirer parti des résultats obtenus par Wagner et par Grégoire («Durée de la syllabe française», dans *La Parole*), on diminue la valeur du livre, qui ne peut que gagner à accentuer le caractère scientifique. Dans la théorie de l'accent, on aurait pu aussi profiter des études expérimentales.

Ces reproches ne visent pas à ôter au manuel de Beyer sa valeur. Il reste à mes yeux, avec celui de Nyrop, le meilleur précis que nous ayons; mais il deviendrait hors de pair s'il s'assimilait les résultats certains acquis dès maintenant par les méthodes expérimentales. Je ne puis qu'exprimer en terminant le vœu que ce désir soit réalisé dans une quatrième édition, que F. Beyer, espérons-le, ne sera pas contraint d'abandonner à un autre.

J. Poirot.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Zweite vermehrte Auflage. Halle a. S, 1908. 690 S. Preis 10 RM.

Pauls Wörterbuch wendet sich an alle Gebildeten, welche sich für deutsche Sprachgeschichte interessieren, in erster Linie ist es jedoch für die Lehrer bestimmt, die Unterricht im Deutschen

[1] *Die labialen Verschlusslaute des Deutschen und Französischen experimentell untersucht,* Breslau 1908, Aderholz, (S.-A. aus dem *Jahresbericht der schles. Gesellsch f. vaterländische Cultur* 1908) Le compte rendu de ce travail, continuation d'une thèse sur le même sujet, paraîtra dans le prochain numéro des *Neuph. Mtl.*

erteilen. Sowohl für den Universitätslehrer wie für den Studenten ist das Werk ein ebenso unumgängliches Hilfsbuch wie Kluges Etymologisches Wörterbuch. Diese beiden Lexica, die in ihrer Anlage ganz verschieden sind, ergänzen sich auf das vortrefflichste.

Während in Kluges Wörterbuch die Herkunft und Verwandtschaft der Worte erörtert und die weitere Geschichte derselben in ihren wichtigsten Zügen dargestellt wird, nimmt Paul nur die neueste Zeit, speziell die letzten Jahrhunderte, unter die Lupe und zieht ältere Epochen bloss dann heran, wenn dies zum Verständnis des neuhochdeutschen Sprachgebrauches notwendig ist. Damit hängt denn auch zum Teil die Verschiedenheit in der Behandlungsweise des Materials zusammen. Kluge lässt in seinem Buche die äussere Entwicklungsgeschichte des Wortes besonders stark hervortreten, bei Paul dagegen wird mehr die semasiologische Seite betont und die Verwendung des Wortes im Satzzusammenhange berücksichtigt. Dadurch nimmt die Phraseologie in dem Paulschen Wörterbuch einen wichtigen Platz ein und ein gutes Stück von der Syntax ist da hineingearbeitet. Besonders interessant sind die ausführlichen Artikel über die Pronomina und Partikeln, welche Paul mit seinem bekannten Scharfsinn behandelt hat.

Die zwölf Jahre, welche seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, haben manche wichtige wortgeschichtliche Arbeiten und Aufsätze hervorgebracht, die Paul neben den reichhaltigen eigenen Sammlungen für die jetzt vorliegende zweite Auflage verwertet hat. Durch diese Zusätze ist sie um ein Fünftel grösser geworden als die erste Auflage.

Eine Änderung in der Anlage des Buches ist insofern vorgenommen worden, dass Etymologien reichlicher als früher mitgeteilt sind. Hierbei hat der Verfasser nur die ihm wirklich einleuchtenden Deutungen aufgenommen. Dass man trotzdem in vereinzelten Fällen inbezug auf die gegebene Etymologie verschiedener Meinung sein kann, ist ja ganz natürlich.

Überhaupt ist der Charakter des Buches bewahrt worden; auch die typographische Anordnung ist dieselbe geblieben. In dieser Hinsicht hätte man jedoch eine Änderung gewünscht; die langen Artikel hätten doch irgendwie übersichtlicher gemacht werden können, wenn auch der auffallend dichte und kleine Druck wegen des billigen Preises beibehalten werden musste.

H. S.

Deutsche Stilproben. Lesestücke für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, ausgewählt und bearbeitet von ***I. E. Kerkkola.*** Helsingfors, Otava, 1909. 158 S.

Den deutschen Lesebüchern von Öhquist, Rosendahl, Nyström ist neuerdings das hier oben genannte Buch zur Seite getreten. Während aber die ersteren mit einer elementaren, für die untere und mittlere Stufe bestimmten Abteilung beginnen, enthält das vorliegende Buch keine solche, sondern ist als Fortsetzung des Elementarkurses gedacht und nur für die Oberstufe bestimmt. Dem Umfange nach ist es etwas kleiner als die entsprechenden letzten Abteilungen der Lesebücher von Rosendahl oder Nyström, und bietet auch nicht dieselbe Mannigfaltigkeit des Stoffes wie diese. Auf seinen 158 Seiten bringt das Buch 25 kürzere und längere Stücke, unter denen 8 Gedichte sind. Und während sowohl Rosendahl als Nyström in ihren Büchern einen einheitlichen Plan verfolgen und die Schüler über Deutschland und deutsche Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart belehren wollen, sind hier die Stücke in freier Abwechslung aneinandergereiht, ohne anderes zusammenhaltendes Band als eine gewisse chronologische Reihenfolge, auch diese nicht streng durchgeführt, und ohne andere Bestimmung als »den Leser durch Form und Inhalt zu selbständiger Lektüre grösserer deutscher Werke vorzubereiten und anzuspornen», wie der Herausgeber in seiner Vorbemerkung sagt. Der Herausgeber hat wohl eben nur eine Anzahl verschiedenartiger Stilproben geben wollen.

Unter den Prosastücken (ich gruppiere sie hier nach dem Inhalte) herrschen die litteraturgeschichtlichen und historischen Schilderungen vor: J. W. Goethe (eine Charakteristik des Dichters in körperlicher und geistiger Hinsicht, nach P. J. Möbius); Karl August, Grossherzog v. Sachsen-Weimar (nach Bielschowsky); Goethes Reise nach Rom (nach Bielschowsky); Goethes Haus (von K. Immermann); Der Erfolg der »Räuber» (nach K. Berger); Schillers Tod (von J. Wychgram); Albas erste Anordnungen in den Niederlanden und Charakteristik Wilhelms v. Oranien (von Schiller); Die Erhebung Preussens im Jahre 1813 (von Treitschke); von kunstgeschichtlichem oder -philosophischem Inhalt ist ein Stück: Christus in der Kunst (von Riehl). Daneben finden sich ein paar feine, poetische Naturbeschreibungen oder -malereien: Der Zauber der Heidelandschaft (von A. Biese) und Schilderungen der Einöde (von J. Aho u. Ad. Paul, aus Brausewetters »Finnland») und eine populärphilosophische Betrachtung: Über das Erhabene und Schöne (von I. Kant). Der Briefstil ist durch zwei Briefe des jungen Goethe an seine Schwester Cornelie vertreten, die Erzählung durch Mörikes Mozart auf der Reise nach Prag, die humoristische Novelle durch einen Auszug aus Seidels Leberecht Hühnchen, die Komödie durch ein Bruchstück aus Freytags Journalisten.

Die Gedichte der Sammlung sind: Gudrun, Vierundzwan-

zigstes Abenteuer; Frühling und Frauen (W. v. d. Vogelweide); Johannes Kant (G. Schwab); Der Taucher (Schiller); Aus den Reiseblättern (Lenau); Wallenstein (Freih. v. Zedlitz); Belsazer (Heine); Der Wanderer (Schmidt v. Lübeck).

Sprachlich dürften die Stücke den Durchschnittsschülern keine allzugrossen Schwierigkeiten bereiten. Inhaltlich müssen sie als gediegen und lesenswert bezeichnet werden, und ich kann mir nichts anderes denken, als dass sie meistens wohl geeignet sind junge Gemüter anzuziehen und ihr Interesse zu fesseln. Nur das erste Stück: »Über das Erhabene und Schöne» kommt mir recht trocken vor. Auch hinsichtlich der Darstellungsweise und des Stiles scheint es mir dem Herausgeber gelungen zu sein, bei der Auswahl seiner Stücke für jede Art etwas musterhaftes zu finden. Eine Ausnahme möchte ich nur für Heine machen, der mir in dem Buche nicht gut vertreten zu sein scheint; das einzige Gedicht von ihm, Belsazer, ist doch für den Erotiker wie für den Satiriker Heine ebensowenig charakteristisch. Die Satire ist übrigens in der Sammlung auch sonst nicht vertreten. Gern hätte ich auch gesehen, dass das Bruchstück der »Journalisten» nicht so knapp zugeschnitten wäre wie es ist; man erfährt da ihren Plan, Herrn Piepenbrink für ihre Partei zu gewinnen, nicht aber, wie sie denselben ins Werk setzen. Vielleicht ist aber das gerade gut, vielleicht erregt das bei den Schülern nur um so mehr die Lust, die Komödie näher kennen zu lernen.

Am meisten gefallen mir die ziemlich zahlreichen Stücke, die sich mehr oder weniger direkt auf Goethe und Schiller beziehen (auch das Stück über Grossherzog Karl August rechne ich hierher). Ausser ihrem interessanten Inhalte haben sie noch das Verdienst, dass sie dem Lehrer eine willkommene Gelegenheit, oder viele, bieten, noch mehr Biographisches und Litteraturgeschichtliches über die beiden Dichter einleitungs- oder anhangsweise den Schülern mitzuteilen. Sie lassen sich in dieser Weise leicht zu einem Gesamtbilde des Dichterpaares und der Weimarer Glanzperiode der deutschen Litteraturgeschichte erweitern, und es ist ja sehr wünschenswert, dass die Schüler vor dem Verlassen der Schule wenigstens mit dieser einen Periode etwas genauer Bekanntschaft gemacht haben. Hier ist nicht der Ort, eingehender über diesen Punkt zu sprechen, der mit der Frage, ob sich die Klassiker für die Schullektüre eignen, nahe zusammenhängt. Es sei nur bemerkt, dass ich es für sehr wahrscheinlich halte, dass eine solche Bekanntschaft mit Schiller und Goethe viel eher die Schüler zu selbständiger Lektüre der Werke dieser Dichter anspornen wird, als eine schulmässige Lektüre und Behandlung eines von diesen Werken selbst.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, dass und warum meiner Ansicht nach das Buch es verdient, zur Anwendung in unseren Schulen empfohlen zu werden. In dem letzten Schuljahre, wo die Arbeit in der Klasse schon Ende Februar aufhört, und wo in den Anstalten von realem Typus ein beträchtlicher Teil der dem deutschen Unterrichte zur Verfügung stehenden Stunden durch die Schreibübungen der Lektüre entzogen wird, ist es schwerlich denkbar, dass man mit einem Drama oder sonst einem grösseren Litteraturwerke, das ein zusammenhängendes Ganzes bildet, fertig werden könnte. Mit seinen kurzen Stücken, deren jedes ein kleines unabhängiges Ganzes bildet, und von denen je nach der zu Gebote stehenden Zeit eine grössere oder geringere Anzahl durchgenommen werden kann, dürfte deshalb das vorliegende Buch geeignet sein, besonders in der obersten Klasse unserer Realanstalten zum Gegenstand der Lektüre gewählt zu werden.

E. Hagfors.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 3. April 1909, bei welcher Sitzung der Vorstand und 7 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Die Protokolle der beiden letzten Sitzungen wurden verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Cand. phil. Fräulein *Matilda Ekström* aufgenommen.

§ 3.

Der Vorsitzende, Prof. *A. Wallensköld,* teilte mit, dass die Schüler Professor *W. Viëtors* anlässlich seines 25-jährigen Jubiläums als Universitätslehrer in Marburg beschlossen hätten, ihm eine Dankadresse zu überreichen, sowie zu Gunsten der kläglich ausgestatteten englischen Seminarbibliothek in Marburg eine Geldsammlung zu veranstalten und den Betrag Herrn Prof. Viëtor zu freier Verfügung zu überweisen; ausserdem werde eine Festschrift vorbereitet. Prof. Wallensköld erklärte sich willig die Übersendung eventueller Geldbeiträge zu vermitteln.

§ 4.

Dr. *I. Hortling* meldete, dass die Unkosten für das Redigieren und den Druck des soeben erschienenen Protokolles der Neuphilologenversammlung den von der Regierung bewilligten Anschlag von Fmk 500 um etwa Fmk 50 überschritten hatten, und stellte anheim, dass der Verein das Defizit decken möchte. Die Beschlussfassung wurde auf die folgende Sitzung verschoben.

§ 5.

Der von Dr. *A. Rosendahl* in der Neuphilologenversammlung gemachte Vorschlag, welcher die den Lehrern der neueren Sprachen auferlegten Kompetenzforderungen betraf, wurde von dem Antragsteller zurückgenommen, weil die neuesten Bestimmungen für Universitätsexamina seinen Wünschen in den wichtigsten Punkten Genüge leisten.

§ 6.

Lektor *J. Poirot* besprach den neuerschienenen zweiten Band der »Principes de phonétique expérimentale» von Abbé Rousselot. [1])

In fidem:
A. Lângfors.

Eingesandte Litteratur.

Arvid Gabrielson, Rime as a criterion of the pronunciation of Spenser, Pope, Byron, and Swinburne. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1909. XVI + 211 pag. 8:o.

Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Erste Lieferung: A-Fohlen. Strassburg, Karl J. Trübner, 1909. 144 S. gr. 8:o. Preis: Rmk. 2: 50.

H. Schmidt und *Harry B. Smith,* Englische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 66 S. 8:o. Preis: M. 1: —.

Henri Schoen, La métaphysique de Hermann Lotze ou la philosophie des actions et des réactions réciproques (Avec un portrait de Lotze en similigravure). Paris, Libr. Fischbacher, 1908. 293 p. in-8:o. Prix 7 fr. 50 c.

Henri Schoen, Francois Coppée, l'homme et le poète (1842—1908). Paris, Libr. Fischbacher, 1909. 107 p. in-8:o. Prix 2 fr.

[1]) S. Neuphil. Mitt., 1909, S. 120 ff.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. I. Jahrg. Nr. 1, 5, 11 und 15. Wien, L. Weiss, 1908—9. Jedes Heftchen à 16 Seiten (Einzelnpreis 30 h = 25 Pf.). Jahrespreis mit Postzusendung K 5: 40 = Mk. 4: 50. Erscheint mit Ausnahme der Monate Juli und August am 1. und 15. jedes Monates.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome II. N:os 1—2 (Janvier-Juin 1908). — Contient: Louis Ducros, Jean-Jacques Rousseau. De Genève à l'Hermitage (1712—1757). 228 p.

Annotationes phoneticae, III. Jahrg. (1909), N:r 1—3.

Antero Vipunen, Jahrg. 1909, Nr. 1—2.

Anuario estadístico de la República Oriental del Uruguay. Tomo I (Años 1907—908). Montevideo 1909. LIX + 996 pag. 4:o.

Bibliographia phonetica, IV. Jahrg. (1909), Nr. 3—4.

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 4—5.

Moderna Språk, Jahrg. 1909, Nr. 5. — Enthält die Fortsetzung einer Folge von *Notes lexicographiques sur »Cyrano de Bergerac»,* von C. Polack.

Päivä, Jahrg. 1909, Nr. 15—20.

Revue de Provence et de langue d'Oc, année 1909, n:os 5—7. — Dans le numéro double 6—7, M. Edmond Lefèvre commence un *Petit Dictionnaire des Félibres,* contenant une bibliographie minutieuse de tout ce qui a paru en provençal, ainsi que sur la langue d'Oc, ses poètes et ses écrivains.

Virittäjä, Jahrg. 1909, Nr. 1—5.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: In »Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar», LI (1908—1909): *Werner Söderhjelm,* Les inspirateurs des »Quinze joyes de mariage» (25 S.), und *Emil Zilliacus,* Die Sage von Gyges und Kandaules bei einigen modernen Dichtern (35 S.).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors,* Li Regres Nostre Dame par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von J. Anglade, Revue des langues romanes, LII (1909), S. 83—4, und Ernest Langlois, Bibl. de l'École des Chartes, 1909, S. 131—4.

Ferienkurse: In *Dijon* vom 1. Juli bis 31. Okt. — In *Genève* vom 15. Juli bis 28. August. — In *Rouen* vom 15. Juli bis 25. August.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 6/7

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1909

Die Sprechmaschine und ihre Anwendung im Sprachunterricht.

Bekanntlich ist Edison der Erfinder der ersten Sprechmaschine, die er Fonograf nannte. Das Prinzip der Sprechmaschine beruht, in Kürze ausgedrückt, darauf, dass ein scharfer Stift, der mit einer den Laut empfangenden Schalldose verbunden ist, von den durch die Schalldose vermittelten Lauten in Vibration versetzt wird und diese Vibrationen auf einer in Bewegung versetzten weichen Wachsfläche, über die er läuft, einzeichnet. Wenn man nun eine Nadel oder, wie beim Edisonfonografen, einen Safir über jene Spuren laufen lässt, so gerät sie in vollkommen identische Vibrationen, teilt diese Vibrationen der Schalldose mit und reproduzirt auf diese Weise die Laute, die hineingespielt, gesungen oder gesprochen worden, in mehr oder weniger vollkommener Weise. Edison benutzte bei seinem Fonografen eine runde Walze, auf welcher die Schalldose wagerecht aufliegt; indem die Walze in rotirende Bewegung versetzt wird, pflügt der vibrirende Safir Furchen in die Walze, die je nach Farbe und Stärke des Tones in der Tiefe variiren.

Es erwies sich jedoch, dass durch diese Art der Aufnahme — Furchung einer Walze von oben nach unten — eine genügend korrekte und laute Wiedergabe der Töne nicht zu erzielen war. Es musste ein Verfahren erfunden werden, wo die

Membran der auf dem schreibenden Stift lastenden Schalldose nicht in die Tiefe, sondern nach den Seiten vibrirte. Berliner, ein Deutsch-Amerikaner, fand zwanzig Jahre später dies Verfahren. Er konstruirte den Tonarm derart, dass die Schalldose nicht über der die Lautfurchen empfangenden Fläche horizontal auflag, sondern senkrecht über ihr stand. Nun ging die Vibrationsbewegung der lautempfindlichen Membran nicht mehr von unten nach oben, sondern von links nach rechts, und die Spuren, die die Nadel zeichnete, waren nicht mehr an Tiefe wechselnde Furchen, sondern Zickzackkurven. Bei dieser Art von Aufnahmen konnten natürlich keine Walzen als Unterlage der schreibenden Nadel zur Anwendung kommen, sondern nur flache und runde Platten, auf welchen die Nadel spiralförmig von aussen nach innen ihre Kurven zieht. Hierin besteht nun der Unterschied zwischen Fonograf und Grammofon: der Erstere arbeitet mit Walzen und schreibt nur Edisonschrift, der Letztere arbeitet mit Platten und schreibt in der Regel Berlinerschrift; es giebt aber auch für den Grammofon Aufnahmen mit Edisonschrift.[1])

Wenn man die beiden Apparate auf ihre Vorzüge und Mängel hin mit einander vergleicht, so kann man meines Erachtens nicht dem einen von ihnen unbedingt den Vorrang vor dem anderen einräumen, denn je nach dem Zweck, zu dem sie verwandt werden sollen, besitzt jeder von ihnen Vorzüge, die dem anderen abgehen. Es giebt Fachleute, die der Ansicht sind, dass das Grammofon die Töne korrekter wiedergiebt. Das ist im allgemeinen möglich. Ich habe meinerseits so gute Fonografen gehört, dass es mir schwierig war einen Unterschied in der Korrektheit zu konstatiren

Der Fonograf hat den Vorzug des leichteren Gewichts und der grösseren Billigkeit. Die Edisonschen Fonografen sind allerdings etwas teurer; der billigste kostet 60 Reichsmark. Von den Excelsiorfonografen kostet dagegen der billig-

[1]) Ich beschränke mich hier auf diese allgemeine Unterscheidung, ohne auf die vielfachen Detailvariationen in Schalldosen und Diafragmen einzugehen (Grafofon, Multifon, Bettini-Mikro-Fonograf u. s. w.)

ste nur 28 Reichsmark, ist blos 26×20×22 Cm gross und wiegt mit dem Gehäuse nur etwas über 3 ½ Kilogramm. Für eine Klasse ist ein solcher Apparat allerdings zu schwach. Für Schulzwecke würde erst ein Standard-Edisonfonograf zu 130 Reichsmark genügen. Ein unschätzbarer Vorzug, den der Fonograf vor dem Grammofon hat, besteht darin, dass man mit dem Fonografen selbst Aufnahmen machen kann. Man braucht sich nur mit der dazu nötigen besonderen Aufnahmeschalldose nebst Aufnahmetrichter zu versehen. Es werden zu diesem Zweck Blankwalzen aus Wachs, sog. Weichwalzen im Gegensatz zu den fertig bespielten aus anderem Material hergestellten sog. Hartgusswalzen, verkauft, die etwa 40 bis 50 Pfennig das Stück kosten und ungefähr 60 mal gespielt werden können. Nach Verbrauch werden die Walzen abgeschliffen, was acht bis zehn mal geschehen kann. Das Abschleifen besorgen die grossen Sprechmaschinengeschäfte für 15 Pfennig pro Stück. Man kann aber das Abschleifen auch selber besorgen, wenn man sich eine Abschleifvorrichtung, die zwischen 30 und 40 Mark kostet, verschafft hat.

Der grosse Vorzug, den das Grammofon vor dem Fonografen hat, liegt in der Stärke des Tones. In dieser Beziehung kann der Fonograf mit dem Grammofon nicht wetteifern. Besonders die sog. Starktonplatten geben sogar auf mittelgrossen Grammofonen die Laute in einer Stärke wieder, die nur in ganz grossen Räumen notwendig oder sogar erträglich ist. Die Nachteile eines guten Grammofons bestehen in dem verhältnismässig höheren Preise und dem Umfang und Gewicht des Apparats. Ein für eine grosse Klasse geeigneter Apparat, der auch grössere Platten spielt, also zwei Federwerke hat, ist immerhin nicht unter 150 Reichsmark zu haben und ist ein schwer zu transportierendes Ding. Hinwiederum hat das Grammofon den Vorzug vor dem Fonografen, dass es im Handel eine bedeutend grössere Anzahl gesprochener Platten giebt als Walzen, und dass das Grammofonrepertoire für Rezitation sicher viel rascher sich vergrössern wird, als dasjenige des Fonografen. Für Schulzwecke halte ich also für

meinen Teil das Grammofon, hauptsächlich seines viel stärkeren Tones halber, für geeigneter.

In welcher Weise soll nun die Sprechmaschine im Sprachunterricht Verwendung finden? Um diese Frage richtig zu beantworten, müssen wir uns über die Kapazität der Maschine, über ihre Fähigkeit menschliche Laute zu reproduziren im Klaren sein. Eine Autorität auf fonautografischem Gebiet, wie Professor Viktor A. Reko, meint, man könne die Sprechmaschine beim fonetischen Unterricht zur Erlernung und Einübung fremder Laute anwenden, und andere allzu begeisterte Fürsprecher der Sprechmaschine sind sogar der Ansicht, dass dieselbe den Lehrer ersetzen könnte. Dies ist, wie schon ein besonnener und kritischer Fachmann auf dem Gebiet der Fonautografie, Dr Panconcelli-Calzia, wiederholt betont hat, wenigstens vorläufig eine absolute Unmöglichkeit. Von einem Ersatz für den Lehrer kann schon deshalb keine Rede sein, weil ja die Maschine eben nur eine Maschine ist. Selbst bei den vollkommensten Sprechmaschinen wird immer der Lehrer nicht nur unentbehrlich bleiben, sondern auch die Hauptrolle beim Unterricht spielen.

Was wiederum die Frage von der Lautschulung, den speziellen fonetischen Übungen mit Hilfe der Sprechmaschine betrifft, so stellt hier die Wiedergabefähigkeit derselben bis jetzt noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Erstens ist das nebenherlaufende Nadelgeräusch, weniger beim Fonografen als beim Grammofon, selbst bei den besten Maschinen und Platten, so stark und ununterbrochen, dass eine vollständig reine und ungestörte Wiedergabe einzelner Laute nur ausnahmsweise vorkommen kann. Herr Braun, Besitzer der Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg, hat die Absicht einen Apparat in den Handel zu bringen, bei dem die Aufnahmen nicht auf Platten oder Walzen stattfinden, sondern auf eigens zu diesem Zweck hergestellten Bändern. Das Nadelgeräusch soll auf diesem Apparat so gut wie gar nicht zu hören sein. Leider stösst die Herstellung des Apparats aus anderen technischen Gründen noch auf Hindernisse, so dass es unsicher ist, wann und ob er überhaupt vollendet werden

kann. Inbezug auf dieses Nadelgeräusch will ich aber beiläufig bemerken, dass es in den Fällen, wo es nicht auf spezielle fonetische Übungen ankommt, unwesentlich ist. Im Anfang wird es auf jeden Ungewohnten störend wirken, nach einiger Übung wird es aber kaum mehr vernommen.

Ferner aber — und das ist das Wichtigste und Entscheidende — ist die Sprechmaschine heutzutage noch nicht im Stande sämtliche Laute der menschlichen Stimme wiederzugeben, geschweige denn korrekt wiederzugeben. Selbst die vollkommensten Sprechmaschinen geben die Laute im allgemeinen nur verhältnismässig gut, und nur einzelne Vokale (und einen Konsonanten: das r) ganz deutlich wieder. Gewisse Wörter und Laute können nicht naturgetreu, manche überhaupt nicht reproduzirt werden. Zwischen tonlosen und tönenden Lauten ist manchmal der Unterschied kaum zu merken. Auslautendes w, f, l verschwinden meist ganz, s und z sind nur in Ausnahmefällen deutlich hörbar, auch die inlautenden w, f, s, z kommen nur schwer zum Ausdruck.[1])

Für wissenschaftliche oder auch nur für spezielle Schulstudien und als Mittel für Lautübungen kann die Sprechmaschine also noch lange nicht dienen. Sie ist überhaupt ein Apparat, an dessen Leistungen man noch keine absoluten Forderungen stellen kann, sondern bei dem man gewisse Mängel und Unbequemlichkeiten mit in den Kauf nehmen muss, wenn man aus ihm den Nutzen ziehen will, den er bringen kann. Denn trotz aller erwähnten Mängel kann die Sprechmaschine tatsächlich auch im Sprachunterricht von grossem Nutzen sein. Man muss nur ihre Anwendung auf die Gebiete beschränken, wo es nicht so sehr auf die genaue Artikulirung eines jeden einzelnen Lautes, als vielmehr auf eine mehr allgemeine Charakterisirung ganzer grösserer Lautkomplexe, sozusagen auf die Mimik und die Gebärde des Sprechens, auf die Satzmodulation ankommt.

In dieser Beziehung leistet die Maschine schon heutigentags ganz Vorzügliches. Es kommt auch hier natürlich auf die

---

[1]) Vgl. Die Neueren Sprachen 1909 Bd. XVI S. 568.

Qualität des Apparates und auf die Geschicklichkeit desjenigen, der die Aufnahme und Wiedergabe bewerkstelligt, an, wo aber diese Bedingungen erfüllt sind, erhalten wir Wiedergaben, die den Sprachunterricht wesentlich fördern können. Um sich hiervon zu überzeugen, lasse man sich doch einmal eine kleine Erzählung, beispielsweise das von Minnie Hahlo gesprochene Märchen von der »Prinzessin auf der Erbse» auf einer guten Maschine vorsprechen. Diese kleine Erzählung will allerdings in erster Linie als Beispiel der Vortrags k u n s t dienen, indem das rein Rezitatorische darin stärker betont ist, als man solches von Schülern zu fordern pflegt. Aber trotzalledem kann auch dieses Stück als eine gute Illustration dafür dienen, dass die Sprechmaschine grade in einem wichtigen Teil des Sprachunterrichts, nämlich für musterhaftes Lesen fremdsprachiger Texte, für das Hören und Verstehen des *gesprochenen* fremden Idioms und für das Verständnis des lautlichen Gesamtcharakters desselben unschätzbare Dienste leisten kann. In ähnlicher Weise können kleine Lesestücke, wie sie schon in den Anfangsstadien vorkommen, in systematisch geordneter Folge durch die Sprechmaschine in genuiner Form dem Schüler nahe gebracht werden.[1])

Jeder praktisch erfahrene Schulmann wird zugeben, dass es sich mit der speziellen Einübung einzelner Laute ungefähr ebenso verhält wie mit der Einübung einzelner Vokabeln: wenn man sich darauf beschränkt, so entspricht die darauf verwandte Mühe und Zeit nicht dem erzielten Erfolg und Nutzen. Erst im zusammenhängenden Satz prägen sich Worte wie auch Laute dauernd dem Gedächtnis ein. Da die Sprechmaschine nicht alle Laute gut reproduziren kann, muss sich selbstverständlich die Ausspracheübung an der Hand der Maschine darauf beschränken, das fremde Idiom in ihrem allgemeinen lautlichen Charakter im Auge zu haben. Die erste

[1]) Die Langenscheidtsche Verlagshandlung in Berlin hat derartige französische Walzen bereits in den Handel gebracht, doch schienen mir die Aufnahmen, die ich zu hören Gelegenheit hatte, nicht vollkommen befriedigend. Dasselbe gilt von den Aufnahmen der Elwertschen Verlagsbuchhandlung, die ich hörte.

Vorbereitung, Erklärung und Einübung unbekannter neuer Laute kann und muss immer dem Lehrer vorbehalten bleiben. Wenn diese Laute aber einmal bekannt sind, dann erkennt der Schüler sie im Zusammenhang, auch wenn sie weniger deutlich artikulirt erscheinen.

Und hier tritt nun die Sprechmaschine in ihre Rechte. Sie giebt das was kein Lehrer, der nicht selbst Ausländer ist, geben kann: das genuine Sprechen des fremden Idioms. Der Nutzen der Sprechmaschine beschränkt sich in diesem Fall nicht auf die Klasse allein, auch für den Lehrer bietet sie eine Handhabe und ein Hilfsmittel seine eigene Aussprache zu kontrolliren und zu verbessern. (Dies alles selbstverständlich unter Voraussetzung musterhafter Aufnahmen durch eingeborene und fonetisch geschulte Fachleute). Und hierzu kommt noch Eins, was selbst der Ausländer-Lehrer nicht bieten kann: die Sprechmaschine bringt dem Schüler nicht nur eine musterhafte und genuine Aussprache des fremden Idioms zu Gehör, sondern sie giebt ihm auch Gelegenheit, die verschiedenen Nüancen kennen zu lernen, durch die sich Personen aus verschiedenen Gegenden des betreffenden Landes in ihrer Aussprache unterscheiden. Es giebt bereits eine ganze Reihe von Aufnahmen (Prof. Miethe, Prof. Slaby, Zeppelin, Freiherr von Hagen u. a.), bei denen man diese Unterschiede in interressanter Weise beobachten kann.

Schliesslich ist auch nicht der Nutzen zu unterschätzen, den die Sprechmaschine bei Rezitations- und Vortragsübungen haben kann. Solche Übungen sind ja bei uns leider wenig gebräuchlich. Aber dieses hat ohne Zweifel seinen Hauptgrund im Lehrer selbst, der sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen fühlt.

Die Bedeutung der Sprechmaschinen für den Sprachunterricht ist auch schon vielfach von Fachleuten erkannt worden, und es sind an vielen Schulen im Auslande bereits seit mehreren Jahren praktische Versuche mit denselben angestellt worden. Besonders in England haben sich die Schulbehörden für die Frage interessirt und mit den angestellten Versuchen

günstige Erfahrungen gemacht.[1]) In einem ihrer Erlasse heisst es u. a. »Die Erfahrungen, die man nun mehrere Jahre hindurch mit den modernen Sprechmaschinen im praktischen Unterrichtswesen gemacht hat, sind gut und befriedigend gewesen, und es werden insbesondere in Mädchenschulen erforderlichenfalls alsbald neue und mehr Sprechmaschinen zur Einstellung gelangen. Ohne Zweifel giebt es in den Bezirken mancher Schulen einige Lehrer und auch Lehrerinnen, die über ein vorzügliches Organ verfügen, wie es aber andere Lehrer nicht haben, und warum soll man nicht diese günstige Gelegenheit benutzen, mittelst der Sprechmaschine eine derartige vorzügliche Vortragskunst weiter zu verbreiten?» Karl Breul berichtet, dass in Dänemark die Sprechmaschine an den Schulen wie an der Universität Kopenhagen viel benutzt wird. In London lassen sich manche Schulen die Lektionen aus den Lehrbüchern von ausländischen Fachleuten auf Fonografenwalzen sprechen und benutzen diese im Unterricht. Das englische Seminar an der Universität in Wien benutzt schon seit längerer Zeit eine Plattensprechmaschine. Die damit erzielten Ergebnisse sind nach dem übereinstimmenden Urteil der Professoren Dr Schipper und Lektor Dr Phuge ausserordentlich befriedigend, namentlich was den Tonfall und die Klangfarbe betrifft. Ebenso wird an der teologischen Fakultät der Universität Wien seit Beginn des Sommersemesters 1906 ein Fonograf verwendet, der bei den homiletischen Übungen gute Dienste leistet. Professor Thudichum verwendet schon seit Jahren den Fonografen im französischen Sprachunterricht an der Universität Genf und an der K. K. Franz Josef Realschule in Wien werden Texte zu den bekannten Hölzelschen Bildern sowie Rezitationen auf der Sprechmaschine im Unterricht verwendet, u. s. w.

Ich fasse meine Ausführungen nun in folgende Tesen zusammen:

---

[1]) Die folgenden Angaben z. Teil nach: Viktor A. Reko, Sprachenerlernung mit Hilfe der Sprechmaschine. Winke für Lehrer und Selbstunterrichttreibende. Stuttgart, 1908. S. 19 ff.

1) Für die Lautschulung im eigentlichen Sinne ist die Sprechmaschine in ihrem heutigen Zustande nicht genügend. Hier hat der Lehrer die vorbereitende und wol auch die Hauptarbeit zu leisten.

2) Für die Satzmodulation, die Diktion und den Vortrag wird die Sprechmaschine in den meisten Fällen, und für die Kenntnis der genuinen Aussprache des fremden Idioms immer bessere Dienste leisten als der Lehrer.

3) Infolge dessen kann die vernünftige Anwendung guter Sprechmaschinen im Sprachunterricht immer nur von Nutzen sein, und werden die darauf verwandten Kosten stets ihrem Zweck entsprechen.

Johannes Öhquist.

Besprechungen.

Axel Kock, Svensk ljudhistoria I, Lund, 1906, 504 S. 8:o; II, 1, Lund, 1909, 240 S. 8:o.

Aus eigenem Antrieb wäre ich wahrscheinlich nicht dazu gekommen, eine Anzeige von Kock's »Svensk ljudhistoria» zu schreiben. Vor 3 Jahren erhielt ich indessen die Aufforderung das erste Heft dieses Werkes in der »Deutschen Literaturzeitung» anzuzeigen und konnte mich der Erledigung dieses Auftrages nicht entziehen [1].

Jetzt hat mich die Redaktion der Neuphilologischen Mitteilungen dringend gebeten, eine zweite Rezension zu schreiben, und so habe ich mich entschliessen müssen, Kock's Werk, von dem inzwischen noch zwei Hefte erschienen sind, noch einmal anzuzeigen.

Die Behandlung der einfachen Vokale ist jetzt abgeschlossen, und die Lehre von den Diphtongen wurde in Angriff genommen. Wenn man bedenkt, dass Kock's dreissigjährige Tätigkeit als Forscher fast auf allen Gebieten der altschwedischen Lautlehre tiefe Spuren hinterlassen hat, so versteht es sich von selbst, dass eine

[1] Siehe Deutsche Literaturzeitung 27. April 1907. Sp. 1055—57. Ich benütze die Gelegenheit zu bemerken, dass ich keine einzige Korrektur meiner Anzeige lesen durfte, weshalb sie eine Reihe von Fehlern enthält, welche im Manuskript nicht vorhanden waren. Sp. 1056: 18 steht § 83, 2 c, lies: § 83. Ibidem steht: *tonlosen*, lies: *infortis*. Sp. 1056: 52 steht: *palatalisieren*, lies: *depalatalisieren*. Die übrigen Fehler sind nicht irreführend.

Zusammenfassung von dem, was Kock jetzt über diese Fragen denkt, von jedem Freunde der schwedischen Sprachforschung mit Freuden begrüsst werden muss. In sehr vielen Fällen ist die Kodifikation von Kock's Resultaten zu gleicher Zeit eine Zusammenstellung von Ansichten, welche, von Kock stammend, seit Jahren Allgemeingut der gelehrten Welt sind. Aber andererseits ist unsere Kenntnis des Altschwedischen noch sehr lückenhaft. Keine Alles umfassende Darstellung der altschwedischen Lautlehre kann deshalb als ein *monumentum ære perennius* betrachtet werden. Vielmehr werden neue Forschungen von Zeit zu Zeit grosse Veränderungen der herrschenden Ansichten herbeiführen. Dieses Übelstandes ist Kock sich wohl nicht ganz unbewusst.

Ich wähle ein naheliegendes Beispiel. Es ist bekannt, dass gewisse altschwedische Urkunden, vor allem die Haupthandschriften des älteren Väs:göta-Gesetzes und des Östgöta-Gesetzes neben normalem *æ* sehr oft die Schreibung *a* zeigen.

In »Svensk akcent» I 130, Fussnote 1, hat Kock diese Erscheinung mit Rücksicht auf Vgl I besprochen und hat bemerkt, dass die Stellung vor *r* die Anwendung von *a* statt *æ* begünstige, was mit der Aussprache in mehreren südschwedischen Volksmundarten gut übereinstimmt. Von dieser wichtigen Beobachtung macht Kock in Svensk ljudhistoria, wie es scheint, wenig Gebrauch [1], und ist bemüht für die Anwendung von *a* statt *æ* eine Reihe von Spezialerklärungen zu geben [2], und doch bleibt eine beträchtliche Anzahl von Fällen übrig, in welchen Kock annehmen muss, dass Schreibfehler vorliegen. S. 257 finden wir indessen, dass Kock selbst an der Zweckmässigkeit dieses Vorgehens zweifelt. In Östgötalagens ljudlära S. 21 ff. hatte Olson hervorgehoben, dass der häufige Gebrauch von *a* statt *æ* in Vgl I und Ög auf eine, vielleicht nur in gewissen Stellungen eingetretene, dialektische Verschiebung des *æ*, zurückzuführen sei. Gegenüber dieser Vermutung Olsons verhält sich Kock Sv. lj. I S. 257 f. nicht ganz ablehnend und versucht sogar die Stellung anzugeben, in welcher *æ* sich dem *a* genähert hätte. Kock meint, dass diese Entwickelung vielleicht nach *r* stattgefunden habe.

Da ich mich in den letzten zwei Jahren recht viel mit dem älteren Västgötagesetze beschäftigt habe, so glaube ich in der Lage zu sein, neue Beiträge zur Lösung dieses Problems liefern zu können. Bevor ich meine Ansichten über diese Dinge auseinandersetze, muss ich aber einige von Kock und Anderen mit Unrecht aufgeführte Belege aus der Welt schaffen.

---

[1] Siehe I § 305, S. 246, aber auch § 298, S. 239 ff.
[2] Siehe I §§ 292—316, Ss. 235—259.

3 spi *gaar* Vgl I, Schlyter S. 52: 14, Kock I S. 258 gehört nicht zum Zeitwort *gæra* 'machen', sondern zu **gā*, awnord. *gá* 'achten'. Man beachte die Schreibung mit zwei *a* nicht nur in Vgl I, sondern auch in Vgl II, Schlyter S. 104, Fussnote 38. Ein zweiter und noch wichtigerer Beweis ist die Genitivrektion [*þes*], welche in Vgl II, Schlyter 104: 2, bewahrt ist und meiner Ansicht nach auch in Vgl I vorhanden war, indem *þæt* aus *þæs* [nicht *þær*, wie Schlyter glaubt] geändert wurde. — Auch mit Rücksicht auf die Bedeutung ist die Lesung *gaar* sehr zu empfehlen.

Inf. *drapæ* soll nach Kock I S. 252 einmal in Vgl I vorkommen. Diese in der grammatischen Literatur nicht zum ersten Mal auftauchende Form ist durchaus apokryphisch. Nach Karlsson Ark. f. nord. fil. I 390 soll sie in Br vorkommen, aber Br [Schlyter 72: 17] hat 3 spi *drapær*, und **drapæ* nirgends.

3 spi *aR* 'ist' auf dem Runenstein von Hauggrän [Bugge Runverser S. 288, Noreen Aschw. Gr. S. 486, Kock Sv. ljudh. I S. 245] soll meiner Ansicht nach auch gestrichen werden. Ich habe die Hauggräner Inschrift wiederholt untersucht und photographiert, und ich wage zu behaupten, dass wir nicht *þet aR*, sondern *þetaR* ohne Spatium zwischen *t* und *a* zu lesen haben. Dieses *þetaR* ist wiederum als *þetta'R* mit apokopiertem *i* zu lesen, genau so wie das Dalagesetz *prestir* = *presti'r* hat [1].

Ich habe nicht übersehen, dass G. L. stets *þitta*, nicht **þetta* hat, aber dieser Einwand, den ich mir selbst gemacht habe, fällt weg, wenn mann bedenkt, dass die Hauggräner Inschrift weiter unten die Form apf *þesi* [2] [= *þessi*] zeigt.

Die grosse Mehrzahl der sicher belegten altschwedischen Formen mit *a* statt *æ* lassen sich meiner Ansicht nach unter der Annahme erklären, dass *æ* auf einem Gebiete, welches zum mindesten Teile von Västergötland, Östergötland und Småland [das Vätterngebiet] umfasste, sich dem *a* soweit näherte, dass es abwechselnd mit *æ* und *a* bezeichnet werden konnte, und zwar fand dieser Übergang statt, *wenn dem æ ein r oder eine Geminata unmittelbar folgte*. Wenn diese Annahme gebilligt wird, braucht man nicht anzunehmen, dass eine Menge von ganz verschiedenartigen Vorgängen die Verdrängung von *æ* durch *a* herbeigeführt hätte, und man versteht auch, warum eine und dieselbe Handschrift sehr oft in einer ganzen Reihe von Wörtern eine schwankende Ortographie [*æ* ~ *a*] aufweist.

Belege für meine Auffassung habe ich aus folgenden Schrif-

---

[1] Kock Ark. f. nord. fil. XXIV 196 f.

[2] Die Rune *þ* ist so stark beschädigt, dass ich sie nicht lesen konnte aber der Punkt auf dem *e* ist vollkommen deutlich.

ten zusammengestellt: Vgl I—IV [1], Biæ [2], Ög [3], Bu [4], SK und cod. B vom Småländischen Kirchengesetz [5].

I. *ar* < *ær:*

bara Vgl I [2], SK cod B, Ög. *barom* Bu [2] [6], *ful sari* Vgl III. *g[i]aræ* Vgl I [4]. *garna* Bu [2]. *garnegie* Vgl III. *garþi* Vgl I. *garþe* Vgl III. *haræþ* Vgl I [7]. *haraþe, haraþe* Vgl III. *haraþ, haræþ* Ög [5]. *harra* Bu. *kara, kare* Ög. *clarcir* Vgl III. *markær* Vgl I [18] [7]. *svariæ* Vgl I. *suaria* Ög. *svari* Vgl I. *suari* Ög. *variæ* [2], *vari, variændi* Vgl I. *varþiæ, varþia* [= *værie*] [8] Vgl II. 3 spi *uar* Ög. *varma* Bu. *varuldena* Bu. nsm *varþær, uarþær* Vgl I. ns *varþ* Vgl I. 3 spi *ar* Vgl I [3], Vgl III. 3 ppi *aru* Vgl I [3], Vgl III [2], Ög, SK cod B. relat. *ar* Vgl I [4], Ög. subst. *ar* Ög. subst. *aro* Bu. *arfþær, aruingiæ* Vgl I. *arwiþi* Vgl II. pron. ds *þar* Vgl I. adv. *þar* Vgl I.

In einigen von diesen Fällen steht der Vokal vor geminiertem *r* und die *a*-Modifikation erklärt sich also auch nach dem Moment:

II. *a* < *æ* in der Stellung vor Geminata:

1. *agg* < *ægg: baggia* Ög. *laggia* SK cod. B. *logiæ* Vgl I. *lagia* Bu. *laggær* Vgl I. *laggi* Vgl I, SK cod. B. *laggin* Ög. as *ætta lagin* Ög. vb *staghla* [9] Ög. vb *naghla* [9] Bu.

2. *akk* < *ækk: akki* Vgl I. neg. *akki, akke*, asn *akka* Ög.

3. *all* < *æll:* prät. *fal* [= awnord. *fell*] Vgl I. *falle* [= *fælla*] Vgl III, *fall* [= *fæld*] Vgl III. *fallis, fallas* Ög. *hons gallo* Bu. *i malli* Vgl I. *mallum* Ög [2]. *allær* Vgl I [10]. *aller* Vgl III. *alla* Ög [2], SK cod B. *þrall* Ög [10]. *dualia?* [11] Bu. *halia* [11] SK cod. B. [vgl. hiermit *haluitiz* Bu]. *talia* [11] Ög [vgl. hiermit *tals* Vgl I].

4. *amm* < *æmm: matskammæ* Vgl I. *kor[n]skammu* Ög. *skiamð* Biæ. *sambir* [nach inf **sammiæ* [11]] Vgl III.

5. *ann* < *ænn: almannigs, almanningi* Vgl I. *brannæ* Vgl I. *brannir* Ög. *branno* Vgl II. *hauna* Bu [2]. *hanni* Vgl I [3]. *hanni* Vgl III. *haune* Ög, Bu. *kannedom* Bu. *kannir* Vgl I [12]. *panniggum* Br.

[1] Vgl. Karlsson Ark. f. nord. fil. I, S. 385—392.
[2] Vgl. Zetterberg Bjärköarättens ljud och böjningslära, S. 1 f.
[3] Vgl. Olson Östgötalagens ljudlära, S. 1—23.
[4] Vgl. Ottelin Studier öfver Codex Bureanus, passim.
[5] Vgl. Björkman Smålandslagens ljudlära, S. 5—6 und 57.
[6] Siehe Ottelin I Ss. 58, 59. II Ss. 64, 143.
[7] Neben *mærkær* [12].
[8] Vgl. Karlsson Ark. f. nord. fil. I 391. Noreen Aschw Gr. § 308. 2 a.
[9] Vgl. *kiægglu* Vgl I 58: 4. Noreen Aschw. Gr § 296. 2.
[10] Vgl. *þrals*, as *þral* Vgl I. Doppelschreibung des *l* in as ist sowohl in Vgl I [2 mal] und Vgl II als auch in G. L. belegt.
[11] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 1.
[12] Vgl. prät. *kande* Bu.

panningum Vgl IV, Ög. *panningæ* Vgl III. *panninga* [2], *panningani* Ög. *man* Vgl I, Vgl II, Vgl III, Ög. *tuanni, tvanni, tvannum* Vgl I [6]. *þranni* [8], *þrani* Vgl I. *þanni* Vgl I. konj. *an*[1] Vgl I [5], SK, Ög [4]. *þan* Vgl I [2], Ög [2].

6. ***app*** ⟨ ***æpp:*** *scappu* Vgl III [2]. *scapnæ* Vgl III. *drapen* Vgl I. *drapær* Br. *drapær* Ög [2]. *draper* Vgl II. *draper* Vgl II [2][2].

7. ***ass*** ⟨ ***æss:*** vb *lassa* Bu. *kyndelmasso* Bu. *sicælamassur* SK. *þassi* Vgl I. *hasskapær* Ög. *vrassvilic* Vgl I. *vaslum*[3] Br.

8. ***att*** ⟨ ***ætt:*** *siunattingær*[4] Vgl I [15]. *rattum* Vgl II. *þrattande* Ög. *þatta, þattæ* Vgl I. *rat* Vgl III, Ög. *giatær*[5] Vgl I. *satia*[6] SK cod. B. *insatia*[6] Bu.

Ich habe oben eine Reihe von Belegen gegeben, in welchen *a* statt *æ* vor einem Konsonanten angetroffen wird, dessen Länge wohl allgemein anerkannt ist, und es scheint mir, dass wir getrost annehmen können, dass *æ* in solcher Stellung sich dem *a* genähert hat. Wenn dies anerkannt wird, können wir, wo die Belege nicht zu spärlich sind, die Schreibung mit *a* statt *æ* als ein Kriterium der Länge des folgenden Konsonanten benützen.

Es ist bekannt, dass in gewissen awnord. Handschriften *l* und *n* in den Verbindungen *ld, lt, nd, nt* doppelt geschrieben werden[7], und von solcher Doppelschreibung finden sich auch in altschwedischen Handschriften zahlreiche Spuren[8].

Es scheint noch keine Einigkeit darüber vorhanden zu sein, in welcher Ausdehnung diese Doppelschreibung die Qualität, die Quantität, oder die Qualität und Quantität der *l*- und *n*-Laute be-

---

[1] Doppelschreibung nicht selten. Vgl. Björkman S. 52. Noreen Aschw. Gr. § 299. Wimmer Læsebog[6] S. 190. Pipping Guta lag och Guta Saga, Ordbok S. 27 [*fyr enn*] und S 89 [*þa enn, þann*].

[2] Vgl II Addit. hat oft doppelgeschriebenes *þ* in *dræþa*, wo die Stammsilbe geschlossen ist: *dræpper* 243: 17, *drapp* 247: 6. 247: 10. 247: 13. *drappnæ* 248: 18. In Vgl IV ist *þ* nach stimmhaftem Laute überall gedehnt, auch wenn der vorhergehende Vokal in offener Silbe stand. Z. B. *koppæ* [2], *skippæn* [2], *skippæt* [4], *skippædhi, skippæði, skippis, grippin*. Anders Noreen Aschw. Gr. § 296. Anm 2.

[3] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 2.

[4] 14 mal *siunættingær*.

[5] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296. 4.

[6] Vgl. Noreen Aschw. Gr. § 296 1.

[7] Siehe Noreen Aisl. Gr.[3] § 269. 3 und dort citierte Literatur.

[8] Z. B. Vgl I: *halldær, gilde'n*. Vgl II: *villdh*. Vgl II Addit: *gillt, skylldast*. Vgl IV: *tallt*. Bu: *milldaste, villde, elld*. Vm: *ellder* [2], *eldæ* [2], *elld, elldar, enfallt, tvefallt, urfællder, gillda, gillde,* [*o*]*gilldær* [9], [*o*]*gilldr* [2], [*o*]*grlld* [6], [*o*]*gillt* [5], *ogilldir* [3], *ogullðar, gilldror, gœlld, gœllda* etc. [47], *hallda* etc. [25], *hælldær* [18], *hælldær, hælldr, þylldær, salldi, sælldæ* [4], *saild* [3], *skyllder* [2], *walld* [6], *siallfswallð, vallda* [2], *wallda, willde* [2], *gallter, gallte*.

zeichnen soll [1]. Für wirkliche Dehnung spricht die Schreibung mit *a* statt *æ* in folgenden Fällen:

halldær Vgl I, *haldær* SK, *haldær* Ög [2] *kalda* Bu, *sald* Ög, *halz* Bæ, *ualt* [2] Vgl I, Ög, *altir* Vgl I, *frandær* [2] Ög, *hande, handi, handær, hanþær* Vgl I, *hanþer* Vgl III, *hanta* Bu, *inlandingær, utlandingær, utlandzk, tande, uanda* Ög, *rantær* Vgl I.

Sekundäre Dehnung von intervokalischem *m* ist in mehreren altwestg. Denkmälern belegt. In Vgl II finden wir: *kumnin* [= **kummin*], *ensammin* [2], in Vgl II Addit.: *ensammæ, ensammæn*, in Vgl II K: *rummi, sommar, mizsummars*, in Vgl III: *commen, vhemmolch* [2], in Vgl IV: *Vidhemmæ, fornœmmis*, lat. *hummulo*, in Vgl I K: *rummi*. Dass eine entsprechende Dehnung auch schon in der Sprache des Vgl I vorhanden war [3], wird vielleicht durch den Vokal in *fornamix* angedeutet. Natürlich ist die Annahme von einem Schreibfehler nicht ausgeschlossen, aber die Zusammenstellung von *fornamix* in Vgl I mit *fornœmmis* in Vgl IV scheint mir doch verlockend.

Ich könnte noch eine Menge von Fällen aufzählen, in welchen die hier besprochenen Schriften *a* statt *æ* haben, und wo die Dehnung des folgenden Konsonanten wahrscheinlich oder wenigstens nicht ausgeschlossen ist. Ich werde das Problem nächstens anderswo ausführlich besprechen. Was ich jetzt vorgebracht habe, dürfte jedenfalls genügen um zu zeigen, dass es in der altschwedischen Lautlehre noch recht wichtige Fragen giebt, deren bisherige Behandlung ungenügend war.

Ein abschliessendes Werk im strengen Sinne des Wortes ist Kock's 'Svensk Ljudhistoria' also nicht. Aber in dieser grossangelegten Arbeit begrüssen wir, wie ich oben schon gesagt habe, eine höchst notwendige Zusammenfassung von dem, was ein seit Jahrzehnten führender Forscher auf dem Gebiete der schwedischen Lautgeschichte jetzt über diese Dinge denkt. Und wer soviele Probleme endgültig gelöst hat wie Kock, wird es ruhig tragen können, dass andere Forscher ihm nicht immer zustimmen.

Hugo Pipping.

[1] Siehe Noreen Aisl. Gr.[3] § 269. 3, Aschw. Gr. § 38. Anm. 1 und dort citierte Literatur, Sv. Landsm. I 354. Kock Fsv. ljudl. S. 398.

[2] Prät. von *valda*, welches, wie ich vermute, nach dem Muster *halda*, prät. *helt* gebildet wurde. Sonst anders aufgefasst.

[3] Die Form *rummi* in Vgl I K darf nicht als Beweismaterial benützt werden, denn die Sprache in K ist von der der übrigen Teile des Gesetzbuches wesentlich verschieden. Die wichtigsten Unterschiede sind folgende: Normaler Svarabhaktivokal ist in K unbedingt *e*, sonst unbedingt *æ*. *E* statt *æ* in starktoniger Silbe tritt in K acht mal häufiger auf als sonst [41 % gegen etwa 5 %]. Der Übergang *ia* > *iæ* in schwachtonigen Silben ist in K Ausnahme [20 %], sonst Regel [83 %].

Wilhelm Horn, Historische neuenglische Grammatik, I. Lautlehre. XVI + 239 S. Strassburg, Trübner, 1908.

Der durch frühere Untersuchungen auf dem Gebiete der englischen Lautgeschichte rühmlichst bekannte Verfasser giebt in dem vorliegenden, klar und übersichtlich aufgestellten und auch typographisch ansprechenden Buche eine zusammenfassende Darstellung der Entwickelung des englischen Lautsystems vom Ausgang der mittelenglischen Periode bis zum heutigen Tag. Sämtliche der Forschung zu Gebote stehenden Hilfsmittel werden mit grösster Umsicht zu Rate gezogen und ausgebeutet, so vor allem die Angaben der Grammatiker und Orthoepisten und die neuenglischen Mundarten, insofern diese die Lautentwickelung der Gemeinsprache beleuchten. Der Verfasser sucht überall, zumal in dem ersten und ausführlichsten Teil der Arbeit — der Darstellung der Vokale in hochtonigen Silben —, die ungestörte Entwickelung des Lautes und die verschiedenen Beeinflussungen durch Nachbarlaute scharf zu präzisieren und den Gang der Entwickelung chronologisch klar zu legen. Ein besonderes prinzipielles Interesse bieten die Erklärungen durch Einfluss des Schriftbildes oder durch mundartlichen Einschlag. Am Ende des Buches werden die Resultate nochmals in gedrängter Form und in einer tabellarischen Übersicht der Geschichte der Vokale zusammengefasst. Ein ausführliches Wortregister erleichtert sehr den Gebrauch des an Beispielen überaus reichen Buches. Beigefügt ist eine Dialektkarte nach Ellis. — Soeben ist mir der erste Teil von Jespersen's Modern English Grammar (Heidelberg 1909) in die Hände gekommen, der denselben Gegenstand behandelt wie das Horn'sche Buch, aber in Bezug auf Aufstellung ein ganz anderes System befolgt. Eine Vergleichung dieser beiden auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehenden Darstellungen der neuenglischen Lautgeschichte lässt die Schwierigkeiten dieses Gebietes der Sprachentwickelung in scharfer Beleuchtung hervortreten. Abweichungen kommen vor, nicht nur in der Auffassung von Einzelheiten (so z. B. betreffend die Entwickelung der neuenglischen *ā*-Laute), sondern auch in der Verwertung der Hilfsquellen und den Prinzipien der Erklärung (z. B. hinsichtlich der Ausdehnung, in welcher mundartliche Einflüsse auf die Gemeinsprache angenommen werden dürfen). Das beinahe gleichzeitige Erscheinen der beiden Werke kann nicht umhin, die weitere Forschung auf dem Gebiete der englischen Lautgeschichte kräftig zu fördern — eine Forschung, die nicht nur für dieses spezielle Gebiet Bedeutung hat, sondern auch in ungemein hohem Grade geeignet ist, die allgemeinen Prinzipien der Sprachentwickelung zu beleuchten.

U. Lindelöf.

Alois Brandl, Geschichte der altenglischen Literatur. Sonderausgabe aus der zweiten Auflage von Pauls »Grundriss der germanischen Philologie». 204 S. gr. 8:o. Strassburg, Trübner, 1908.

Nur in grösster Kürze will ich die Aufmerksamkeit auf dieses bedeutende Werk des hochverdienten Gelehrten richten, das um so willkommener ist, als ja in der ersten Auflage des Grundrisses die ten Brink anvertraute Behandlung der altenglischen Litteratur durch den Tod des Verfassers unvollendet blieb. Brandl giebt in dem hier vorliegenden Buche eine Darstellung der altenglischen Litteraturgeschichte von den ersten Anfängen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Er bezeichnet (S. 3) sein Werk als einen »schlichten Wegweiser mit nüchterner Systematik und möglichst vollständiger Aufzählung auch minderwertigen Materials, soweit es gedruckt ist». In dieser Charakterisierung seiner Arbeit ist Prof. Brandl indessen viel zu bescheiden, denn neben den mehr systematisierenden Teilen und der reichhaltigen Bibliographie enthält das Buch auch manche Abschnitte ästhetischen und kulturgeschichtlichen Charakters, welche die Lektüre des »schlichten Wegweisers» sehr fesselnd machen. Ich brauche nicht zu sagen, dass Brandls Buch einem jeden, der sich mit altenglischer Litteratur oder Philologie beschäftigt, unentbehrlich ist.

U. Lindelöf.

Emil Burger, Deutsche Frauenbriefe aus zwei Jahrhunderten. Mit vier Bildnissen. Frankfurt a. Main und Berlin, Verlag von Moritz Diesterweg, 1908. Diesterwegs deutsche Volksausgaben, hrsg. von Direktor *E. Keller*, Band 4.

Das Interesse für den Privatbrief hat während der letzten zehn Jahre in Deutschland eine ungeheure Steigerung erfahren, die sich nicht nur darin äussert, dass immer neue Briefwechsel-Literatur auf den Markt geworfen wird und Auszüge aus dem angesammelten Briefschatz für weitere Kreise zu billigem Preis herausgegeben werden, sondern auch darin, dass man Briefe verschiedener Persönlichkeiten unter kulturgeschichtlich wichtigen Gesichtspunkten zu selbständigen Büchern vereinigt. So bescherte uns 1905 J. Zeitler eine schöne Auslese deutscher Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten, und so hat es jetzt E. Burger unternommen, den Anteil der Frau an der deutschen Briefliteratur wie überhaupt an dem deutschen Geistesleben der letzten zweihundert Jahre in einer hübsch ausgestatteten Sammlung von 100 Frauenbriefen zu veranschaulichen. Er führt uns von einer der grössten Briefschreiberinnen vor dem

Herrn, der pfälzischen Fürstentochter Elisabeth Charlotte, die während eines 50-jährigen Lebens am Hofe Ludwigs XIV. zäh an ihrer heimischen Sprache und an ihrer Liebe zur Heimat festhielt, direkt in die deutsche Literatur. Die Vermittlung zwischen dem in allen Regungen unverkennbaren Kind des 17. Jh und der ersten Periode des neuen deutschen Schrifttums schaffen einige Briefe von Gottscheds Gattin. Am Eingang der merkwürdigen Zeit stehen Klopstocks Braut Meta Moller und Herders spätere Gattin als Repräsentantinnen der gefühlsseligen Schwärmerei; später folgen Lessings Eva als Typus des prosaischeren Menschen der friderizianischen Ära und ausserhalb des literarischen Lebens die wuchtige Gestalt Maria Theresias. Danach schliesst sich der Brief fest um zwei bestimmte Mittelpunkte zusammen, um Goethe und Schiller, nach Schillers Tode ausserdem um das grosse weltgeschichtliche Ereignis am Anfang des 19 Jh. Nur einmal flammt zwischendurch das Gestirn Jean Pauls auf. Viele, die den beiden grossen Dichtern nahegestanden haben, als Mutter, Schwester, Braut und Gattin, als Freundin und Gönnerin, melden von deren äusserem Leben und Schaffen und teilen ihre eigenen Gedanken darüber mit. Von den Kreisen zweigen sich einzelne Frauengestalten ab: so die Humboldts, aus deren Briefen sich ein Stück deutscher Familiengeschichte webt, andere finden wir zwischen 1806 und 13 wieder, wie Glieder der Schillerschen und Körnerschen Familie, denen sich die Königin Luise von Preussen, Johanna Schopenhauer und die nachmalige Frau von Clausewitz anschliessen, letztere schnell über die Zeitverhältnisse hinauswachsend. Wie Schillers Tod noch lange in den Briefen nachwirkt, so erweckt Goethes Hingang noch einmal einen lauten Widerhall im Frauenbrief: ein ausführlicher Bericht Luise Seidlers gibt eine Vorstellung davon. Hiernach aber findet sich in dem Buche keine Persönlichkeit und kein Ereignis mehr, die wie in dem vorausgehenden klassischen Zeitalter des deutschen Briefes eine grössere Schar von Briefschreiberinnen um sich zu sammeln vermögen. So vereinigt Grillparzers Name nur einseitig die Briefe Clara Wiecks und Kati Fröhlichs, und ganz unvermittelt findet sich darauf, während der Humboldt-Bülowsche Briefwechsel für sich fortdauert, Annette von Droste-Hülshoff ein. Und so ist es auch mit den Gestalten, die uns in den übrigen Nummern der Sammlung entgegentreten: von dem Leben der deutschen Frau daheim während des Krieges von 1870 und 71 erzählt nur ein Brief von Luise Reuter, und flüchtig genug erinnern einige Zeilen von ihr, von Luise von François und der Grossherzogin Luise von Baden an die neueste Zeit der deutschen Literatur und Philologie. Ein Anhang bringt noch einen Brief der Frau von Clausewitz, einen Brief, wie ihn nur eine deutsche Frau schreiben wird und der für

den wenigstens in dieser Sammlung etwas gipfellosen letzten Teil der Geschichte des deutschen Privatbriefs einigermassen entschädigen soll.

Der Herausgeber hat seine Briefe nicht nach den Namen der Verfasserinnen gruppiert, sondern sie, wie es bei dem einzelnen Briefwechsel Brauch ist, in streng chronologischer Reihenfolge geordnet. Das war ein glücklicher Gedanke, denn nur so treten ja für weitere Kreise gewisse grosse zeit- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge deutlich vor, so können grosse Persönlichkeiten, Strömungen und Stimmungen der Zeit mühelos erkannt werden, so wird schliesslich die Lektüre, wegen des jedem bekannten äusseren Ganges der Ereignisse, bedeutend erleichtert und mit einem treibenden Moment versehen. Fraglich mag es dabei erscheinen, ob sich der Anteil der Frau an dem Geistesleben zusammenhängend und für alle Perioden lediglich aus den Frauenbriefen herausarbeiten lässt. Schon die obige Uebersicht zeigt, dass dies nicht möglich ist, ganz einfach darum nicht, weil es noch immer an Material fehlt. Und so wird denn die Auswahl der Briefe je länger je mehr durch einen engeren Gesichtspunkt mitbestimmt: wo direkte Einflüsse der Briefschreiberinnen aus ihren Briefen nicht hervorgeholt werden können, geht man darauf aus Material zusammenzubringen, das in erster Linie die Schreibende selbst möglichst treffend charakterisiert. Die Bedeutung der Frau für den kulturellen Fortschritt wird sich in ihrer Empfänglichkeit für das Bedeutende im Kulturleben spiegeln, und so wird der engere Gesichtspunkt doch wieder dem weiteren dienen.

Dem Herausgeber ist es unstreitig gelungen viel Bedeutsames beizubringen. Besondere Wünsche mag freilich mancher haben. So vermisst man wohl hin und wieder einen Zug, ohne den das Bild einer Briefschreiberin nicht vollständig wird: bei Liselotte z. B. die Pfaffenantipathie und die Grämlichkeit ihrer alten Tage, bei Eva König etwas warme Regungen, ohne die sie doch etwas zu hausbacken und ehrpusselig erscheint, bei der Frau Rat Goethe das Reimtalent. Auch die Bedeutung Kati Fröhlichs für das Schaffen Grillparzers ahnt man aus den beiden mitgeteilten Briefen nicht. Freilich ist bisher nichts weiter von ihr an den Dichter gedruckt. Schliesslich fragt es sich, ob der Herausgeber gut daran getan hat aus der allgemeinen Entwicklung des Volkes wesentlich nur die Literatur- und Kriegsgeschichte herauszugreifen und zu illustrieren. Da einmal mit Clara Wiecks Brief an Robert Schumann die Musik gestreift war, konnte auch der Richard Wagnersche Kreis berücksichtigt werden, aus dessen Briefwechsel mancherlei Wertvolles hätte gewonnen werden können. Durch Streichung von hie und da Wiederholtem und einigem leicht Erraffbaren hätte gut Platz für Proben aus dem bezeichneten und anderen Kulturgebieten geschaffen und

das Hundert der Briefe voll gemacht werden können. Jedenfalls hätte der Reiz, der ohnehin von den Briefen der in der Sammlung auftretenden 37 Frauen ausgeht, sich dadurch noch wesentlich verdichten lassen.

Zu guter Letzt ein paar philologische Bemerkungen. Ein Quellennachweis teilt mit, woher der Herausgeber sein Material genommen hat (Nachträgliches in den Anmerkungen zu den Nr. 43 und 61). Nach den Erläuterungen und Einführungen der hier angegebenen Literatur sind auch meistens die zum Verständnis mancher Punkte notwendigen Anmerkungen bearbeitet. Sieht man sich die Textgestaltung näher an, so muss man sich wundern, weshalb dieselbe den Quellen nicht immer getreu folgt. Während z. B. der Brief Anna Hölzels an Schiller buchstäblich genau mit allen orthographischen Ungeheuerlichkeiten abgedruckt ist, gibt es in der Sammlung kaum einen Brief der Goethemutter, in dem nicht kleine Änderungen der Schreibung vorgenommen sind. Ebenso in den Briefen der Liselotte. Die Briefe Kati Fröhlichs sind durchweg modernisiert (der genaue Abdruck im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 5). Dieses Verfahren ist oft und mit Recht getadelt worden; wo es sich nicht um moderne Umsetzung des ganzen Textes handelt, beruht es offenbar auf Nachlässigkeit. Zu Ottilie v. Goethes Brief an ihren Vater S. 189 Z. 23 gibt das Goethejahrbuch Bd. 28 S. 41 ausdrücklich eine Lücke hinter »weissen» an; Burger berücksichtigt den Wink indes ebenso wenig wie die Erläuterung, die Bd. 5 S. 237 der Schriften der Goethegesellschaft zu »Cere» (S. 77 Z. 16 der vorliegenden Sammlung) für erforderlich gehalten wird. Anderseits hätten wohl Ludwigs XIV. Kriegsminister Marquis de Louvois (S. 21 Z. 19) und Frl. von Goechhausen (S. 61 Z. 6 usw.) ein paar Worte verdient. Infolge eines Druckfehlers ist in der Anmerkung zu Nr. 96 als Todesjahr Fritz Reuters 1873 statt 1874 angegeben. — Eine Einleitung, in der nicht ohne gewaltsame Anknüpfungen eine Charakteristik der Briefschreiberinnen versucht wird, ein willkommenes Personenverzeichnis und vier Reproduktionen der bekanntesten Bildnisse der Frau Rat Goethe, Elisabeth Charlottes, Charlotte Schillers und der Königin Luise von Preussen sind dem Buche beigegeben.

Gustav Schmidt.

***Paul Seydel**, Experimentelle Versuche über die labialen Verschlusslaute im Deutschen und Französischen mit besonderer Berücksichtigung methodischer Frugen* (Im experimentell-sprachwissenschaftlichen Laboratorium der Breslauer Universität), Kapitel I bis III. Breslau, Fleischmann, 1908, 67 Ss. 8:o (Diss.). — ***Ders.**, Die*

labialen Verschlusslaute des Deutschen und Französischen, experimentell untersucht (S.-A. aus dem Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterl. Cultur 1908, 32 Ss. 8:o. — Zugleich Kap. IV der vorhergehenden Arbeit).

Der Verfasser hat ein Problem in Angriff genommen, das öfters der Gegenstand der Forschung gewesen, und trotzdem in mancher Hinsicht unklar geblieben ist. Er hat sich der experimentellen Methode bedient, und dabei die nötige Kritik geübt, so dass diese Erstlingsarbeit dem Verfasser und dem Laboratorium zu Ehren gereicht, und eine willkommene Bereicherung der phonetischen Literatur bezeichnet.

Die Dissertation enthält nur die Einleitung: historischer Überblick der Theorien über die Natur der Verschlusslaute, und Darstellung der Versuchsanordnungen. Die Abhandlung enthält das Versuchsmaterial und die Resultate, welche viele Faktoren berücksichtigen: Einfluss des Akzentes, der Stellung (An-, In- und Auslaut), des folgenden Vokals, und Unterschiede zwischen Media und Tenuis.

Die Hauptresultate sind folgende:

1:o. Die antevokalische Tenuis wird desto kräftiger artikuliert, je stärker der Vokal betont ist. — Die Tenuis zwischen unbetonten Vokalen zeigt eine deutliche Neigung zum Mediatypus, ein Vorgang, den der Verf. mit dem Vernerschen Gesetz vergleicht, was vielleicht nicht ganz einwandfrei ist.

2:o. Der Verlauf der Druckkurve ist verschieden je nach der Stellung im phonetischen Kontinuum. Bei anlautender Explosiva erreicht der Druck sein Maximum erst unmittelbar vor der Explosion, inlautend aber ein Stück vorher, so dass der eigentliche Verschluss durch annähernd gleichen Druck charakterisiert wird. Feinere Unterschiede lassen sich bei dem 2:ten Typus feststellen. — Die Explosion bei auslautender Tenuis hat mitunter gefehlt: diese Erscheinung ist mir bei meinen Untersuchungen über finnisch-ugrische Dialekte massenhaft begegnet.

3:o. Im Deutschen unterscheidet sich *p* von *b* durch stärkere Artikulation und breitere Glottisstellung; im Frz. ist *p* stärker artikuliert, hat aber geringere Öffnung der Stimmritze, wobei verschiedene Grade wohl vorhanden sind. — Gegenüber deutschem *b* ist frz. *b* stimmhafter, hat aber stärkeren Munddruck, und kommt sogar dem deutschen *p* gleich; frz. *p* hat noch stärkeren Munddruck als der deutsche Laut; der nachfolgende Vokal hebt aber im Deutschen später an, als im Französischen.

4:o. Als Hauptunterschiede zwischen Media und Tenuis sieht der Verf. die Tonverhältnisse und die Art der Wiederöffnung. Die Tenuis ist Sprengungslaut; die typische Media hat stimmhafte

Plosion und Lösungsöffnung. Doch genügt nur der eine Faktor um den Eindruck der Media hervorzurufen: Stimmhaftigkeit trotz einer Öffnung, die mehr den Charakter der Sprengung trägt (frz.), oder Lösung trotz Stimmlosigkeit (deutsch).

Im Punkte 3 stimme ich dem Verf. nicht ohne Vorbehalt bei; die anderen Resultate dürften aber von bleibendem Wert sein, und einige Streitfragen erledigen, bzw. neue Forschungen anbahnen. Die Arbeit verdient also die volle Aufmerksamkeit der Fachleute.

Ich gehe jetzt zu den einzelnen Anmerkungen über.

Zur Versuchstechnik. — Der Verf. registrierte gleichzeitig:

1:o die Schwingungen der Stimmbänder, durch E. Meyers Kehlkopfkapsel untersucht;

2:o den inneren Munddruck, durch ein kleines Rohr, hinter die Zähne gesetzt;

3:o die Luftausströmung, durch einen Mundtrichter.

Diese drei Apparate waren mit je einem Mareyschen Tambour verbunden. Eine eingehende Beschreibung findet sich in der Diss. — Damit hat der Verf. wertvolle Resultate erzielt; die Anordnung hat aber auch ihre Mängel:

1:o die Gesamtbewegungen des Kehlkopfes werden nicht registriert, oder sind keiner Deutung fähig. Dass jedoch solche Bewegungen vorhanden sind, zeigen die Kurven. Man müsste eine besondere Einrichtung für deren Aufzeichnung verwenden.

2:o eine metallene Kapsel hat den Nachteil der Eigenschwingungen; besser wäre bei derartigen Versuchen ein ganz kleiner Ballon aus dickem Gummi, wie man sie zum Aufstreuen von Insektpulver gebraucht, dessen Boden und Seiten man schneidet, um ihn der Form des Schildknorpels anzupassen, und den man einfach mit Pflaster oder Kitt anklebt, statt ihn mit einer Halsbinde festzuschnallen, was die freien Bewegungen leicht stören kann.

3:o der Druckzeichner von Dr S. hat die gute Eigenschaft, dass er für den Ton, wie es scheint, sehr empfindlich ist, und dürfte in dieser Beziehung die gewöhnlichen Einrichtungen übertreffen. Er gestattet aber erstens keine absolute Messung des Druckes, da er wohl schwer zu aichen ist. Andrerseits ist die ganze Rohrleitung von Luft gefüllt, und, abgesehen von den Deformationen, die aus dem wechselnden Lumenprofil der Leitung herrühren, sind Verdichtung der Luft, Erweiterung der Wände, Spannungsunterschiede der Membran zu befürchten. — Zweckmässig wäre eine Verbindung dieses Druckmessers mit einem empfindlichen Manometer nach Hürthle (mit Gummimembran), dessen Leitung mit Wasser gefüllt wird (daher kein Verlust durch Luftverdichtung). Es ist um so mehr zu empfehlen, als die Schwin-

gungen der Drucklinie die Messungen sehr erschweren, während die Linie des Hürthleschen Manometers keine Kräuselungen aufweist.

4:e die Tambouren waren mit Gummimembranen bedeckt, unter Erreichung möglichst gleicher Anfangsspannung. Für Versuche, die sich über mehrere Tage erstrecken, ist aber das Gummi kein geeignetes Material, da es die Spannung zu sehr ändert, ausserdem nicht lange tauglich bleibt. Weit bessere Dienste leistet das Goldschlägerhäutchen, das man in verschiedenen Dicken bekommen kann; es ändert seine Spannung nicht wesentlich, ist für Ton gut empfindlich, genügend elastisch, ausserdem beinahe unbegrenzt dauerhaft.

5:o die Luftstromleitung trägt am Eingang eine Zwischenmembran, wodurch die Luftsäule der Leitung von der Aussenluft isoliert wird. Nach den Kontrollversuchen des V. (Diss. S. 52) soll diese Einrichtung keine Störung der relativen Verhältnisse für die Explosion (Höhe und Zeit) zur Folge haben. Unberücksichtigt blieb aber der Einfluss auf die Tonverhältnisse. Dass die Explosionslinie weniger steil wird (also Verzögerung des Gipfels), ist von vornherein zu erwarten, da eine Massenbewegung der Luftsäule dazu nötig ist, die von der Zwischenmembran verzögert wird; es ist aber nicht sicher, und kaum wahrscheinlich, dass die Molekularbewegungen (Tonschwingungen) dieselbe Verspätung erfahren. Man kann vermuten, dass sie sich unbehindert verpflanzen, und daher einen scheinbaren Vorsprung haben werden. Was diese Annahme nahe legt, ist eben der Umstand, dass die Vokalschwingungen für deutsche anlautende, also tonlos aspirierte, *p* unmittelbar beim Gipfel, und für frz. *p* mitten in der aufsteigenden Linie anheben, während die normalen Formen, die sonst in der Literatur bekannt sind, die Tonschwingungen für frz. *p* gewöhnlich erst beim Gipfel, und für deutsche *p* ein Stück nach dem Gipfel zeigen. Dieser Umstand wirkt allerdings auf relative Angaben nicht schwer, denn es bleibt bestehen, dass zwischen reiner und aspirierter Tenuis ein Unterschied in der Zeit für die Erscheinung des Tones vorliegt; die absoluten Angaben aber (wann der Ton erscheint) sind verdächtig.

6:o nicht unbedenklich ist der Umstand, dass die frz. Versuchspersonen auch die deutschen Sätze mitsprachen; eigentlich kann man damit nur Zwitterlaute bekommen, die kaum brauchbar sind. Die Stärkeunterschiede in verschiedenen Satzstellungen sind im Frz. viel geringer als im Deutschen, und aus dem Bestreben, *alla tedesca* auszusprechen, können nur zu leicht unnatürliche Artikulationen entstehen, die man weder für Frz., noch für Deutsch betrachten kann. Noch mehr zu bedauern ist, dass in den bei-

gegebenen Kurven beinahe nur Proben aus diesen verdächtigen Sätzen als frz. Tenuesbeispiele mitgeteilt sind.

Zu den Abbildungen. — Eine Auswahl von 30 Kurven in vergrösserter Skala wird hinzugefügt (am Schluss der Abh.) Leider ist keine Liste beigegeben. An sich ist es schon unbequem, aus den letzten 8 Seiten die Erklärungen für jede Kurve (Versuchsperson, gesprochene Laute) herauszuholen; ausserdem erweist es sich, dass ein Irrtum vorliegt: Kurve 29 soll (S. 28) von Rolle IV, Satz 15 f herrühren; weder Rolle IV noch Satz 15 f sind aber S. 11 zu finden, und man weiss also weder wer noch was gemeint ist; bei der Aufstellung einer Liste wäre dies dem V. wohl aufgefallen. — Die Wahl der reproduzierten Kurven lässt einen für die frz. Laute wahrscheinlich sehr instruktiven Fall vermissen: in »*ne parlez pas bas*» dürfte der Gegensatz der beiden letzten Silben schlagend sein. — Ein weiterer Mangel liegt darin, dass die wichtigen synchronen Punkte der 3 Linien (Kehlkopf, Druck, Luftstrom) nicht durch Striche oder Punkte markiert sind; auch ist keine Möglichkeit vorhanden, es nachträglich einzuführen, da die Ausschläge der zwei letzten Linien gross sind, und der V. nirgends die Länge der Schreibhebel (Radius des Verschiebungsbogens) angiebt, womit der Leser die Konstruktion selbst machen könnte. [1])

Zu den Resultaten. — Einfluss des Akzentes. — Die gewonnenen Resultate rechtfertigen nicht ohne weiteres den Satz, dass »die Stärke des Akzents sich in Druck- und Explosionshöhe des die betreffende Silbe anlautenden Verschlusslautes genau wiedergiebt» (Abh. S. 24). Denn wir stehen doch einer Ausnahme gegenüber: im Satze *Pipin erinnert an Wörter wie pip*, mit satzbetontem *pip*, ist das antevokalische *p* in *pip* meist weniger stark, und höchstens ebenso stark wie das zweite *p* von *Pipin* (satzunbetont). Der Verf. registriert das merkwürdige Resultat, giebt aber keine Erklärung dafür. Ob die intervokalische Stellung da eine Rolle spielt? denn es wird wohl zwischen *wie* und *pip* eine geringe Pause oder sonstige Grenze vorhanden sein, die das *p* zu einem anlautenden macht. Das Problem müsste von neuem untersucht werden, wobei zweisilbige Wörter mit Anfangsbetonung, z. B. *Pappe, Puppe*, heranzuziehen wären. *Pipin* ist nämlich deshalb weniger gut, weil es oxytoniert ist, und mit *pip* keinen direkten Vergleich erlaubt: in dem einen Falle stehen beide *p* vor dem betonten Vokal, im anderen vor und nach. [2])

[1]) Der V. setzt in seiner Diss. S. 64 die synchronen Punkte für die Korrektion an verschiedenen Höhen auf eine gerade Linie; dies ist natürlich unrichtig, da der Hebel einen Kreisbogen beschreibt.

[2]) Ein Mangel der gewählten Sätze, die als Wortmaterial dienten, ist es ferner, dass die Kontrastwörter nur im Satzanfang bzw. -Ende standen, aber nicht in der Mitte. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Mittelstellung teilweise andere Resultate ergeben hätte.

Die Form der Stimmritze während des Verschlusses. — Es ist bekanntlich eine umstrittene Frage, ob der Kehlkopf für die Bildung der frz. Tenues Glottisöffnung oder Glottisschluss hat. Rosapelly *(Mém. de la Soc. de Linguist.* IX. 1896, S. 493 fgg.) und Zünd-Burguet (Recherches expér. et laryngoscopiques sur les consonnes labiales *m, b, p* in *Archives intern. de Laryngologie,* 1903, S. 22 fgg.) haben den Kehlkopf laryngoskopisch untersucht, und kommen zu entgegengesetzten Resultaten: nach Rosapelly ist die Glottis offen, nach Zünd-Burguet ist sie geschlossen. — Klinghardt *(Neuere Spr.* XIV, 85—88 und *passim)* ist auch für Glottisschluss eingetreten, nur auf Grund anderer Erwägungen. Seine Argumente sind: die Hebung des Kehlkopfes für die Bildung der frz. Tenues, die man mit dem Finger fühlen kann, und die geringe Luftausströmung gegenüber den deutschen Tenues, die u. a. durch das Ausblasen der brennenden Kerze zu veranschaulichen ist. P. Passy dagegen *(Neuere Spr.* XIV, *passim,* in der Polemik mit Klinghardt) vertritt denselben Standpunkt wie Rosapelly.

Wie Dr S. richtig hervorhebt, kann keine dieser Auffassungen als gesichert gelten. Die Kehlkopfbetastung giebt über das Zeitverhältnis zwischen den verschiedenen Artikulationsmomenten keinen Aufschluss; das Kerzenexperiment beweist im besten Falle nur, dass die aspirierte Tenuis eine stärkere Luftausströmung bewirkt als die reine Tenuis; Rückschlüsse von der akustischen Wirkung (sauberer, trockener Klang der frz. Tenues) auf die Glottisartikulation sind selbstredend nur mit grösster Kritik aufzunehmen. Was schliesslich die Laryngoskopie betrifft, so lehne ich sie hier von vorneherein ab: wir haben keine Garantie dafür, dass die Kehlkopfartikulation bei offenem Munde, also verhindertem Verschluss, eine normale sein wird.

Es bleiben also nur drei Wege offen:

1:0 in Ausnahmefällen eine direkte Beobachtung, nämlich durch Bronchoskopie tracheotomisierter Patienten;

2:0 eine direkte Experimentierung im Kehlkopfe, die aber, bei dem jetzigen Stand der Technik, auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten stösst. Man kann an folgende Anordnung denken: die Stimmbänder wären mit feinen Silberblättern zu bekleiden, die, mit dünnen Drähten verbunden, eine elektrische Leitung bei Stimmbandkontakt schliessen würden. Der Versuch wäre zuerst unter lokaler Anästhesie auszuführen, und liesse sich vielleicht am Ende bei leichter Anästhesie wiederholen. Ganz einwandsfrei wäre der Versuch allerdings nur ohne Betäubung der Stimmbänder: ob man eine Person dazu trainieren kann, bleibe dahingestellt.

3:0 indirekte Rückschlüsse aus anderen Artikulationsmomenten, vor allem aus dem gesammten Habitus des Verschlusslautes.

Zu diesem Auswege, dem einzigen unter normalen Verhältnissen, hat Dr S. gegriffen, und zwar geht er von dem Vergleich zwischen Druck- und Explosionsstärke aus (unter sonst gleichen Umständen, d. h. in derselben Vokalumgebung und in ähnlicher Satzstellung). Sein Raisonnement lässt sich folgendermassen ausdrücken: die Ausatmung der Luft während der Explosion des Verschlusslautes wird durch das Verhalten der Stimmritze (Lumenweite des Windrohres) geregelt. Haben also zwei Tenues bei sonst gleichem Munddruck verschiedene Excursionshöhen der Explosionslinie, so weist das auf verschiedene Ausatmungskraft, also verschiedene Öffnungsgrade der Stimmritze. Er misst dann Druckstärke und Explosionshöhe, und berechnet die relative Explosionshöhe, auf gleiche Druckstärke (= 1) reduziert.

Auf Grund dieser Berechnung bemerkt Dr S., dass die frz. Tenues eine geringere Explosionshöhe (1 : 1,3) zeigen als die deutschen (Max. 1 : 3, Min. 1 : 1,5), woraus er schliesst, dass »der Öffnungsgrad des Kehlkopfes beim frz. *p* geringer ist als bei Stimmstellung» (S. 27).

Diese Schlussfolgerung ist aber m. E. vorzeitig. Vorausgesetzt, dass der Mundtrichter jedesmal wirklich gleich auflag, und weiter dass die Artikulationsverhältnisse der frz. Tenues natürlich waren (vgl oben S. 190, 6:0), so ist die Sache nicht so einfach. Die grössere Ausschlagsweite der deutschen Tenues geht wohl Hand in Hand mit dem Umstande, dass die Tonschwingungen des Vokales später anheben; besonders gilt dies für die aspirierten Tenues, während der Ton für den Vokal im Frz. sehr früh nach dem Anfang der Explosion beginnt. So viel steht also fest, dass der Kehlkopf die Stimmstellung im Frz. früher als im Dtsch. einnimmt. Ob er aber von der offenen oder von der geschlossenen Stellung ausgeht, ist auf diese Weise nicht zu erschliessen. Ebenso gut kann man sich vorstellen, dass die Stimmritze während des Verschlusses weiter ist als für die Stimmstellung (sie braucht ja nicht weit offen zu sein), und sich bei der Explosion sofort zusammenzieht, wodurch die Ausströmung geschwächt wird. Ähnliche Verhältnisse liegen sicher im Deutschen vor (Verengerung der Glottis, wenngleich später oder langsamer eintretend). Warum die Ausbreitung der Glottis, die man nach Dr S. für das Frz. anzunehmen hat, geradezu eine Schwächung des Luftstromes zur Folge haben muss, bleibt mir unklar. Man müsste wenigstens beweisen, dass derjenige Teil des Explosionsausschlages, der dem Vokal vorangeht, also der Anfang (etwa die Hälfte bei den Kurven Dr S:s), weniger steil ist als im Dtsch.; und auch das wäre kein entscheidendes Moment, denn es handelt sich im Anfang wohl nur um die Mundluft, deren Ausströmung hauptsächlich durch den Druck geregelt

ist. Besser wäre dann die Berücksichtigung der Strömungsgeschwindigkeit, also des Differentialquotienten der Strömungsfunktion, der aber schwer zu bestimmen ist. — Das Verhältnis, worauf der V. seine Folgerungen baut, scheint mir also nicht eindeutig zu sein. Der Vergleich mit den *b*-Kurven ist auch deshalb nicht beweiskräftig, weil dort keine Glottisveränderung zustande kommt. Als Resultat dieser Erörterung möchte ich deswegen sagen: *non liquet.*

Vielleicht wird man der Lösung näher kommen, wenn man andere Momente berücksichtigt, vor allem den absoluten Wert der Druckstärke. Es ist Schade, dass Herr Roudet, der vor einigen Jahren den Luftdruck bei einem tracheotomisierten Franzosen untersuchte [1]), erstens nur das Druckmaximum mit dem sehr primitiven Rohrmanometer beobachtet hat, statt den Verlauf der Druckkurve mit einem elastischen Manometer aufzuzeichnen, und zweitens nur den trachealen Druck, und nicht gleichzeitig den Munddruck beobachtete. Man kann erwarten, dass der Munddruck für die Media geringer ist als der Trachealdruck, weil ein Teil der Kraft zur Tonbildung verbraucht wird; sollte es sich dagegen erweisen, das der Druck für die Tenuis beiderseits der Stimmritze gleich ist, so würde dies ein gegen die Theorie der geschlossenen Stimmritze schwer wiegendes Argument sein. Es ist nämlich kaum anzunehmen, dass das Luftquantum, das bei geschlossener Glottis im Munde eingesperrt ist, durch die geringen zur Verfügung stehenden Mittel zu dem hohen Druck verdichtet werden könnte, den Roudet beobachtet hat; die Massenhebung des Kehlkopfes dürfte auch dazu nicht ausreichen. — Auch sprechen Kurven wie n:o 30 frz. *pou* nicht dafür. Die Kehlkopflinie sinkt gegen den Schluss des *p*, was möglicherweise eine Hebung des Kehlkopfes bedeutet (durch das bedingte relative Vacuum bei festgeschnallter Kapsel); der Munddruck hat aber bereits einen ziemlich hohen Wert erreicht. — Es müssten also m. E. neue Versuche angestellt werden, die auf Feststellung sowohl des absoluten Munddruckes wie der Kehlkopfbewegungen ausgiengen. Könnte der Versuch Roudets wiederholt, und gleichzeitig eine Bronchoskopie vorgenommen werden, wäre wohl die Frage gelöst.

Die Werte aber, die ich mit Hürthles Manometer bei früheren Versuchen an mir selbst und Hn Gauthiot aus Paris für unsere Occlusiven bekommen habe, sind für die Tenuis so hoch, dass ich schwerlich einen Stimmritzenschluss annehmen kann.

Die Heranziehung der kaukasischen Laute liefert auch gute Anhaltspunkte. Es ist immerhin zu beklagen, dass die Untersuchungen

[1]) Recherches sur le rôle de la pression sous-glottique, *La Parole*, 1900, 599 fgg.

über georgische Tenues, die sich bei Rousselot, *Principes*, II, S. 862 fgg. finden, nicht zugleich auf Feststellung des Munddruckes hinausgiengen. Zwischen den »ténues avulsives», die R. mit *p'* bezeichnet, und den (wohl aspirierten) *p'* besteht nach R.s Versuchen ein grosser Unterschied in der Quantität der ausgetriebenen Luft. Sievers vermutet bekanntlich Glottisschluss; deshalb wäre es wünschenswert zu wissen, wie stark der Munddruck ist. Es hat übrigens den Anschein, als wäre der Verschluss von keiner Druckerhöhung begleitet. Nach Fig. 552, S. 864 in R.s *Principes* (was ich jetzt erst merke, und meinem früheren Referat hinzufügen will) hat nämlich Rousselot, um zu bestimmen, ob inspiratorische Artikulation vorlag, die Luft gleichzeitig innerhalb und ausserhalb des Mundes untersucht (also genau die Anordnung Dr S:s). Der Verschluss, der an der oberen Linie gut zu verfolgen ist (äusserer Luftstrom), weist *im Munde keine Erhöhung der Drucklinie,* sondern erst bei der Aufhebung des Verschlusses einen scharfen, kurzen Stoss auf. Dies spricht entschieden für die Auffassung von Sievers: geschlossene Stimmritze, und gleichzeitige Öffnung beider Verschlüsse. Weiter bestätigt es m. E. das oben Gesagte, die Unmöglichkeit, nur das intraorale Luftquantum zu einem merklichen Druck zu verdichten. Die Druckkurven der frz. Tenues sind aber von diesem Bilde weit entfernt, und zeigen auf den vorliegenden Kurven ebenso grossen Druck wie die deutschen, die anerkanntermassen mit offener Stimmritze gebildet werden. Je mehr ich dem Problem nachdenke, um so weniger kann ich mich der Ansicht des V:s anschliessen.

Ungelöste Probleme. — Eine Seite des Problems hat auch Dr S. unerforscht gelassen, nämlich die Spannung, speziell die Lippenspannung. Diese ist leicht zu untersuchen, nämlich mit einem Gummiballon nach Rousselot, in Verbindung mit einem Mareyschen Tambour, oder besser mit einem elastischen Manometer (vgl J. Poirot, Quantité et accent dynamique, *Mém. de la Soc.* IV). Die Untersuchung des Unterschiedes zwischen betonter und unbetonter Stellung, zwischen frz. und dtsch. Lauten dürfte wertvolle Resultate liefern. Speziell zwischen frz. und deutschen Tenues besteht ein grosser Unterschied, der die akustische Verschiedenheit zum guten Teil bedingt. Die Spannung der frz. Tenuis ist so stark, dass man ein charakteristisches *p*-, *t*-, *k*-Geräusch durch blosse Öffnung des Mundes bei zurückgehaltener Atmung hervorbringen kann. Ein deutsches aspiriertes *p* liefert unter denselben Bedingungen kein Geräusch, oder nur ein schwaches; *b* verklingt natürlich nur sehr schwach, *m* klanglos.

Auch hätte das geminierte *p*, das jedenfalls im Satzzusammenhang (oder in der Komposition) entsteht, ein Studium verdient, sowohl hinsichtlich der Druckkurve wie der übrigen Eigenschaften.

Weiter vermisst man eine Darstellung des Zeitverhältnisses zwischen Explosion und Auftreten des folgenden Vokales, was besonders für deutsche Tenues in verschiedenen Stellungen interessant wäre, da, nach der herrschenden Auffassung, die Tenuis im Wortanlaut aspiriert, im Wortinlaut dagegen unaspiriert ist. Zur Versuchsanordnung s. oben S. 190, 5:0.

Schliesslich wären die Massenbewegungen des Kehlkopfes festzustellen. Ganz einwandfreie Apparate besitzen wir allerdings bis jetzt nicht; eine Modifikation der Anordnung Zwaardemakers dürfte aber gute Dienste leisten. — Der Stützpunkt für das Hebelsystem muss nämlich eher oben gesucht werden, etwa durch ein Stirnband, als unten, da sonst die Bewegungen des Brustkorbes störend einwirken und schwer zu eliminieren sind.

J. Poirot.

Henri Schoen, François Coppée, l'homme et le poète (1842—1908). 105 p. in-8:o. Paris, Fischbacher, 1909. Prix 2 fr.

M. Schoen a voulu expliquer l'œuvre de Coppée par sa vie. Dans le compte-rendu que l'éditeur a joint à la brochure, il est dit qu'aucun des critiques français n'était mieux préparé que M. S. à entreprendre ce travail; il a suivi de près l'évolution dramatique de cet écrivain et il connaît, mieux que personne, les sources historiques et psychologiques de sa pensée. Si c'est le cas, on se demande pourquoi M. S. n'ajoute rien à ce qu'on connaissait déjà de la biographie de Coppée; à moins qu'il ne réserve ses révélations pour la prochaine brochure, à laquelle il fait allusion dans une note au bas de la page 103, cette étude «qui jettera une lumière nouvelle sur les différentes idylles du poète et sur son attitude dans l'affaire Dreyfus.»

Quant à l'analyse critique des drames et des poésies, elle est plutôt insignifiante. Voici, d'après M. Schoen, l'impression finale qui se dégage de l'œuvre de Coppée:

«Qu'importe, dans une œuvre aussi vaste, quelques parties faibles, si les perles les plus authentiques y sont nombreuses et s'il se dégage de l'ensemble une impression d'art, qui touche et qui élève l'âme du lecteur». «Coppée restera le poète préféré des petits et des déshérités, des vaincus et des résignés de la vie.»

A. v. Kraemer.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. I. Jahrgang. Wien, L. Weiss, 1908—1909. 340 S. 8:o. Preis K 5: 40 = Mk. 4: 50.

Es ist höchst befremdend, wie wenig das grosse Publikum von sprachwissenschaftlichen Dingen überhaupt weiss. Und doch sollte man glauben, dass eine gewisse Vertrautheit mit der Entwickelungsgeschichte der eigenen Sprache und ihrer inneren Beziehung zu den verwandten Sprachen einem gebildeten Menschen ein gar grosses Interesse schenken müsste. Dass es aber nicht so ist, dass im Gegenteil linguistische Fragen als sehr »trockne» Gegenstände des allgemeinmenschlichen Wissens betrachtet werden, daran sind wohl vor Allem die Philologen selbst Schuld. Sie haben es im Allgemeinen nicht versucht, ihre Wissenschaft zu popularisieren, die Früchte ihres Wissens ihren nicht-philologischen Mitmenschen in geniessbarer Form darzubieten.

Dies will nun Prof. Strigl tun. In einer Reihe von kleinen Aufsätzen berichtet er in leichtfasslicher Weise über den Ursprung und die Entwickelungsgeschichte einer stattlichen Menge deutscher, englischer, französischer und lateinischer Wörter mit Anknüpfungen an andere Sprachen (Altindisch, Griechisch, Italienisch, Slawisch u. s. w.), und behandelt dabei auch gewisse Lautentsprechungen verwandter Sprachen (Latein und Französisch, Englisch und Deutsch). Die Darstellung ist durchgehends populär, ohne grossen wissenschaftlichen Apparat, um nicht den Uneingeweihten abzuschrecken. Der Philologe erkennt aber, dass der Verf. gute wissenschaftliche Kenntnisse besitzt. Rez., der allerdrings von den zwanzig Heftchen des Jahrganges nur die Nr. 1, 5, 11, 15—17, 19—20 kennt, hat blos wenige Irrtümer wahrgenommen. Inbetreff der romanischen Worterklärungen sei Folgendes bemerkt:

S. 5, frz. *pour* und *prou*. Es ist sehr fraglich, ob der Übergang von *por* in *pour* mit Recht als »Dipthongierung» angegeben werden kann, da mit *ou* in dem proklitisch gebrauchten Worte sicher nur ein *u*-Laut bezeichnet wurde. Was *prou* »Vorteil» betrifft, scheint mir die Etymologie p r o d e viel glaubhafter als p r o. — S. 77, Fussn., afrz. *se gaber*. In der Karlsreise wird *gaber* nur intransitiv oder transitiv gebraucht. Auch sonst ist das reflexive Verb seltener. — S. 79, afrz. *alte claire espee*. Die afrz. Form von c l a r a ist *clere*. — S. 79, Fussn. 1. Die erste Auflage des Dictionnaire de l'Académie française ist vom Jahre 1694, nicht 1695. — S. 175, frz. *cousin*, »Stechmücke». Verf. sagt, dass man »besser *coucin* schriebe», da das Wort von vlat. c u l i c i n u m komme. Wie wäre es möglich *coucin* zu schreiben, da ja die

Aussprache *s* fordert? — S. 234, lat. p è r > frz. *par*. Verf. meint, *par* sei »eine nicht lautgesetzmässige Form, da *è* in dieser Stellung zu *ie* wird». Er hat offenbar nicht daran gedacht, dass *è* in vortoniger Stellung nicht diphthongieren kann. Er hätte das Wort lieber mit *marché* < m e r c a t u m u. s. w. vergleichen sollen. — S. 238, afrz. *meaille* > *maaille*. Die Sprache hätte das »unangenehm klingende, die Aussprache erschwerende Zusammentreffen zweier Vokale» zu tilgen gesucht. Solche »euphonische» Erklärungen sind besser zu vermeiden; der unbewusst vorsichgehende Assimilationsprozess ist eine hinreichende Ursache. — S. 302, Fussn. 1, afrz. *puie*. Aus den Worten des Verf. geht nicht hervor, dass *puie* eine Ableitung mit dem Suffix -a t a ist: *p o d i a t a > *puïe*. [1])

Rez. schenkt dem Unternehmen Prof. Strigls die grösste Anerkennung und wünscht lebhaft, dass die kleinen Heftchen recht viele Leser finden mögen.

A. Wallensköld.

Sechehaye (Ch.-Albert), Programme et méthodes de la linguistique théorique. Psychologie du langage. — Paris, Champion, 1908. 1 v. in-8°, XIX-267 pp.

Les dernières années ont vu naître un grand nombre d'ouvrages traitant des principes généraux de la science du langage, et le sujet répond visiblement aux préoccupations de beaucoup de linguistes. L'ouvrage de Wundt a suscité toute une série de travaux théoriques. Celui de M. Sechehaye semble être né de réflexions personnelles indépendantes de l'œuvre du philosophe allemand; mais la critique de Wundt y a pris une grande place.

M. S. justifie d'abord l'existence d'une linguistique théorique ou science générale du langage, et montre comment cette science exige la fusion de données psychologiques et de données linguistiques. Il critique ensuite la tentative de synthèse présentée par Wundt, à laquelle il reproche surtout de partir de la psychologie individuelle et de ne pas tenir un compte suffisant du problème grammatical, c'est à dire des conditions d'existence et d'évolution, dans la collectivité linguistique, du système de symboles constituant le langage.

L'auteur propose alors un autre programme. Il remarque que le langage comprend à la fois un système conventionnel (éléments grammaticaux) imposé par la communauté, plus ou moins

[1]) Schreibfehler S. 243. Z. 8: lies »*d* nach *l*».

indépendant de l'initiative individuelle du sujet parlant, et qui ressortit à la psychologie collective, et un système émotionnel (éléments extra-grammaticaux ou prégrammaticaux) fait de l'état psychologique du sujet parlant au moment où il parle, variable par conséquent, et qui relève de la psychologie individuelle, le premier venant en quelque sorte s'intercaler dans le second.

L'étude de l'élément affectif du langage est déjà poussée maintenant assez loin. Celle de l'élément grammatical ou intellectuel est l'objet propre du livre. Elle doit partir de principes rationnels généraux et être essentiellement déductive dans sa méthode. M. S. envisage le langage sous deux aspects. Il y a une partie réellement et pleinement conventionnelle: c'est la matière des symboles employés pour l'expression des idées, les sons, dont l'étude constitue la «phonologie». Mais la forme abstraite dont se revêt l'idée, c'est à dire le contenu conceptuel des symboles grammaticaux, les procédés en usage pour les mettre en relations et exprimer les articulations de la pensée, tout cela relève en grande partie de la logique ou des lois psychologiques générales, en tant qu'expression de la pensée. Cette forme du langage constituera la «morphologie». Ces deux disciplines enfin étudieront à la fois les systèmes tels qu'ils existent à un moment donné et l'évolution de ces systèmes. L'objet que doit poursuivre la science générale du langage est de rechercher les conditions générales dans lesquelles se produit l'adaptation constante du langage à la psychologie des sujets parlants, ou «la relation qu'il y a entre l'évolution des sujets parlants et l'évolution de leur langage».

L'ouvrage témoigne incontestablement de longues réflexions sur ces problèmes généraux et d'une grande pénétration de pensée. On y trouvera, dans le détail, beaucoup de remarques justes et nouvelles, tant sur l'évolution des sons que sur celle des formes. Ce que j'apprécie le plus peut-être dans l'ouvrage, et ce qui me semble le plus juste dans la critique que M. S. fait de l'œuvre de Wundt, c'est la mise en relief de ce qu'il appelle le problème grammatical. Il veut dire par là que Wundt et, avec lui, les psychologues sont trop souvent préoccupés d'expliquer la genèse psychologique de tel ou tel phénomène linguistique, mais négligent le fait que le système grammatical préexiste comme un facteur qui s'impose à l'individu et limite son activité créatrice ou modificatrice. La langue que parle chaque homme est un système d'habitudes, une organisation de représentations et d'images motrices qui lui sont imposées; elle a sa vie propre en quelque sorte, et suscite p. ex. par une sorte d'attraction psychologique les créations analogiques qui constituent, comme on le sait, l'expression de nos pensées dans l'immense majorité des cas. En d'autres termes,

dans les cas où les psychologues voient par exemple des formations par association de deux éléments linguistiques, on oublie trop volontiers que ce qui est donné dans l'esprit, ce ne sont pas seulement les deux éléments, mais leur mode d'association selon les habitudes grammaticales, et que cette relation préexiste même souvent aux éléments à associer.

Par contre, je ne puis me rallier aux tendances déductives que l'auteur manifeste dans ses constructions. Il y a pour moi trop de souci de partir de considérations logiques ou psychologiques générales. Un autre reproche qu'on peut faire au livre est que les idées y sont revêtues d'une forme difficile à comprendre. C'était ou jamais le cas de chercher avant tout à être clair. Enfin quelques helvétismes déparent çà et là la langue (p. ex. p. 7: *avoir affaire avec).*

Tel qu'il se présente, l'ouvrage mérite de retenir l'attention des linguistes qui ne veulent pas être de purs empiristes. Dirai-je pourtant que je trouve trop ambitieuse la tâche que l'auteur s'est proposée, et que plus d'agnosticisme me semble mieux cadrer avec l'état actuel de notre science?

M. Sechehaye reproche aux linguistes d'avoir trop négligé la linguistique théorique, et aux psychologues de négliger l'étude du langage en tant que constituant un système organisé. Nul ne contestera que la linguistique théorique ne soit encore dans l'enfance; mais là n'est pas la question: peut-il en être autrement? Pour construire une synthèse générale avec quelques chances de succès, il faut une base solide, c'est à dire des constructions partielles déjà assez avancées. C'est parce qu'un bon nombre des chapitres de la physique constituent chacun à part un système bien lié qu'on peut tenter des hypothèses générales reliant ces chapitres, en d'autres termes, une théorie générale de la matière. Nous sommes encore loin de compte en matière linguistique. Chacun sait que les seules familles de langues étudiées avec détail sont l'indo-européen et le sémitique; le groupe finno-ougrien est encore en retard; l'étude des langues ouralo-altaïques est à peine entamée, et une foule de familles sont à peu près inconnues. — En outre, même dans le domaine indo-européen, combien reste-t-il à faire! Deux chapitres seulement sont assez avancés pour qu'il s'en dégage des lois: la phonétique et la morphologie (dérivation, flexion, emploi des formes). La sémantique et la syntaxe proprement dite sont encore au berceau. — J'irai même plus loin: que savons-nous de la phonétique? La phonétique historique a fait de grands progrès; mais elle n'aboutit guère qu'à poser des équations phonétiques, c'est à dire un système de relations formelles entre différentes étapes principales de l'évolution des sons.

L'évolution elle-même, les conditions et le déroulement du processus sont encore lettre morte, parce qu'il nous manque la connaissance approfondie des dialectes actuels, seul champ d'observation où l'on puisse saisir les faits dans leur variété, leur imbrication et leur développement. Si imparfaite que soit à l'heure actuelle l'étude des dialectes vivants, elle a déjà montré que les lois les plus générales de la phonétique historique ne peuvent être acceptées que sous bénéfice d'inventaire, et que la linguistique historique a été dans certains cas trompée par des «mirages phonétiques». Je suis sûr que l'étude sérieuse et *complète* des dialectes bouleversera nos idées traditionnelles; je suis convaincu également que cette confusion n'aura qu'un temps, et que de grandes lois se dégageront de nouveau; mais seront-ce les mêmes que les principes actuels? Et, dans cet état d'indécision des hypothèses élémentaires sur lesquelles se fonderaient la construction générale, quelle confiance mérite une synthèse générale et qui voudra y employer un temps peut-être perdu?

La linguistique générale a déjà trop souffert de l'erreur consistant à prendre pour une forme nécessaire du langage ce qui n'est que la loi contingente d'une famille de langues. Le péril est connu; mais pour s'en garder, il faudrait que les types de langues existants eussent été réduits en systèmes. M. S. semble avoir conçu l'idée de son travail à l'occasion d'une question de syntaxe qu'il s'était posée (p. 22): trouver, pour se guider dans l'évolution d'une catégorie syntactique en français, «une méthode vraiment rationnelle pour l'étude des transformations syntactiques». Mais pouvons-nous, dans notre ignorance des faits syntactiques eux-mêmes, dresser un principe général de classement; et n'est-il pas plus sage, j'entends plus conforme aux exigences scientifiques, de se borner à trouver un mode de groupement provisoire? — Car enfin, à quoi peuvent mener des principes très généraux dans l'état fragmentaire de nos connaissances? Ne nous dissimulons pas que ces principes ne peuvent pas être des hypothèses directrices, mais seulement des postulats très vagues. M. S. dit p. ex. que l'on peut supposer une relation entre le système phonétique d'une langue et les tendances psychologiques du peuple qui la parle. D'accord; mais, outre que le postulat est indémontrable jusqu'à présent, on ne peut rien en tirer; dire que la préférence de l'italien pour les voyelles claires tiendrait à ce que l'Italien aime la vie au dehors, la couleur etc. (p. 158), c'est faire de la littérature et non de la science. Une hypothèse scientifique ne se justifie pas seulement par son caractère logique: il faut encore qu'elle soit féconde dans l'état de la science où on l'émet. On pourrait relever encore d'autres exemples de ce genre dans l'ouvrage.

En résumé, je crois qu'il est facile de critiquer les idées générales de la linguistique actuelle, et de dire en quoi elles sont insuffisantes. Mais quant à prétendre tracer un plan d'ensemble qui ne peut être que celui de la science future du langage, c'est une illusion. Il faut se résigner, me semble-t-il, aux tâches plus modestes: poser p. ex. des principes pour tel ou tel chapitre de la linguistique, pour servir à classer provisoirement les faits sous des rubriques qui nous sont à nous commodes. Je reprendrais volontiers, en le retournant, le mot de Leibniz sur les métaphysiciens, qui, selon lui, ont raison dans ce qu'ils affirment et tort dans ce qu'ils nient: le critique scientifique a raison dans son œuvre négative, mais son œuvre positive est fortement sujette à caution. Mais le degré de confiance qu'on place dans la philosophie des sciences dépend en somme du tempérament de chacun. Et je veux répéter en terminant qu'il y a beaucoup à apprendre dans le livre de M. Sechehaye.

J. Poirot.

A. Guesnon, Publications nouvelles sur les trouvères artésiens. Extrait du *Moyen Age,* 2:e Série, Tome XIII (Mars—Avril 1909). 31 p.

M. Guesnon, dont la brillante série d'articles sur les trouvères artésiens est bien connue de tous ceux qui s'occupent de la poésie courtoise, publie dans le N° de Mars—Avril du *Moyen Age* un compte rendu des éditions critiques de cinq chansonniers du XIIIe siècle: Jean de Neuville, publ. p. M. M. Richter, Perrin d'Angicourt, publ. p. M. G. Steffens, Jean de Renti et Oede de la Couroierie, publ. tous les deux p. M. J. Spanke, enfin la magistrale édition des chansons de Cardon de Croisilles par M. H. Suchier.

A côté de très heureuses corrections aux textes établis par les éditeurs, on trouve dans cet article, comme toujours chez M. Guesnon, de précieux renseignements historiques et biographiques. Nous y relèverons deux points intéressants. M. Richter n'était pas parvenu à identifier son trouvère; par un raisonnement aussi ingénieux que savamment documenté, M. Guesnon nous démontre que Jean de Neuville ne fut point un personnage obscur, mais bien un membre de la famille des chevaliers de Neuville près d'Arras, famille renommée par ses qualités guerrières et chevaleresques. Il figure dans des chartes jusqu'en 1246 comme héritier de la seigneurie, mais en 1254 le seigneur est déjà Gilles, frère puisné de Jean. Il serait donc mort avant cette date, et son

œuvre poétique appartiendrait par conséquent au second quart du XIIIe siècle.

La seconde question concerne l'origine de Perrin d'Angicourt. M. Guesnon n'accepte pas l'idée de M. Steffens, qui voit dans *Angicourt* ou *Angecourt* une forme altérée pour *Achicourt*, nom d'un petit village aux portes d'Arras. Cette hypothèse est étymologiquement insoutenable Il faut bien croire que Perrin était originaire d'Angicourt en Beauvoisis, près de Liancourt.

E. Järnström.

E. Stengel, Der Schlussteil der Chanson d'Anseïs de Mes, nach den Hss. LSN in Paris und U in Rom (Festschrift der Universität Greifswald, ausgegeben zum Rektoratswechsel am 15. Mai 1909). 55 S. in-8:o.

M. Stengel avait déjà en 1894 (à propos d'une discussion concernant la métrique) imprimé dans la *Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur,* XVI[2], p. 228, une trentaine de vers de cette chanson inédite appartenant à la geste des Lorrains. En 1904 il en imprima un extrait plus long dans la *Festschrift* de l'Université de Greifswald. Les 56 laisses, soit 1836 vers, contenues dans la présente publication font suite au morceau publié dans la précédente *Festschrift.* Quatre manuscrits ont été mis à profit (Bibl. nat. fr. 4988 et 24377, Ars. 3143 et Vatic. Urb. 357), et le texte critique paraît établi d'une manière qui est digne du célèbre romaniste de Greifswald.

A. L-F.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 24. April 1909, bei welcher Sitzung der Vorstand und 11 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende, Prof. *A. Wallensköld,* teilte mit, der Verein habe auch dieses Jahr vom Consistorium Academicum eine Summe

von 500 Fmk. als einen Beitrag für die Bestreitung der Druckkosten der »Neuphilologischen Mitteilungen» erhalten.

§ 3.

Der Verein beschloss seinem Ehrenpräsidenten, Prof. *W. Söderhjelm,* an seinem 50. Geburtstage den 26. Juli eine Adresse zu überreichen.

§ 4.

Prof. *A. Wallensköld* erstattete folgenden Bericht:

»Bericht

über die Kassenverwaltung der Neuphilologenversammlung in Helsingfors 11.—13. Januar 1909:

Einnahmen:

Mitgliederkarten à Fmk. 3	Fmk	465: —
Defizit in der Kasse	»	50: 98
Summe	Fmk	515: 98

Ausgaben:

Verzeichnis der modernsprachl. Lehrer Finnlands	Fmk	8: —
Zirkular	»	30: —
Korrespondenz (approximativ)	»	20: —
Mitgliederkarten	»	11: 50
Bedienung	»	33: —
Honorar der Schriftführer	»	260: —
Druckkosten des Protokolls	»	127: 48[1])
Distribution des Protokolls	»	26: —
Summe	Fmk	515: 98

Helsingfors den 24. April 1909.

A. Wallensköld.
Präs. des Ausschusses.»

Der Verein beschloss das Defizit von Fmk. 50: 98 aus seinen Geldern zu decken.

[1]) Die Druckkosten betrugen Fmk. 627: 48; die Regierung hatte aber Fmk. 500 zu diesem Zwecke bewilligt.

§ 5.

Der Vorsitzende empfahl eine Büchersammlung, die von dem Verlagsgeschäft »La Renaissance du Livre», 7, Place Saint-Michel, Paris, herausgegeben wird: »Tous les Chefs-d'Œuvre de la Littérature Française», 100 Bände für 75 Francs.

§ 6.

Frau Professor *Edla Freudenthal* hielt einen Vortrag, worin sie die folgenden zwei Fragen behandelte:

1) In welchem Grade sind deutsche Buchstaben beim Unterrichte zu empfehlen?

Im Interesse der Erlernung und Verbreitung der deutschen Sprache im Auslande sei es wünschenswert, dass die Deutschen selbst mit der Abschaffung der deutschen Schreibschrift Ernst machen und schon in den Volksschulen die lateinischen Buchstaben für den gewöhnlichen Gebrauch einführen. Mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Gebrauch der deutschen Buchstaben in Deutschland sei es für unsere Schulen zu empfehlen, dass die Schüler zwar in der Regel Deutsch mit lateinischen Buchstaben schreiben, aber doch so viel Belehrung in deutscher Schreibschrift erhalten, dass sie dieselbe eventuell *lesen* können.

2) In welchem Grade ist Auswendiglernen beim Unterrichte zu empfehlen?

Die direkte oder imitative Methode beim Sprachunterrichte stütze sich in hohem Grade auf das Gedächtnis und ermögliche infolgedessen auch manchem sonst in geistiger Beziehung weniger Begabten das Erlernen der fremden Sprache. Da das Auswendiglernen aber auch in hohem Grade missbraucht werden könne und vielfach missbraucht worden sei, entstehe die Frage: Wieviel Auswendiglernen darf man vom Schüler verlangen? Frau F. antwortete auf diese Frage: »Nur das, was der Lehrer selbst fliessend kann. Verwerflich ist ein kleinliches, langweiliges Abfragen mit dem Lehrbuch in der Hand. Nur das mag gelernt werden, was an sich lernenswert ist (z. B. bekannte Lieder) oder was man oft braucht. Um Anstrengung und allzu lange Hausarbeit zu vermeiden, ist es zu empfehlen, à la *Gouin* oder *Berlitz* während der Stunde selbst durch mündliche Wiederholung eine Reihe von Sätzen oder Versen einzuprägen.»

§ 7.

Professor *A. Wallensköld* referierte ein neues Buch von A. Dauzat: »La Langue française d'aujourd'hui» (Librairie Armand Colin, Paris).

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 25. September 1909, bei welcher Sitzung der Vorstand und 11 Mitglieder, sowie als Gast Rector magnificus Professor I. A. Heikel, anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende, Professor *Wallensköld*, begrüsste die Anwesenden mit folgender Ansprache:

»Meine Damen und Herren!

Über das letzte Tätigkeitsjahr unseres Vereins ist etwas Bemerkenswertes nicht zu berichten. In den Sitzungen, welche etwa jeden dritten Sonnabend während der akademischen Semester stattfanden, sind, wie auch früher, teils philologische, teils sprachpädagogische Fragen verschiedener Art erörtert worden. Dem Vereine muss indessen auch zum Verdienst angerechnet werden, dass die allgemeine Versammlung der Neuphilologen Finnlands in Helsingfors zu Anfang dieses Kalenderjahres stattfinden konnte.

Was unsere Veröffentlichungen betrifft, so werden die »Neuphilologischen Mitteilungen» allmählich durch Heranziehen neuer Kräfte umfangreicher und reichhaltiger, wobei die Redaktion stets bemüht gewesen ist, bei der Behandlung philologischer Fragen, so weit möglich, einen streng wissenschaftlichen Standpunkt einzunehmen. Von unseren »Mémoires» wird hoffentlich der V. Band noch vor Ausgang dieses Kalenderjahres erscheinen.

Laut Vereinsbeschluss *extra protocollum* wird dieser V. Band der »Mémoires» unserem Ehrenpräsidenten, Herrn Professor W. Söderhjelm, gewidmet werden, und zwar aus Anlass seines am 26. Juli vollendeten fünfzigsten Lebensjahres. An jenem Tage machten ihm im Namen des Vereins die beiden obersten Funktionäre desselben ihre Aufwartung, wobei ihm eine kunstvoll ausgestattete Adresse dargebracht wurde, welche im V. Band der »Mémoires» als Einleitung abgedruckt werden wird.

Schliesslich habe ich eine Trauernachricht mitzuteilen, den am 17. September plötzlich erfolgten Tod unseres Ehrenmitgliedes, des Senators Otto Donner. Bei der feierlichen Bestattung war der Verein durch seinen Präsidenten und seinen Vize-Präsidenten repräsentiert, wobei der Erstere einige Worte zum Andenken des Verstorbenen äusserte. Ein Kranz mit der Inschrift:

»Hommage reconnaissant
de la Société néo-philologique de Helsingfors
au Sénateur Otto Donner,
membre honoraire»

wurde von uns beiden auf seinem Grab niedergelegt. Ich fordere die Anwesenden auf, das Andenken unseres hochgeschätzten, dem Vereine so wohlwollend gesinnten Ehrenmitgliedes dadurch zu ehren, dass wir uns von unseren Plätzen erheben.

(Die Anwesenden erhoben sich.)

Ich erkläre hiemit die erste Sitzung dieses akademischen Jahres für eröffnet.»

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Der Sekretär verlas den Jahresbericht für das akademische Jahr 1908—1909 [1].

§ 4.

Für das akademische Jahr 1909—1910 wurden wiedergewählt: als erster Vorsitzender Prof. *A. Wallensköld*, als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer und Kassenverwalter Dr *A. Långfors*. Als Revisoren wurden gewählt: Fräulein *Aurora Munthe* und Cand. phil. *E. Müller*.

§ 5.

Universitätslektor *J. Öhquist* hielt einen Vortrag über Sprechmaschinen und ihre Verwendung im Sprachunterricht (mit Demonstrationen) [2], wonach eine kürzere Diskussion folgte.

In fidem:
A. Långfors.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1908—1909.

Das Hauptereignis innerhalb des zweiundzwanzigsten Tätigkeitsjahres des Neuphilologischen Vereins ist die von ihm zusammengerufene Neuphilologenversammlung, zu der die neusprachlichen

[1] S. unten.
[2] S. oben S. 169 ff.

Lehrer in einer Anzahl von etwa 180 am 11.—13. Januar dieses Jahres in Helsingfors zusammenkamen. Die Verhandlungen der ersten finländischen Neuphilologenversammlung sind in einer besonderen, 103 Seiten umfassenden Schrift veröffentlicht worden.

Was die eigentlichen Publikationen des Vereins betrifft, so wurde der fünfte Band der »Mémoires» im Frühjahr in Druck gegeben. Der Band wird dem Ehrenpräsidenten, Professor Werner Söderhjelm, anlässlich seines 50. Geburtstages am 26. Juli d. J., gewidmet werden. Die »Neuphilologischen Mitteilungen» sind nach demselben Plan wie früher erschienen. Der Jahrgang 1908 zählt 204 Seiten und ist umfassender als irgend einer der früheren Jahrgänge. Die Zeitschrift ist im Auslande, besonders in der romanistischen Welt, mit Sympathie begrüsst worden. Die Neuphilologenversammlung hat eine Zunahme der einheimischen Abonnenten zur Folge gehabt, deren unsere Zeitschrift jetzt 125 zählt. Eine Zunahme weist ebenfalls die Zahl der zahlenden Mitglieder des Vereins auf, die jetzt 127 beträgt.

Die Zusammensetzung des Vorstandes war folgende: als erster Vorsitzender und zugleich als Redaktör der »Neuphilologischen Mitteilungen» fungierte Professor *A. Wallensköld,* als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer der Unterzeichnete.

Es fanden 9 Sitzungen statt, im Herbstsemester 4 und im Frühjahrssemester 5. Dabei wurden, ausser kürzeren Mitteilungen und zahlreichen Bücherbesprechungen, 7 Vorträge gehalten, von denen 3 litterarhistorischen, 2 sprachpädagogischen, einer kulturgeschichtlichen und einer phonetischen Inhalts war. Die Sitzungen wurden durchschnittlich von 16 Mitgliedern besucht. — Das Jahresfest wurde, wie gewöhnlich, den 15. März gefeiert.

Helsingfors den 25. September 1909.

A. Långfors.

Eingesandte Litteratur.

Aucassin et Nicolette, texte critique accompagné de paradigmes et d'un lexique, par *Hermann Suchier.* Septième édition, avec une table contenant la notation musicale. Traduction française par *Albert Counson.* Paderborn, F. Schœningh, 1909. XI+136 S. 8:o.

«La 7e édition n'a, pour le texte, presque pas subi de changements.» Dans les commentaires qui suivent le texte et dans le glossaire, M. Suchier a introduit quelques améliorations. Ce qui est nouveau, c'est la table contenant les notes musicales avec la transcription en notation moderne.

Max Born, Nachträge zu A. H. Murray: A New English Dictionary on Historical Principles. I. Teil. Berlin W.-Schöneberg, W. Sommer, 1909. 48 S. 8:o. (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Chamisso-Schule in Schöneberg. Ostern 1909).

Renward Brandstetter, Renward Cysat (1545—1614), der Begründer der schweizerischen Volkskunde. Luzern, Buchh. Haag, 1909. 110 S. 8:o (= Renward Brandstetters Monographien zur vollständigen sprachlichen und volkskundlichen Erforschung Alt-Luzerns. VIII).

A. Guesnon, Publications nouvelles sur les trouvères artésiens. Notices biographiques, Textes et Commentaires. Poésie lyrique: I. Jean de Neuville. — II. Perrin d'Angicourt. — III. Jean de Renti. — IV. Oede de la Couroierie. — V. Cardon de Croisilles. Paris, H. Champion, 1909. 31 p. in-8:o (= Extrait du *Moyen Age,* 2:e série, tome XIII, pp. 65—93).

Axel Kock, Svensk ljudhistoria. Första delen: 1906, II+504 S. 8:o, Preis Kr. 4,25 = M. 5,00. — Andra delen, förra hälften: 1909, 240 S. 8:o, Preis Kr. 2,50 = M. 3,00. Lund, C. W. K. Gleerup, und Leipzig, Otto Harrassowitz.

Ludwig Kolisch, Portugiesisches Lesebuch. I. Teil. Wien, Export-Akademie des k. k. Österr. Handelsmuseums, 1909. 144 S. 8:o. Preis 1 K 80 h.

> «Das vorliegende Lesebuch hat den Zweck, den Studierenden an der Hand von ausgewählten Aufsätzen in die portugiesische Sprache einzuführen und gleichzeitig — soweit dies im Rahmen eines kleinen Handbüchleins geschehen kann — mit dem portugiesischen Leben, Fühlen und Denken vertraut zu machen.»

Armand Praviel et *J.-R. de Brousse,* L'Anthologie du Félibrige. Morceaux choisis des grands Poètes de la Renaissance méridionale au XIXe siècle. Avec avant-propos et notices biobibliographiques. Paris, Nouv. Libr. Nat., 1909. XVI+343 p. in-8:o. Prix: 3 fr. 50.

Paul Reiche, Beiträge zu Artur Långfors' Ausgabe des Regret Nostre Dame. Inaug.-Diss. Berlin. Berlin, Mayer & Müller, 1909. 62 S. 8:o.

Emil Rodhe, Moderne erzählende Prosa, mit Anmerkungen herausgegeben (= Moderne deutsche Schriftsteller. X). Stockholm, C. E. Fritze, 1909. 103 S. 8:o.

Kr. Sandfeld Jensen, Bisætningerne i moderne Fransk. En Haandbog for Studerende og Lærere. København—Kristiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1909. 256 S. 8:o.

Otmar Schiszel von Fleschenberg, Das Adjektiv als Epitheton im Liebesliede des zwölften Jahrhunderts. Leipzig, E. Avenarius,

1908. XV+144 S. 8:o. (= Teutonia, Arbeiten zur germ. Philol., her. von W. Uhl, 11. Heft).

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. I. Jahrg., Nr. 16, 17, 19 und 20. Wien, L. Weiss, 1909.

Teodor Suominen, Ännchen und Heinrich. Ein Wintersemester aus dem fröhlichen Schülerleben. Ekenäs, Ekenäs Tryckeri Aktiebolag, 1909. 70 S. Preis Fmk. 1: 50.

Wilhelm Uhl, Winiliod. Leipzig, E. Avenarius, 1908. VIII + 427 S. 8:o. (= Teutonia, Arbeiten zur germ. Philol., her. v. W. Uhl, 5. Heft).

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix. Tome II, n:os 1—2 (Janvier—Juni 1908).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome II, n:os 3—4 (Juillet-Décembre 1908), — Contient la suite de: Louis Ducros, Jean-Jacques Rousseau. De Genève à l'Hermitage (1712—1757). Pp. 229—418.

Annotationes phoneticae, III. Jahrg. (1909), Nr. 4—9.

Bibliographia phonetica, IV. Jahrg. (1909), Nr. 5—9.

Bulletin de dialectologie romane, année I (1909), no. 2.

Maal og Minne, Norske Studier. 2. Heft 1909.

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 6.

Moderna Språk. III. Jahrg. (1909), Nr. 1—4 und 6—7. — Die Hefte enthalten u. A.: S. 8 ff., C. E. Göransson, Zur Flexion des substantivierten Adjektivs als Sprachbezeichnung (s. auch S. 36 ff.); S. 26 ff. und 33 ff., C. Polack, Notes lexicologiques sur «Cyrano de Bergerac» (wegen der Fortsetzung s. Neuph. Mitt. 1909, S. 168); S. 97 ff., Daniel Jones, The Pronunciation of Early English; S. 101 ff., E. Walberg, Poule, terme de jeu.

Päivä, Jahrg. 1909, Nr. 21—40.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, anno XVII (1909), fasc. 4—9.

Revue de Provence et de langue d'Oc, année 1909, nos. 8—12. — Signalons: Jules Ronjat, La langue provençale, ses limites géographiques, ses dialectes (p. 177 ss.); Johannès Plantadis, Esquisse historique de la littérature limousine (p. 199 ss.)

Språk och Stil. Tidskrift för nysvensk språkforskning, utgiven av Bengt Hesselman, Olof Östergren, Ruben G:son Berg. Upsala. IX. Jahrg. (1909), Heft 1—2. — Enthält u. A.: Ruben G:son Berg, Döende lånord; Nat. Beckman, Till frågan om grammatiska kategorier och grammatisk terminologi; Lars Levander, I vad man kan ett bymål kallas enhetligt?

Virittäjä. Jahrg. 1909, Nr. 6.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: *I. E. Kerkkola,* Tieteellis-käytännöllisiä apukeinoja saksan kieliopin opetukseen (Turku, Polytypos, 1909, 21 S. 8:o). — *U. Lindelöf,* Der Lambeth-Psalter, eine altenglische Interlinearversion des Psalters in der Hs. 427 der Erzbischöflichen Lambeth Palace Library. I. Text und Glossar (Acta Soc. Scient. Fenn., tom. XXXV, N:o 1, 323 S. 4:o). — *Artur Långfors* et *Werner Söderhjelm,* La Vie de saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai (Acta Soc. Scient. Fenn., tom. XXXVIII, N:o 1, XXV+68 S. 4:o). — *Hugo Suolahti,* Die deutschen Vogelnamen. Eine wortgeschichtliche Untersuchung (Strassburg, Karl J. Trübner, 1909, XXXIII+540 S. 8:o).

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Edla Freudenthal,* Vorschläge (in Bezug auf 1) den Gebrauch deutscher Schreibschrift und 2) das Auswendiglernen beim Sprabhunterricht), in Die Neueren Sprachen XVII, 5. Heft (Aug.). — *T. E. Karsten,* Altdeutsche Kulturströmungen im Spiegel des finnischen Lehnworts, in Indog. Forsch. XXVI, S. 236—57. — *Artur Långfors,* Bespr. von Paul Meyer, Notice sur la Bible des sept états du monde de Geufroi de Paris, in Zs. f. franz. Spr. und Litt. XXXIV, Ref. S. 154—7. — *A. Wallensköld,* Der Neuphilologische Verein in Helsingfors, in Germ.-rom. Monatsschrift I, S. 527 fg.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors* et *W. Söderhjelm,* La Vie de saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai, von A. Jeanroy, Rev. crit. 1909, Nr. 40, S. 221—2; kurz angezeigt in Arch. f. das Studium der neu. Spr. u. Lit. CXXII, S. 460. — *Neuphilologische Mitteilungen,* Jahrg. 1908, von Paul Meyer, Romania XXXVIII, S. 468 fg. — *J. Poirot,* Quantität und dynamischer Akzent (Neuph.

Mitt. 1909, S. 74—6), von G. Panconcelli-Calzia, Bibl. phon. 1909, unter Nr. 265. — *W. Söderhjelm,* Les inspirateurs des Quinze joyes de mariage, kurz angezeigt in Arch. f. das Studium der neu. Spr. u. Lit. CXXII, S. 464.

Voranzeige: Dr *A. Långfors* bereitet eine kritische Ausgabe des »Roman de Favel» vor.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 8

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1909

Sandhierscheinungen in Runeninschriften.

Nach Wimmer, De danske Runemindesmærker, Andet Bind, København 1899—1901, S. 285 ff. steht auf dem Oddumer-Stein geschrieben: *þurulfs. sati. stain.* u. s. w., obgleich man statt *þurulfs* zunächst *þurulfʀ* erwarten möchte. Dieser Konsonantenaustausch wurde von Wimmer mehrmals besprochen. A. a. O. S. 289 sagt Wimmer: '*þurulfs* har bortkastet nævneformsendelsen *-ʀ* og urigtig tilföjet *-s* under indflydelse af det følgende *sati*.' S. 291 spricht Wimmer von 'den opløsning af sproget, som røber sig i nævneformen *þurulfs* — —.' Im Band IV. 2, København 1908, S. LXXIII heisst es: '— — — den unge Oddum sten, der i nf. har *þurulfs*, idet nævneformsendelsen *ʀ (r)* er bortkastet og *s* tilföjet på grund af det følgende *sati*.'

Brate hat den zweiten Band von Wimmer's Runemindesmærker in K. Vitt. Hist. o. Antiqv. Akad. Månadsblad 1901 angezeigt und äussert sich auf der vierten Seite seiner Anzeige folgendermassen über die Form *þurulfs:* 'Det synes mig tvifvelaktigt, huruvida — — — felristningen *þurulfs. sati* skall tydas så, att »*þurulfs* har bortkastet nævneformendelsen *-ʀ* og urigtig tilföjet *-s* under indflydelse af det følgende *sati*» och icke snarare *þurulfs* bör anses som felristning för *þurulfʀ* under inflytande af det följande *sati*.'

Brate betrachtet *þurulfs* also entschieden als fehlerhaft, und auch Wimmer sieht, vor allem im Band II, in dieser Form etwas Abnormes.

Ich habe die Schreibung *þurulfs. sati* immer als eine streng phonetische Bezeichnung der faktischen Aussprache betrachtet, indem *ʀs* auch in satzphonetischer Verbindung zu *ss* assimiliert werden musste. Dass die Assimilation *ʀs* > *ss* in den nordischen Sprachen regelrecht war, halte ich für unzweifelhaft. Siehe hierüber Ljungstedt Grunddragen af modersmålets historia, Stockholm 1898, S. 204, Pipping Om runinskrifterna på de nyfunna Ardrestenarna, Uppsala 1901, S. 25 f. und Noreen Altschwedische Grammatik § 297 Anm. 2. Aus dänischen Runeninschriften können wenigstens folgende Beispiele dieser Assimilation zusammengestellt werden: gs *askis* < **ąskiʀs* Wimmer II S. 267, apf *þasi* = **þassi* < **þaʀsi* II S. 49, S. 137 f., S. 212, S. 379, npf *þasi* II S. 131. Die phonetische Wahrscheinlichkeit der Assimilation *ʀs* > *ss* ist schon durch die von allen Forschern anerkannte Assimilation *sʀ* > *ss* gegeben, und ich sehe keinen Grund, mit Kock Ark. f. nord. fil. XI 322 Fussnote 2, Noreen Altschwedische Grammatik § 251 und Wimmer II 267 von einem angeblichen Wegfall des *ʀ* vor *s* zu reden.

Genau so wie die Verbindungen *sʀ* und *ʀs* ohne Unterschied zu *ss* wurden, sind die Verbindungen *rʀ* und *ʀr* sicherlich in *rr* zusammengefallen. Die Assimilation *rʀ* > *rr* ist schon längst anerkannt, aber die Verbindung *ʀr* ist sehr selten und ihre Entwickelung deshalb wenig beachtet worden. Wenn *ʀr*, wie ich glaube, zu *rr* wurde, lässt sich indessen awnord. *órer* aus **unreʀ* < **unrreʀ* < **unʀaraiʀ* bequem ableiten.[1] Und in der Schreibung ×*þurlf* ×*risþi* auf dem Runen-

[1] Etwas anders bei Noreen Aisl. Gr. III § 267. 2 c, v. Friesen Till den nordiska språkhistorien, Uppsala 1901, S. 64 und wieder anders Kock Ark. f. nord. fil. XV 334, Fussnote 1. Von Kock's Darstellung [**unʀ̀reʀ̌* > **unreʀ* durch Ausstossung von *ʀ*] weicht die meinige nur wenig ab. Dagegen halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass die von Noreen und v. Friesen angenommene Zwischenstufe **unnreʀ* zu **uðrer* hätte werden müssen. Vgl. Noreen Aisl. Gr. III § 252.

stein von Hedeby [Wimmer I. 2 S. 108–113] sehe ich einen noch besseren Beweis für die Assimilation *kr* > *rr*. Wimmer a. a. O. S. 112 meint, dass das *k* in der fünfkonsonantischen Verbindung *rlfkr* weggefallen sei.

Ich glaube nun, dass die Vereinfachung von Konsonantenverbindungen im Allgemeinen nicht durch direkte Ausstossung bewirkt wurde, sonder vielmehr durch Assimilation, indem zunächst einer von den Nachbarlauten Ersatzdehnung erhielt. In dieser Weise erklärt es sich auch ganz einfach, dass die Schreibung *uitrint. su* [Runenstein von Tillise, Wimmer II S. 489 ff.] mit *uitrik. susi* [Stein von Sandby, Wimmer II S. 481 ff.] abwechselt. In der dreikonsonantischen Verbindung *-ngs- [witring. su]* wurde *g* zuweilen durch den Einfluss des Simplex *witring* bewahrt [Sandby], zuweilen schwand es lautgesetzlich [Tillise], aber nicht spurlos, sondern eine Dehnung des *v* hinterlassend. Als sich *nn* nachher vor dem dentalen *s* zu *nn* weiter entwickelte [1], wurde *t* wie immer zwischen *nn* und *s* eingeschoben. [2] Auch in diesem Falle hat Wimmer die richtige Erklärung gestreift [siehe Wimmer IV 2, S. XXV a, wo Noreen Ark. VI 336 und Kock Ark. VII 307 f. zitiert werden], aber doch nicht ganz gefunden, was u. a. daraus erhellt, dass er [II S. 495 und IV. 2 S. XXV a] *uitrint* mit *witrind* transskribiert.

Gering Z. f. d. Phil. XXXVIII S. 125, Fussn. 2 und S. 127 scheint die Form *uitrint* geradezu als einen Schreibfehler zu betrachten, denn er schreibt: *uitrint* [lies: *uitrink*].

Auf dem Runenstein von Ardre n:o III [3] wird npm vom dem. Pron. teils *þaiʀ*, teils *þaʀ* geschrieben. An Ver-

[1] Vgl. Noreen Ark. f. nord. fil. VI 336. Altschw. Gr. § 281. 2.

[2] Ganz dieselbe Erklärung passt für aschw. *attirganz* [< *-gangs*] und Ähnliches. Vgl. die etwas abweichende Darstellung Kock's in Ark. f. nord. fil. VII S. 307 f.

[3] Pipping Om runinskrifterna på de nyfunna Ardre-stenarna. Uppsala 1901. S. 15—22. Noreen Altschwedische Grammatik S. 481 f.

suchen die Form *þaʀ* zu erklären hat es nicht gefehlt[1], aber es muss hervorgehoben werden, dass es sich in diesem Falle nicht nur darum handelt, die Entstehung einer beliebigen Form *þaʀ* zu erklären, sondern es muss womöglich der Grund herausgefunden werden, warum derselbe Ritzer die Formen *þaʀ* und *þaiʀ* abwechselnd gebraucht. Ich habe a. a. O. S. 17 hervorgehoben, dass agotl. n p m *þaʀ* eine Sandhiform sein könne, jedoch ohne diesen Gedanken bis in die Einzelheiten zu verfolgen.[2] Diess lässt sich aber, wie ich jetzt sehe, ohne Schwierigkeit machen.

Im Agotl. ist der Diphthong *ai* bekanntlich vor Geminata zu *a* geworden.[3] Die Form *þaʀ* findet sich auf dem Stein von Ardre n:o III in der Verbindung *þaʀ+setu,* wo *ʀs* sicher lich als *ss* gesprochen wurde, obgleich die beiden Laute nicht demselben Worte angehörten. Die intime Verbindung des Pronomens mit seinem Prädikate wird auch in der Schrift angedeutet, in dem das sonst regelmässig ausgeschriebene Trennungszeichen in der Verbindung *þaiʀkiarþu* auf demselben Runensteine fehlt.

Es ist gewiss kein Zufall, dass der Diphthong *ai* vor der Konsonantenverbindung *ʀk* unversehrt blieb, aber vor der aus *ʀs* entstandenen Geminata *ss* zu *a* kontrahiert wurde.

Ganz interessant ist es zu sehen, wie der Ritzer zwischen phonetischer und etymologischer Schreibung schwankt. Wenn er *þaʀ* statt *þaiʀ* schreibt, folgt er seinem Ohre, aber nur bis zu einem gewissen Grade, indem er das *ʀ* der Normalform *þaiʀ* entnimmt. In ganz genau phonetischer Runenschrift würde man *þas* + *setu,* nicht *þaʀ* + *setu* verlangen.

---

[1] Siehe die von Noreen Altschw. Gr. § 508. 10 verzeichnete Literatur.

[2] Es heisst a. a. O. 'En öfvergång *þaiʀ* > *þaʀ* kan på Gotland hafva uppkommit, då diftongen vid yttre sandhi kom att stå framför två konsonanter.' Dass der Übergang vor anderen Konsonantengruppen als Geminaten stattgefunden habe, glaube ich jetzt nicht mehr.

[3] Söderberg Forngutnisk ljudlära S. 32, Wimmer Døbefonten i Åkirkeby Kirke S. 51, Noreen Altschw. Gr. § 124. 1, Pipping Guta lag och Guta saga, Inledning S. LXI.

Dass die hier gegebene Erklärung der Schreibung *faR* [Ardre III] die richtige ist, geht daraus hervor, dass derselbe Ritzer auch den Diphtong *au* vor satzphonetischer Geminata zu *a* kontrahiert. [1]

Die Konjunktion *auk* ist in den Ardre-Inschriften häufig belegt [Ardre I 2 mal, Ardre VI einmal, Ardre VII einmal], aber in der Inschrift III steht statt *auk* dreimal *ak*. Diese Form war schon vorher aus Inschriften auf dem Festlande bekannt und war verschiedentlich kommentiert worden. [2] Aber die Regelmässigkeit, mit welcher nicht nur die meisten von den Ardre-Steinen, sondern die gotländischen Inschriften des 11:ten Jahrhunderts überhaupt die Form *auk* aufweisen, [3] zwingt uns zu untersuchen, ob etwa ganz besondere Umstände die Schreibung *ak* in der dritten Ardre-Inschrift hervorgerufen haben.

Schon in meiner Schrift 'Om runinskrifterna på de nyfunna Ardre-stenarna' S. 17 hatte ich hervorgehoben, dass agotl. *ak* sich in satzphonetischer Stellung vor Geminata aus *auk* hat entwickeln können. Es muss in der That gleich auffallen, dass in zwei von den belegten 3 Fällen das nachfolgende Wort mit *k* anfängt [*ak* + *kaikuatr* und *ak* + *kaikaiaut(r)* [4]]. Das *k* in *kaiR* bezeichnet allerdings in der

[1] Über die agotl. Kontraktion *au* > *a* vor Geminata siehe Söderberg Fgotl. ljudl. S. 32, Wimmer Døbefonten i Åkirkeby Kirke S. 51, Noreen Aschw. Gr. § 123. 1, Pipping Guta lag och Guta saga. Inledning S. LXI.

[2] Bugge Forsaringen S. 11, 20 und 37, Månadsblad 1877 S. 531 und 534, Runverser S. 119, 239, Kock Om några atona S. 17, Fussnote 2, Noreen Altschwedische Grammatik § 91, mom. 3, Dieterich Runen-Sprachschatz S. 228.

[3] Stainkumbla I, II 7 mal, Hauggrän 5 mal, Sjonhem I, II, III 6 mal, Boge [vgl. Söderberg—Brate Ölands runinskrifter S. 47] einmal, Sanda [vgl. Stephens II 777 ff., wo die Inschrift nicht ganz korrekt wiedergegeben wird] einmal *auk* und einmal *aug*. Vom dritten Sjonhemer-Stein und den Stainkumbla-Steinen abgesehen habe ich alle diese Inschriften selbst untersucht.

[4] Noreen Altschwedische Grammatik S. 481 schreibt *kaiRaiaut[R]*, was nur ein Druckfehler sein kann. Nach Konsonanten zeigt Ardre III immer *r*, nicht *R*.

Regel den stimmhaften Laut *g*, aber nach einem *k* wird das *g* seinen Stimmton eingebüsst haben, so dass aus *k* + *g* eine Geminata wurde. In dem dritten Falle *ak* + *aiuatr* steht der Vokal in *ak* scheinbar vor einem einfachen Konsonanten. Aber bei näherer Betrachtung wird es sich ergeben, dass er auch hier vor einer Geminata gestanden hat.

Meiner Ansicht nach beweisen die Verhältnisse im Deutschen und die Regeln der Alliteration und der Quantität in der altgermanischen Metrik, dass die Vokale der germanischen Sprachen in älterer Zeit nie im absoluten Anlaut standen, sondern dass ihnen stets eine Kehlkopfplosion vorausging. [1] Wo das mit dem Kehlkopfverschluss beginnende Wort sich einem vorhergehenden Worte direkt anschloss, wird der Plosionslaut weggefallen sein, aber kaum spurlos. Sehr belehrend sind in dieser Hinsicht die Sandhierscheinungen im Finnischen. Ein Wort, welches sich vor einem vokalisch anlautenden Worte auf den Kehlkopfverschlusslaut endigt, ersetzt diesen mit dem Anfangslaut des folgenden Wortes, wenn dieses konsonantischen Anlaut hat. [2] Z. B. *anna' olla* aber *annam mulle, tule' aina* aber *tulet tänne*. Es kommt mir a priori wahrscheinlich vor, dass der Kehlkopfverschlusslaut in den nordischen Sprachen beim Wegfall eine ähnliche Dehnung des angrenzenden Konsonanten bewirkt hat. Hierdurch erklärt es sich auch, dass kurzsilbige Einsilbler in der Komposition als metrisch lang galten, auch wenn das zweite Kompositionsglied vokalischen Anlaut hatte. [3] Man könnte allerdings annehmen, dass die Anlehnung an das Simplex den Kehlkopfverschluss und somit auch die Positionslänge bewahrt hätte. Aber in

---

[1] Über die Alliteration als Beweis für den festen Einsatz siehe Sievers Altgermanische Metrik § 18. 2. Die Einwände von Kock Östnordiska och latinska medeltidsordspråk, Inledning S. 113, Fussnote 1, sind von Sjöros Málaháttr S. 25, Fussnote 2 beseitigt worden. Über die Bedeutung des Kehlkopfverschlusses für die Quantität, siehe Fuhr Die Metrik des Westgermanischen Alliterationsverses S. 27, Pipping Bidrag till Eddametriken S. 1 und Sjöros Málaháttr S. 24.

[2] Peltonen Puhetaito S. 116 f.

[3] Sievers Altgermanische Metrik § 37. 3, S. 58.

postkonsonantischer Stellung wird es doch schwierig sein, den Kehlkopfverschluss ohne besondere Anstrengung aufrecht zu erhalten. Die Dehnung des vorhergehenden Konsonanten lässt sich bedeutend leichter zustandebringen.

Im Altschw. wird die vom schwindenden Kehlkopfverschlusse bewirkte Dehnung eines vorhergehenden Konsonanten zuweilen durch Doppelschreibung bezeichnet. In diesem Sinne verstehe ich die Schreibungen *forræþe* Vgl. I Schlyter S. 55: 21, *forreþe* Vgl. I 56: 1, *forredhum* Vgl. IV 308: 12, 308: 20. [1]

Wenn diese meine Vermutungen als richtig befunden werden, dürfen wir annehmen, das *ak* + *aiuatr* auf dem dritten Ardre-Stein eine Aussprache *akkaiuatr* bezeichnet. Und somit würde es sich herausgestellt haben, dass die Konjunktion *auk* in den gotländischen Runeninschriften des 11:ten Jahrhunderts nur dann zu *ak* wurde, wenn der Diphtong *au* vor einer Geminata stand, was mit einer längst bekannten altgotländischen Lautregel vollkommen übereinstimmt.

Hugo Pipping.

Besprechungen.

Dr. B. Schädel, Manual de fonètica catalana. — Cöthen, Otto Schulze Verlag, 1908. Dipòsit per Espanya: Alvar Verdaguer, llibreria, Rambla del Centre 5, Barcelona. — 1 v. petit in-8°, VIII-88 pp.

Ce livre de l'éminent romaniste de Halle est le premier manuel de phonétique catalane qui existe. [2] Écrit en catalan, avec

[1] Anders Kock Studier öfver fornsvensk ljudlära S. 415, Noreen Altschwedische Grammatik § 242. Anm. 1.

[2] Le premier à proprement parler qui ait publié des textes phonétiques catalans, c'est le phonétiste barcelonnais M. J. Ma. Arteaga Pereira; v. *Maître phonétique*, 1904, pp. 119—123. Cet auteur donne, entre autres, une dizaine de lignes qui se retrouvent chez M. Schädel, avec des divergences dont celui-ci attribue la cause principale à des différences dialectales des deux sujets. J'aurai l'occasion plus loin de discuter quelques-unes de ces divergences. De plus, M. Arteaga a publié récemment, dans les actes du *Primer Congrés Internacional de la Llengua catalana* tenu en 1906 (tome publié à Barcelone, 1908), pp. 445—465, un magnifique »coup d'œil général sur la phoné-

une dédicace en allemand à Neumann, il s'adresse en première ligne à des Catalans. En particulier, il a pour but de mettre ceux-ci à même de contribuer dûment à la grande tâche de recueillir, en les transcrivant phonétiquement, des spécimens des différents parlers populaires. Cette enquête phonétique à son tour est destinée à former la base nécessaire du futur *Diccionari de la llengua catalana,* vaste entreprise à laquelle a donné l'initative et que dirige l'infatigable dialectologue, l'Abbé Alcover. *Fervet opus!* Oui, c'est une ardeur au travail belle et merveilleuse dont font preuve les philologues catalans de nos jours.

Divisé en cinq chapitres, le *Manual* est muni d'une brève introduction mettant en relief la nécessité de recourir à une orthographe plus phonétique que celle ordinaire et les principes à suivre pour établir cette orthographe. Le chapitre I est réservé à la description physiologique des organes vocaux; le chap. II offre, en onze pages excellemment ordonnées, les prénotions phonétiques nécessaires pour pouvoir distinguer et définir des sons. Le chap. III (33 pp.) contient une description systématique des sons catalans, dont l'auteur enregistre ici 64 [1]; ceux-ci y sont passés en revue un à un; nombre d'exemples et des observations spéciales accompagnent les plus importants de ces petits articles, et, le cas échéant, un nouvel alinéa marqué *Faltes dels estrangers* donne des avertissements très intéressants concernant la prononciation plus ou moins fausse des Castillans, Français, Italiens ou Allemands parlant le catalan; enfin, chaque numéro offre ce que l'on pourrait appeler une concordance des divers systèmes de transcription (Böhmer, Ascoli, Gilliéron, Ass. Phonétique). Dans le chap. IV, intitulé »*De l'entonació, durada i intensitat dels sons. Grupos d'expiració*», il est expliqué pourquoi les textes phonétiques donnés dans le chap. V n'offrent point d'indications se rapportant à la hauteur musicale, à la quantité et à l'accent dynamique [2]. Les textes phonétiques de

tique catalane» (sous titre: »Son caractère particulier dans la famille néo-latine»). C'est un travail d'érudition très important, rédigé en catalan, mais poursuivant un but tout autre que l'élémentaire *Manual* de M. Schädel. — Dans ce qui suit, je me servirai, pour citer l'un ou l'autre des travaux de M. Arteaga, des deux indications »Arteaga (1904)», »Arteaga (1908)».

[1] L'auteur en compte 72 dans le magnifique travail qui a commencé à paraître dans la nouvelle *Revue de dialectologie romane*: *Die katalanischen Pyrenäendialekte.* Parmi les sons pris en considération dans ce travail, mais non pas dans le *Manual,* il faut noter surtout les voyelles antérieures arrondies [œ] [ü] et des sons apparentés. Une espèce d'[œ] avait été déjà signalé, pour Majorque, par Saroïhandy, dans le *Grundriss,* I², p. 849.

[2] Dans les textes de M. Schädel, l'»accent principal» d'un mot donné correspond à la syllabe portant une *vocal tivanta,* qu'il est facile de reconnaître au premier coup d'œil. — L'agencement des »mots phonétiques», c'est-à-dire la répartition en groupes d'expiration, n'est pas indiqué dans ces textes

ce dernier chapitre (de même, les mots transcrits figurant dans les chapitres précédents?) reproduisent la prononciation d'un médecin catalan séjournant à Halle.

Comme on doit s'y attendre, puisqu'il s'agit d'un livre destiné à être employé principalement par des novices, le *Manual de fonètica* est très facile, très agréable à lire, en même temps qu'il paraît être basé sur les résultats actuels de la science (l'incomparable *Lehrbuch der Phonetik* de Jespersen!).

Ma connaissance personnelle du catalan parlé étant très insuffisante, je dois ne m'occuper ici que de deux détails concernant une autre langue citée et du côté méthodique.

Je ne voudrais pas que le son *b* dans le fr. *boire* et dans l'ital. *bello* eût été identifié ici (p. 9) avec le son du *b* dans les mots castillans *buenas, brazo.* Que le *b* et le *v* initiaux de l'orthographe castillane moderne puissent avoir, après pause, un son très ressemblant (mais non pas identique!) à celui du *b* français, [b], cela est un fait établi: mais ce [b] castillan initial, que l'on entend dans des cas comme *¡Ven, Paco!* [ben, pako] ou *¡bruja!*, n'est pas bien représenté par les mots *buenas, brazo.* Ce n'est pas souvent que ce dernier mot se rencontre sans article, au commencement d'une phrase. Parmi les lecteurs de M. Schädel — très nombreux, je l'espère! — il y en aura plus d'un sachant le castillan, mais non pas le français ni l'italien, qui ne saura pas trop à quoi s'en tenir en présence de la prétendue diversité phonique des deux *b* de *brazo, haba.* Quant à *buenas*, ce mot a trop souvent, même après pause, une prononciation différente de celle avec [b] pour pouvoir convenablement être cité ici comme exemple. Il eût été nécessaire d'indiquer au moins, d'une façon définitive et claire, qu'il s'agit ici de la prononciation après pause. — Chap. III, n:o 7 (p. 43), il doit y avoir une faute d'impression fâcheuse dans la transcription du cast. *el vino*, qui se prononce, non pas avec [b], mais avec un son tout différent qui est décidément le fricatif correspondant [1]. Plus avant dans le livre, les fautes d'impression probables de cette espèce deviennent très nombreuses.

»Pour comprendre exactement la différence entre les sons continus et ceux explosifs», ainsi dit l'auteur à la p. 26, on n'a

dépourvus de toute ponctuation; ils offrent au contraire la répartition en mots de l'orthographe usuelle. C'est un inconvénient; il est peu commode de se reporter constamment à la page opposée pour consulter, sur le texte ordinaire, la ponctuation. N'aurait-il pas été possible de ménager des intervalles de largeur double ou davantage pour marquer la séparation des groupes d'expiration, une fois que la ponctuation ordinaire paraissait indigne de figurer dans le texte phonétique?

[1] V., p. ex., Menéndez Pidal, *Manual elemental de gramática hist. española* [2], p. 68.

qu'à prononcer les deux séries 1) [asa, afa, aša, ara, ala] et 2) [apa, ata, aka]. Dans 1), il est possible de prolonger la prononciation des consonnes aussi longtemps que dure l'haleine, tandis que cette articulation prolongée serait, selon l'auteur, impossible en 2). Suit une observation peu heureuse concernant l'ital. *fatto* etc., où l'occlusion est déclarée durer un petit peu (*una mica*) plus longtemps que d'ordinaire: *Nota 2. Aduc en la restreta durada dels sons esplosius es possible un allargament. Succeex axò tot allargantse una mica la tancadura que preceex a l'esplosió; l'espay de temps entre la formació de la tancadura y la seva desfeta resulta amb axò més gros que lo acostumat. Tals sons esplosius estesos, allargats, els-e diu l'italiá en les paraules »fatto», »appo», »sacco», etc.* . . . Contre tout ce raisonnement destiné à rendre la chose bien claire à l'aide de faits connus, il y a lieu d'objecter, d'abord, qu'à la différence des Italiens, les Catalans ne possèdent point dans leur langue ces continues prolongées ([asssssss . . . a] etc.) auxquelles l'auteur veut se référer, pas plus qu'ils ne connaissent les explosives (ou plutôt: plosives) prolongées [1]; ensuite, que l'articulation d'un son de cette dernière espèce, tel que celui correspondant au »*t* double» de *fatto*, peut durer du moins aussi longtemps que l'articulation d'une »continue» telle que l'»*l* double» de *fallo*. Pendant les quelques secondes que peut durer l'articulation prolongée du [t], les organes vocaux gardent la position même qu'ils occupaient au moment de l'implosion [2]. Il sera inutile de rappeler qu'en tant qu'il s'agit de plosives sourdes, il ne faut pas prendre l'expression »durée» dans le sens de 'durée du »son»'; cf. Jespersen, *l. c.*, § 166. En un mot, je trouve tout ce passage peu exact, peu clair et peu utile. — La définition des voyelles donnée à la p. 26 ne tient pas compte de ce que les voyelles peuvent être chuchotées sans cesser d'être des voyelles. En ce sens, donc, les *vocals sordes* (p. 25, n.) existent en catalan aussi. — Puisqu'il est facile de distinguer nettement le [b] et le [p] chuchotés ([aba], [apa], etc.), je ne puis croire que toute la différence qu'il y a entre les plosives sonores et les sourdes dépende de l'activité ou non des cordes vocales (pp. 17, 18); cf. Jespersen, *l. c.*, §§ (102), 105, où ce fait ne me paraît cependant pas être mis suffisamment en relief.

Après ces quelques remarques sur les chapitres de caractère théorique, qui font en général une bonne impression, autant qu'un non-professionnel peut en juger, il y a lieu de s'arrêter sur deux

[1] Dans des cas comme *caṗ pa*, 'pas de pain', il doit s'agir, non pas d'une articulation prolongée, mais plutôt, je pense, d'une gémination de cette espèce dont Jespersen parle, *l. c.*, § 204.

[2] Du moins dans ma langue maternelle. Les Suédois de Finlande prononcent leurs plosives sourdes prolongées de la même façon.

points du chap. III. — L'énumération systématique des sons catalans qu'il renferme est accompagnée, comme je l'ai dit, de quelques observations descriptives, telles que celle qui met en relief l'articulation spéciale de l'[s] catalan.

Il est dit ici, sous le n:o 10, que l'*s* de l'orthographe a le son de [z] »avant une consonne sonore». Transcrits, les exemples suivants semblent montrer qu'il l'a parfois aussi après une consonne sonore: *esmorsar* (*ibid.*), *endinsar* (n:o 11), *alsina* (n:o 11), transcrits avec [z]; au contraire, *cansar, alfalsal, balsem, calsa, comensar* etc., avec [s]. Cette dualité peut prêter à quelque confusion, car tout le monde ne sait pas que le [z] postconsonnantique de *esmorsar* et de *alsina* est étymologique (esp. *almorzar, enzina,* avec des *z* anciennement sonores), et que le [z] de *endinsar* peut dépendre de l'analogie de la sonorisation fréquente de l'-*s* de *dins,* à la liaison. N'aurait-il pas été bon de donner ici en note un petit avertissement de cette espèce (ou d'écrire, non pas *esmorsar, alsina,* mais *esmorzar, alzina* . . .)?. — Encore le n:o 10. Une question de curieux: l'-*s* précédant l'*r*- n'affecte-t-il donc point dans le catalan entendu par M. Schädel ce son curieux très distinct et du [z] et de l'[s] qui se produit sous ces conditions en castillan (*dos reales* etc.)? M. Schädel transcrit (p. 81, l. 59) *les roques* avec [s]. On s'attendrait du moins à [z], »avant la consonne sonore». Je consulte Arteaga (1908) et je trouve à ce sujet des indications très précises et très positives; je me borne à renvoyer à la p. 450, vers le bas. — N:o 20. Chez Böhmer, Ascoli et l'Ass. Phon., la transciption de ce son, qui »diffère de l'[r] par un plus grand nombre de vibrations», c'est bien [rr]! — N:os 22, 24. Prononce-t-on à Barcelone [ǧ] ou [ž] dans *nge, rge*? Le renseignement qui nous est donné, c'est que g^e, g^i n'a le son de [ǧ] qu'au commencement d'une phrase et après pause, et que le [ǧ], entre voyelles, »se change en [ž].» Étant donnée cette indication incomplète, que faut-il penser de cette dualité de transcription: *diumenge* (n:o 9), *fingit* (6), *angel* (16, et p. 83, l. 26), *enginy* (32), *engegaven* (p. 83, l. 32), tous avec [ž], vis-à-vis de *mengés* (22), écrit avec [ǧ], et cela, précisément, parmi les exemples de ce son? M. Arteaga prononce le [ž]! — Nous autres non Catalans, nous aimerions aussi à savoir un peu si le son n:o 48 (*a* de *madame, Paris, bizarre*) est circonscrit aux seuls mots offrant, après l'*a*, un son palatal dû à la présence d'un yod. Des exemples figurant sous les n:os 48—50 et *passim* cette conclusion semble se dégager. La voyelle n:o 48 se trouve en *caixa* [kašə] *all* (allium), mais non pas en *cavall, vall, mirall* (mot d'emprunt?), ni non plus, ce qui est inattendu, en *palla* (paleam), p. 36. — N:os 40, 50. Confusion quant au signe de l'Ass. Phonétique, qui en a bien un pour l'*à* de *mâle, pâle.*

Les textes phonétiques. Il y a plus d'un point où la confiance du lecteur est mise à l'épreuve quant au soin apporté à ce travail. La transcription offre des inconséquences dont pourrait être rendue responsable, non pas toujours la prononciation de M. Isidro Villá et les autres sujets, mais ou l'oreille qui a perçu les sons ou la main qui a dirigé la plume. — La terminaison *-atge.* Dans le chap. III, n:o 22, où on a plusieurs exemples (*viatge* etc., *coratjós* etc.), *tj* est rendu par [ǧǧ]; de même dans les textes (pp. 77-fin), pour ce qui est de la position à la protonique. A la posttonique, les textes donnent [č]: *vilatge* (p. 77, l. 15), *paisatge* (p. 81, l. 1). — Mots en *aix-* ou *ax-*. En général, je trouve [aš]-: *aixamplar* offre la sourde sous les n:os 1 et 37, mais la sonore à la p. 70, l. 42. — *abet,* abietem: avec [è], p. 79, l. 53 (et Arteaga 1904); avec [é], p. 77, l. 2. — *esquerra* (esp. *izquierda*): avec [è], p. 85, l. 56 (et Arteaga 1908, p. 447); avec [é], p. 79, l. 42. — *encisar* ('enchanter'): avec [z], p. 77, l. 7 (et Arteaga); avec [s], *ibid.*, l. 19. — *-ejar: giragonceja* avec [è], p. 77, l. 24; *sovin'egen* avec [é], p. 79, l. 33 et n:o 24.

Les intéressants phénomènes d'assimilation régressive ou anticipante, tels que la sonorisation de la consonne finale sourde devant un mot commençant par une consonne sonore, ne sont pas rendus avec beaucoup de régularité. A en croire la transcription (et cf. le n:o 10), le sujet a prononcé, dans la grande majorité de ces cas (avant *de,* p. ex.), le [z] et non pas l'[s]. Or, à part les cas où l'on doit supposer qu'il a pu faire une petite pause, on se demande s'il n'aura pas prononcé [z] dans les cas suivants où M. Schädel donne [s]: *les esquelle***s** *del primer* (p. 79, l. 34), *del***s** *gorcs* (l. 39), *llate***s** *bellugadices* (l. 49), *temp***s** *de sega* (p. 85, l. 46; la transcription donne -[ms], avec un [m] moitié sourd), *tre***s** *guardes* (*ibid.*, l. 47), *al***s** *diputats* (l. 51; [l] moitié sourd), *jutge***s** *de* (l. 52), *sentiment***s** *de veneració* (p. 81, l. 67; cf. *'ls seus encant***s** *no tenen,* p. 77, l. 9, où la transcr. donne -[kanz no]). — Et il ne s'agit pas que de l'*-s.* Puisque l'*n* de *gran comte* etc. est transcrit avec un [ŋ] moitié sourd, est-il exact de rendre l'*n* de *bon cop de falç,* de *han cremada,* de *deien que era,* pour m'en tenir à la page 83, avec [n]? — Le *-t,* dans *llit de molsa* (p. 79, l. 41), dans *cobert de bosc* (*ibid.*, l. 43) ou dans *assadollat de ses belleses* (p. 77, l. 12; Arteaga donne ici le [d]), a-t-il eu le même son que dans *he passat per*? Peut-être; cf. en tout cas, chez M. Schädel lui-même, *isolats del món* (p. 81, l. 66), *tempestats de tord* (l. 68), etc., où *ts* est rendu par [dz], et, surtout, *tot ventant* (p. 79, l. 37), *aviat veig* (l. 34), avec des *t* rendus par [d]. — Et *ritmic brugit,* transcrit avec [k]? — Qu'est-ce, enfin, qu'un bon tambour Marey aurait enregistré dans ces cas?

Il est important de constater que M. Arteaga admet les assimilations de cette espèce avec toute régularité et dans une extension bien plus grande que ne le fait M. Schädel; il les admet même (1904) à travers la pause ou, du moins, avant des intervalles marqués par lui-même avec une virgule, ce qui est curieux. Évidemment, la transcription de M. Arteaga représente une récitation idéale plus rapide que la transcription du savant allemand; encore paraît-il sûr que l'assimilation anticipante en question n'affecte souvent qu'une partie du phonème précédent, surtout dans un parler peu rapide, ce qui peut rendre difficile de procéder avec une conséquence absolue; mais ces considérations ne suffisent pas, il faut bien le dire, pour expliquer toutes les inconséquences en question. — Un autre point où les textes de M. Schädel ne sont pas dignes de toute confiance, c'est la distinction à faire entre les sons n:o 2 et 3, 9 et 12, 34 et 36 respectivement. Faut-il croire qu'il s'agit de nombre de fautes d'impression?

Au point de vue des jeunes Catalans qui prendront les transcriptions en question pour modèles, il eût été à désirer que celles-ci offrissent une plus grande perfection.

Rien n'est plus facile que de faire des critiques de détail sur un travail de précision. En ayant fait, je ne veux pas terminer sans répéter que le *Manual de fonètica catalana* a de très grands mérites. Il faut souhaiter que, grâce à la grandiose activité du catalaniste de Halle et à l'appui pécuniaire de la *Diputación provincial* de Barcelone, les dialectes catalans puissent sortir bientôt du rang des parlers romans les moins connus pour entrer au nombre de ceux qui sont bien étudiés.

Avec les textes phonétiques ci-dessus cités sous les yeux, il serait extrêmement intéressant de faire maintenant quelques observations comparatives sur la prononciation du catalan médiéval, que je connais par mes extraits du *Torçimany*, dictionnaire de la rime inédit, écrit vers 1400. Est-ce que M. Schädel, qui en a, lui aussi, fait des extraits, et cela avant moi, ne voudra pas entreprendre un jour ce travail-là?

Oiva Joh. Tallgren.

***Kr. Sandfeld Jensen**, Bisætningerne i moderne fransk.* En haandbog for studerende og lærere. Gyldendalske boghandel — Nordisk forlag. København og Kristiania. 1909. 256 p. in-8°.

M. Sandfeld Jensen, le très distingué savant danois, nous donne, dans ce livre, une fort belle étude sur les propositions subordonnées en français moderne. L'auteur a largement mis à

contribution les auteurs français dont l'activité littéraire est postérieure à l'année 1870; ce n'est, au contraire, que rarement qu'il réfère aux époques plus anciennes. Il s'agit donc, dans cet ouvrage, presque exclusivement d'une analyse méthodique de l'emploi actuel, tant littéraire que familier, et même populaire, des différentes espèces de propositions subordonnées, ainsi que de leurs équivalents. Ce n'est qu'en passant que l'auteur nous explique quelquefois la genèse d'une construction syntaxique. Étant donné le but de l'auteur, l'ouvrage me semble digne des plus grands éloges: l'exposé est clair et attrayant, la collection d'exemples est suffisamment riche et l'interprétation des faits exposés témoigne d'un jugement éclairé. Aussi n'aurais-je, après une première lecture de l'ouvrage, que peu de choses à critiquer.

L'auteur divise (§ 1) les propositions subordonnées en trois catégories: 1° propositions subordonnées substantives, qui remplissent les fonctions de substantifs *(Nous avons appris qu'il est parti = Nous avons appris son départ)*; 2° propositions subordonnées adjectives, qui ont la valeur d'adjectifs *(Un enfant qui est sain dort tranquillement = Un enfant sain dort tranquillement)*; et 3° propositions subordonnées adverbiales, qui équivalent à des compléments adverbiaux *(J'étais parti avant qu'il arrivât = J'étais parti avant son arrivée)*. Cette division est parfaite, les termes *substantif, adjectif* et *adverbe* se correspondant grammaticalement. Mais alors, pourquoi l'auteur remplace-t-il plus tard le terme *propositions subordonnées adjectives* par *propositions relatives* (§ 37 ss.)? Le terme *propositions relatives* implique une tout autre classification: en propositions introduites par le *que* complétif, propositions interrogatives et propcsitions conjonctionnelles (à part celles amenées par le *que* complétif). Probablement l'auteur a cru devoir introduire ce changement, parce qu'il a vu que certaines propositions relatives ont la valeur de substantifs *(Qui dort dine)* ou d'adverbes *(Je retourne d'où je viens)*. Quant aux propositions relatives introduites par *où (d'où,* etc.) sans antécédent, l'auteur dit lui-même (§§ 66, Rem., et 90) qu'elles auraient pu être classées comme des «propositions locatives» dans la 3e catégorie. Il y a donc dans tout cela une certaine inconséquence, que l'auteur aurait bien fait d'éviter d'une façon ou d'une autre.

En parlant de *que* en double fonction (complétive et comparative) au § 3, l'auteur cite en note, comme emploi analogue de *de,* la phrase *Plaise au ciel que cette fillette-là t'en apporte un peu* (sc. *d'ambition) d'où elle vient.* A mon avis, il ne faut pas sous-entendre un simple *de,* mais un antécédent tel que *de l'endroit.* C'est donc une construction elliptique dans le genre de *Je retourne d'où je viens* (§ 66), où c'est *là* qui manque.

J'ai l'impression nette que, de nos jours, *tout — que* s'emploie de préférence avec le subjonctif, au sens exact de *si — que*. Ce que l'auteur dit au § 155 (Rem.) ne me semble donc pas concluant. *Tout — que* avec l'indicatif, servant à constater expressément un fait, paraît aujourd'hui avoir un caractère tout littéraire. Cf. ce qu'en dit Plattner, *Ausf. Gramm.* III, 11, p. 203 ss.

Dans les exemples que donne l'auteur (§ 157, 1⁰) de *quelque — que* avec un substantif interposé, ce dernier n'est pas le sujet, comme dit l'auteur, mais le régime de la proposition.

A plusieurs endroits (p. ex. §§ 172, 2⁰ et 184, 1⁰, Rem. 1), l'auteur parle de l'imparfait du subjonctif, où il est évidemment question du plus-que-parfait (imparfait du verbe auxiliaire).

Il y a, dans les citations, un assez grand nombre de fautes de lecture et d'impression. Notons à la fin le fâcheux *lapsus: le cathédral* (§ 92, l. 9).

A. Wallensköld.

H. Schmidt und ***Harry B. Smith,*** *Englische Unterrichtssprache.* Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1909. 66 S. 8⁰. Preis M. 1: —.

The book is most interesting, showing as it does, what an immense number of words and phrases may be taught without any extra study at home.

In Germany it is prescribed for teachers of modern languages not only to devote part of the lesson to conversation, but from the very beginning to use the foreign language in teaching. With this in view, the authors rightly consider that a book containing the expressions needful for the said purpose may be of use to teachers. With the exception of grammar, which according to the authors had best be taught in the mother tongue, all subjects are touched upon that can reasonably come within the scope of an English lesson.

The contents are divided into 31 chapters, beginning with *Lessons, Recitation, Conversational and Reading Exercises* (why not Conversation and Reading?), *Pen and Ink, The Teacher hands back the Written Work* (why not The Teacher gives back the Home Work?), etc. and ending with *Choice of Career.* Besides the ordinary questions such as: what chapter of the grammar did I give you to learn — tell the story which we read the other day —, there is an embarras de richesse of useful matter. Numberless expressions, for instance the marks, by which an English teacher judges his pupils' work, punishments and rewards in English and

American schools, the administration of the said schools etc. are undoubtedly of interest to advanced pupils. Yet there is something wanting. A chapter headed *Explanation of Words and Phrases*, to be used by those who teach according to the so-called Direct Method and containing expressions such as: give me a synonym of this word, tell the opposite of it, explain the phrase by using the present participle, give an equivalent of this expression, — is what one would have looked for in a book of this kind. The chapter would have added greatly to the value of the book.

If it is not taking too great a liberty, the book having been written and revised by English teachers, I would venture to make a few remarks on the text. The question — what part of your text-book were you to prepare for to-day? — seems too comprehensive. — You should have put a paper cover over your copy-book in order to keep the regular covers clean — might be said more simply as follows: you should put a paper back on your copy-book to keep the covers clean. — The teachers' meeting room — ought to be — the teachers' common room. — Permission to leave the class ought to include permission to leave the room.

With the exception of these and a few more minor details the book is most valuable and may be warmly recommended to teachers of English.

Anna Bohnhof.

Moderne erzählende Prosa. Mit Anmerkungen herausgegeben von *Emil Rodhe* (= Moderne deutsche Schriftsteller. X). Stockholm, C. E. Fritze, 1909. 103 S. 8:o.

Der auf dem Gebiete der neusprachlichen Schulliteratur unermüdlich tätige Privatdozent an der Göteborger Hochschule Lektor Emil Rodhe hat in diesem neuen Band der bekannten C. E. Fritzeschen Schulbibliothek eine Auswahl von fünf kurzen Erzählungen moderner deutscher Schriftsteller für die Lektüre der oberen Schulstufe publiziert. Nach meiner Ansicht sollten bei einer solchen Auswahl — zumal wenn sie für unsere finnländischen Schulen mit ihrer beschränkten Stundenzahl berechnet ist — alle Texte prinzipiell ausgeschlossen werden, die lediglich oder wenigstens zunächst als Unterhaltungsliteratur zu bezeichnen sind, und nur solches in Betracht kommen, was inhaltlich und stilistisch das tiefere Interesse der Schüler fesseln kann. In dieser Beziehung scheinen mir die recht banale »Weihnachtsgeschichte» von Ludwig Ganghofer: »Das Geheimnis der Mischung», wie wohl auch »Vornehme Menschen»

von Hermann Heiberg kaum berechtigte Ansprüche zu erfüllen. Die letztere Erzählung leidet überdies an einem störenden Kompositionsfehler an der Stelle, wo geschildert wird, wie ein angeblich rückständiges Verfasserhonorar der Hauptperson der Novelle anonym (oder mit Fälschung der Unterschrift eines Buchverlegers?) zugesandt wird. Literarisch höher steht ein ganz kurzes Stück »Tragik im Alltagsrock» von der früh verstorbenen begabten Schriftstellerin Margarete von Bülow, sowie »Der Sybarit» von Ilse Frapan, wo aber das Sonderliche, fast möchte man sagen Pathologische an dem Charakter des mit grosser Kunst gezeichneten alten Herrn vielleicht dem rechten Genuss bei der Schullektüre hinderlich sein wird. Als einen sehr guten Griff möchte ich die Aufnahme der historischen Erzählung »Friede auf Erden» von Adolf Schmitthenner bezeichnen, die dem jugendlichen Leser ein ergreifendes und wohl treues Bild aus den verwilderten Zeiten des 30-jährigen Krieges gibt.

Der dem Texte beigefügte Kommentar zeichnet sich, wie immer bei den von Rodhe besorgten Schulausgaben modernsprachlicher Schriftsteller, durch Gründlichkeit und ungewöhnliche Sachkenntnis aus. Die Aussprache schwierigerer Wörter und die Unterschiede des nord- und süddeutschen Sprachgebrauchs sowie verschiedener Stilarten werden berücksichtigt. Einiges dürfte indessen zunächst nur für den Lehrer von Interesse sein.

I. Uschakoff.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 16. Oktober 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 14 Mitglieder, und als Gast Frau Elsa von Blanckensee aus Marburg anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Fräulein *Carin Becker* und Stud. Fräulein *Ruth Hedvall.*

§ 3.

Professor *J. Mandelstam* hielt einen Vortrag über die Schwierigkeiten beim Feststellen der Merkmale des französischen romantischen Stils. Seine Ansichten referierte Prof. Mandelstam folgendermassen: »Den Stil der Schriftsteller der sogenanten romantischen Schule in Frankreich zu kennzeichnen, in der Weise wie sich z. B. der klassische Stil darstellen lässt, scheint eine der schwierigsten Aufgaben zu sein, da es überhaupt fast unmöglich ist die ganze romantische Richtung ungezwungen in Grenzen einzuhegen. — Einerseits hat der sogenannte Romantismus seinen Lauf noch lange nicht vollbracht; so stehen manche Poeten und Denker unserer Zeit bezüglich der ästhetischen und philosophischen Anschauungen mit denen der ersten Hälfte des 19:ten Jahrhunderts in enger Verwandtschaft. Andererseits haben die Romantiker eine grosse Menge von Elementen der *vor* ihnen herrschenden Richtungen in sich aufgenommen. Bezüglich des französischen Stils sind zahllose Beispiele aufzuweisen, die ihn von dem klassischen in keiner Weise unterscheiden; spezifische Merkmale sind nicht aufzufinden. Ebenso wäre es z. B. schwer den Stil der jetzigen Symbolisten von demjenigen zu unterscheiden, den einige Romantiker pflegen. — Die ausführliche und gute neueste Arbeit eines russischen Gelehrten de la Barte versucht auf Grund eingehender Untersuchungen über jeden Schriftsteller im Einzelnen den romantischen Stil festzusetzen; ob es ihm aber gelingt allgemeine charakteristische Züge aufzufinden, ist eine andere Frage. — Es ist also Grund vorhanden die Bezeichnung »romantisch» zu eliminieren, da sie keinen Inhalt in sich birgt.»

Professor *W. Söderhjelm* war der Ansicht, man solle nicht zu viel generalisieren. Man könne die Romantik nicht mit einer kurzen Phrase definieren. Eine vollständige Darstellung des französischen Romantismus könne nicht gegeben werden, bevor eine genügende Anzahl von Einzeluntersuchungen über die Individualität der verschiedenen Schriftsteller vorliege, was gegenwärtig noch nicht der Fall sei.

§ 4.

Frau *Elsa v. Blanckensee* trug mit vollendeter Kunst einige Gedichte moderner deutscher Autoren vor.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 13. November 1909, bei welcher Sitzung der erste Vorsitzende und 12 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Sekretär verhindert sei dieser Sitzung beizuwohnen und dass der Unterzeichnete die Funktionen des Sekretärs für diesmal übernehme.

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Als neues Vereinsmitglied wurde vom Vorsitzenden Frau *Agda Wilén* angemeldet.

§ 4.

Dr. *I. Uschakoff* referierte in schwedischer Sprache eine Abhandlung von Walter Fevrell: »Bidrag till de moderna främmande språkens metodik med särskild hänsyn till de svenska läroverken jämte en inledande historik över språkundervisningens utveckling» (Uppsala 1909). Es entspann sich eine Diskussion, an der sich, ausser dem Referenten, Prof. *A. Wallensköld*, Oberlehrer *E. Hagfors*, Frl. *H. Kolström* und Frau Prof. *E. Freudenthal* beteiligten, und welche sich insbesondere um diejenige Frage bewegte, inwiefern und warum die Anhänger der neueren Lehrmethode zu der Übersetzung und zu andern Mitteln Zuflucht genommen haben, welche die Vertreter dieser Richtung ursprünglich nicht anwendeten.

In fidem:
Oiva Joh. Tallgren.

Eingesandte Litteratur.

Guide des étudiants à Paris pour l'année scolaire 1909—1910. Littératures et langues romanes (français, provençal, italien, espagnol, roumain). Paris, H. Champion, 1909. 39 p. in-8°. 1 fr.

«Nous avons pensé que nous aiderions les étudiants romanistes français et étrangers à tirer parti de nos ressources en professeurs et en instruments de tra-

vail en réunissant dans ce petit guide quelques renseignements essentiels; nous n'y avons pas indiqué tout ce qui peut et doit intéresser à Paris l'étudiant romaniste et en particulier nous nous sommes résignés à ne donner aucune indication relative à l'enseignement de l'histoire politique, sociale ou religieuse et de l'histoire des arts, à l'enseignement de la linguistique indo-européenne ou des diverses langues et littératures non-romanes qui ont eu quelque contact avec les langues ou littératures romanes; c'est assez dire que notre brochure ne prétend pas à être un plan d'études, mais seulement un guide pratique et sommaire pour les études philologiques romanes.»

Les Cinq Langues, journal des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne. Publication bi-mensuelle illustrée, paraissant le 5 et le 20 de chaque mois, du 5 octobre au 20 juillet inclusivement. Paris, Vuibert et Nony. 10e annee, no. 2 (20 oct. 1909), 48 pp. Abonnement annuel (pour l'étranger): 10 fr., trois langues: 7 fr. 50, deux langues: 6 fr., une langue: 4 fr. 50. Prix du numéro: 0 fr. 50.

«Ce journal s'adresse aux écoliers et aux adultes, à ceux qui apprennent et à ceux qui veulent ne pas oublier.» — — —

«Il y a une partie en chacune des langues allemande, anglaise, espagnole, française, italienne. Elles ne sont pas la traduction l'une de l'autre. Cependant, il y a régulièrement dans chaque numéro une partie commune en cinq langues, de sorte que les lecteurs ont des traductions en se reportant d'une partie à d'autres.

«Une sixième partie, en français, portant le titre *Supplément*, est consacrée à l'insertion de sujets d'examens et de concours et de leurs corrigés, d'articles bibliographiques, d'articles de pédagogie, etc.» — — —

«Les abonnés aux *Cinq Langues* qui désirent correspondre avec un étranger de leur âge peuvent s'adresser à nous.»

M. M. Arnold Schröer, Neuenglische Elementargrammatik. Heidelberg, C. Winter, 1909. VIII + 216 S. 8:o. Preis Mk. 2:40 geb.

Eduard Schwan. Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von *Dietrich Behrens.* Achte, revidierte und um »Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten» vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1909. VIII + 348 S. 8:o.

W. Söderhjelm & N. Tötterman, Premier livre de lectures

françaises. Helsingfors, Otava, 1909. 194 p. in-8° (avec une carte de la France et un plan de Paris)

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. II. Jahrgang, Nr. 1—6.

Schriftenaustausch.

Antero Vipunen, II. Jahrg (1909), Nr. 3—4.

Bibliographia phonetica, IV. Jahrg. (1909), Nr. 10—11.

Modern Language Notes, Vol. XXIV (1909), No. 7 (Nov.).

Moderna Språk, III. Jahrg. (1909), Nr. 8 (Nov.).

Päivä 1909, Nr. 41—46.

Smaaskrifter utg. af Selskab for Germansk Filologi, Nr 15: Altyske Annexionslærdomme om dansk Land og Folk af *Gudmund Schütte* (1909, 144 S. 8:o).

Suomalaisen Tiedeakatemian toimituksia — Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ. Ser. B, tom. I (1909): Nr. 1. *Kustavi Grotenfelt,* Über die alten Kvänen und Kvänland; 2. *Arthur Hjelt,* Drei syrisch-nestorianische Grabinschriften; 3. *V. J. Mansikka,* Über russische Zauberformeln mit Berücksichtigung der Blut- und Verrenkungssegen; 4. *K. R. Melander,* Über die Hamarteilung in Finland im 17. Jahrhundert.

Virittäjä 1909, Nr. 6—8.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *E. Freudenthal,* Bespr. von P. Ney, M. Bruneneek und L. Behrsin, Lehrbuch der deutschen Sprache (Kiew, 1907), in Die Neueren Sprachen XVII, S. 506—10. — *J. Poirot,* Bespr. von Bibliographia phonetica 1907, Heft 2, und 1909, Heft 1, in Archiv für Psychologie XV, S. 170—6. — *W. Söderhjelm,* Bespr. von Olof Östergren, Stilistisk språkvetenskap (Stockholm, 1907), in Arch. f. das Studium d. neu. Spr. u. Lit. CXXIII, S. 189—90.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *H. Suolahti,* Die deutschen Vogelnamen, bespr. in Lit. Zentralbl. 1909, Sp. 1503.

Berichtigungen.

Zu Neuph. Mitt. 1909, S. 74 fgg.

Meine Ausführungen bedürfen einer Ergänzung und einer Berichtigung. — Einer Ergänzung, insofern als, ausser Jespersen und dem Leiter des Wiener Phonogramm-Archives, auch Dr. Panconcelli-Calzia den Umkehrungsversuch am Phonographen angestellt hat, wobei weder er noch andere Personen eine Akzentverschiebung wahrgenommen haben (Vgl Dr P.-C. in Medizinisch-pädagog. Monatsschrift f. die gesamte Sprachheilkunde, 1907, [Mai] S. 133). — Einer Berichtigung, indem der Versuch den Kongressisten in Uppsala nicht vorgeführt wurde.

Bei dieser Sachlage dürfen wir wohl die Tatsache der Akzentverschiebung als eine Illusion bezeichnen.

J. Poirot.

S. 212, Z. 6, lies: »Roman de Fauvel».

Neuphilologische Mitteilungen

LIBRARY
AUG 10 1910
UNIVERSITY OF TORONTO

Nr. 1/2 1910

Inhalt

dieser den 18. März 1910 ausgegebenen Doppelnummer:

Seite

Hugo Suolahti, Die Mariensequenz im Liederbuch der Anna von Köln 1

Miszelle: *A. Långfors,* Note additionnelle à la Notice sur deux livres d'Heures enluminés du XVe siècle . . . 14

Besprechungen:

Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranzösischen, 8. Aufl., von *A. Wallensköld* 15

R. Brandstetter, Renward Cysat, von *Gustav Schmidt* . . . 20

R. Pestalozzi, Syntaktische Beiträge, von *Gustav Schmidt* . 22

H. Martin, Les Peintres de manuscrits et la miniature en France, von *Artur Långfors* 23

G. Manacorda, Germania Filologica, von *W. S.* 27

T. Suominen, Ännchen und Heinrich, von *E. Freudenthal* . 28

M. M. Arnold Schröer, Neuenglische Elementargrammatik, von *Anna Bohnhof* 32

Protokolle des Neuphilologischen Vereins. . . 34

Eingesandte Litteratur 40

Mitteilungen 43

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Vol 12

ZWÖLFTER JAHRGANG

1910

HELSINGFORS
AKTIEBOLAGET HANDELSTRYCKERIET
1910

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

Seite

Aavik, J., L'insuffisance de la dérivation française 76
Karsten, T. E., Zur Kenntnis der inchoativen Aktionsart im Deutschen, I 153
Längfors, A., Miszelle: Note additionnelle à la Notice sur deux livres d'Heures enluminés du XV:e siècle 14
Söderhjelm, W., Bemerkungen zur Disciplina Clericalis und ihren französischen Bearbeitungen 48
Streng, Walter O., Quelques réflexions sur la popularisation de la linguistique moderne 162
Suolahti, H., Die Mariensequenz im Liederbuche der Anna von Köln 1
—»—, Die estnischen Worte im Deutschen der baltischen Ostseeprovinzen 99
Wallensköld, A., Adolf Tobler. In memoriam 45

II. Besprechungen.

Andersin, Hanna, An English Primer *(U. Lindelöf)* 174
Brandstetter, Renward, Renward Cysat (1545–1614) *(Gustav Schmidt)* 20
Breimeier, Heinrich, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche *(A. Wallensköld)* 90
Breitkreuz, Otto, Comment dit-on? *(A. Wallensköld)* 146
Brunot, Ferdinand, Histoire de la langue française des origines à 1900, T. III. *(A. Wallensköld)* 88
Förster, Max, English Authors *(U. Lindelöf)* 171
Gutzmann, Hermann, Physiologie der Stimme und Sprache *(J. Poirot)* 166
Järnström, Edw., Recueil de chansons pieuses du XIII:e siècle, I *(A. Wallensköld)* 129
Manacorda, Guido, Germania Filologica *(W. S.)* 27
Martin, Henry, Les Peintres de manuscrits et la miniature en France *(Artur Längfors)* 23
Nyrop, Kr., Fransk Verslære i Omrids *(A. Wallensköld)* 84
Nyström, Solmu, Deutsches Lehrbuch für den Anfangsunterricht, 2. Auflage *(Hugo Suolahti)* 172

Seite

Öhquist, Johannes, Deutsche Prosa und Dichtung, 4. Auflage *(M. W.)* 91
Festalozzi, Rudolf, Syntaktische Beiträge I—II *(Gustav Schmidt)* . . . 22
Kabe, Heinrich, Die Inversion des Subjekts im Französischen des XIX. Jhs. *(A. W.)* 170
Schissel von Fleschenberg, Otmar, Das Adjektiv als Epitheton im Liebesliede des zwölften Jhs. *(Hugo Suolahti)* 169
Schröer, M. M. Arnold, Neuenglische Elementargrammatik *(Anna Bohnhof)* 32
Schulz, Hans, Deutsches Fremdwörterbuch, 1. Lieferung *(Hugo Suolahti)* 167
Schwan, Eduard, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von *Dietrich Behrens*. 8. Auflage *(A. Wallensköld)* 15
Söderhjelm, W. et *Totterman, N.*, Premier livre de lectures françaises *(E. Hagfors)* 143
Staël von Holstein, Lage F. W., Le Roman d'Athis et Prophilias *(A. Långfors)* 89
Strigl, Hans, Sprachwissenschaft für alle, II. Jahrgang *(A. Wallensköld)* 141
Suomінen, Teodor, Änuchen und Heinrich *(E. Freudenthal)* 28
Uhl, Wilhelm, Winiliod *(Hugo Suolahti)* 137

III. **Entgegnung:** Zur Aussprache des Katalanischen, von *B. Schädel* 175
Antwort: Encore quelques remarques sur »B. Schädel, Manual de fonètica catalana», à propos de l'article précédent, von *Oiva Joh. Tallgren* 180

IV. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins (11. Dez. 1909—29. Jan. 1910) 34
-»— (26. Febr.—15. März 1910) 92
-»— (16 April 1910) 147
-»— (1. Okt.—22. Okt. 1910) 188
Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1909—1910 148

V. Eingesandte Literatur . 40, 95, 149, 193
Schriftenaustausch 42, 95, 151, 193

VI. Mitteilungen . . . 43, 96, 152, 193

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 1/2

Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden.

1910

Die Mariensequenz im Liederbuch der Anna von Köln.

In der Zeitschrift für deutsche Philologie XXI, 129 ff. hat Bolte den Inhalt eines im Besitze der Berliner Kgl. Bibliothek befindlichen Liederbuches (Mscr. Germ. oct. 280) beschrieben und daraus Proben mitgeteilt. Das aus 177 Blättern kleinsten Formats bestehende Büchlein enthält im Ganzen 82 geistliche Lieder, von denen 15 lateinische Texte, die übrigen aber deutsche Gedichte sind. Die Sprache der letzteren hat Bolte nicht näher analysiert, er bemerkt nur kurz, dass sie in einem niederrheinischen Dialekte abgefasst sind und dass ihnen zwei aus dem 15. Jahrhundert stammende Sammlungen niederländischer Gedichte gleicher Art zeitlich und örtlich nahe stehen. Wie aus einigen in das Liederbuch eingetragenen Notizen hervorgeht, hat dasselbe einst »anna von collen» gehört, und Bolte vermutet in dieser Anna von Köln nach dem Inhalt der Sammlung eine Begine oder Nonne, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Niederrheinischen lebte. Die Gedichte sind von verschiedenen Händen geschrieben: den ältesten Bestandteil bilden der Schrift nach die Blätter 129^a—134^b, die »offenbar im 15. Jahrhundert noch den Anfang eines besonderen Büchleins bildeten», während die übrigen Blätter »meist eine etwas jüngere Hand» zeigen.

Als Text zu Noten steht auf Bl. 115^a—123^b eine deutsche Übertragung der bekannten lateinischen Sequenz »Ave prae-

clara maris stella». Die Melodie ist dieselbe, welche Bäumker »Das Katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen» (Freiburg 1883) II, 76 mitgeteilt hat, aber der Text stimmt mit keiner der sonst bekannten Versionen dieser Sequenz überein [1]). Nur die Anfangsworte »Ich grois dich gerne, meres sterne» sind dieselben wie in der Übersetzung des Mönchs von Salzburg, dann schlägt das Lied ganz andere Wege ein. Da die vorliegende Sequenzversion — auch von einem allgemeineren Gesichtspunkt betrachtet, als ein Glied in der Geschichte der Mariensequenzen — recht interessant ist, habe ich sie aus der Handschrift abgeschrieben und drucke sie hier zunächst in der überlieferten verderbten Gestalt ab.

grois
Bl. 115 a Ih dich gerne me^{s}ris sterne
dem volcke luchtes du so
verne du gotliche dirne
Eya du godes portze dȳ
Bl. 115 b slos ney roirte Eyn gotlich
licht d^{s} clairheit d^{s} soñen
schȳ eȳ wairh^{t} ī mȳsch=
licher formē dē droechs du
verborgē Maget der
Bl. 116 a werelt zeirde du bys ī der
werelt wsserwelt eȳ sōne
des manē schȳ $^{e\bar{y}}$ wūne / ge=
sūt mach dē smertzē de
dich liefſ ha¯et vā hertzē
Bl. 116 b Troisterȳ guede vā yesse
eȳ wūschel roide āna die
mod^{s} dich beirde dȳ kȳt
vns des er¯nerdē de pphe=
des
tē gerdē Gabriel

[1]) Vgl. meine Untersuchung »Eine mittelhochdeutsche Paraphrase der Sequenz »Ave praeclara maris stella» in den Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors V, 510 f.

Bl. 117 a snelle zo dir quā du godes
celle die boitschaff he dir
brachte die got vur bedach=
te dat sullē wir ōmer be=
trachtē. Der konȳck ī
Bl. 117 b dat lāt vā moab gewel=
dich quā du^{s}ch dē suessen
smach d^{s} woestenyē gaff
vp dē berch d^{s} dochter syon
hilp ons ī ebrō. Des
Bl. 118 a argē slāgē lijst d^{s} ons
bedroich ī korter fryss hait
bestrycket starck ī̄n licht
ī d^{s} hellē sarck all dese
w^{s}elt vā yrē sondē du ōt=
Bl. 118 b byndes Vā dir hāet
wir werde mod^{s} sonderlich d^{t}
wir offerē d^{t} offer wun=
derlich dat gotliche lāp
heilsam vā dir quā du
Bl. 119 a tzarte ionff^{s} reyne maria
kuyssche vruchtber alleȳ
du bys genadē rich troist
ons entlich dt wir moessē
gotz gebruechē ewenclich
Bl. 119 b Dat warē abrahams
kȳt de da wsserwelt sȳt
die sagē dē schyn d^{s} da
was so rechte fyn d^{s} vā
moyses angesicht luchte
Bl. 120 a also die iodē duchtē d^{t}
geschach ī figurē gotlicher
naturē hilp ons keyseryn
dat wir moessen des hemels
brodes werdich syn Hilp
Bl. 120 b ons dat dat wir moessen
got also groissen dē born al=

so suesse der da vā dē steȳ
is wss geflossen an kuysch^{t}
ons stercke dat wir wail
Bl. 121 a myrckē an dē cruytz ie=
merlich dē slangē sich
vur dir hāgē Help
ons zo vure edel du vure
dat du sanffte droges als
Bl. 121 b der bussch du weres so
genoege dat dir n^{t} en
schade got dich d^{t} leir=
de mont hertz inde rey=
nicheit die sonde was
Bl. 122 a dir onkūde Moder
mait maria hoir
ons dȳ kynt dir n^{t} v^{s}saet
des du biddes Mach
ons gesont Jhesu vur
Bl. 122 b wilche die jonffer inde
moder dich biddet Dē
bornē clair lais ōs schau=
wē gotliches flos d^{s} se=
licht in^{t} des hertzē ou=
gē Des leuēs smach
Bl. 123 a is so suesse dē geist in^{t}
genadē ōmer me dyns
gebruychē moessē e^{r}ris=
werckē in^{t} dē worden
die heischē ōs vp die
Bl. 123 b portzē zo des hemels
ortē na desem ellende
ons sy bekāt in^{t} vrou=
dē ōmer des vaders lāt.
Amē.

Die sprachlichen Eigenheiten der Überlieferung zeigen, dass der Schreiber ein Mittelfranke war. Aus dem Voka-

lismus sei hervorgehoben der charakteristische *i(e)*-Nachschlag, der bei den langen Vokalen häufig ist *(clair, lais, haent; leirde; moyses, troist, hoir; gebruechen, gebruychen)* und beim kurzen *a* in *wail*, beim kurzen *e* in *beirde* und beim kurzen *o* in *boitschaff* belegt ist. Weiter ist zu beachten, dass *e* einigemal durch *i (mynschlicher, myrcken, wilche)*, umgekehrt *i* manchmal durch *e (dese, hemels, werdich, help* neben *hilp)* wiedergegeben wird, dass für *o* ein *a* eintritt in *van* (immer) und *wail* und dass *u* besonders häufig durch *o* vertreten wird (vor Nasal + Kons.: *sonde, sonderlich, sonne, ionffer, onkunde, mont, gesont, ons*, neben *gesunt, vns, wunderlich, wunschelroide, wunne*, vor *r* + Kons. in *korter* und in offener Silbe in *konynck* und *ioden*)[1]; *o* für *i (ie)* steht in *ommer*. Von den alten Diphthongen ist *uo* monophthongiert, in der Regel zu *o* (oft mit Nachschlag): *zo, moder, droges, roirte, roide, bedroich*, aber auch zu *u (ue)*: *guede;* dieselben Bezeichnungen finden sich für den entsprechenden Umlaut: *grois, moessen, woestenye — suesse*. Auch der Diphthong *ie* erscheint monophthongiert — zu *ê* (oder *î*), daneben kommt aber die diphthongische Bezeichnung vor: *ney, zeirde, de, licht — die, lieff*. Von den übrigen Diphthongen wird *iu* durch *u* (bezw. *ui*) wiedergegeben; *ou* ist erhalten in *ougen*, mit *au* bezeichnet in *schauwen*. Von den Umlauten werden nur die *a-* und *â*-Umlaute in der Schrift (durch *e*) ausgedrückt. Für die Mundart charakteristisch ist die Verdunkelung des unbetonten *e* im Praefix *ent- (ontbyndes)*[2]. — Konsonantismus: Von den charakteristischen neutralen Pronominalformen, die im Mittelfränkischen altes *t* unverändert bewahren, ist in unserem Denkmal nur *dat* (oft) belegt; sonst kommt unverschobenes *t* noch in der Adjektivform *korter* vor. — German. *p* ist in nachvokalischer Stellung verschoben im Suffixe *-schaf (boitschaff)*, unverschoben in der Präposition *up*. Die Doppelspirans *ff* in *offer, offeren* kommt hier nicht in Betracht, denn sie repräsentiert

[1]) Vgl. u. a. Sievers Oxforder Benedictinerregel (Tübingen 1887) S. XXI.

[2]) Vgl. z. B. John Meier Bruder Hermanns Leben der Gräfin Iolande von Vianden (Germanistische Abhandlungen, 7. Heft) S. XXV.

lateinisches *ff* in dem zu Grunde liegenden Etymon *offerre* (vgl. Kluge Et. Wb⁷. S. 337, John Meier a. a. O. S. XLII). Anlautendes *p* findet sich nur in dem Fremdwort *portze;* das einzige Beispiel für den postkonsonantischen Laut ist das unverschobene *p* in *hilp* (öfter). — Der verschobene alte *k*-Laut wird mit *ch* (selten *h*) bezeichnet. Dieses Zeichen begegnet auch für das im Auslaut stehende unverschobene *k* (*smach*), besonders oft für den *k*-Laut, der inlautendem *g* entspricht *(bedroich, geweldich, werdich, berch)*, ferner noch für eben diesen *g*-Laut (*droechs, licht* 'liegt'). — *b* bleibt im Anlaut, während es im Auslaut nach Konsonanten zu *p* wird *(lamp);* das nachvokalische *b* wird im Inlaut durch *u (leuens)*, im Auslaut durch *ff*[1]) (*gaff, lieff*) wiedergegeben. — Das germanische *d* erscheint überhaupt unverändert, abgesehen vom Auslaut, wo es durch *t* ersetzt wird; doch kommt in der Verbindung *-rd-* neben erhaltenem *d (gerden, beirde, ernerde, leirde)* auch *t* vor *(roirte, orte, tzarte)*. An Einzelheiten seien noch hervorgehoben der Abfall des auslautenden *t* in *boitschaff*, der Ausfall von *g* in *verzaet* und *ionffer,* das *g* (für *w*) in *sagen* 'sahen'[2]), die Verbalformen *bis, is* usw., die Pronominalform *he* 'er', die Partikelform *inde (in)* 'und' usw. — Versuchen wir die mittelfränkische Heimat des Schreibers enger zu begrenzen, so weist uns das unverschobene *p* in *hilp* nördlich der Eifellinie, und auf das ripuarische Gebiet deuten auch einige andere Eigenheiten[3]). Das Gesammtbild, welches die Sprache unseres Denkmals ergiebt, stimmt vollständig zu dem, welches Richard Heinzel Geschichte der Niederfränkischen Geschäftssprache S. 273 von der Mundart IV (dem Dialekt Kölns und seiner Umgebung im 13.—15. Jh.) entwirft, und die Mundart des Schreibers kann als das Kölnische des 15. Jahrhunderts fixiert werden. Somit weist die sprachliche Betrachtung in dieselbe

[1]) *b* nur im Namen *Moab*. [2]) Vgl. John Meier a. a. O. S. XLIV. [3]) Vgl. u. a. John Meier Einleitung zu Bruder Hermanns Leben der Gräfin Iolande von Vianden, P. Wüst Einleitung zu der Lilie (Deutsche Texte des Mittelalters Bd. XIV) S. IX ff. u. XVI, Nörrenberg Lautverschiebungsstufe des Mittelfränkischen PBB IX, 371.

Gegend wie die Notiz über die einstige Besitzerin der Liedersammlung.

Dass die oben abgedruckte Überlieferung nicht die einzige ist, welche die vorliegende Sequenzversion bewahrt, geht aus einer Mitteilung Th. von Karajans in der Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur (1839) S. 145 ff. hervor, wo eine im Besitze des Wiener Antiquarbuchhändlers Matthäus Kuppitsch befindliche Handschrift beschrieben wird [1]). Diese Handschrift enthält auf Bl. 134 unser Gedicht mit der Überschrift »Ave præclara in ein ander weisse als man singt mit der nôten«, und der Anfang, den Karajan mitteilt, lautet hier:

»Ich grüss dich gerne
meres sterne
den heyden leuchtest so verne
du gotliche dierne.

Ey du gotes pforte
din slosz beruorte
deheiner slahte sünde.»

Da das spätere Schicksal der Handschrift nicht bekannt ist, und auch keine anderen Handschriften vorhanden zu sein scheinen, welche diese Sequenzversion enthalten, sind wir lediglich auf die Überlieferung des Berliner Liederbuchs hingewiesen. Diese ist nun, wie schon ein flüchtiger Blick zeigt, sehr verderbt; wie manche andere Lieder der Sammlung, ist auch dieses offenbar aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Von einer eigentlichen Rekonstruktion des Textes kann unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Doch werde ich versuchen, die Strophen des Gedichts aufzubauen um einen lesbaren Text zu bieten, bemerke aber ausdrücklich, dass ich mir keineswegs einbilde, damit die Einzelheiten des Originals wiederzugeben. Diese können natürlich nur durch den Fund neuer Überlieferungen hergestellt werden. Bei dem Aufbau der Strophen liefert das lateinische Originalgedicht einen guten

[1]) Vgl. meine oben zitierte Abhandlung S. 521.

Anhaltspunkt, denn eine Untersuchung der besterhaltenen Teile des deutschen Textes zeigt, dass der Nachdichter die Verszahl der lateinischen Strophen beibehalten hat. Dies trifft freilich nicht zu, wenn die Strophen so in Verse eingeteilt werden wie es Dreves Analecta hymnica medii ævi Bd. 50, S. 313 tut, aber die Einteilung, welche Mone Lateinische Hymnen des Mittelalters II, 355 bietet, kann ohne Schwierigkeit zu Grunde gelegt werden. Offenbar hat das Originalgedicht dem deutschen Dichter gerade in der Fassung vorgelegen, in welcher es bei Mone gedruckt ist. Bezeichnend sind in dieser Beziehung die lateinischen Strophen mit ungerader Verszahl, denen bei dem deutschen Dichter Strophen mit einem Dreireim entsprechen. Derartige Strophen sind z. B. die vierte und die fünfte, die bei Mone aus 5, bei Dreves dagegen aus 6 Verszeilen bestehen.

Vor dem in Strophenform gebrachten deutschen Texte gebe ich zunächst das lateinische Original nach dem Moneschen Abdruck.

Ave praeclara maris stella
in lucem gentium,
Maria, divinitus orta.

Euge dei porta,
quae non aperta
veritatis lumen,
ipsum solem justitiae
indutum carne,
ducis in orbem.

Virgo, decus mundi,
regina coeli,
praeelecta ut sol,
pulchra lunaris ut fulgor,
agnosce omnes
te diligentes.

Te, plenam fide
virgam almam stirpis Jesse
nascituram
priores desideraverant
patres et prophetae.

Te lignum vitae
sancto rorante pneumate
parituram
divini floris amygdalum
signavit Gabrihel.

Tu agnum regem,
terrae dominatorem,
Moabitici
de petra deserti
ad montem filiae
Sion traduxisti,

Tuque furentem
Leviathan serpentem
tortuosumque
et vectem collidens
damnoso crimine
mundum exemisti.

Hinc gentium nos
reliquae, tuae sub
cultu memoriae,
mirum in modum
quem es enixa
propitiationis agnum,
regnantem coelo
aeternaliter
devocamus ad aram
mactandum mysterialiter.

Hinc manna verum
Israhelitis veris
Abrahae filiis
admirantibus
quondam, Moysi
quod typus figurabat, jam nunc
abducto velo
datur perspici;
ora virgo, nos illo
pane coeli dignos effici.

Fac fontem dulcem,
quem in deserto
petra praemonstravit,
degustare cum sincera fide
renesque constringi,
lotos in mari
anguem aeneum
in cruce speculari.

Fac igni sancto
patrisque verbo,
quod rubus ut flammà
tu portasti, virgo mater facta,
pecuali pelle,
discincto pede,
mundis labiis
cordeque propinquare.

Audi nos,
nam te filius
nihil negans honorat.

Salva nos,
Ihesu, pro quibus
virgo mater te orat.

Fac fontem boni visere,
da purae mentis oculos
in te defigere.

Quo hausto sapientiae
saporem vitae sapiat
mens intelligere,

Christianismi
fidem operibus redimire
beatoque fine
ex hujus incolatu,
saeculi auctor, ad te transire.

* * *

I. Ich grois dich gerne, meris sterne,
Dem volcke luchtes du so verne,
Du gotliche dirne.

II. Eya, du godes porte,
Dyn slos sich ney roirte.
Eyn licht gotlicher clairheit,
Den sonnenschyn der wairheit
In mynschlicher sorgen,
Den droechs du verborgen.

III. Maget der werelt zeirde
Du bys in hemel ind erde
Eyn wsserwelte sonne,
Als manen schyn eyn wunne.
Gesunt mach den smertzen
De dich lieff haent van hertzen.

IV. Dich, troisteryn guede,
Van Yesse eyn wunschelroide,
Anna die moder beirde;
Dyn kynt vns des gewerde
Des de propheten gerden.

V. Gabriel quam snelle
Zo dir, du godes celle;

I Diese erste Strophe zeigt, dass unsere Version von der bei Karajan gedruckten abweicht: jene hat im 2. Verse *dem volcke* (ebenso: »to eynen lichte des meynen *volckes*» in der niederdeutschen Prosaversion bei Mone a. a. O. S. 384), während diese *den heyden* schreibt (ebenso im Cölner Gebetbuch bei Kehrein Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen etc. II, 20: zum licht *der Heidenschafft»).* — II Die Version bei Karajan *dyn slos nie beruorte deheiner slahte sünde* ist offenbar wieder eine Abweichung von der uns vorliegenden; wenn sie (mit der fehlenden Reimzeile) hier eingesetzt würde, erhielten wir 8 Verszeilen gegenüber den 6 Zeilen des lateinischen Originals. — III *zeirde: erde* scheinen mir als Reimworte den Vorzug zu verdienen vor *(zeirde der) welt: wsserwelt* (vgl. auch: *jungfraw der welt zierde* im Cölner Gebetbuch a. a. O.)

Die boitschaff he dir brachte,
Die got vurbedachte.
Dat sullen wir betrachten.

VI Der werlde konynck ind dat lam
Geweldich van dem stein quam
Der woestenyen Moab,
Die den suessen smach gaff,
Up den berch der dochter Syon.
Hilp ons in Ebron.

VII. Des argen slangen lyst,
Der ons bedroich in korter fryst,
Haestu bestrycket starck
In licht in der hellen sarck.
All de werlt van yren sonden
Haes du ontbonden.

VIII. Van dir haent wir
Werde moder sonderlich
Dat wir offeren wunderlich.
Dat gotliche lamp heilsam,
Van dir, tzarte ionffer, quam.
Maria, kuysche reyne
Vruchtber alleyne,
Du bys genaden rich
Troist ons entlich,
Dat wir sin neissen ewenclich.

VI »das Lamb den König und Fürsten der Welt» in der niederdeutschen Prosaversion a. a. O. — VII Im 4. Verse ist das Subjekt *he* erspart und dem vorhergehenden Satze zu entnehmen: »und er liegt usw.» — VIII Der Anfang des Textes ist nicht in seiner ursprünglichen Form zu ermitteln. — *sonderlich* als Epitheton der Maria ist auch sonst belegt. — *wunderlich* ist offenbar als Adverb aufzufassen; es hat in der ursprünglichen Fassung entweder (wie in dem obenstehenden hypothetischen Texte) das Wort 'mysterialiter' oder auch den Ausdruck 'mirum in modum' wiedergegeben. — Ich habe im letzten Verse *niezzen* eingesetzt, — ein Wort, welches in anderen Originalliedern der Sammlung gestanden hat und vom Schreiber durch *gebruchen* ersetzt worden ist, wodurch der Reim verloren ging.

IX. De waren Abrahams kynt,
De da wsserwelt synt,
Die sagen den waren gotz schyn,
Der da so rechte fyn
Van Moyses angesicht luchte,
Also die ioden duchten;
Dat geschach in figuren
Gotlicher naturen.
Hilp ons, keyseryn,
Des hemels brodes werdich syn.

X Hilp ons, dat wir moessen
Den bornen gotz groissen,
Der da also suesse
Van dem stein is wssgeflossen.
An kuyscheit ons stercke,
Dat wir wail myrcken
An dem cruytz den slangen
Iemerlich vur dir hangen.

XI. Help ons zo dem vure,
Dat sanffte int gehure
Als der bussch du droge;
Du weres so genoege,
Dat dir nit enseirde,
Got dich dat leirde.
Reyniche du uns hertz int mont,
Die sonde was dir onkunt.

XII. Hoir ons, Maria modermait,
Dyn kynt dir nit versaet
Des du biddes.

X Die Herstellung der ersten Hälfte der Strophe ist unsicher; vielleicht stand ursprünglich *niezzen* (bezw. *neten)* im Reime. — XII Ob in dieser Strophe der Reim sich noch über die dritte Zeile erstreckte (etwa: »des du biddes unverzaet»), ist nicht zu entscheiden; dasselbe gilt auch von den dreizeiligen Strophen XIII und XV.

XIII. Ihesu, mach ons gesont,
Vur wilche dich zu aller stunt
Die jonffer int moder biddet.

XIV. Lais ons schauwen den bornen clair,
Das gotliche flos wunderbair
Mit selichen hertzen ougen,

XV. Dat des leuens smach suessen
Der geist gebruychen moesse
Int dynen die genade crists

XVI. Mit wercken inde worden;
Die heischen ons up die porten
Zo des hemels orten.
Na desem ellende ons sy bekant
In vrouden ommer des vaders lant.

Amen.

XIV Die Herstellung dieser stark verderbten Strophe ist wie die der folgenden ganz hypothetisch. — XV *dynen* = verdienen.

Die geographische und chronologische Fixierung des Originalgedichts wird natürlich erschwert durch die schlechte Überlieferung. Die Sprache im Versinnern muss bei der Ermittelung der Heimat gänzlich aus dem Spiel gelassen werden, und von den Reimen kommen nur die sicher überlieferten in Betracht. Besonders wertvoll sind die beiden ersten Reime *sterne (gerne, verne): dirne* und *porte: roirte,* deren Echtheit durch den Auszug aus der von Karajan beschriebenen Handschrift ausser Zweifel steht. Der erstgenannte zeigt, dass in der Mundart des Dichters *derne* gesprochen wurde; damit fällt für uns Oberdeutschland aus. Aus dem letztgenannten Reim geht hervor, dass für den mittelhochdeutschen Diphthongen *uo* in der Heimat des Verfassers die monophthongische Aussprache *(ô)* herrschte; dies ist der Fall in Niederdeutschland und auf hochdeutschem Sprachgebiet im grössten Teile des Mittelfränkischen, im Nassauischen, nordwestlichen Hessen und in der Wetterau (vgl. Behaghel in Pauls Grundriss[2] § 52 und Michels Mhd. Elementarbuch § 146 Anm. 2). Nun zeigen die Reime *(he) brachte: (sullen wir) betrachten, (wir) myrcken:*

stercke (Imper.), *beirde: (die propheten) geirden* einen Abfall des auslautenden *n*, der auf hochdeutschem Boden ziemlich weit verbreitet (vgl. Behaghel a. a. O. § 100, Michels a. a. O. § 174), für den grössten Teil von Niederdeutschland dagegen nicht charakteristisch ist. Somit würde das eigentliche niederdeutsche Sprachgebiet ausscheiden, und wir gelangen nach Niederfranken und den oben genannten mitteldeutschen Gegenden; hier sind auch die assimilierte Form *lam* und die Verbalformen *quam* und *beirde* geläufig, welche wohl zu den sicheren Reimworten gezählt werden dürfen. Wenn somit das Gedicht in Mittelfranken oder in den nächsten Nachbargebieten (vielleicht in Niederfranken) entstanden ist, so ist der Unterschied zwischen diesen Mundarten und der Sprache des Schreibers nicht sehr gross, und ich habe daher seine Orthographie bei der Herstellung des Gedichts beibehalten.

Die zeitliche Differenz zwischen Dichter und Schreiber lässt sich nicht genau feststellen, aber da das Gedicht, wie der Auszug v. Karajans zeigt, bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ausserhalb der heimatlichen Grenzen bekannt war, können wir vorläufig den terminus ad quem der Entstehung um das Jahr 1400 setzen. Eine eingehende Analyse des Gedichts auf Grund der vorliegenden schlechten Überlieferung würde kaum zu sichereren chronologischen Schlüssen führen, und wir müssen daher auf diese verzichten, bis ein neuer Fund auftaucht. Dass ein solcher kein »pium desiderium» zu sein braucht, zeigt die obengenannte Mitteilung v. Karajans.

H. Suolahti.

Miszelle.

Note additionnelle à la Notice sur deux livres d'Heures enluminés du XVe siècle. (*Mém. de la Soc. néo-phil. de Helsingfors,* t. V, pp. 479—504).

Je me permets de publier ici quelques précieuses remarques que M. l'abbé F. Duine, après avoir lu un tirage à part de mon article, a bien voulu me faire parvenir:

«Comme vous avez mis sans doute les noms des saints de la litanie dans l'ordre du manuscrit (p. 495, n. 1), il s'en suit que le culte de Goulven est le trait dominant du livre d'Heures. — Je n'avais pas encore rencontré (soit dans les ouvrages liturgiques, soit dans les volumes de piété privée) la fête de la «Translation de saint Goulven». Elle se rapporte à une cérémonie qui eut lieu à Rennes le 23 août 1336. — *Mevemii* est une faute du copiste pour *Mevenni*, comme *Moderamini* pour *Moderanni* ou *Moderamni*. On trouve aussi au moyen âge la forme *Moderandus* (qui est moins ancienne).

L'*Anasia* de la page 503 est certainement l'Anastasia si populaire, dont on disait qu'elle avait aidé la Vierge dans l'accouchement de la Crèche.»

J'aurais dû citer dans ma *Notice* l'importante étude de M. Léopold Delisle sur les *Heures de Blanche de France, duchesse d'Orléans* (extrait de la *Bibliothèque de l'École des Chartes*, t. LXVI, 1905), dont il m'a gracieusement fait cadeau. J'y vois qu'une poésie sur les sept péchés mortels dont j'avais parlé dans la note de la page 499, se retrouve dans le manuscrit de la Bibliothèque princière de Wernigerode (fol. 289). M. Naetebus vient de m'écrire qu'on en trouve une sixième copie dans le ms. 984 de la Bibliothèque nationale, fol. 32—33.

A. Långfors.

Besprechungen.

Eduard Schwan, Grammatik des Altfranzösischen. Neu bearbeitet von *Dietrich Behrens.* Achte, revidierte und um «Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten» vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1909. VIII + 348 S. 8:o.

Die achte Auflage der mit Recht so hoch geschätzten Schwan-Behrens'schen altfranzösischen Grammatik bietet eine wesentliche Neuerung dar: einen 57 Seiten umfassenden, dem Studium der afrz. Mundarten gewidmeten III. Teil (I. Teil: Lautlehre; II. Teil: Formenlehre). Die neuen «Materialien» bestehen aus 43 Urkunden des XIII. Jahrhunderts aus den verschiedenen Dialektgebieten Frankreichs nebst einer rekapitulierenden «Übersicht über die wichtigsten in vorstehenden Urkunden hervortretenden dialektischen Eigentümlichkeiten und deren Verbreitung». Die Urkunden selbst sind mit Hinweisen auf die vorhergehende Grammatik sowie mit einigen nützlichen Realnotizen versehen.

Diese linguistisch kommentierte Urkundensammlung ist ein entschiedener Gewinn für unsere Kenntnis der afrz. Mundarten, und jeder Romanist muss Prof. Behrens dankbar sein für die Veröffentlichung dieser Materialien, welche seit einer Reihe von Jahren seinen Vorlesungen über die afrz. Mundarten zu Grunde gelegt worden sind (Vorwort S. VI). Es scheint mir nur, als ob diese neue dritte Abteilung nicht ganz mit dem Charakter der beiden ersten Abteilungen übereinstimme. Wir sind ja daran gewöhnt, die Schwan'sche Grammatik als ein Examenskompendium zu betrachten, das in knapper, apodiktischer Form dem Studierenden ungefähr das mitteilt, was er inbezug auf altfranzösische Grammatik zu wissen braucht. Mit den orthographisch wechselnden und Anfängern sicher teilweise schwerverständlichen Urkunden kommen wir entschieden über das Elementarstadium hinaus. Es wäre daher vielleicht angemessener gewesen, die kommentierte Urkundensammlung als ein besonderes Werkchen herauszugeben.

Was übrigens die methodische Einrichtung des Buches betrifft, verweise ich auf meine kurze Besprechung der sechsten Auflage (Neuph. Mitt. 1904, S. 81 fg.), wo ich einige Verbesserungen vorschlage, die in der vorliegenden Auflage unberücksichtigt geblieben sind.

Da ich das Buch in seiner neuen Gestalt wieder durchgelesen habe, erlaube ich mir eine Anzahl Einzelbemerkungen hier folgen zu lassen:

§ 5, 1, Z. 10 (s. auch § 336, a, Z. 6). Wenn man für *maint* als Etymon kelt. *mantî annimmt, bleibt ja der Diphthong *ai* unerklärlich Ich ziehe daher eine Kontamination von magnum oder germ. manag und tantum (etwa *manctum) vor. — § 5, S. 5, Z. 7. Die Form *esnel* kommt nur ausnahmsweise vor; gewöhnlich heisst es ja *isnel*. Wie das prosthetische *i* zu erklären ist, weiss ich allerdings nicht. — § 6. Diesem Paragraphen hätte mit Vorteil eine Karte des französischen Sprachgebietes beigefügt werden können. — § 12, 2, Z. 11. Unter den gelehrten

Wörtern findet sich, wegen des fehlenden palatalen Reibelautes (*i*), auch *seel.* Indessen wird § 152, Anm., die Möglichkeit einer volkstümlichen (dialektischen) Entwickelung zugegeben, welche wohl, inbezug auf ganz gewöhnliche Wörter wie *peor* u. s. w., vorzuziehen ist. — § 20, 3, Anm., Z. 13 ff. Das Schwinden des Hiatus-*u* findet nach geminiertem Verschlusslaut (battuo) oder Konsonantengruppe (mortuum, februarium) statt; dagegen **jenuarium* > *jenvier;* annualem > *anvel;* aqua > *eue, eve*; u. s. w. — § 26, 1, Z. 4. Eine regelmässige Entwickelung ovum > **ou* scheint mir sehr problematisch zu sein. Denn warum sollte in diesem Worte die Singularform (*uef*) nicht auf den lat. Ackusativ zurückgehen? Die Entwickelung des Lautkomplexes -ovu- braucht nicht a priori analog derjenigen der Komplexe -ivu-, -evu- und -avu- zu sein. — § 36, Z. 3 (s. auch § 38, Z. 5; § 81, Z. 5). Die Dissimilation in finire > *fenir* ist wohl als eine regelmässige Lautentwickelung zu betrachten; *finir* ist ein später eingebürgerter Latinismus. — § 41, Z. 11 (s. auch § 266, Anm., Z. 8). So viel ich weiss, wird das init. *e* in *merveille* gewöhnlich so erklärt, dass das lat. *ĭ* in mīrabilia aus irgend welcher Ursache (etwa Dissimilation auf dem Stadium **mirībilia?*) zu *ĕ* verkürzt worden ist. Dieser Auffassung muss entschieden ein Ende gemacht werden: das init. *e* in afrz. *merveille* war offen, wie aus der nordpik.-wallon. Schreibung *mierveille* hervorgeht; vgl. meine Ausgabe von «Florence de Rome», Bd. I (1909), App., Verse 4171 und 4521 (*mierveilles*), 2526 (*esmiervilla*). Wie das offene *e* aber zu erklären ist, weiss ich nicht. — § 60, Anm., Z. 3 (s. auch § 200, 1, Z. 7). Das Afrz. hat ursprünglich nicht *dueil*, sondern *duel* (*dol* Alex., *dol, doel, deol* Rol.), postverbale Bildung aus *doloir.* Dass dolium belegt ist (s. Dict. gén. s. v. *deuil*), bedeutet nichts gegen die Tatsache, dass in den altfranzösischen Denkmälern eine Mouillierung des *l* nicht angedeutet wird. — § 81, Anm., Z. 4. In **demedium* statt dimidium liegt natürlich Präfixvertauschung, und nicht (wie in vekinu) Dissimilation vor. — § 122, 2, c, Z. 6 (s. auch § 230, 3). Ist überhaupt eine Form *coidier* (mit off. *o*) anzutreffen? Afrz. *cuidier* sowie aprov. *cuidar* fordern entschieden ein vlat. **cūgitare*; vgl. Rom. XXXIV, 332. — § 143, 1, Z. 8. Lieber **exradicat*; s. Dict. gén. s. v. *arracher.* — § 148, 2, Anm., Z. 4. Der äusseren Form nach könnte *clerc* als Erbwort aufgefasst werden. — § 155, Z. 5. Eine Form *lieve* kann wohl nicht als Durchgangsform zwischen **legwa* und *lieue* angesetzt werden. Die *u*-Form muss in derartigen Fällen ursprünglicher als die *v*-Form sein. — § 158, 2, Z. 7. Die regelmässige afrz. Form von **extorquĕre* ist *estortre; estordre* ist eine spätere, durch Angleichung an andere *-rdre-* Verba entstandene

Bildung. Vgl. § 164, Anm., wo *tordre* aus *tortre* als durch Dissimilation entstanden erklärt wird. — § 158, 2, Anm., Z. 12. Weswegen Einfluss von *senestre* auf *destre* anzunehmen, da ja das letztere Wort ganz regelmässig ist? — § 158, 2, Anm., Z. 25. Wenn überhaupt das einem *g* entsprechende *l* in *esmeralde* u. s. w. frz. je anders als *u* gelautet hat, darf es wohl eher als ein späterer lautanalogischer Eindringling betrachtet werden, und sollte somit nach *u* folgen: »*g* zu *u* (*l*)». Vgl. inbetreff des Übergangs gm > *um* die frühen Belege: «pegma non peuma» App. Pr. 85: «Sagma: soma uel sella» Reich. Gl. 348; u. A. — § 160, 3, Anm., Z. 15. Da *assener* zentralfranzösisch ist, scheint die Herleitung aus germ. sin angemessener zu sein, zumal eine Schreibung mit *gn* sehr selten ist. — § 164, Z. 1. Die Entwickelung *ry'r* zu *rdr* scheint mir eine Zwischenstufe mit palatalem (mouilliertem) *r* zu fordern. — § 174, 2, Z. 2. Der Infinitiv *faldre faudre* ist wohl eine aus dem Fut.-Kond. entstandene sekundäre Infinitivform. Das Vlat. hatte *fallēre und *fallire. — § 189, Z. 3—4 (s. auch §§ 283, S. 143, Z. 1 v. u., und 297, Z. 11—12). Ich weiss nicht, welche giltigen Gründe Prof. B. hätte, nicht an die primitive Entwickelung eines *t*-Lautes zwischen gestütztem *n* und dem flexivischem *-s* zu glauben (diurnus > *jornz* > *jorz* > *jors*). Eine solche Entwickelung ist ja phonetisch (energische Aussprache des dentalen Nasalen!) ganz natürlich (vgl. annus > *anz*). Allerdings scheint die vereinfachte Aussprache *jors* schon in der zweiten Hälfte des XII. Jhts üblich zu sein; s. *jors: estors* Yv. 2231—2, *jors: tors* (turres) Erec 1897—8, wo Foerster m. E. unrichtig *z* gedruckt hat (vgl. seine Einleitung zu Cligés § 27, *b*). — § 195, Z. 9. *Mincier* kann unmöglich auf minutiare, das ja init. ī hat, zurückgehen. Schuchardts Herleitung (Rom. Et. I, 31) aus *mincidum ist immerhin annehmbarer. — § 245, Anm., Z. 9. *Veut* und *filleus* (neben *dieut, ieus* etc.) können auch so erklärt werden, dass das erste Element des Triphthongen *ueu* nach labialem Konsonanten schwindet (**vueut* > *veut*) und nach palat. *l* auf der Stufe *ieu* in den vorhergehenden Laut aufgeht (**fillieus* > *filleus*); vgl. *feu, jeu* neben *lieu*. — § 276, Anm., Z. 8. *Signes* darf als gelehrtes Wort nicht in Betracht genommen werden. — § 279, 1, d. Nach dem oben gesagten wäre zu den genannten Lautverbindungen auch *rn* + *s* hinzuzufügen. — § 321, 1. Verf. hätte auch mit der Entwickelungsmöglichkeit: prokl. egó > eó > ió > *jo* > *je* rechnen können. — § 321, 2, Anm., Z. 3. Kann nicht *mi* ziemlich sicher als die lautregelmässige Fortsetzung des lat. Dativs mihi betrachtet werden? — § 322, 1 (s. auch § 333, 1). Ich glaube vielmehr, dass ille durch seinen Gegensatz hic beeinflusst worden ist (*illi(c) nach hic, *illui(c) nach huic). — § 339, 2, S. 195, Z. 6. Wenn ein afrz. *ez* (< estis) je existiert hat, kann

es jedenfalls nicht mit seinem offenen *e* zur Verbreitung der Endung *-ez* (< -atis) beigetragen haben. — § 342, 1. Ich stelle mir die Entstehung der Endungen *-ames, -imes* so vor, dass der Tonvokal nicht frei war (-avimus > -avmus > -ammus, -ivimus > -ivmus > -immus), wodurch auch das fin. *e* der frz. Endungen seine Erklärung als Stützvokal finden kann (vgl. Neuph. Mitt. 1908, S. 21 fg.). — § 348, 2, a, Z. 6—7 (s. auch § 385). Nach § 50 müssten ja veniam und teneam regelmässig *vigne* und *tigne* gegeben haben. *Viegne* und *tiegne* würden somit auf Angleichung an den Stamm *vien-* beruhen. — § 361, 1. Ich vermisse die nicht ungewöhnliche lautregelmässige Konjunktivform *aut*. — § 402. Liegt nicht in den vom Verf. gegebenen Formen *sueil, suelt, suelent, sueille* des Verbums *soldre* Verwechslung mit dem Verbum *soloir* (solere) vor? Die primitive Präsensflexion war wohl *sol* (statt **solf*), *sols, solt, solvons, solvez, solvent*. Im Konjunktiv scheint das analogisch gebildete *soille* die älteste bekannte Form zu sein.

Was die Urkundensammlung betrifft, so wäre es wohl pädagogischer gewesen, offenbar fehlerhafte Schreibungen der benutzten Vorlagen (die ich allerdings nicht gesehen habe) zu verbessern. So findet man öfters (z. B. I, 2; XII, 11. 15; XIII, 1; XIV, 1; XX, 1; XXVII, 10. 16. 17. 33. 40. 44. 51. 61; XXVIII, 7. 19) als Nominativform des Sing. *abbés*, wo man, wenigstens in den Urkunden, in welchen zwischen *-z* und *-s* der Endung ein Unterschied besteht, *abbes* (< abbas) zu lesen hat (vgl. XV, 2. 13). — Urk. I, S. 249, Z. 19: *avra*, nicht *aura*. — Urk. XI, Z. 4: *ouit*, nicht *ovit*. — Urk. XIV, S. 262, Z. 14: *c'om*, nicht *com;* Z. 20: *d'ome*, nicht *dome*. — Urk. XXX, S. 280, Z. 21: *a venir*, nicht *avenir*. — Urk. XXXIII, S. 283, Z. 2: *povres*, nicht *poures* (vgl. unten Z. 15).

Zur «Übersicht» etc. (S. 295 ff.) sei bemerkt: 1. In *ai* für *e* (*vairunt, mait,* etc.) sehe ich nicht ein *a* mit *i*-Nachlaut, sondern eine Bezeichnung des *e*-Lautes. — 5. *Sierement* ist höchst bemerkenswert wegen der Diphthongierung eines sekundären *e*-Lautes (sacramentum > *sairement* > *serement* > *sierement*). — 8. Zu *ovit* s. oben. — 11. Die Fälle mit *ai* für *e* in geschl. Silbe (*vairunt, aiquaistet, aquaist, mait, aicrit, maiv, aisteie*) sind wohl nicht mit den anderen Diphthongen gleichzustellen. Vgl. oben unter 1. — 42. Vgl. das zu § 160 gesagte.

Schliesslich mögen folgende Druck- und Schreibfehler erwähnt werden: § 30, a, 7, Z. 2: l. vlat. *boccu*. — § 30, b, 3, Z. 5: l. *Hlupawig* (vgl. S. 32, Z. 2). — § 293, Z. 3 v. u: l. *prefatio*. — § 303, a, Z. 11: l. *vielz*. — § 306, S. 166, Z. 2: l. frz. *-ente*. — § 346, S. 205, Z. 1: l. *seüt*. — § 427, Z. 9: l. *recevoir;* Z. 14: l. *mentoivre*. — Urk. V, Z. 27: l. peuscent; Z. 31: Die Noten-

nummer (19) hat keine Entsprechung in den Noten. — Urk. IX, Z. 17: l. aime^{e}. — Urk. XXII, S. 271, Z. 23: l. deviseit. — S. 308, Z. 15 v. u: l. Poème moral. — S. 319, Z. 12 v. u: Die Paragraphennummer ist falsch.

A. Wallensköld.

Renward Brandstetter, Renward Cysat (1545—1614), der Begründer der schweizerischen Volkskunde. Luzern, Verlag der Buchhandlung Haag, 1909. 107 S. 8°.

Prof. Brandstetter bietet in diesem Buch (Nr. 8 seiner Monographien zur vollständigen sprachlichen und volkskundlichen Erforschung Alt-Luzerns) eine reiche Auswahl von folkloristischem Stoff aus dem bändefüllenden originalen Nachlass bezw. aus Kopien verloren gegangener Urschriften des Luzerner Stadtschreibers Cysat, dessen Name dem Germanisten aus der Geschichte des älteren Schweizerdeutsch bekannt ist. Vorangestellt ist ein trefflich orientierender Ueberblick über den Lebensgang des alten Polyhistors und seine Stellung zu den Anschauungen seiner Zeit, eine Charakteristik seiner Forscherpersönlichkeit und Bemerkungen über die Edition seiner Handschriften (I). Eine kurzgefasste, aber sehr wichtige Zusammenstellung der folkloristischen Terminologie (II) leitet hiernach zu dem ersten Abschnitt der Mitteilungen, zu denen über die Hauptschauplätze des ausgewählten Stoffes über (III), in dem naturgemäss auf Traditionen über Lokalnamen aus Luzern und Umgebung einiges Licht fällt [1].) Es folgt sodann ein Kapitel: »Die Natur und der natürliche Mensch im Spiegel der Volksanschauung» (IV) mit teilweise uniken Angaben zur Volksmedizin, Beispielen aus der »Puwrenpractic» (Bauernregeln) u. a., und nach diesem in zwei grossen Abschnitten (V-VI) der kompakteste Teil der Mitteilungen, der Volksglaube: einerseits die altgermanischen Traditionen, in denen die Sagen vom Wuotis-(Guotis-)heer, dem Türst (Wilden Jäger) und dem geisterhaften Heerestross als eigenartige Gruppe [2]) unstreitig das Hauptintresse beanspruchen, andererseits die nichtgermanische Sphäre, d. h. die christliche mit ihrem Teufelsglauben, ihren Legenden usw. Weitere Kapitel enthalten Beispiele älterer und relativ neuerer Sagenbildung lokalen Gepräges (hier aber auch u. a. zum Leben im Recht: Gottesurteile)

[1]) Wegen »Firn», für das nach dem Schweizerischen Idiotikon eine Stelle bei Cysat, vorliegendes Buch § 47, der älteste Beleg wäre, mag man jetzt Weigand Wb. I^{5} unter dem Wort vergleichen.

[2]) Die sonst in Luzerner Sagen jüngerer Buchung mit dem Türst jagende »Sträggelen» finden wir hier in anderem Zusammenhang (Kap. VIII § 227 »Bolsternächte») wieder.

(VII) und ausführliche Angaben über Volkslustbarkeiten (Feste, Zusammenkünfte) (VIII), ferner Züge zur Volkspoesie, worunter Volkswitz (IX), und hieran anschliessend eine Auslese aus dem Wortschatz der Volkssprache der Cysatischen Zeit (Pflanzen- und Tiernamen, ein paar Volksetymologien) (X). Den Beschluss macht eine Darstellung der volkstümlichen Gebärdensprache nach Cysats Dramatik (XI).

Im einzelnen ist jedes Kapitel so ausserordentlich vielseitig, dass ein eingehendes Referat hier nicht in Frage kommen kann. Nur im allgemeinen noch ein paar Worte. Cysat hat sich nicht damit begnügt eine Sage, einen Brauch usw. mit e i n e r Notiz abzutun, sondern mit echt wissenschaftlicher Gründlichkeit ist er bemüht gewesen immer neue Belege zu finden, und dabei hat er seine Gewährsmänner zu wählen gewusst (er spricht von »Fabelwerck« d. h. unwahren, und »Märi«, betrüglich erfundenen Geschichten; sog. Märchen überliefert er nicht, höchstens lassen sich hie und da einzelne märchenhafte Züge ausziehen). Auf diese Weise hat er vielfach nicht wenig »Varianten« einer Ueberlieferung verzeichnen können, die er in bunter Folge in seine Sammlungen eingetragen hat. Diese verschiedenen Fassungen wie auch die Einzelüberlieferungen finden wir jetzt in den entsprechenden Kapiteln (s. o.) unter den ihnen zukommenden Stichwörtern vereinigt. Jede Einzelheit ist auf ihre Volkstümlichkeit geprüft, in Fällen, wo eigene Angaben Cysats (vgl. Cysats Terminologie) vermisst werden, nach dem gegenwärtigen Stand der Tradition oder mit Hilfe anderer Gründe. Das Kriterium der zweiten Art betont Prof. Brandstetter verhältnismässig selten, aber wie schon eine Durchmusterung der bekanntesten schweizerischen Sagenbücher zeigt, nur, um nicht einer billigen Wissenschaftlichkeit einen Tribut zu entrichten. Zudem kam es ihm nicht darauf an eine sagenvergleichende Abhandlung im Anschluss an Cysat zu schreiben, sondern darauf das Material als solches kritisch ausgewählt, mit den nötigen Erläuterungen versehen und nach grossen Gesichtspunkten geordnet zu übergeben. Der Dank dafür kann dadurch nicht verringert werden, dass sich der Boden, von dem es geerntet ist, äusserlich betrachtet auf die engste Heimat beschränkt.

Möchte das Buch, das dem Freund der Volkskunde nicht nur durch die in ihrer Art einzige Gestalt des Luzerner Stadtschreibers, sondern auch durch den sicheren Blick und die wohltuende Sachlichkeit seines Herausgebers imponiert, dazu beitragen die Notwendigkeit der Durchforschung sonstiger, wenn auch weniger ergiebiger älterer Quellen nach gleich wissenschaftlicher Methode in weitesten Kreisen darzutun und zu gleich liebevoller Arbeit anregen.

Gustav Schmidt.

Rudolf Pestalozzi, Syntaktische Beiträge: I. Systematik der Syntax seit Ries. — II. Die Casus in Johannes Kesslers Sabbata. (Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, herausgegeben von Dr. phil. Wilhelm Uhl, ao. Professor an der Albertus-Universität zu Königsberg. 12. Heft). Leipzig, Eduard Avenarius, 1909. 80 S. gr. 8°.

Die beiden unter dem obigen Haupttitel vereinigten Studien hängen insofern eng miteinander zusammen, als der Vf. gewisse Gesichtspunkte, zu denen er in seinen grundsätzlichen Ausführungen gelangt ist, für die Darstellung des Kasusgebrauchs in der St. Galler Chronik (aufgezeichnet 1524—40) verwertet. Der erste Beitrag geht jedoch zugleich weit über das eine beschränkte Kapitel der Gruppenlehre hinaus: er unterwirft mehrere gesamtsyntaktische Arbeiten aus den Jahren 1895—1906 einer kritischen Prüfung auf die syntaktische Systematik überhaupt.

Der Vf. zeigt in seiner Stellungnahme zu einzelnen Problemen einen bemerkenswerten Anschluss an die Riesschen Reformgedanken, die er nach allem sicher erfasst hat. In anderen Punkten wägt er die geltend gemachten Auffassungen kritisch gegeneinander ab, wie er denn überhaupt nicht darauf ausgeht neue Ideen in die Debatte zu werfen. So hält er sich in der, man darf wohl sagen jetzt wichtigsten Frage der Systematik, in der Sütterlin (S. und Waag, vgl. auch vorher S., Wesen der sprachl. Gebilde, S. 151) den Mut gehabt hat mit der Riesschen Anschauung zu brechen, durchaus an seinen Meister, wenn er bei der Auffassung von Wortgruppen- und Satzlehre als selbständigen koordinierten Kapiteln der Syntax beharrt. Wie Ries betont er die Notwendigkeit einer syntaktischen Bildungslehre, die freilich ein frommer Wunsch bleiben wird, solange nicht alle Vorarbeiten erledigt sind. Und schliesslich bricht er eine Lanze für die Riessche Auffassung von der Stellung der Grammatik und Stilistik zueinander. Etwas freier wird sein Standpunkt in der Frage nach der Unterbringung der Kasuslehre. Während Ries die syntaktischen Wortformen aus dieser prinzipiell der Syntax zusprechen wollte, konstatiert Vf. in der Praxis eine Scheidung: die Monographisten sind Ries gefolgt, die Historiker haben das ganze Kapitel in die Wortbedeutungslehre eingestellt. Die Gründe sind für ihn nicht zwingend, doch lässt auch er als Monographist in seinem Beitrag II die Riessche Forderung mit vollem Recht ausschlaggebend sein. Eine gewisse Bewegungsfreiheit aus Zweckmässigkeitsrücksichten räumt er ferner bei der Abgrenzung der Wortbedeutungslehre ein (dabei handelt es sich speziell um die Unterbringung der zusammengesetzten Formen des Zeitworts), insofern als er das Verlassen des formalen

Gesichtspunktes in einem Lehrbuch als entschuldbar bezeichnet. In der Feststellung des begrifflichen Einteilungsprinzips in der Gruppenlehre befürwortet Vf. den Modus Behaghels, den er schon in seiner Inauguraldissertation mit Glück in Anwendung gebracht hatte: also »Bestimmungs- und Erweiterungsgruppen mit den Wortarten als Teilungsgrund».

In schroffen Gegensatz zu Ries tritt Vf. nur in einem Punkt, in der Auffassung der adverbialen Kasus. Mit H. Seedorf will er dieselben grundsätzlich in die Syntax gestellt wissen, »da die Kasusendungen in diesen Fällen eine Beziehung zu anderen Worten ausdrücken». Aber indem er dann die von Ries und Seedorf betonte Möglichkeit verallgemeinert, dass »gewisse Formantien (hier also Kasusendungen) durch nachträgliche Entwicklung syntaktisch werden können», bringt er in dem Beitrag II unter adverb. Genitiv bezw. Dativ, echten syntaktischen Gefügen koordiniert, zugleich auch alles unter, was von adverbialen Wortformen ein entsprechendes Formans darbietet. Hier finden wir denn »erstarrte» Gebilde wie anderigs, besits, hinterrucks, erstmals, ilends u. a., allenthalben usw., Adverbia auf -lichen. Was diese in einer sonst streng beschreibenden syntaktischen Darstellung zu suchen haben, ist mir nicht erfindlich. Belege wie hinterrucks, allenthalben, die Adverbia auf -lichen usw. hält Vf. natürlich selber nicht für Wortgefüge, d. h. Wortgefüge vom Standpunkt J. Kesslers, was doch das entscheidende sein muss. Sie und die übrigen erstarrten Gebilde gehören in die Wortlehre, und nicht einmal die Rücksicht auf Vollständigkeit verteidigt ihre Aufnahme in die Syntax.

Im übrigen ist die zweite Abhandlung eine sorgfältige Arbeit, sie erschöpft offenbar den Stoff zugleich vollständig. Sehr zu loben ist, dass sich Vf. nicht damit begnügt hat die Kasusformen an sich in ihrer syntaktischen Verwendung zum Gegenstand seiner Untersuchungen zu machen, sondern auch in jedem Fall die konkurrierenden präpositionalen und die sonstigen kasuellen Fügungen berücksichtigt. Dadurch sind diese syntaktischen Gebilde an sich in klarere Beleuchtung gerückt und ist auch ohne Beeinträchtigung der deskriptiven Darstellungsweise dem Historiker in vortrefflicher Weise vorgearbeitet.

Gustav Schmidt.

Henry Martin, *Les Peintres de manuscrits et la miniature en France,* étude critique, illustrée de vingt-quatre planches hors texte. Paris, Henri Laurens, éditeur, 1909. 127 p. in-8°. Prix fr. 3: 50, relié toile.

Aux premiers âges de la miniature, à l'époque mérovingienne et sous les premiers Carolingiens, les enlumineurs sont presque exclusivement sous l'influence des artistes byzantins. Le traitement du costume, par exemple dans les portraits d'empereurs ou de rois, montre un dessin qui fait penser à l'art antique. L'activité des artistes, qui sont pour la plupart des religieux, s'exerce du reste presque exclusivement dans l'illustration de Bibles, de Psautiers et de livres de liturgie. L'influence byzantine dure jusqu'à la fin du XIe siècle. A partir de cette date, les peintres exécutent bien peu de miniatures de pleine page. Ils s'intéressent, en revanche, à la riche ornementation des pages. Leurs dessins compliqués aboutissent souvent au monstrueux et au grotesque. Ils ne connaissent presque pas d'autres couleurs que le rouge, le bleu et le noir. «Au douzième siècle cependant apparaît une couleur nouvelle, le vert, qui peut être considérée comme caractéristique de cette époque. On ne la trouve guère auparavant; on ne la rencontre pour ainsi dire plus au XIIIe siècle.» [1]

C'est vers l'époque de Philippe-Auguste que l'art, jusque-là, comme la littérature, au service de l'église, commence à sortir des couvents. A côté des livres de piété, très nombreux au cours de tout le moyen âge, apparaissent des œuvres profanes luxueusement exécutées par des laïques qui ont pour métier de copier et d'enluminer des livres. C'est Paris qui a été le berceau et qui reste longtemps le centre de ce nouvel art laïque,

quell'arte
Che *alluminare* chiamata è in Parisi. [2]

Mais les peintres du XIIIe siècle, n'ayant aucune idée de la perspective et de la proportion, sont encore des «primitifs». L'observation de la nature est encore assez superficielle. Ce n'est que

[1] P. 12. — M. Paul Meyer *(Bulletin de la Société des anciens textes*, 1901, p. 74), en parlant du manuscrit Douce 252 à Oxford, qu'il place «aux premières années du XIIIe siècle, sinon aux dernières du XIIe», constate que les initiales sont alternativement rouges et vertes, «ce qui est un signe d'ancienneté». Il en est de même (voir *Romania*, 1909, p. 483) du manuscrit Cotton, Nero A. V du Musée britannique, qui a été exécuté en Angleterre à la fin du XIIe siècle ou au commencement du XIIIe. On sait que le célèbre fragment de Bruxelles qui nous a conservé une partie de la chanson de *Gormond et Isembart* offre cette même particularité que les initiales de laisses sont successivement rouges et vertes. Le dernier éditeur, M. Bayot (éd. photocollographique, p. IV), dit que ce manuscrit date du XIIIe siècle (autrefois il l'avait trop rajeuni; voir *Bulletin d'histoire linguistique et littéraire française des Pays-Bas*, année 1901, p. 28 et note 1).

[2] Dante, *Purgatorio*, canto XI, 80—81 (cité par le comte Paul Durrieu dans le *Journal des Savants*, 1909, p. 5).

sous Philippe le Bel et ses fils que la peinture atteint une plus grande perfection. Alors nous rencontrons le premier grand nom dans l'histoire de la peinture en France, celui de Jean Pucelle. C'est à M. L. Delisle que revient l'honneur d'avoir d'abord trouvé ce nom dans une note presque imperceptible au bas d'une page du manuscrit lat. 10483 (Bréviaire de Belleville) [1] et d'avoir mis cet artiste au rang qui lui appartient. On connaît aujourd'hui au moins trois admirables manuscrits qui ont été exécutés, sinon en entier par lui, au moins sous sa direction et avec sa collaboration. Autour de lui se groupent un certain nombre d'artistes qui, comme lui, se distinguent des peintres antérieurs par un sentiment plus développé de la nature et par la grande perfection dans l'ornementation des pages, groupe que l'on peut considérer comme l'école de Jean Pucelle. Nous connaissons les noms de quelques artistes de ses contemporains et collaborateurs, mais presque rien que les noms. De Pucelle lui-même nous savons bien peu de chose: nous savons qu'il collabora, outre au manuscrit précité, à une Bible latine exécutée en 1327 (Bibl. nat. lat. 11935); que l'inventaire des manuscrits du duc de Berry désigne sous son nom un livre d'Heures, qui est probablement le même qui se trouve actuellement dans la bibliothèque de Mme la baronne Adolphe de Rothschild, et que Jean Pucelle figure, à une date comprise entre 1319 et 1324, dans un compte de la confrérie de Saint-Jacques-aux-Pèlerins de Paris, comme auteur du sceau de cette confrérie. C'est à peu près tout. Mais ce que nous savons de lui suffit pour mettre en évidence sa place dans l'histoire de la miniature. «Tout l'art de l'enlumineur est en germe dans les œuvres de cette incomparable école de Pucelle. Jusqu'à la fin, jusqu'à ce que la miniature se transforme avec Jean Fouquet, tous nos enlumineurs français, et même quelques étrangers, suivront le sillon tracé par l'auteur du Bréviaire de Belleville. Les bons miniaturistes de Charles V, plusieurs de ceux qui travaillèrent pour le duc de Berry, sans en excepter Jacquemart de Hesdin, descendent de Pucelle.» [2]

Une nouvelle époque dans l'histoire de la peinture en France, époque qui comprend surtout les règnes de Charles V et de Charles VI, est marquée par ce que M. H. Martin désigne sous la rubrique «l'afflux flamand». Parmi les meilleurs miniaturistes de cette époque nous en rencontrons plus d'un dont le nom accuse l'origine septentrionale: Jean de Bondolf, dit aussi Hennequin de Bruges, Jacquemart de Hesdin, Pol de Limbourg et ses frères.

[1] Voir L. Delisle, *Recherches sur la librairie de Charles V*, planche XVI.

[2] Henry Martin, *Les Miniaturistes à l'exposition des «Primitifs français»* (dans le *Bulletin du bibliophile*, 1904, p. 454).

Tous ces artistes voyagent beaucoup, peut-être parce qu'ils n'étaient pas exclusivement des miniaturistes: on les chargea souvent de la décoration des salles de châteaux. Quelques-uns allèrent même en Italie et profitèrent sans doute des œuvres d'art italien — moins peut-être des livres enluminés, car l'art de la miniature n'était pas encore très en vogue en Italie; mais ce sont surtout les grandes peintures murales des maîtres italiens qui ont dû inspirer les artistes français. Parmi les artistes de cette époque, à côté de ceux qui viennent d'être cités, mentionnons André Beauneveu, originaire de Valenciennes et actif pendant la seconde moitié du XIVe siècle, tour à tour architecte, sculpteur, peintre et enlumineur. C'est cette école qui a créé en France le paysage: ces paysages prennent le plus souvent place dans les calendriers, où ils ont pour but d'illustrer les différentes occupations pendant les mois de l'année.

Le début du XVe siècle désigne l'apogée de l'illustration des livres. Mais si, sous Charles V et Charles VI, les artistes se groupaient surtout autour de la personne du roi, il n'en est plus de même depuis l'avènement de Charles VII. Le plus grand protecteur des artistes est dès lors le cousin du roi, le duc Philippe le Bon de Bourgogne. A la cour brillante du duc de Bourgogne travaillaient constamment un grand nombre de copistes et de miniaturistes, qui devaient augmenter la bibliothèque que cet ardent bibliophile avait reçue en héritage de ses prédécesseurs Philippe le Hardi et Jean sans Peur. La plus grande partie des livres de luxe exécutés pour Philippe le Bon forment aujourd'hui le noyau de la section des manuscrits à la Bibliothèque Royale de Bruxelles. — Même après la mort (en 1467) de Philippe le Bon, ce n'est pas à la cour du roi de France que se trouve le centre de l'activité artistique. Une nouvelle école provinciale s'était formée, l'école tourangelle, dont le fondateur et chef était Jean Fouquet, né à Tours et mort vers 1480. Cet artiste presque moderne avait séjourné à Rome, et, d'autre part, il avait subi l'influence des artistes du Nord. C'est un artiste d'un réalisme très prononcé, qui révèle son goût presque bourgeois même en traitant les sujets les plus abstraits.

On peut dire — pour nommer encore le peintre le plus en vue à la fin du XVe siècle et au début du XVIe — qu'avec Jean Bourdichon meurt le dernier des grands miniaturistes français. Le XVIe siècle ne produit que quelques rares portraits de valeur. Si du XVIIe siècle on a conservé quelques volumes calligraphiés qui sont ornés de miniatures et du XVIIIe quelques frontispices dans des livres offerts à un prince, on ne peut pourtant plus parler

à ces époques d'un véritable art de l'enluminure: c'est l'invention de l'imprimerie qui lui avait donné le coup mortel.

Telle est, dans les grands traits, l'histoire que nous trace de la miniature en France M. Henry Martin dans les six chapitres d'un beau petit livre qui fait partie de la série «Les grands artistes, collection placée sous le haut patronage de l'Administration des beaux-arts». Pour tous ceux qui aiment à feuilleter les anciens manuscrits enluminés, je ne saurais recommander un guide plus autorisé que le savant administrateur de la Bibliothèque de l'Arsenal.

Artur Långfors.

Guido Manacorda, Germania Filologica. Guida bibliografica per gli studiosi e per gli insegnanti di lingua e letteratura tedesca con circa 20,000 indicazioni. Cremona 1910. 280 S. gross 8:o. Lire 10.

Der Verf., Bibliotekar und Privatdozent an der Universität Catania, hat früher sein Interesse für deutsche Litteratur und deutsches Kulturleben durch wissenschaftliche Publikationen bezeugt, worunter eine grössere Abhandlung über die lateinische Poesie der Humanistenzeit in Deutschland und eine über Wielands Grazien, erschienen in einer von ihm selbst begründeten und geleiteten Zeitschrift, »Studi di Filologia moderna» (s. unten S. 42). In dem vorliegenden Werke hat er eine summarische, aber im Grossen und Ganzen vollständige Bibliographie über deutsche Sprach- und Litteraturforschung geben wollen; dazu kommt ein erstes Kapitel, das allgemeinere Angaben enthält: »Repertori generali», »Bibliografie speciali,» »Biografie», »Instituti di cultura», »Periodici». Der Haupteil umfasst: »Linguistica» und »Letteratura», und in einem »Appendice», das aber genau so wichtig ist wie die vorhergehenden Abschnitte, folgt ein »Dizionario Bibliografico», worin die Namen der Schriftsteller alphabetisch geordnet sind, nebst Angaben über Editionen und Erläuterungsschriften.

Es fällt auf, dass der erste Teil verhältnismässig umfangreich ist, obgleich er ja eigentlich seinem Inhalte nach als eine Einleitung betrachtet werden sollte. Es sieht fast so aus, als hätte der Verf. seine Arbeit anfänglich zu breit angelegt, und als wäre er nachher gezwungen worden, seinen Plan einzuschränken. Nur so erklärt sich, scheint mir, der Umstand z. B., dass ein so grosser Raum der Aufzählung der Bibliotheken in allen deutschen und schweizerisch-deutschen Städten gewidmet ist, mit Angaben über ihre Geschichte u. s. w., dass über die Biographien der deutschen

Kupferstiche bibliographishe Angaben mitgeteilt werden, dass die Stadtgeschichte, insofern sie sich auf lokale Schriftsteller bezieht, ausführlich exploatiert wird, dass ein vollständiger Katalog der Universitätsgeschichten gegeben wird, und mehr desgleichen, das an und für sich natürlich ganz nützlich sein kann, aber für einen Philologen und Litterarhistoriker bedeutend weniger Wert hat als Manches, das man in den späteren Abschnitten vermisst. Der durch grössere Enthaltsamkeit in Bezug auf die allgemeine Abteilung für die späteren gewonnene Raum hätte auch mit Vorteil zu einigen Angaben über den relativen Wert verschiedener Publikationen gebraucht werden können. In dieser Hinsicht herrscht Inkonsequenz; doch kann man sagen, dass die blosse nackte Aufzählung als Regel gilt. Gegen die Aufstellung kann eins und das andere eingewendet werden. Was hat es z. B. für einen realen Nutzen, eine Abteilung für »Festschriften» zu geben, von deren Inhalt man keine Ahnung bekommt? Wie kann man sich in dem Verzeichnis der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichten orientieren (S. 168—69), da nicht nur nicht die geringste Kritik, sondern auch keine Angabe über den Umfang vorkommt? Wäre es nicht, vom Standpunkte der Studien, viel besser gewesen, die monographische Bibliographie nach Arten, anstatt nach Perioden (mit Unterabteilungen für die Arten) zu ordnen?

Doch, gegen eine solche Arbeit können immer Bemerkungen und Einwände gemacht werden. Besonders müssen die Ansichten über das, was von Einzelheiten aufzunehmen war und was nicht, auseinandergehen. Das wichtigste ist freilich, dass keine grundlegenden Arbeiten fehlen. In dieser Hinsicht glaube ich nach einer flüchtigen Lektüre feststellen zu können, dass nichts Wesentliches einzuwenden ist. [1])

Auf alle Fälle wird Manacordas Buch von allergrösstem Nutzen sein, und Philologen und Litteraturforscher werden ihm gleich dankbar bleiben für die unendliche Mühe, die Einsicht und das Verständnis, als deren Ergebnis der stattliche Band sich darstellt.

W. S.

Teodor Suominen, Ännchen und Heinrich. Ein Wintersemester aus dem fröhlichen Schülerleben. Ekenäs, 1909. 70 S. 8:o.

Die originelle Ausstattung des Buches mit dem Bändchen in den deutschen Farben macht einen angenehmen Eindruck, der durch den Titel des Buches noch verstärkt wird. Der Verfasser

[1]) Doch finde ich z. B., dass für Goethes Briefwechsel mit Frau v. Stein nicht die grundlegende Schöll'sche Ausgabe verzeichnet ist.

zeigt dadurch, dass er dem wichtigen pädagogischen Grundsatz, den Unterricht so anziehend als möglich zu machen, in der Theorie huldigt. Der begleitende französische Aufsatz auf der Innenseite des Deckels klärt den Leser darüber auf, dass Herr Suominen in bezug auf den Sprachunterricht diese Idee in der direkten Methode verwirklicht findet. In wie fern das vorliegende Lehrbuch den bekannten, hier aufs neue hervorgehobenen Grundsätzen entspricht, darüber mag der Leser selbst nach folgenden Mitteilungen über den Inhalt seinen Ausschlag geben: »... nous avons fait choix des vocables les plus accessibles à la classe et, à cet effet, nous avons cherché la matière de notre enseignement dans la classe même, dans ses objets et sa vie.»

Was enthält nun der Text des Buches über *die Klasse*? Bei den grossen Ansprüchen, die der Verfasser selbst auf Inhalt und Methode eines Lehrbuches stellt, kann ich es mir nicht versagen, das erste Stück *die Schule* hier vollständig wiederzugeben.

»Ännchen und Heinrich sprechen Deutsch. Der Lehrer fragt: Wo ist das Buch?

— Heinrich sagt: Das Buch ist hier. Der Lehrer fragt: Was habt ihr heute auf? Der Bruder sagt: Wir haben nichts (!). Die Schwester sagt: Die Hefte sind da, schreiben wir nicht? Der Lehrer sagt: Richtig, Ännchen! Jetzt schreiben wir! Die Kinder schreiben. Die Glocke läutet. Die Kinder gehen hinaus. Sie haben zehn Minuten Pause.»

Schon den ersten Satz *Ä. und H. sprechen Deutsch* sollen die Schüler ohne Übersetzung verstehen, nachsprechen und beantworten lernen. Höchst wahrscheinlich gibt es nun in jeder Klasse irgend einen Schüler, der die Worte *Deutsch sprechen* früher gehört hat. Bei diesen wird die Übung, wenn auch unter Mühen, gelingen. Hat der Lehrer aber eine Klasse finnischer Schüler vor sich, wie man doch bei uns oft voraussetzen muss, dann scheinen mir die Anstrengungen des Lehrers, einen solchen Satz durch Umschreibungen und Hinweisungen aufs Schwedische zu erklären, eine vergebliche Aufopferung von Mühe und Zeit. Durch zwei Wörter der Muttersprache als Erklärung würde der Satz gewiss direkter und klarer ins Verständnis der Kinder dringen. Ebenso verhält es sich mit dem folgenden: *Der Lehrer fragt: Was habt ihr auf?* usw. Auch das können nur einige erraten und der Unterricht geht also für die meisten im Wesentlichen verloren. Noch sei bemerkt, dass im Lesestück nicht von der eigenen Klasse der lernenden Schüler, sondern von gedachten Kameraden in Deutschland die Rede ist.

So viel über die Schwierigkeiten diesen Text zu *verstehen*. Gehen wir nun ans Lernen und Wiedergeben desselben, da setzt man voraus, der Verf. habe doch seine eigenen Vorschriften befolgt: »ne pas faire un pas en avant sans préciser, sans fixer une forme nouvelle de langue, et ne pas aborder plusieurs difficultés

à la fois . . . empêcher les enfants de parler nègre en allemand.» Das fasst der Verf. so auf: Im ersten Stückchen und also in der ersten Stunde soll der Schüler den Artikel im Mask., Fem. u. Neutr. Sing. u. im Plural lernen, ausserdem drei Pluralformen fürs Substantiv (Hefte, Kinder, Minuten), und Verben in allen drei Personen des Plurals u. der dritten Person Sing. Und doch betont der Verfasser ausdrücklich das Prinzip vom «moindre effort». Um so viele grammatische Formen mit den Schülern nach der direkten Methode zu üben, brauche ich ein paar Monate.

Prüfen wir nun schliesslich den Inhalt des Stückchens von dem oben erwähnten Standpunkt des «fröhlichen» Schülerlebens, «l'action qui intéresse par dessus tout», dann kann ich mich nur darüber wundern, wie verschieden die Begriffe vom Interessanten und Fesselnden sein können und meine Pflicht als Referent und Pädagog zwingt mich hinzuzufügen, dass eine Stunde, wie sie hier den Kindern vorgeführt wird — wo der Lehrer so unvorbereitet zur Stunde kommt, dass er sich von den Schülern sagen lassen muss, womit sie sich beschäftigen sollen, — an sich ein unerquickliches Bild bietet und schwerlich in zweiter Hand selbst von dem besten Lehrer fesselnd gemacht werden kann.

»Die Glocke läutet, die Kinder gehen hinaus», — wenn dies nämlich direkt ausgeführt und nicht bloss geschildert wird, — ist sicher das einzige, was hier Beifall findet und leicht von den Kindern behalten wird.

Der Verfasser befindet sich im Irrtum, da er ein Aufzählen von Gegenständen, wie man dies bei Berlitz u. a. findet, in seiner Einleitung als langweilig für den Schüler bezeichnet. Im grammatischen Teil hat er selbst sehr lange Reihen von Wörtern zusammengestellt. Natürlich gibt es auch »*des énumérations sèches et froides*», aber die Eigenschaften von trocken und kalt werden schon wesentlich dadurch vermieden, dass die Gegenstände gruppenweise nach der Ähnlichkeit oder anderer Zusammengehörigkeit geordnet werden. Ferner lehrt die Erfahrung, dass ein mechanisches Nachsprechen fremder Laute, wenn man sich nur etwas dabei denken kann, anfangs gar nicht langweilig ist. Erst wenn die Schüler so weit kommen, dass sie selbständig grammatische Personen und Genera unterscheiden sollen, dann fangen die Gefahren der Ermüdung des Interesses für die weniger Begabten an. Die Erwerbung eines gewissen Wortschatzes in der fremden Sprache ist nun einmal für jeden unerlässlich, und der Lehrer möge zu diesem Zwecke neben andern geeigneten Mitteln nur auch den Reiz der Neuheit zur Geltung kommen lassen.

Die Besprechung des ersten Stückes hat mich veranlasst, beinah den ganzen Unterschied in unserer Auffassung der direkten

Methode bei der praktischen Anwendung derselben darzulegen — in der Theorie dürften wir einig sein. Allerdings gebe ich gerne zu, dass gerade der erste Anfang des Unterrichtes, wo jedes Wort der fremden Sprache als unbekannt vorausgesetzt werden muss, der für den Verfasser am meisten beengende ist. Mit der wachsenden Wortkenntnis des Schülers und jeder neuen grammatischen Form mehrt sich die Freiheit des Verfassers, darum gilt es aber auch, gerade die ersten Gründe auf das sorgfältigste auszuarbeiten.

Auch im zweiten Stück, *Der Morgen,* drängen sich einem nämlich dieselben Bemerkungen auf wie im ersten. Nach den wenigen vorhergehenden Beispielen für Substantive sind die Schüler noch nicht reif, die Stellvertreter derselben, die Pronomina, im Nominativ und Ackus. zu lernen. Auch ist der Inhalt hier sehr eigentümlicher Art: »Es ist Morgen und *sehr spät.* Heinrich kleidet sich an. Er steht *früh* auf.» So eben hiess es ja, es ist *sehr spät.*? Auch die Zusammenstellung der beiden Sätze: *Heinrich bürstet die Kleider. Er bürstet sie* (diese?) *und Ännchen kämmt sich* sind Inconsequenzen, die Herr S. sicher in einem Aufsatze der Muttersprache seines Schülers tadeln würde; in der fremden Sprache sind sie gewiss nicht von besserer Wirkung. In dem dritten Stücke: *Auf Besuch bei dem Kameraden* sollen die Schüler nun schon die Formen *in das Wohnzimmer* und *in dem Wohnzimmer* auseinander halten lernen. Das geht doch entschieden zu schnell.

Der Text scheint mir überhaupt nur zum Lesen und Übersetzen brauchbar, aber nicht als Grundlage für einen systematischen Unterricht in der Grammatik. Sind wir darüber einig, dass wir zunächst nur ein Lesebuch vor uns haben, wo durchaus nicht jeder Satz ins Gedächtnis eingeprägt zu werden braucht und einen Teil eines systematisch geordneten Materiales ausmacht, dann können wir uns auch vorstellen, dass es in der Hand eines geschickten Lehrers die nötigen Beispiele liefert, um nach und nach eine grammatische Regel nach der anderen festzustellen. Nur müssen diese nicht so schnell aufeinanderfolgen, wie dies im Buche vorgeschrieben ist. Auch ist ein gewöhnliches Wörterverzeichnis schon derjenigen Schüler wegen notwendig, die etwa eine Stunde versäumt haben.

Als sprachliche Unrichtigkeiten im Texte sollten zum Fehlerverzeichnis am Schlusse noch folgende gefügt werden: S. 6: Gebt her die Eintrittskarten (Wortstellung!). — S. 12, Z. 2 u. 5 v. u.: *ein gutes Waffen.* — S. 14: Wie viel bleib*t* sitzen? (von 12 Vögeln). — S. 16: Bald befand er sich *in dem* Tag, bald in der Nacht.

Zu 18 Seiten Text gehören 47 Seiten grammatische Tabellen und Paradigmen. Eigentliche Regeln fehlen. Diese soll der Schüler wahrscheinlich mit Hilfe des Lehrers bilden. Das ist ja an und für

sich ein richtiges Verfahren, nur befreit es den Verfasser nicht von der Verpflichtung, die endgiltige Form der Regel festzustellen. Wir müssen ja besinnen, dass nicht einmal der Lehrer immer sicher ist, ob er beim Gebrauch der fremden Sprache die richtigen Ausdrucksweisen trifft. Die Kinder müssen in tadelloser Form sagen können, wann das Adjektiv dekliniert wird und wann nicht, usw. Diese Regeln prägen sich auch um so fester ein, wenn sie immer mit denselben, im Buch gegebenen Worten wiederholt werden.

— An sich sind die Tabellen übersichtlich und enthalten vieles über das hinaus, was man auf einer unteren Stufe des Unterrichtes verlangen kann.

E. Freudenthal.

M. M. Arnold Schröer, Neuenglische Elementargrammatik. Heidelberg, C. Winter, 1909. VIII + 216 S. 8:o. Preis Mk. 2: 40 geb.

Professor Schröers Grammatik ist für Studenten, die dem Unterricht der Lektoren an den deutschen Hochschulen beiwohnen, überhaupt für denkende Erwachsene bestimmt; ihnen soll sie ein Hilfs- und Nachschlagebuch sein. Der gebildete Laie soll, wenn er über sprachgeschichtliche Dinge nachgrübelt, in den zwei ersten Kapiteln der Lautlehre und in der Wortbildungslehre Aufklärung über seine Fragen erhalten. Im Übrigen gibt das Buch in Elementartatsachen ein »Gerippe der Grammatik». Der Verfasser will dem erwachsenen Anfänger durch fertig dargebotene Abstraktionen keinen Zwang anlegen, daher hat er die Syntax als solche ausgeschlossen und einem besonderen Werke zugedacht.

Die Lautlehre umfasst 59 Seiten, wovon die zwei ersten Kapitel, »Aussprache und Schreibung» und »Schwankungen der Aussprache und das beste Englisch», die Lautentwickelung allgemein geschichtlich darstellen. Sie sind eine übersichtliche Einführung in die Elemente der Lautlehre, durch eine Menge von Beispielen illustriert. — Das dritte Kapitel der Lautlehre, «Die einzelnen englischen Sprachlaute und ihre Bezeichnung», enthält die phonetische Transskription mit bildlichen Darstellungen einiger Zungenstellungen. Die Transskription ist einfach und verständlich, in vielen Fällen sind dialektische Laute angegeben. Der *r*-Laut wird (§§ 7, 10, 11, 36, 41) am eingehendsten behandelt. Dem Verfasser erscheint es am praktischsten, keinen Unterschied zwischen der Transskription solcher Wörter wie *bird, word, father* und anderer wie *here is, vary* zu machen. In der Londoner Aussprache ist aber ein deutlicher Unterschied erkennbar, er müsste

also auch angegeben werden. Man möchte die Wörter *bɔ̄ɹd, wɔ̄ɹd fjū'ɔɹ,* ja vielleicht sogar *bɔ̄d, wɔd, fjū'ɔ,* dagegen aber *hi'ɔɹiz, vē'ɔɹi,* transskribiert sehen. Dass das kurze End-*i* ein nach *e* hinneigender Laut ist, müsste gesagt, wenn auch nicht in der Transskription angedeutet werden. Überflüssig erscheinen dagegen die Bezeichnungen der Konsonantverbindungen *dž, tš, gz, ks,* die schon als einzelne Laute besprochen werden. — Das vierte Kapitel der Lautlehre enthält die englischen Buchstaben mit zahlreichen Beispielen ihrer vielen verschiedenen Aussprachen.

In der Formenlehre gibt der Verfasser seinem Prinzip gemäss, die Grammatik zu einem Nachschlagebuch zu machen, mehr Beispiele, als man in solchen Büchern gewöhnlich findet und macht sich sogar die Mühe, die meisten nicht deutlich erkennbar abgeleiteten Adverbien und sogar eine grosse Anzahl von Partikeln aufzuzählen. Ausserdem gibt er ein alphabetisches Verzeichnis der Wortausgänge flektierter Wortformen, um dem Schüler die orthographischen Veränderungen zu verdeutlichen. Alles ist einfach und klar aufgestellt, nur bei den Pronomina könnte einiges wegfallen. Statt, wie der Verfasser es tut, diese Wörter zu flektieren *I, of me, to me, me,* genügte es wohl die Formen zu nennen und hinzuzufügen, dass die Objektsform immer nach Präpositionen gebräuchlich ist.

Das nächste Kapitel heisst »Akzent und Tonabstufung». Es weist unter anderem auf die den Deutschen und auch uns fremde, gleiche Betonung, *level stress,* gewisser zusammengesetzter Wörter hin, deutet also an, dass der Verfasser die grösste Sorgfalt in der Aussprache fordert. Er scheint aber nicht an die Allmacht der phonetischen Transskription zu glauben, denn er sagt am Ende dieses Kapitels anlässlich seiner hierauf folgenden, zu jedem Kapitel der Formenlehre gehörigen Sammlung von Beispielsätzen, dass die Transskription derselben nicht als Original, sondern als elementare Anleitung, sich in die originale Fremdsprache systematisch einzuarbeiten, zu betrachten ist. — Von den Lehrern, resp. Lektoren, fordert er aber, wie mir scheint, zu viel: er will, dass die genannten Beispielsätze als Ausgangspunkt für Gesprächsübungen benutzt werden sollen. Aus einzelnen, kurzen, unzusammenhängenden Sätzen ist leider nicht viel Unterhaltungsstoff zu schöpfen.

Zuletzt noch die Wortbildungslehre. Kapitel I, »Wortschatz und Sprachbeherrschung»; II, »Wortschatz und Wortbildung» — »Lehre von den Suffixen und Präfixen» — »Alphabetisches Verzeichnis der Suffixe» — »Suffixe und Präfixe mit Beispielen und geschichtlichen Erklärungen». Über das Sprachgeschichtliche dieser Kapitel, wie des Buches überhaupt, darf ich mir nicht herausnehmen,

ein Urteil abzugeben. Nur zwei ganz unwesentliche Bemerkungen mögen erlaubt sein: unter den Wörtern auf *-th* (17) vermisse ich Kiplings Neubildung *coolth* und unter denjenigen auf *-ey* (54) steht die unbekanntere Form *causey*, frz. *chaussée*, statt der gebräuchlicheren, volksetymologischen Form *causeway*.

Mit einem Anhang »Übersetzung der Beispielsätze», schliesst das Buch. Leider! Warum folgt nicht noch ein alphabetischer Index der angeführten Wörter, wie ihn die englischen Bücher haben. Damit hätte der Verfasser seine Absicht verwirklicht. So aber muss es dem mit der Sprache weniger Vertrauten schwer fallen, das reiche Material zu überblicken. Das Buch wäre mit einem Index ein »Buch für Alle» gewesen, ohne denselben ist es — eine ausserordentlich übersichtliche, mit praktischem Blick für das Wesentliche verfasste Grammatik.

Anna Bohnhof.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 11. Dezember 1909, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Professor W. Söderhjelm, der Vorstand und 10 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Dr *K. S. Laurila* aufgenommen.

§ 3.

Prof. *W. Söderhjelm* hielt einen Vortrag über die Autorschaft der »Cent Nouvelles Nouvelles.» Nach einem Überblick über die verschiedenen Ansichten in Bezug auf die Hypothese, dass diese berühmte Sammlung von Antoine de La Sale herrühre, kam der Vortragende zu dem Resultat, dass, wenn auch für diese Hypothese sehr gewichtige Gründe angeführt worden sind, man sie doch mit gewisser Reservation aufnehmen muss, weil die inneren Berührungspunkte mit den übrigen Werken La Sales nicht ins Auge springen.

In dieser schwierigen Frage wollte der Vortr. nichts bestimmtes äussern, er hatte vielmehr die Sache zur Sprache gebracht um zu zeigen, in welcher Weise und auf welchem methodischen Wege solche Probleme in der litteraturhistorischen Forschung angegriffen werden. Er fügte hinzu, dass die Stilistik bei der Lösung ähnlicher Fragen grosse Hilfe leisten könne, nur müsse man darauf Acht geben, dass man in der Beurteilung der Schreibart nicht allzu mechanisch verfahre, was zuweilen geschehen ist, und alle die in Betracht kommenden Faktoren herbeiziehen müsse.

§ 4.

Prof. *A. Wallensköld* besprach kurz: W. Meyer-Lübke, Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft (zweite Aufl., 1909), und Hugo Hultenberg, Grammaire française à l'usage de l'enseignement secondaire en Suède (Stockholm, 1909). Zuletzt sprach Prof. W. für die Verbreitung des Maître phonétique.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 29. Januar 1910, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der Vorstand und 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Herbstsemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Cand. phil. *Arvid Nummelin* aufgenommen.

§ 3.

Es wurde gemeldet, dass an die Stelle des zum Revisor erwählten Fräulein Aurora Munthe, die verreist war, Fräulein *Ruth Hedvall* getreten war. Der zweite Revisor, Cand. phil. *Ewald Müller*, verlas folgenden Bericht:

«*Bericht der Revisoren*

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für die Periode 1. Januar 1908—1. Januar 1909.

Einnahmen:

Eintrittsgeld der Neuphilologenversammlung . .	Fmk	465: —
Jahresabgaben der Mitglieder	»	762: —
Abonnements der Neuphil. Mitteilungen und für verkaufte alte Jahrgänge	»	536: 03
Von der Universität für die Neuphilol. Mitteilungen angewiesen	»	500: —
Verkaufte Exemplare der «Mémoires»	»	28: 04
Zinsen für 1908	»	51: 31
Summe	Fmk	2,342: 38
In der Kasse den 1. Januar 1909	»	1,654: 69
Summe	Fmk	3,997: 07

Ausgaben:

Für die Neuphilologenversammlung	Fmk	477: 98
Druckkosten der Neuphil. Mitt. (Nr. 1—7, 1909)	»	1,288: 46
Verfasserhonorar für die Neuphil. Mitt. 1907 .	»	22: 50
Verfasserhonorare für 1908	»	542: 02
Distribution der Neuphil. Mitteilungen	»	108: 89
Korrespondenz und Stempelmarken	»	8: 95
Anzeigen	»	107: 40
Bedienung	»	50: —
Jahresfest	»	32: 75
Ehrenbezeugungen	»	134: 24
Summe	Fmk	2,773: 19
In der Kasse den 1. Januar 1910	»	1,223: 88
Summe	Fmk	3,997: 07

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden, und schlagen wir deshalb vor, dem Kassenverwalter Decharge zu erteilen.

Helsingfors d. 29. Januar 1910.

Ruth Hedvall. *Ewald Fr. Müller.*»

Dem Kassenverwalter, Dozenten A. Långfors, wurde Decharge erteilt.

§ 4.

Der Vorsitzende teilte mit, dass mehrere ausländische Gelehrte, denen Exemplare des soeben erschienenen fünften Bandes

der Mémoires zugeschickt worden waren, dem Vorstande des Vereins Dankschreiben hatten zukommen lassen. Der Ehrenpräsident Prof. *W. Söderhjelm,* dem der neuerschienene Band zur Vollendung seines 50. Lebensjahres gewidmet war, dankte dem Verein mit einer längeren Ansprache.

§ 5.

Der Vorsitzende meldete, dass die Neuphilologische Gesellschaft an der Universität in S:t Petersburg den Verein eingeladen hatte an dem Fest teilzunehmen, das anlässlich der Vollendung des 25. Tätigkeitsjahres der Gesellschaft am 6. Februar (24. Januar alten Stils) gefeiert wird. Es wurde beschlossen, der Neuphilologischen Gesellschaft in S:t Petersburg einen Glückwunsch zu übersenden.

§ 6.

Professor *W. Söderhjelm* besprach kurz einige neue Bücher: Guido Manacorda, Germania Filologica (Cremona 1910); Studi di Filologia Moderna, her. von G. Manacorda (Catania), Jahrg. 1910, Hefte 3—4; und eine in tschechischer Sprache veröffentlichte grössere Arbeit über die Märchenforschung in Böhmen von Dr. V. Tilly (Prag), der den Lesern der Neuph. Mitt. durch seine Veröffentlichung einer tschechischen Version des Sibyllenparadieses (s. Neuph. Mitt. 1908, S. 72 fgg.) bekannt ist.

§ 7.

Prof. *A. Wallensköld* brachte die Frage zur Diskussion, was die finländischen Studenten zu tun haben, um die französische Sprache am besten praktisch zu erlernen. Er äusserte dabei hauptsächlich Folgendes:

Von der Schule her hat der junge Student im Allgemeinen ziemlich dürftige Kenntnisse in der praktischen Handhabung der französischen Sprache. Wählt er dann als Examensfach die romanische Philologie, so muss er sich selbstverständlich die nötige Übung in dem mündlichen und schriftlichen Gebrauch jener Sprache verschaffen. Dabei stehen ihm zunächst folgende Auswege zur Verfügung: der Unterricht beim Lektor der französischen Sprache an der Universität, ein Kursus im «Institut der modernen Sprachen» und schliesslich Privatstunden. Mit diesen Mitteln kann er sich aber kaum die für ein «Laudatur» genügenden praktischen Kenntnisse der französischen Sprache erwerben. Er muss folglich, nachdem er den Unterricht des Universitätslektors gebührend benutzt hat, sich einige Zeit im Auslande in einer französisch sprechenden

Gegend aufhalten. Besonders bieten dann die in Frankreich und in der Schweiz üblichen Ferienkurse («cours de vacances») gute Gelegenheit dar, sich leicht und schnell in der französischen Sprache zu vervollkommnen. Von den Ferienkursen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz ist mehrmals in unserer pädagogischen Zeitschrift sowie in den Neuphilologischen Mitteilungen die Rede gewesen. Den letzten Artikel über den Gegenstand (aus dem Jahre 1904) schrieb Fräulein H. Andersin (Tidskrift utg. af Pedagogiska föreningen i Finland; in kürzerer Form schon 1903 in den Neuph. Mitt. erschienen). Die Eindrücke, welche finländische Teilnehmer von den Ferienkursen erhalten haben, waren ziemlich verschieden. Für die Universitätslehrer aber, welche inbetreff der Wahl eines Ferienkursus um Rat befragt worden sind, ist es sehr schwierig gewesen sich bestimmt auszusprechen, da ja der Vorzug des einen oder anderen Ferienkursus durch gewisse Umstände, die von Jahr zu Jahr wechseln (Lehrerpersonal, Anzahl der Teilnehmer, u. s. w.), bedingt ist. Ein guter Wegweiser ist natürlich im Allgemeinen das praktisch angelegte «Handbuch für einen Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet» von Ph. Rossmann (Dritte Ausg. 1907). Wichtig ist es aber, fortwährend neues, zuverlässiges Material zur Beurteilung der Vorteile der resp. Ferienkurse zu erhalten. Prof. W. war infolge dessen auf den Gedanken gekommen, spezialisierte Reiseberichte von denjenigen Studenten zu verlangen, welche mit den von der Historisch-philologischen Sektion jährlich im Frühjahrssemester verteilten Reisestipendien à Fmk 500: — ins Ausland gehen, um Französisch, meistens in einem Ferienkursus, zu studieren. Das Ergebnis jener Studienreisen könnte dann einem weiteren Kreise, wie dem Neuphilologischen Verein, in irgend einer Form mitgeteilt werden. Im vergangenen Jahr (1909) wurde dieser Gedanke zum ersten Male verwirklicht. Von den vier Studenten, welche Reisestipendien erhielten, um Französisch zu studieren, sind die gewünschten Reiseberichte eingegangen, und Prof. W. wollte sie dem Vereine in Kürze wiedergeben, in der Hoffnung, dass hiermit ein Anfang in der Zusammenstellung der Urteile über die resp. Ferienkurse gemacht sei.

A. — Ferienkurse in *Dijon* (1. Juli—31. Okt.). Die praktischen Ausspracheübungen waren mangelhaft, die Konversationsübungen dagegen ziemlich gut organisiert. Teilweise sehr interessante Vorträge. Der Totaleindruck war nicht durchaus vorteilhaft. Für das gesellige Leben war gut gesorgt. Die Teilnehmer waren nicht allzu zahlreich. Der Berichterstatter empfielt überhaupt einen Ort in der Provinz, und nicht Paris, weil man dort mehr Gelegenheit findet in einem rein französischen Milieu zu leben.

B. — Ferienkurse in *Genève* (sechs Wochen). Vortrefflicher

Ausspracheunterricht durch Privatdozent W. Thudichun.. Sonstige Übungen und Vorträge waren auch gelungen. Nur die Konversationsübungen waren, wegen der vielen Teilnehmer (306) und der wenigen Lehrer, nicht sehr fördernd. Der Berichterstatter hätte überhaupt einen praktischeren Charakter der Kurse gewünscht (Lese- und Sprechübungen im Vordergrund). Er billigt durchaus, dass man sich in den Kursen nicht mit der Geschichte der Sprache, sondern hauptsächlich nur mit der lebenden Sprache beschäftigt. Um sich Kentnisse in der historischen Entwickelung der französischen Sprache zu erwerben, brauche man nicht ins Ausland zu fahren.

C. — Ferienkurse in *Besançon* (1. Juli—31. Okt.) Eine gewisse Oberflächlichkeit in den mitgeteilten Tatsachen gab sich zu erkennen. Der phonetische Unterricht war allzu elementar. Besser betrieben wurden Grammatik und Stilistik. Am besten waren die Vorlesungen über Litteratur und Litteraturgeschichte. Dagegen waren die praktischen Übungen ganz verfehlt. Das gesellige Leben war gut organisiert. Als eine Art Fortsetzung desselben wurde eine «Association générale des étudiants étrangers de l'université de Besançon» mit einem monatlich erscheinenden «Bulletin» gegründet. Der Berichterstatter hat im Allgemeinen keine Ursache seine Wahl zu bereuen.

D. — Aufenthalt in *Paris* in dem Institut Saint-Germain (60, rue des Ecoles); Ferienkurse in Saint-Valéry-en-Caux (Juli—Aug.). In dem Institut, mit welchem ein gutes Pensionat verbunden ist, war der Unterricht methodisch und praktisch eingerichtet. Der Ausspracheunterricht, von dem Leiter des Unternehmens, Herrn Emile Villemin, mitgeteilt, war besonders gelungen. Hauptziel des Unterrichts war die Einführung in die moderne Sprache. Nebenbei wurde auch historische Grammatik getrieben. — Die Ferienkurse in Saint-Valéry-en-Caux (Nähe von Paris), welche auch unter der Leitung des Herrn Villemin standen, waren gut organisiert. Nur die Konversationsübungen liessen zu wünschen übrig. Ein Vorteil war, dass die Anzahl der Teilnehmer nicht sehr gross war (diese Ferienkurse finden erst seit paar Jahren statt).

Wie aus diesem kurzen Referate hervorgeht, waren unsere vier Studenten im Grossen und Ganzen mit ihren Reisen zufrieden. Ihre Berichte geben einen zuverlässigen Eindruck von dem Charakter der angewandten Methoden. Was im Allgemeinen zu fehlen scheint, ist ein wirklich praktisch angeordneter Kursus in der mündlichen Anwendung der französischen Sprache.

Zum Schluss sprach Prof. W. den Wunsch aus, dass auch in der Zukunft Studierende, welche die französische Sprache im Auslande, besonders in den verschiedenen Ferienkursen, praktisch

studieren, detaillierte Reiseberichte dem Neuphilologischen Verein mitteilen wollten, damit man ein hinreichendes Material inbetreff der Wahl eines Studienaufenthaltortes in den Sommerferien erhalten könne.

In der nach dem Vortrag entstandenen Diskussion bemerkte zuerst Prof. *Söderhjelm*, dass die referierten Berichte von den ausländischen Ferienkursen eine vorteilhaftere Vorstellung gaben als man früher bei uns gehabt hatte; er betonte die Notwendigkeit eines ausländischen Studienaufenthalts vor der Erlangung des Zeugnisses «laudatur». — Lektor *Poirot* fand, dass unsere Studenten zu wenig schriftliche Übersetzungsübungen ins Französische machen. Damit den Studenten der phonetische Unterricht im Auslande wirklich nützlich werde, wäre es gut, dass sie von dem einheimischen Lehrer der Phonetik einen Zettel mit Angabe der persönlichen Aussprachefehler eines Jeden bekämen, welche der ausländische Lehrer sodann sich bemühen sollte zu korrigieren. — Dr *K. S. Laurila* empfahl besonders die kleinen Ferienkurse an der Westküste Frankreichs und fand einen Führer für einheimische Neuphilologen wünschenswert.

In fidem:
A. Långfors.

Eingesandte Litteratur.

Erik Björkman, Nordische Personennamen in England in alt- und frühmittel-englischer Zeit. Ein Beitrag zur englischen Namenkunde (= Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von Lorenz Morsbach. XXXVII). Halle a. S., Max Niemeyer, 1910. XIII + 217 S. 8:o.

Heinrich Breimeier, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. Dresden und Leipzig, C. A, Koch (H. Ehlers), 1910. VIII + 72 S. 8:o (= Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. Herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. XVII. Heft).

Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome III: La Formation de la Langue classique (1600—1660). Première partie. Paris, Armand Colin, 1909. XXXIV + 420 p. gr. in-8°. Prix: 12 fr. 50, rel. 17 fr.

Congrès International tenu à Paris du 14 au 17 avril 1909. Compte rendu général publié par les soins de M. *Georges Delobel.* En dépôt Librairie Henry Paulin & Cie, Paris, 1909. 847 p. gr. in-8°.

Ce magnifique volume, édité par la «Société des professeurs de langues vivantes de l'enseignement public», est consacré à l'intéressant congrès dont les traits principaux ont été relatés dans notre revue (année 1909, pp. 141—58) par M. Henri Schoen.

Germanisch-romanische Monatsschrift, in Verbindung mit F. Holthausen, W. Meyer-Lübke, V. Michels, W. Streitberg herausgegeben von Heinrich Schröder. II. Jahrgang, Heft 1 (Januar 1910). Inhalt: Gustav Neckel, Etwas von germanischer Sagenforschung; Karl Luick, Über Sprachmelodisches in deutscher und englischer Dichtung; Leon Kellner, Englische Wortforschung; W. Duschinsky, Über den gegenwärtigen Stand der orthographischen Reform in Frankreich; Walther Küchler, Das französische Theater der Gegenwart, III; Bücherschau, Selbstanzeigen, Vereine und Versammlungen, Nachrichten.

«Die GRM hat sich als Ziel gesteckt, eine engere Verbindung zwischen Universität und Schule herzustellen und die im Schuldienst stehenden Philologen auf dem Gesamtgebiet ihrer Wissenschaft fortgesetzt auf dem laufenden zu erhalten durch abgerundete kritisch orientierende Aufsätze über die Fortschritte der Forschung auf allen Einzelgebieten der germanischen und romanischen Philologie. Dabei soll das Deutsche, Englische und Französische im Vordergrund stehen, die Literatur und Sprache auch der jüngsten Zeit bis in die Gegenwart hinein Berücksichtigung finden und überall das Wichtigere eingehender behandelt werden. Diese zusammenfassenden Aufsätze sollen alle wichtigen Einzeluntersuchungen kritisch verarbeiten, durch ausreichende Literaturnachweise einem eindringenden Studium den Weg ebnen und zur Mitarbeit an den noch zu lösenden Fragen anregen.»

Der Bezugspreis fürs Ausland beträgt portofrei 7 Mark; man wende sich an Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

R. Lenz, Programa de la Sociedad de Folklore Chileno, fundada en Santiago de Chile el 18 de Julio de 1909. Santiago de Chile, Lourdes, 1909. 24 pájs 8:o — Contenido: Estatutos de la Sociedad; Lista de los miembros; Bibliografía; R. Lenz, Etnología i Folklore; Programa para estudios de folklore chileno; Fonética chilena i reglas para la trascripcion de documentos en dialecto chileno.

Guido Manacorda, Germania Filologica. Guida bibliografica per gli studiosi e per gli insegnanti di lingua e letteratura tedesca con circa 20.000 indicazioni. Cremona, Ditta Pietro Fezzi, 1910. 281 p. gr. in-8°. Prezzo L. 10: —.

Kr. Nyrop, Fransk Verslære i Omrids. København, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag, 1910. XII+100 p. in-8°.

Johannes Öhquist, Deutsche Prosa und Dichtung nebst Übungsstücken für den Schulunterricht bearbeitet. Vierte, verbesserte und mit Bildern versehene Auflage. Helsingfors, Verlagsgesellschaft Otava, 1910. XX+356 S. 8:o. Preis geb. Fmk 3: 75.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. II. Jahrgang, Nr. 7—11.

Studi di Filologia Moderna, 1909, fasc. 3—4.

Seit d. J. 1908 erscheint in Catania eine unseren Studien gewidmete Zeitschrift mit dem obigen Titel, herausgegeben von G. Manacorda. Die uns zugeschickten Hefte bilden zusammen einen 200 Seiten starken Band und enthalten grössere Artikel über litterarische und wissenschaftliche Kritik in Frankreich im 19:ten Jhdt (v. A. Galletti), über die Schicksale Cervantes' in Italien im 16:ten Jhdt (v. E. Mele) und über Wielands Grazien (v. Manacorda). Eine wie es scheint sehr vollständige Bücher- und Zeitschriften-Bibliographie ist beigegeben. Sie ist unpraktisch aufgestellt. nicht nach Materien, sondern nach den verschiedenen Ländern, wo die Schriften erscheinen. Die Zs. kostet für das Ausland 20 lire jährlich, es geht aber nicht deutlich hervor, wie viele Hefte ein Jahrgang enthält (wahrscheinlich vier). — Von finnländischen Veröffentlichungen sind die Neuphil. Mitt. und Långfors-Söderhjelms Ausgabe der *Vie de saint Quentin* erwähnt.

Schriftenaustausch.

Bibliographia phonetica, 1909, Nr. 12, 1910, Nr. 1—2, und *Annotationes phoneticae,* 1909, Nr. 10—12. — In der Bibl. phon. 1909 wird unter Nr. 513 erwähnt der Artikel *J. Öhquist*'s über die Anwendung der Sprechmaschine im Sprachunterricht, welcher in den Neuph. Mitt. (1909, S. 169—77) erschienen ist. — Unter den von den Ann. Phon. verzeichneten Vorlesungen und Übungen über Phonetik in den Jahren 1909 und 1910 (Nr. 35) befinden sich auch die phonetischen Übungen *J. Poirot's* an unserer Universität.

Bulletin de dialectologie romane, année I, n:os 3—4. Sommaire: J. Huber, Sprachgeographie; Comptes-rendus; etc.

Modern Language Notes, Vol. XXIV, No. 8 (Dec. 1909); XXV, No. 1—2 (Jan.—Febr. 1910).

Moderna Språk, III. Jahrg., Nr. 9 (Dez. 1909). Enthält u. A.: Artur Korlén, Till undervisningen i tysk uttalsteknik: I. «sch»-, «ich»-, «ach»-ljuden; II. o-, ö-, u-, ü-ljud (S. 131—153).

Päivä 1909, Nr. 47—8; 1910, Nr. 1—12.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, anno XVII (1909), fasc. 10—11—12.

Revue germanique (Allemagne—Angleterre—Etats-Unis—Pays-Bas—Scandinavie). Sixième année, n° 1 (janvier-février 1910), 128 p. in-8°. Sommaire: Frédéric Stolberg et la Révolution française, par A. Chuquet; Gilbert Keith Chesterton, par J. Blum; En marge de Nietzsche, par L. Benoist-Hanappier; Documents divers, par Camille Pitollet; Littérature comparée, par F. Baldensperger; Le Théâtre anglais, par Th. Ruyssen: Comptes rendus critiques; Bulletin; Bibliographie; Revue des revues.

«La *Revue Germanique* est publiée sous les auspices de l'Université de Lille et paraît cinq fois par an (1er janvier, 1er mars, 1er juillet, 1er novembre), en fascicules d'environ 8 feuilles in-8° formant un volume d'environ 640 pages.»

Prix d'abonnement pour l'étranger: 16 fr.; s'adresser à M. F. Piquet, 65, rue Brûle-Maison, Lille.

Mitteilungen.

Einheimische Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors,* tome V. Helsingfors, Waseniuska Bokhandeln (en distribution) — Paris, H. Champion — Leipzig, Otto Harrassowitz, 1909. 559 S. 8:o. Preis: Fmk 12; für Mitglieder des Vereins die Hälfte (zu beziehen durch Doz. A. Långfors, Kronbärgsg. 11, Helsingfors). — Inhalt: Dédicace (à M. Söderhjelm, président d'honneur de la Société, à l'occasion de son cinquantième anniversaire, avec son portrait); *Emil Zilliacus,* Giovanni Pascoli et l'antiquité, étude de littérature comparée (S. 1—135); *U. Lindelöf,* Die altenglischen Glossen im Bosworth-Psalter, Brit. Mus. Ms. Addit. 37517 (S. 137—231); *Oiva Joh. Tallgren:* Sur la rime italienne et les Siciliens du XIIIe siècle, observations sur les voyelles fermées et ouvertes (S. 233—374); *A. Wallensköld,* La construction du complément des comparatifs et des expressions comparatives dans les langues romanes (S. 375—478); *Artur Långfors,* Notice sur deux livres d'Heures enluminés du XVe siècle, appartenant à Mme la Baronne Edvard Hisinger, avec deux planches hors texte (S. 479—504); *Hugo Suolahti,* Eine mittelhochdeutsche

Paraphrase der Sequenz «Ave præclara maris stella» (S. 505—548); *M. Wasenius,* Liste des travaux sur les langues et littératures romanes et germaniques publiés par des auteurs finlandais ou parus en Finlande au cours des années 1906—1908 (S. 549—557). — *A. Wallensköld,* Florence de Rome, chanson d'aventure du premier quart du XIIIe siècle. Tome premier. Paris, Firmin-Didot et Cie, 1909. 296 p. in-8°. (Le tome II a paru en 1907).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors* et *W. Söderhjelm,* La Vie de saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai, von K. Sneijders de Vogel, Museum XVII, Nr. 2; *W. Söderhjelm,* Les inspirateurs des «Quinze joyes de Mariage», in Romania XXXVIII, S. 630; *W. O. Streng,* Haus und Hof im Französischen, von E. Tappolet, Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 1909, Sp. 405—8; A. Jeanroy, Annales du Midi, XXI, S. 149; *H. Suolahti,* Die deutschen Vogelnamen, von Fr. Kluge, Zs. f. deutsche Wortforschung XI, S. 318—9; P. Tietsch, Zs. d. allg. deutschen Sprachvereins, 1910, S. 19—21; A. Thumb, Frankf. Zeitung, 23. Jan. 1910; *O. J. Tallgren,* Le passage difficile de la chanson Amorosa donna fina de Rinaldo d'Aquino (Neuph. Mitt. 1909, S. 85 fg.), in Rass. bibl. della lett. ital. XVII, S. 261; *E. Zilliacus,* Giovanni Pascoli et l'antiquité, von B. Wiese, Deutsche Literaturzeitung 1909, Nr. 41; A. de Gubernatis, Il Popolo Romano vom 16. Aug. 1909; G. S. Gargàno, Il Marzocco vom 1. Aug. 1909; E. Pistelli, Atene e Roma, Sept.—Okt. 1909; M. Paoli, Bulletin italien vom 5. Jan. 1910; Fr. Böök, Svenska Dagbladet vom 24. Aug. 1909.

Universitätsnachrichten. Dr. *Oiva Joh. Tallgren* ist den 4. Jan. d. J. zum Dozenten der südromanischen Sprachen ernannt worden; Dr. *Alexis von Kraemer* den 29. Jan. d. J. zum Lektor der französischen Sprache auf zwei Probejahre.

Ferienkurse: In *Besançon* vom 1. Juli bis 1. Nov. — In *Paris,* veranstaltet von der Alliance française, vom 1. bis 31. Juli und vom 1. bis 31. Aug.

Studierende und Pädagogen, welche wegen des praktischen Erlernens einer fremden Sprache (Deutsch, Französisch, Englisch) einige Zeit im Auslande verweilt haben, werden gebeten, an die Redaktion dieses Blattes soweit möglich detallierte Reiseberichte einzusenden, damit wir im Stande wären, gegebenfalls über einschlägige Fragen Auskunft zu erteilen.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 3/4 | Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden. | 1910

Adolf Tobler.

In memoriam.

Der am 18. März d. J. stattgefundene Tod des Berliner Altmeisters der romanischen Philologie hat unter allen Romanisten die tiefste Trauer erweckt. Wir sehen ja vollends ein, welcher ungeheure Verlust das Hinscheiden des grossen Forschers für unsere Wissenschaft ist. So mag es auch dem Verfasser dieser Zeilen, der das Glück gehabt hat, Adolf Tobler als Lehrer persönlich kennen zu lernen, gestattet sein, seinem Andenken einige Worte dankbarer Erinnerung in diesem Blatte zu widmen.

Adolf Tobler, in Zürich im Jahre 1835 geboren, lag seit seiner ersten Studentenzeit dem Studium der romanischen Sprachen ob. Er war eine Zeit lang Diez' Schüler in Bonn und erwarb sich durch Reisen in Frankreich und Italien gediegene Kenntnisse in den Sprachen und Litteraturen jener Länder. Zuerst als Gymnasiallehrer in Solothurn angestellt, folgte er im Jahre 1866 einem Rufe nach Bern, wo er im kantonalen Gymnasium Unterricht im Französischen und Italienischen erteilte und sich bald als Privatdozent für romanische Philologie an der dortigen Universität habilitierte. Im folgenden Jahr (1867) siedelte er als Extraordinarius nach Berlin über und wurde im Jahre 1870 zum ordentlichen Professor der romanischen Philologie ebendaselbst ernannt. Vierzig

Jahre hatte Tobler in dieser Eigenschaft an der Friedrich-Wilhelms-Universität mit niemals versagender Pflichttreue und mit dem allergrössten Erfolg das Zepter geführt, als der Tod seinem glorreichen Leben im Dienste der Wissenschaft ein Ende machte, kurz vor dem Augenblicke, wo er seine Tätigkeit als Lehrer für immer niederlegen sollte.

Es ist nicht meine Absicht, in diesen Zeilen zu versuchen, ein vollständiges Bild davon zu geben, was Tobler für die romanische Philologie getan hat. Die Fachleute wissen ja, auf wie verschiedenen romanischen Spezialgebieten er seinen wissenschaftlichen Scharfsinn, seine methodische Präzision und seine staunenswerte Gelehrsamkeit gezeigt hat. Alles, was Tobler geschrieben hat, ist, wenn auch bisweilen seine Erklärungen wissenschaftlicher Tatsachen auf Widerstand gestossen sind, so gründlich überwogen, so allseitig beleuchtet, dass man immer mit s e i n e m Standpunkt in der betreffenden Frage als mit dem wichtigsten rechnen muss. In mancher Hinsicht ist Toblers Tätigkeit als Romanist bahnbrechend und hat auf die jüngere Generation einen mächtigen Einfluss ausgeübt. Man denkt dabei natürlich besonders an bestimmte Werke von ihm. Wie lehrreich für alle folgenden Herausgeber mittelalterlicher Texte war z. B. seine kleine Ausgabe der altfranzösischen Parabel von dem echten Ringe! Wie besonnen und frei von subjektiven Teorien ist seine gelehrte Darstellung der Entwickelungsgeschichte des französischen Versbaus! Und schliesslich, wie bewundernswürdig in ihrer psychologischen Feinheit und ihrer logischen Schärfe sind seine syntaktischen Untersuchungen, diese »Vermischten Beiträge», welche ihm seinen grössten Ruhm als Eröffner neuer Bahnen verschafft haben und welche als Muster syntaktischer Forschung für alle Zeiten gelten können! Und dazu kommt, dass seine ganze Darstellung auf einer ausserordentlichen Genauigkeit im Einzelnen ruht, die die ungewöhnliche Solidität der wissenschaftlichen Auslegung bedingt und von vorneherein das ruhigste Vertrauen einflösst.

Als Vorleser und Leiter wissenschaftlicher Übungen war Tobler in seiner Art ausgezeichnet. Er war kein glänzender

Redner, aber was er sagte war so klar und so wohl abgewogen, dass man seinem Unterricht mit vollständiger Andacht folgte. In Anbetracht der einfachen Klarheit seiner Vorlesungen wirkt es überraschend, dass sein Stil, trotz aller logischen Schärfe, oft so schwerfällig ist. Diese Schwerfälligkeit, oder sagen wir lieber: zusammengedrängte Ausdrucksweise, war aber absichtlich. Tobler war der Meinung, dass es gar nicht schadet, wenn ein Satzgebäude verwickelt ist, falls dieses doch schliesslich logisch und grammatisch richtig dasteht: Nachdenken tue Jedermann wohl! Charakteristisch für Tobler ist daher auch was er in der Vorrede zur vierten Auflage seines »Versbaus» wegen des dreizehn Zeilen langen, oft als Curiosum angeführten ersten Satzes der ersten und zweiten Auflage desselben Werkes äussert: »Der berüchtigte erste Satz . . . steht noch immer da; aber schon seit der dritten Auflage eingeführt durch einen andern Satz, aus dem man erfährt, dass man jenen nicht zu lesen braucht.»

Aus diesen Worten ersieht man auch, dass Tobler einen Sinn für Humor hatte, und dieser Charakterzug kam oft während seiner Vorlesungen und Seminarübungen zum Vorschein. Ich erinnere mich noch seines feinen, ironischen Lächelns und seiner kurzen humorvollen Bemerkungen, wenn er menschliche Dummheit in irgendwelcher Form vor sich sah. Tobler war daher ebenso gefürchtet wie bewundert von seinen Schülern. Und man erzählte damals, als ich in Berlin studierte, mit einem gewissen Schaudern die unheimliche Situation eines jungen Studenten, der vor dem strengen Lehrer von seinen »Gemischten Beiträgen» sprach. Im Grunde war Tobler aber wohlwollend und gut, und die Herzen aller derer zog er an sich, die ihn näher kannten. Persönlich denke ich mit den Gefühlen wärmster Dankbarkeit an den ausgezeichneten Lehrer, unter dessen Leitung ich meine ersten Schritte auf dem Gebiete der romanischen Philologie getan habe.

A. Wallensköld.

Bemerkungen zur Disciplina Clericalis und ihren französischen Bearbeitungen.

Die unter diesem Namen bekannte erste occidentalische Sammlung morgenländischer Geschichten und Sprüche, von dem getauften jüdischen Arzte Rabbi Moïse Sephardi (später Petrus und nach seinem Taufpathen Alfonsi, sc. filius spiritualis, genannt) um 1110 zusammengestellt und nachher in Übersetzungen und Bearbeitungen über ganz Europa, von Spanien und Italien bis Island, verbreitet, ist, seitdem Valentin Schmidt i. J. 1827 den lateinischen Text mit weitläufigem Kommentar herausgab (ohne zu wissen, dass er schon drei Jahre früher veröffentlicht war), nicht Gegenstand einer Gesammtarbeit gewesen. Vor dreissig Jahren brachte die *Romania* folgende Notiz: »MM. Thor Sundby et Kr. Nyrop s'occupent d'une nouvelle édition de la version en prose française de la *Disciplina Clericalis,* imprimée fort imparfaitement par l'abbé Labouderie en 1826 (soll sein 1824). Un bon texte de cette version se trouve dans le même ms. de Copenhague . . . Les deux philologues danois songent à joindre à leur édition l'original latin, et, ce qui serait fort précieux, les deux traductions en vers.»[1] Seitdem ist ja vieles für die Kentnis der *DC* und besonders ihrer Bearbeitungen getan worden[2], aber der oft ausgedrückte Wunsch, dass von dem lateinischen Texte und den frz Bearbeitungen eine neue kritische Ausgabe erscheine, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die von der Société des Bibliophiles i. J. 1824 durch abbé Labouderie besorgte Ausgabe des Originals und einer Versredaktion nebst

[1] *Romania*, t. IX (1880), S. 344.

[2] Ich nenne hier die verdienstvolle, aber keineswegs vollständige (und in einigen Punkten nicht ganz zuverlässige) Bibliographie bei V. Chauvin, *Bibliographie arabe,* t. IX, 1905, die Veröffentlichung der isländischen, fast alle Geschichten umfassenden Bearbeitung in H. Gering, *Islendzk Aeventyri,* 1882–84 (die Chauvin nicht genau zu kennen scheint *l. c.* s. 14), und die Ausgaben frz Bearbeitungen durch Roesle (Mayhinger Text, München 1899) und Ducamin (s. unten), die später als Chauvin's Bibliographie erschienen sind und also nicht dort verzeichnet werden konnten.

Abdruck eines frz Prosatextes ist indessen äusserst schwer zugänglich und nimmt nicht, ebensowenig wie die Schmidt'sche Publikation des lateinischen Textes, auf genügendes Hdsmaterial Rücksicht. Der Barbazan-Méonsche Abdruck einer anderen Version der französischen Versbearbeitung ist nicht vielseitiger, da er sich auf eine einzige Hds stützt; und schliesslich knüpfen sich an diese Texte sowie an die Bearbeitungen und Übersetzungen in anderen Sprachen so viele Fragen an, die noch nie in einem Zusammenhange erörtert worden sind, dass der Gegenstand auch von diesem Standpunkte eine Bearbeitung erheischt.

Als ich vor einigen Jahren in Brüssel die Prosa-Hds, nach der Labouderie (oder richtiger Méon) seine Veröffentlichung gemacht hatte, kollationierte, kam ich auf den Gedanken, mich mit dieser Aufgabe ernstlich zu beschäftigen. Mein Freund Kr. Nyrop, an den ich mich zunächst wandte um zu erfahren, ob er die von seinem inzwischen verschiedenen Lehrer, dem bekannten Biographen Brunetto Latini's, und ihm angegriffene Arbeit weiter verfolgen würde, teilte mir mit, dass er es aufgegeben hatte und stellte zu meiner Verfügung das von ihnen zusammengebrachte Material, das aus Abschriften der Kopenhagener Hds, der Pavia-, der Mayhingen- und einer Pariser-Hds der frz Version sowie aus mehreren, nicht immer vollständigen Kollationen der Pariser- und Brüsseler-Hdss des lateinischen Textes und einer Vergleichung des Labouderie'schen frz Textes mit der Londoner Hds bestand. Ich teilte dann im Litteraturblatt Februar 1907 mit, dass ich mit einer grösseren Arbeit über die Texte der *DC* beschäftigt war, und bekam von Gaston Raynaud zum Geschenk zwei Abschriften der Harley-Hdss eines frz Verstextes. Ich habe nunmehr eine Menge von lateinischen Hdss des Originals an verschiedenen Stellen kollationiert — in Italien, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Holland, Belgien, England — und auch in Bezug auf die französischen Texte ein so gut wie vollständiges Material für eine Ausgabe zusammengebracht, entweder durch eigene Kollationen und Abschriften oder durch den Beistand freundlicher Mithelfer. Es ist also

meine Absicht möglichst bald eine zusammenfassende Darstellung der diesbezüglichen Verhältnisse zu geben, und da ich das Glück gehabt habe, Dr A. Hilka in Breslau zum Mitarbeiter in dem Fertigstellen der Texte zu gewinnen, nachher eine Ausgabe aller dieser Versionen zu veranstalten.

Vorläufig gebe ich hier einige Mitteilungen aus meinen Notizen.

1. *Zur Biographie des Petrus Alfonsi.*

Eine feststehende Tradition lässt ihn i. J. 1062 geboren sein. So noch Menéndez y Pelayo in seinen *Origenes de la Novela,* 1905, S. XXXVI, G. A. K(ohut) in der letzten Ausgabe der *Jewish Encyclopedia,* 1901, s. v. Alfonsi, etc. Diese Angabe beruht auf einer Mitteilung, die in der Vorrede der *Dialogi* des Verfassers vorkommt und wo er von seiner Taufe sagt: »Hoc autem factum est anno a nativitate Domini millesimo centesimo sexto, aetatis meae anno quadragesimo quarto, mense Julio, die natalis Apostolorum Petri et Pauli.» Dies scheint ja vollständig klar. Nun haben aber, und fast zu gleicher Zeit und, wie es dünkt, von einander unabhängig, zwei neuere Forscher schon 1893 festgestellt, dass diese Angabe auf eine irrtümliche Lesart zurückgeht. In einer Londoner Hds der *Dialogi* (BM Harley. 3861) fand einerseits Ward eine andere Version, die folgendermassen lautete: »Hoc autem factum est anno a nativitate domini M^{ma}, C^{ma}, VI^{sexta} era M^{ma}, C^{ma} XL^{ma}, IIII^{ta}, und deutet: »that is to say, he was baptized in the Octave of Peter and Paul (June 29—July 6) A. D. 1106, and 1144 of the Era of Spain. But the words »era M^{ma}, C^{ma}», are changed in the printed editions into »aetatis meae anno».[1] Ganz in derselben Weise berichtet Rose in seinem Katalog der lateinischen Hdss in Berlin, dass in einer dort befindlichen Hds der *Dialogi* steht: »Hoc autem etc. anno $\overline{M}$. C. VI° era M^{a} C^{a} XL^{a} IIII^{ta} mense iulio. die natal. etc.», was er vollständig ebenso deutet wie Ward[2]. Hiernach ist nur

[1] Ward, *Catalogue of romances,* II, 235 ff.

[2] Rose, *Verzeichnis der lat. Hdss,* I, 118.

ein einziges Datum im Leben des Petrus Alfonsi bekannt, nämlich das seiner Konversion; in welchem Alter er damals stand, bleibt uns im Gegenteil einstweilen verborgen.[1] Auch sein Todesjahr kennen wir nicht; es ist nicht zu ergründen, woher Casimir Oudin[2] die Nachricht hat, dass Petrus 1110 gestorben sei, wie er, um Labouderie's Ausdruck zu gebrauchen, »insinuiert». Das ist jedenfalls glaublicher, als die Angabe bei Gröber, der unsern Verfasser in demselben Jahre sterben lässt, in dem er getauft wurde.[3]

In der Vorrede der *Dialogi* heisst es u. A.: »Fuit autem pater meus spiritualis Alfonsus gloriosus Hispaniae imperator.» Es haben sich besonders spanische Geschichtsschreiber darüber gestritten, ob hiermit Alfons VI von Leon und Castilien, der zur Zeit der Taufe diesen Titel trug, oder aber Alfons I von Aragonien, der Batallador, gemeint sei. Da nun die allermeisten Hdss bezeugen, dass Petrus getauft wurde »in sede Oscensis civitatis», also Huesca in Aragonien, so scheint für die letzgenannte Ansicht alle Wahrscheinlichkeit vorzuliegen. Wenn im Gegenteil noch Amador de los Rios die Möglichkeit der anderen Alternative verteidigt, so geschieht es, weil in irgend einer Hds die eben citierte Stelle einen derartigen Wortlaut hat, (»Osmensis» oder vielleicht »Oxmensis»), dass man an die Stadt Osma in Alt-Castilien denkt.[4] Es scheint, als ob Ward diesen Knoten am glücklichsten gelöst hätte, wenn er sagt, dass das Werk wol nicht gleich nach der Taufe geschrieben wurde (es hatte ja zum Anlass die vielen Angriffe, denen

---

[1] Aus der Einleitung zur Ausgabe der Société des Bibliophiles S. 1 geht hervor, dass der Verf. (Labouderie oder Méon) eine Ahnung von dem richtigen Sachverhältnis gehabt hat, obgleich er nicht die Schlussfolgerung hat ziehen können: er sagt dass Rabbi Moïse zum Christentum überging »à l'âge de quarante-quatre ans» und dass er 1106 »(1144 de l'ère d'Espagne)» getauft wurde.

[2] Casimir Oudin, *Commentarii de scriptoribus ecclesiasticis*, 1722, t. II, col. 992.

[3] Gröber, *Grundriss der romanischen Philologie*, II, 1, 216.

[4] Amador de los Rios, *Historia Crítica de la literatura española*, 1862, II, 240 f.

Petrus von seiten seiner früheren Glaubensgenossen wegen seines Abfalls ausgesetzt worden war), sondern zwischen den Jahren 1109, wo Alfons I nach dem Tode Alfons' VI den Titel Kaiser von Spanien annahm, und 1114, wo er auf seine kastilischen Rechte verzichtete. Ward meint, man könne aus diesem Umstande jedenfalls keine Schlüsse auf die Abfassungszeit der *DC* im Verhältnis zu derjenigen der *Dialogi* ziehen.[1] Das ist wahr, aber immerhin steht es fest (man braucht nur die ersten Worte des Werkes zu lesen), dass die *DC* nach der Taufe geschrieben worden ist, und Schmidt hat ohne Zweifel Recht, wenn er wegen des devoten Anfangs die beiden Schriften chronologisch nicht weit von einander verlegt.[2]

Ein spanischer Theologe aus dem XV Jhdt, Alphonsus Spina, berichtet in seiner besonders gegen die Juden gerichteten Arbeit *Fortalitium fidei,* dass Petrus Arzt des spanischen Kaisers Alfons war (er nennt ihn auch »sapientissimus inter Judaeos»).[3] Wir haben keinen Anlass, die Richtigkeit dieser Angabe zu bezweifeln, da Spina mit allen auf die spanischen Juden und besonders auf ihr Verhältnis zum Christentum bezüglichen Umständen genau bekannt war. In einer Cambridger Hds der *DC* steht aber eine andere Nachricht, die bisher unbeachtet geblieben ist. Es heisst nämlich dort: »Dixit petrus amphulsus servus Christi Jhesu henrici primi Regis anglorum medicus compositor hujus libri».[4] Hier hätten wir also die wichtige Notiz, dass unser Verfasser später nach England gekommen sei, und zwar als Leibarzt des Königs, wie er es in Spanien gewesen war. Diese Angabe ist aber einstweilen mit Vorsicht aufzunehmen. Sie findet sich sonst nirgends in den Hdss oder anderwärts. Man kann sich denken, dass der Schreiber der Cambridger Hds, die aus dem XIII Jhdt stammt, oder ihrer Vorlage eine Ahnung von der Stellung des Petrus am Hofe des spanischen Herrschers hatte und die Tradition

[1] Ward, *l. c.*

[2] Fr Wilh. Val. Schmidt, *Petri Alfonsi Disciplina Clericalis,* S. 5.

[3] Schmidt, *l. c.*, S. 6.

[4] Diese Hds hat Dr Hilka kollationiert.

dann auf heimische Verhältnisse anpasste. So liesse sich die Behauptung erklären, die ja sonst an und für sich nichts unmögliches enthält, aber jedenfalls erst durch zuverlässigere dokumentarische Belege gestützt werden müsste.

2. *Lateinische Handschriften.*

Soweit ich bis jetzt habe erforschen können, befinden sich in europäischen Bibliotheken gegen vierzig Hdss des Originaltextes, die man als vollständig bezeichnen kann (einige darin einbegriffen, die die moralischen Reflexionen weglassen, also nicht eine Reproduktion des Werkes, sondern eine Sammlung von »Exempla» geben wollen). Eine andere Gruppe bilden diejenigen, welche nur eine gewisse Anzahl der Geschichten aufgenommen haben; von denen kenne ich ungefähr zehn. Dazu kommen natürlich diejenigen Beispiel- und Historiensammlungen, welche unter andern auch Geschichten von Petrus Alfonsi enthalten — ich meine dann nicht die bekannten Predigtsammlungen, die durch den Druck verbreitet sind.

Die ältesten von den der ersten Kategorie angehörigen Hdss stammen noch aus dem XII Jhdt; es sind deren drei, von welchen die zwei, die ich einstweilen kenne (Berlin und Oxford, die dritte liegt in Linz), jedenfalls kaum direkte Abkömmlinge der Originalhds sein können. Die meisten gehören dem XIII—XIV Jhdt an, einige dem XV und eine dem XVI Jhdt. Von Rom bis Uppsala, von Krakau und Wien bis Cheltenham giebt es Exemplare in den meisten grösseren Bibliotheken. Eigentümlicher Weise nur nicht in Spanien. Angaben über eine in Madrid liegende lateinische Hds fehlen nicht, aber sie scheint jetzt verschollen; wenigstens habe ich trotz verschiedener Anfragen und eines Kollegen persönlicher Bemühungen nichts darüber erfahren können.

Im Grunde weichen diese Hdss trotz der Menge und der zeitlichen Distanz sehr wenig von einander ab. Die allermeisten schliessen sich so eng an die Version des Labou-

derie'schen Druckes an, dass die Verschiedenheiten nur in orthographischen Einzelheiten, der Stellung der Wörter, Auslassung einiger Wörter und Sätze u. s. w. bestehen. Unter diesen kann man jedoch zwei von einander darin abweichende Typen unterscheiden, dass die einen an einigen Stellen, z. B. am Schluss des zweiten Kapitels, Zusätze haben, welche in den anderen fehlen, oder richtiger gesagt, dass diese verkürzt sind. Die Abweichungen sind aber von geringem Belang. Selten ist die Reihenfolge der Erzählungen verändert, noch seltener sind Einschiebungen von neuen Geschichten. Solches bietet z. B. die interessante Pariserhds BN fr. 16505, die aus dem XIII Jhdt stammt. Das ist eine Sammlung von Beispielen für die Predigt, gehört also eigentlich streng genommen nicht zu den selbständigen Abschriften der *DC*, aber diese ist doch fast vollständig in die Sammlung aufgenommen; die Hds kann also als eine Kopie gelten oder vielmehr als eins von den aller frühesten Beispielen einer Überarbeitung zu direkten praktischen Zwecken. Manches stimmt auch ganz wörtlich mit dem gewöhnlichen Texte überein, anderes ist bearbeitet und zwar in eine fliessendere und unterhaltendere Form umgesetzt. Dies bezieht sich besonders auf die Geschichten, welche die Weiberlist zum Gegenstand haben. Zu einer von diesen fügt ausserdem unsere Hds einen Zusatz hinzu, den ich sonst nirgends gefunden habe. Es handelt sich um den einäugigen Winzer, dem die Frau bei seiner unerwarteten Rückkehr das während der Arbeit draussen beschädigte gesunde Auge mit einem Kuss zudrückt, damit der Liebhaber verschwinden könne. Hier setzt nun die Hds folgendermassen fort: Es geschah später, dass die Frau (die sich also nicht hatte verbessern lassen) wieder einmal ihren Liebhaber in der Abwesenheit des Mannes bei sich hatte, und dass dieser zu früh heimkam. Im ersten Augenblicke verworren, ersinnt jedoch die Frau sogleich eine neue List. Sie eilt ihrem Manne entgegen und ruft aus, dass Gott ihm gewiss die Gnade erwiesen hat, sein blindes Auge zu öffnen. Da der Mann es verneint, bittet sie ihn, das gesunde Auge zu schliessen um die Probe zu machen, und unterdessen schleicht der Liebhaber weg. Hieran schliesst sich dann eine

Geschichte, die sich auch nicht in den Redaktionen der *DC* findet, nämlich von der Frau, die ihren Mann bewegt einen Zahn ausreissen zu lassen unter dem Vorwande dass er stinke, und diesen dann dem Liebhaber giebt, der vor seinen Freunden mit seinem ungewöhnlichen Triumphe prahlt. — In dieser Hds fehlt, ausser anderem, auch begreiflicherweise der Anfang und der Schluss der *DC*, und das wort »Arabs» ist jedesmal, wo es sonst vorkommt, weggelassen; die Geschichten werden mit dem Titel *Exemplum* eingeleitet. — Eine Hds, die in ähnlicher Weise die ganze *DC* aufgenommen hat, mit Ausnahme der verbindenden Reflexionen (eine Anzahl solcher findet sich jedoch am Schluss), ist die in Göttingen befindliche Theol. 140, über deren Verhältnis zur *DC* der Katalog nicht genügenden Aufschluss giebt. Der Text ist überhaupt eine von den ganz gewöhnlichen, nur an einzelnen Stellen weicht er ab, besonders sind die Geschichten hier und da verkürzt. Es ist klar, dass diese Redaktionen keinen Beitrag zur Herstellung des kritischen Textes liefern können, mit Ausnahme vielleicht von ganz vereinzelten Stellen, wo in einer alten Hds dieser Art eine gute Lesung sich möglicherweise finden könnte.

Die beiden im Druck erschienenen Versionen sind mehr oder weniger willkürlich zusammengestallte Mischtexte. Labouderie sagt in seiner Vorrede, dass Méon für die Kollation dieses Textes sieben Hdss der königlichen Bibliothek und noch einige andere gebraucht hätte. In der Tat scheint sein Text ziemlich genau demjenigen der BN fr. 14413 zu folgen; nicht einmal die Fehler sind verbessert, nur ist einiges aus andern Hdss hinzugefügt. Das »Explicit» ist aus der Hds 16252 herübergenommen; es findet sich in dieser Form auch in der Hds 5397.

3. *Die französischen Versbearbeitungen.*

A. Die Version Labouderie (**L**) ist durch fünf Hdss vertreten, welche alle, ausser einer, die BN fr. 12581 (wir nennen sie **F**), durch Drucke oder Beschreibungen einiger-

massen bekannt sind. Wie G. Paris gesehen hat, ist für die genannte Ausgabe die jetzt in London befindliche Hds BM Add. 10289 (**A**) benutzt worden. Er glaubte jedoch, dass Méon, der eigentliche Redaktor des Textes, eine in England verfertigte Abschrift vor sich hatte.[1] Indessen ist es ganz deutlich, dass Méon diese selbe Hds, die erst 1836 von Paris nach London kam (sie hatte der Héber'schen Samlung angehört), durchgängig benutzt hat. Alle die einzelnen Zeilen, welche in Add. 10289 fehlen, wie auch die grösseren Stücke, die dieser Hds abgehen, hat Méon aus der Hds BN 12581 ersetzt. Vor allem die Erzählung des Schneidergesellen Nediu, die in **L** das XXVI:te Kapitel bildet und denselben Platz auch in der letzgenannten Hds einnimmt. Das merkwürdige mit dieser Geschichte ist, dass sie hier ziemlich genau, oft ganz wörtlich, mit der jüngeren Redaktion derselben Geschichte bei Barbazan-Méon übereinstimmt[2], während die zwei Versionen sonst ganz verschiedene Bearbeitungen des Originals darstellen. Diese Erzählung findet sich sonst in keiner der Hdss, die die ältere Versredaktion (**L**) enthalten. Der Schreiber von **F** hat sie also aus einer der anderen Gruppe angehörenden Hds herübergenommen. — Das ist nicht die einzige Geschichte, die in **L** fehlt: auch die nächstvorhergehende, *Du Vilain qui sonjoit* (XXV), geht der Hds **A** ab und ist aus **F** ergänzt worden, ebenso wie die Hälfte der XXIV:ten Geschichte, oder von Vers 28 (S. 171) bis zum Schluss. Es ist aber zu bemerken, dass hier nicht die Version Barbazan-Méon, sondern dieselbe, die die übrigen Hdss bieten und die vollständig von jener abweicht, in **F** steht. Sonst hat **A** an vielen Stellen Lücken, gewöhnlich von zwei, zuweilen von vier, einmal von zwölf Zeilen. Hier hat überall die andere Hds Ersatz bieten können, wie sie auch zuweilen die richtige Lesart abgegeben hat. Ein kritischer Text wird

[1] Einleitung zu den *Trois versions rimées de l'Evangile de Nicodème* (*Société des anciens textes français* 1885), S. XXI f.

[2] Diese Geschichte hat bei Barbazan-Méon, *Fabliaux et Contes*, MDCCCVIII, die Nummer XVIII, nicht 10, wie ein Druckfehler bei Gröber, *l. c.*, S. 693 angiebt.

in dieser Beziehung grossen Nutzen von der besagten Hds ziehen können. Dass Méon keine Hds ausser diesen beiden gekannt hat, geht auch daraus hervor, dass er einen in **F** fehlenden Vers in XXV (V. 18, S. 173) nicht hat ersetzen können: sowohl die Hds Pavia (**P**) als die Wallerstein'sche in Mayhingen (**M**) wie auch die sonst vor allem in Bezug auf die Reihenfolge der Geschichten sehr willkürliche Ashburnham-Hds (jetzt in der BN, Nouv. acquis. fr. 7517; ich nenne sie **N**), die Paul Meyer beschrieben hat,[1] haben aber hier die fehlende Zeile und die richtige Lesart.

Die Hds BN 12581 schliesst mit den Reflexionen nach der Nediu-Geschichte (**L** S. 179, V. 124). Ihr fehlt fast der ganze Schluss der XXIII:ten Erzählung (V. 145—182, **L** S. 168—169). Sie ersetzt dies alles mit den vier Versen, welche in den übrigen drei Hdss in etwas variierter Form (die Hdss **P** und **M** haben sechs Verse) am Schluss der Geschichte stehen. Das »Glossema» (Mussafia's Ausdruck[2]), mit dem **P** schliesst, findet sich auch in **M**, aber nicht in **F**. — **M** ist die einzige Hds dieser Version, die die Geschichte von Marianus mitteilt. **A** ist wieder die einzige, die die Geschichte von dem Vater, der seine ganze Habe seinen Töchtern überliess, enthält. **P** ist ebenfalls alleiniger Mitteiler der symbolischen Geschichte von dem einjährigen Könige aus *Barlaam und Josaphat*. So enthalten alle diese Hdss je eine Geschichte, die nicht in den anderen steht. Dazu hat noch **P** das Kapitel von Socrates (Diogenes) herübergenommen, das in den anderen weggelassen ist.

Die jüngste dieser Hdss scheint **P** zu sein. Sie ist auch die längste, indem sie etwas mehr als 4800 Verse enthält; **M** hat 4641, **A** ung. 4620, **F** 4542 Verse. **N** ist die kürzeste, die Bearbeitung der *DC* umfasst dort 4071 Verse. (P. Meyer sagt, dass jede Seite 22 V. hat, aber die Zahl wechselt, und von f:o 11 an ist sie regelmässig 26, mit Ausnahme später hinzugefügter, unten stehender Verse, die in der ziemlich nachlässig verfertigten Hds hie und da vorkommen.)

[1] *Bulletin de la Soc. des anc. textes fr.*, 1887, S. 82 ff.

[2] *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Philosophisch-hist. Classe.* XIV Bd. 1870, S. 557 ff.

Einer detaillierten Untersuchung mag es vorbehalten bleiben, das Verhältnis zwischen diesen Hdss genauer zu bestimmen. Ich bemerke nur hier, dass in sehr vielen Fällen eine nähere Verwandtschaft zwischen **A**, **M** und **P** zu belegen ist; in den meisten von diesen Fällen geht auch **N** mit den genannten Hdss. So fehlen in allen diesen: Einleitung V. 59—78 (**L** S. 3; der Anfang fehlt überhaupt in **N**); II, 233—234 (**L** S. 32); III, 61—64 (**L** S. 36); 87—88 (**L** S. 42); VII, 27—28 (**L** S. 48); XI, 101—102 (**L** S. 64). In **A**, **P** und **M** fehlen auch XI, 39—40, in **M** ausserdem auch 37—38; (**N** hat diese Verse, aber vor und nach ihnen fehlen vier Zeilen). An allen diesen Stellen steht **F** für sich. Die letzgenannte Hds geht an drei Stellen zusammen mit **M** gegen **A**, **N** und **P** (XXI, 125—126, **L** S. 150; XXII, 261—262, **L** S. 161; XXIII, 25—36, **L** S. 164), während an einer Stelle **N** sich an **M** und **F** gegen die anderen anschliesst, jedoch mit starker Alteration der Lesart (XII, 23—24, **L** S. 78). In **A** und **M** fehlen die V. Einl. 16—17 (**L** S. 1) und XII, 3—4 (**L** S. 77); an der ersten Stelle hat **N** wie gesagt eine Lücke, an der anderen geht sie mit **F** zusammen.

B. Die Version Barbazan-Méon (BzM). Der in den *Fabliaux et Contes,* II, 39 ff. gedruckte Text ist vollständig (nicht, wie Mussafia sagt, unvollständig) nach der Hds BN fr. 19152 (nicht, wie Gröber sagt, »zum Teil» nach dieser Hds) kopiert, nur mit verschiedenen vom Herausgeber selbst herrührenden Verbesserungen. Mussafia's Behauptung stützt sich darauf, dass zwischen die Geschichten und die Lehren räsonnierende und hinweisende Stücke eingeschaltet sind; aber diese beziehen sich garnicht auf etwas ausgelassenes, sondern auf das folgende, zuweilen auch auf das vorhergehende. Der Herausgeber hat, wie ja auch aus der Vorrede ersichtlich ist, keine andere Hds gekannt, sonst hätte er die Lücken ausgebessert, die zufolge des schlechten Zustandes der Hds hier und da vorkommen und zu denen in allen anderen Hdss der entsprechende Text vorhanden ist. An verschiedenen Stellen hat der Hg aber eine Lücke vorausgesetzt, wo eine solche in

der Tat garnicht vorhanden ist, sondern der Reim einfach verdorben. So II, 44 (BzM S. 54), wo unter der Voraussetzung, dass etwas fehlt, eigentlich die Lücke zwei Verse hätte umfassen müssen; aber in der Tat fehlt nichts. Die Ausgabe zeigt folgendes:

Ne à l'orine, ne au pox
. . . . . .
Ne truevent pas qu'il soit lié,

aber die anderen Hdss zeigen, dass der zweite Vers *Ne truevent qu'il soit feverous* heissen muss und dass also hier nur ein verdorbener Reim zu ändern war. — Etwas verschieden ist die Stelle in der Geschichte V, 78 (S. 78). Der Druck hat:

Si com à un Clerc ja avint,
. . . . . .
Qui en mauvais leu s'enbati,
Por ce je te comment et pri.

V. 78—79 lauten aber nach den anderen Hdss: *Si com a un clerc avint ja Qui en mauvais leu s'en ala,* und der V. 80 der Ausgabe ist ein Zusatz des missverstehenden Kopisten. Die Lücke XIII, 112 (S. 111) gehört zu 109, wo nach dem V.: *Qui sont tuit plein d'or et d'argent* der folgende einzuschieben ist: *Et de mout riche garnement.* II, 192 und XIII, 110 fehlt dagegen richtig an der mit Strichen angegebenen Stelle je ein Vers.

Übrigens beziehen sich die Änderungen nur auf Kleinigkeiten; zuweilen sind sie ganz berechtigt, wo ein Vers verbessert oder eine richtige Form hergestellt wird, an anderen Stellen ist ein sehr willkürlicher Hang zur Modernisierung vorhanden, so wenn *si* für *se, le fiz* statt *li filz, égaré* für *esgaré* u. s. w. gesetzt wird. Sonst verändert der Hg zuweilen die Wortstellung, wie II, 55 *Por qui est si d'amor surpris* statt hdslich *d'amor si,* oder ganz unbegreiflich ein Tempus wie II, 100 *Cuide* statt *Cuida* und drgl. Aber im grossen und ganzen folgt der Text getreu der Hds.

Diese Hds hat das Verdienst, in Bezug auf die Geschichten vollständig zu sein (mit Ausnahme einer Geschichte, die überhaupt keine von den Versionen übersetzt hat), aber tadellos ist sie bei weitem nicht, wie schon die angeführten Stellen bezeugen. Von allen anderen Hdss weicht sie in der Hinsicht ab, dass sie eine zum allergrössten Teil gute Versifikation bietet, während die anderen, die auf englischem Boden entstanden sind, die gewöhnliche anglonormannische Nachlässigkeit in der Behandlung des Silbenmasses zeigen. Beim Vergleich mit diesen Hdss fällt daneben folgendes auf. Unsere Hds (wir nennen sie **B**) hat überhaupt reine Reime, nur eine geringe Anzahl von Verbindungen *ie* : *e* kommen vor, während die in den anderen Hdss sehr zahlreichen Reime dieser Art hier sonst durch reine Verbindungen vertreten sind. Da man weiss, wie gerne die anglonormannischen Schreiber sich der ihnen geläufigen Freiheit in dieser Beziehung überliessen, liegt ja von vornherein die Annahme nahe, dass ein solcher Kopist die Reime eines etwa kontinentalnormannischen Originals, das ursprünglich einige derartige Verbindungen enthielt, umgestaltet hätte. Der in Frage stehende Text scheint aber Andeutungen in ganz entgegengesetzter Richtung zu enthalten, nämlich dass der Schreiber von **B** oder ihrer Vorlage eben bemüht gewesen sei, die agln Reime zu beseitigen und eine gute Versifikation herzustellen, dass er aber in diesem Bemühen nicht immer Glück hatte, sondern zuweilen die fehlerhaften Reime stehen zu lassen gezwungen war, zuweilen wieder zu einem schlechten Notausweg gegriffen hat, der den Vers noch schlechter machte als er in seiner agln, diesen Schreiber erschreckenden Gestalt war. So steht I, 193 (BzM S. 51):

Dites moi, s'il vos puet membrer,
S'avez oï d'aucun conter
193 Qui eüst un entier ami,
Volentiers en vorroie oïr.

Die anderen Hdss bieten hier (193—4) entweder: *Ou en aucun liu parler De aucun qui eust un ami enter,* oder: *Ki eust*

un ami enter Mult le voldroie escuter. Diese Reime schienen dem Schreiber unrichtig, und er hat verbessert, jedoch ohne Erfolg. Noch deutlicher geht diese seine Methode aus einer anderen Stelle hervor. Der Anfang der siebenten Geschichte lautet in den agln Hdss: *Uns prodom, ço oï conter, Ala sa vigne vendenger* — da aber der Reim seinem Ohr unrichtig schien, versuchte der Schreiber ihn zu verbessern, fand aber keine glücklichere Substitution als: *G'oï ja d'un preudome dire, Qui aloit vendanger sa vigne.* — An anderen Stellen scheint die Verbesserung, wenn auch einen richtigen Reim, so doch eine gezwungenere Lesart eingeführt zu haben. So heisst es V. 26 (S. 76) in den agln Hdss: *Cil ala la porte garder Et fist asez ben son mester,* welchen ungenauen Reim der Schreiber durch folgende Substitution in der zweiten Zeile geändert hat: *Et fist si com il dut aler,* was wenig Sinn hat. Andere solche wenig geglückte Verbesserungen könnten citiert werden.

Wenn es also nun feststeht, dass der Kopist die Reime *ie* : *e* zu entfernen bemüht war, und wenn man *ex analogia* mit den Stellen, wo wir ihn an seiner Arbeit ertappen, schliessen kann, dass auch die anderen Stellen, wo die übrigen Hdss diesen Reim zeigen, die ursprüngliche Gestalt des Gedichts darstellen, so würde also das Gedicht eine sehr grosse Zahl solcher Reime enthalten haben, grösser als sie in den kontinentalnormannischen Gedichten zu sein pflegen. Verglichen mit dem Umstande, dass es, nach den übrigen Hdss zu urteilen, eine weite Verbreitung auf agln Boden gefunden hatte, legt dieses Sachverhältnis den Gedanken nahe, dass das Original agln gewesen ist. Die in **B** gut erhaltene Versifikation brauchte ja nicht dagegen zu sprechen, da es nicht an agln Gedichten mit regelrechter Metrik fehlt. Aber wir haben keine entscheidenden Beweise: von den spezifischen agln Merkmalen kommen, so viel ich sehen kann — eine genaue Untersuchung habe ich nicht veranstaltet, auch noch keine Klassifikation der Hdss — in den Reimen wenige vor, und es bleibt fraglich, ob die Summe so gross ist, dass man einen bestimmten Schluss in der angegebenen Richtung ziehen könnte.

Wenigstens vier von den Hdss, die wir noch ausser **B** besitzen, bezeugen auf den ersten Blick ihren agln Ursprung. Eine, vielleicht die jüngste von allen, die Hs Rouen O. 35 (**R**), die dem XIV Jhdt angehört, ist in Bezug auf Lesarten nahe mit **B** verwandt, zeigt aber keine besonderen agln Sprachzüge, vermeidet vielmehr konsequent die Vermischung von *o* und *u* in der Schrift, lässt neben *ei* die Schreibung mit *oi* zu und weist sogar einige Pikardismen auf, wie *carme* für *charme*. Aber die Reime stimmen mit denen in den rein agln Hdss überein, die Versifikation ist durchgehend schlecht, und übrigens der Text stark entstellt, oft unbegreiflich, wie auch die Hds sehr nachlässig ausgeführt und auch wegen ihres äusseren Zustandes nicht leicht leserlich ist.

Eine andere Hds, die bei der Rekonstruktion eines kritischen Textes gleich wie die letzgenannte wenig Dienste leisten wird, ist die in London befindliche BM Harley. 527 (**h**). Man kann ihren Text geradezu als eine Bearbeitung bezeichnen, denn obgleich er alle Geschichten, mit Ausnahme vierer, des BzM:schen Textes wiedergiebt und dazu noch eine der *DC* fremde Geschichte bringt, so enthält er doch nur 2146 Verse, also ungefähr 150 weniger als die Edition. Dies beruht darauf, dass die Geschichten zum Teil (nicht alle) sehr verkürzt sind, die moralischen Reflexionen entweder zusammengezogen oder vollständig weggelassen. In Bezug auf die letzteren hat der Kompilator ein eigentümliches Verfahren beobachtet. Nachdem er den Anfang, 47 Verse, in ziemlich getreuem Anschluss an den gewöhnlichen Text wiedergegeben hat, tritt eine Lücke von 22 Versen ein, darnach setzt er wieder fort (25 V.), dann kommen 7 V. eigenen Zusatzes, dann III, 7—10, 75—88, 91—106, 253—260, 45—48, 108—111, dann einige Verse aus dem Kapitel *Du chastoiement* am Schluss (BzM S. 138), dann XIX, 35—56, dann wieder III, 112—128, 149—152, 189—190, 221—228, 261—266, dann wieder einiges aus dem *Du chastoiement,* dann XXV, 112—126, dann XIX, 29—32, dann einzelne Verse aus II und III und der Einleitung. Nachher beginnt die zweite Erzählung. Man kann sich vorstellen, wie dies alles mit einander zusammenhängt!

Die der *DC* fremde Geschichte ist statt der zehnten, *Du Fableor,* eingeschaltet, weil der Kompilator wahrscheinlich noch einen pikanten Beweis für die Untreue der Frauen liefern wollte. Es ist dieselbe Erzählung, die sich bei Barbazan-Méon II, 91 und Montaiglon-Raynaud, I, 126 unter dem Titel *Le Cuvier* findet, nur ist sie hier ganz verschiedenartig und zwar weder dem Inhalte noch der Form nach vorteilhafter dargestellt. Da mir diese Version sonst unbekannt ist, mag sie hier mitgeteilt werden.

Li sires en sun bosioin alat,
E dist ke mult i demurra.
La dame maunde son ami,
Baigner le vout, puis esbanir.
A sa veisine envea,
Sa cuve a baigner apromta,
En le ele de la meisun le baina,
Le us de la sale ben ferma.
Li sires fu cuntremaundé,
A l'oustel tost est repeiré.
Il hurte a le us, haut ad crié.
La cuve unt il tost reversé,
Li chapelain desuz muscé;
Le us unt ouert, e entre einz
Li sire out estraunge genz.
Li quisine fet haster,
Ore endreites vout manger.
Il unt lavé e sunt asis,
Mult ben fet servir ses amis.
A taunt i vint une meschine,
Devaunt la dame sei encline:
Munseignur vint ore a l'ostel,
Sun bain cumanda aprester;
Pur sa cuve sui venue,
Ples vus ke hors je la remue?
Dist la dame: Nu freez,
Ja la mein ne i meterez;
Va t'en, tost jeo le enverai,
Si tost cum fere le porai.
Cele se turne, a l'ostel vient,
Sa dame lui maunde: Ne le as tu nient?
Arere cur, si tu ne le as,
Jeo meimes vendrai pur pas.

Cele returne, tauntost curut.
Li sire demaunde quei ele ust:
Rendez li tost, ne le retenez!
La dame fu mult esmaiez.
Ça vien, dist ele, od mei parlez,
E je te dirai ke en friez;
Arere tent, va tanttost curaunt,
Ta dame di ke jeo li maunt
Ke ja ne m'urge (?), a Deu ne place,
Desque el besoin de dame sace.
Kant sa veisine oï le aveit
Dunc purpense mult estreit,
En sa quisine tost ala,
La mesun pus aluma,
Le uches (*l.* ucher) mult haut ad fet lever
Pur la dame desencumbrer.
Le cri i vint, il levent sus
La table, tresseilerent tuz,
Ne remist en le hostel un sul
Fors la dame e sun lecheur.
La cuve en oste e il s'en vet,
Des ore en unt il nul pleit.

Die nächste Hds an der Reihe ist der Cod. Digby 86 (**D**) in Oxford, bekannt vor allem durch die Beschreibung Stengels,[1] der ihr wahrscheinlich doch ein etwas zu hohes Alter gegeben, indem sie wol, wie Paul Meyer behauptet hat,[2] aus der Mitte des XIV und nicht aus dem Ende des XIII Jhdts stammt. Stengel hat den Anfang und den Schluss mitgeteilt und den betreffenden Text mit zwei andern verglichen (Harl. 527 und **B**, jedoch nicht immer exakt, so z. B. fehlen die V. 13—18 des Cod. Digby auch in der erstgenannten Hds). Im allgemeinen kann man wol sagen, dass diese Hds in Einzelheiten eine Gruppe für sich gegenüber der Mehrzahl der anderen bildet.

Die Hds Harley. 4388 des BM (**H**) ist älter als die vorhergehende, sie stammt wahrscheinlich aus dem zweiten Drittel

[1] *Codicem manu scriptum Digby 86 . . . descripsit . . .* MDCCCLXXI, S. 11 ff.

[2] *Romania*, t. I (1872), S. 245.

des XIII Jhdts[1], hat ursprünglich wol das ganze Gedicht enthalten, oder nach Ward's Berechnung ungefähr vierzig Verse weniger als **B**, mit der sie übrigens ziemlich genau übereinstimmt, nur dass die Versifikation, wie schon gesagt, schlechter ist, die Schreibung anglonormannisch und hie und da aus Nachlässigkeit ein Vers ausgelassen. Dagegen enthält sie Lesarten, welche offenbar das ursprünglich richtige gegenüber **B** darstellen, neben anderen, die wieder verdorben sind. Durch das Fehlen von nicht minder als 8 f:os ist eine sehr umfangreiche Lücke entstanden, die von dem Anfang der Geschichte XIII bis zur Mitte der Geschichte XXIV reicht. Die Hds enthält somit in ihrem jetzigen Zustande nur 2399 Verse.

Schliesslich ist zu erwähnen die Cheltenhamer Hds in der Bibliothek Philipps (**C**). Sie ist nur durch die Beschreibung Paul Meyer's in den *Notices et Extraits,* XXXIV, 1, S. 197 ff. bekannt, wo auch einige Zeilen von dem Anfang und dem Schluss mitgeteilt sind. In Bezug auf die Geschichten ist sie vollständig, enthält also auch diejenigen, die in **D** fehlen. Der Text ist im allgemeinen recht gut und weicht nicht allzusehr von demjenigen in **B** ab. Die Hds stellt wol die früheste und korrekteste agln Abschrift dar, die wir besitzen; ob sie aber direkt auf das Original zurückgeht, kann ich einstweilen nicht entscheiden, glaube es aber gewiss nicht.

Um wenigstens eine Idee von dem Verhältnis der verschiedenen sechs Hdss zu einander zu geben, drucke ich hier 80 Verse nach **C** ab und gebe vollständige Varianten. Ich wähle zwei Stellen aus der Einleitung und der ersten Geschichte.

Beu fiz, par Deu te pri le veir, (BzM S. 43, V. 69).
De la furmie aprenc saveir,
Ki en esté vait purchaçant
Dunt pusse vivre en avant;

1 **B** por **D** Beau douz fiz pur deu le voir **H** Fiz ieo te pri par d. l. v. **h** pur — 2 **BR** A la f. **h** pren — 3 **BR** Dont el p. **D** vivre puise —

[1] Laut Mitteilung von Herrn G. F. Warner im Departement der Mss des BM.

En esté quert, e fet que sage,
Dont pusse vivre a l'ivernage.
Beau fiz, e del coc te comant
Ke ne seit de tei plus vaillaunt,
Ki s'esveille a l'einsjornaunt
E vet guareisun queraunt.
Beau fiz, quant vient a l'ajourner,
Dunc ne dois tu pas reposer, (80)
A muster en deiz dunk aler
Deu deprier e aurer,
K'il te defende a icel jour
De pecche par sa grant dulçor.
Li coc refait un autre rien:
Se[s] set femmes chastie bien.
Mes si tu ne poez chastier
Une seule ne justisier,
Dunc est li cos, cument ke seit,
Plus fort de tei en un endreit. (90)
Beau fiz, pren guarde del chen:
N'oblie pas ki li fet bien;
Si aucum par bien regardé te eit
E tu ublies le bien fait,
Dunc avra en aucune guise

5 **B** quant el fait **D** si fest **h** *ersetzt* 4—5 *durch:* U divesce nent ne ames A labour eyens(?) tuz nes — 6 **BHR** en iv. **D** vivre puise le iv. — 7 **H** Fiz del coc ieo te c. **R** del ce te c. **h** 6—7: Mes gard ke ne seit plus veilaunt Le coc de tei, jo te cumaunt — 8 **D** plus de toi ne s. **H** Ke il ne seit de tei plus s. — 9 **BHR** l'ajornant **D** Ki se leve en la jornant — 11 **BDH** l'enjorner **h** Tut ausi quant vent au j. **H** E quant vient al ajorner — 12 **H** Unc ne deis p. r. **h** Dunk ne dei pas r. — 13 **BDR** mostier doiz dunques **H** al muster deis d. a. **h** ten deis — 14 **BR** Por d. proier **D** E d. pr. e demaunder **H** Deu preer e a. **h** Deus aurer e prier — 15 **D** Qui — 16 **D** grant *fehlt* **H** D'encumbrement de deshonur — 17 *(Die folgenden 13 Verse sind in* **B** *durch den Zustand der Hds verstümmelt, so dass die zweite Hälfte immer fehlt)* **BD** si fait **R** Li cocs fait **h** *ersetzt die Verse 17—20 durch:* Si li coc leve einz de tei Grant vilte vus ert si cum ieo crei — 18 **BR** Ses cinq. f. **D** Ses .V. femmes justise il. b. 19 **R** ne *fehlt* — *Nach* 20 *fügt* **D** *hinzu:* Donke ad li koks en une guise Plus ke tu nas de franchise — 21 **D** E si est coment — 22 **H** Meillur de t. **h** Avaunt de t. — 26 **B** Se **h** sun b. — 27 **B**

Li chien plus que tu de franchise.
Beau fiz, un autre rien te di:
Ne te soit poi de un enemi,
Ne trop ne te soit pas avis
D'aveir cinc .c. u plus amis. (100)
Beau fiz, ne loer tun ami
Enceis que tu saches ben de fi
Si il te eime bien vereiement;
Tu le savras a l'espruvement.
Un esample te vuil conter, (BzM S. 44 V. 1).
E tu pense de l'escouter.
Uns proddom estoit en Arabe, Conte I.
Icels out nun Lucanabe,
Si estoit del siecle mut sage,
Si este[it] de mult grant aige.
Avint si ki il ammaladi,
Morir quida trestout de fi;
A sun fiz ad dunk demaundé:
Quanz amis as tu purchacé
Tant cum as vescu entre gent?
E li fiz li dit: plus de cent. (10)
Li peres entent bien assez
K'il nes aveit pas espruvez.
Mout as, dist il, espleité
Si tu en as ja tant purchacé,

Donc auras **D** ad li chens en une g. **h** aura plus en cele guise — 28 **D** plus ke tu nas de f. **H** plus de tei **h** plus *fehlt* — 29 **H** Chier f. une rien — 30 **B** de un ami **D** de un bon ami **R** de ton ennemi — 32 **BHR** ou cent on plus **D h** *(die diese Stelle viel später bringt)* De aver cent ou plus — 33 **BR** ne loe **D** loez pas **H** Cher fiz ne leisser tun ami — 34 **BD** Ains (einz) **h** *fehlt für das Folgende* — 35 **D** parfitement **H** S'il aime tei veraiement — 36 **BR** le *fehlt* — 37 **D** Une ensample te dirrai **H** te voil mustrer — 38 **B** penses **D** Si cum counter oy le ai **H** en pens — 39 **C** *fehlerhaft* Ababe **H** arabie — 40 **B** Si avoit a non Lucinabe **D** Ke avoit **H** Cil out a num Lucanaibe *(pro* Lucanabie) — **R** Il out . . . Lucanabie — 41 **BHR** Il estoit **D** Sestoit — 42 **BHR** E si est. **D** E si estoit hom — 46 **B** conquesté **H** se aveit purch. — 48 **BR** Le filz li a dit **D** E cil respoundi — 49 **B** Li peres entendi assez — 50 **B** Ke nes a pas bien **D** ke ne les out pas espr. **H** Ke nes aveit — 51 **BDR** bien espl. **H** Si dit mult as b espl. — 52 **BR** i as tant

Mes tu ne te deis pas vaunter
Enceis que vienge al espruver.
Beau fiz, mout ad ke jo sui né,
Encore n'ai pas si espleité,
Uncore n'ai jo pas purchacé
Fors d'un seul ami la meité. (20)
Va toust, espruve tes amis
Endementiers ke jeo sui vifs,
Que tu saches veraiement
Si nul te eime parfitement.
Volentiers, dist li bachiler,
Mes ore me ditz dunk primer
Cument jes devrai espruver,
E jol ferai saunz demurer.
E sis pere toust li enseigna
Cument il les espruvera: (30)
Va, dist il, ocir un veel
E pus le met en un sachel,
E si l'ensanglente defors
E puis sil porte cum un cors.
Di ke home as ociz,
E vien de nuit a des amis,
E crie lur pur Deu merci
E di ke as un homme murdri.
Prie les en tutes amurs
K'il te facent aucun succurs.
Par tant savras veraiement
Si nul te eime parfitement. (40)

D tu as tauns **H** en *fehlt* — 53 **BR** dois mie v. — 54 **BR** Ains que viegnes **D** Einz que venge — 55 **DH** ieo fu **H** Beau *fehlt* — 56 **B** Et si n'ai-ge pas tant erré **H** nai mie **R** nay je pas — 57 **B** Que ge me soie porchacie **H** nai pas uncore p. **R** Que ie ay si me porchace (57—58 *sind in* **H** *umgeworfen*) — 59 **D** esprouer — 60 **B** Dementre **R** Endementre que suy — 61—66 *Die zweite Hälfte der Verse fehlt in* **B** — 61 **R** tu le saches — 64 **B** dites se vos volez **H** m'en dites **R** dites tout prives — 65 **BD** les doi **H** Cum io les dei **R** ies doy — 67 **BR** Et li peres **D** Sun pere **H** Sis peres ... enseignot — 69 **D** Va toust **H** ocie — 70 **D** Si le boutez **H** Pus sil met — 71—72 *fehlen in* **B** — 71 **D** lensaunglantez — 73 **BDHR** D'aucun home

Hier ist, wie man sieht, die Übereinstimmung unter den Hdss noch eine ziemlich grosse. Es giebt aber Stellen, wo sie viel stärker auseinander gehen. Eine solche findet sich in der zwölften Erzählung, der bekannten Geschichte von dem ausgesperrten Ehemanne, die man gewöhnlich »Puteus» nennt. Die vier Hdss, die ich hier zu meiner Verfügung habe (mir fehlt die Kollation von **C** und **R**) zeigen folgende Abweichungen. Die vier und sechzig ersten Verse (BzM p. 99—101) gehen so ziemlich zusammen in **BDHh**, nur dass **h** sie auf 42 herunterbringt, ohne die logische Konnexion aufzugeben. Die folgenden 44 Verse ersetzt **D** durch eine Verkürzung, die nur 17 Verse enthält, **BHh** gehen hier wieder einigermassen zusammen, nur dass **h** am Schluss stark verkürzt. Im Wortlaut verspürt man eine nahe Verwandtschaft zwischen **H** und **h**. — Es ist die lebhaft erzählte Stelle, wo die List der Frau dargestellt wird: wie diese ihren Mann jeden Abend besäuft, wie sie zu ihrem Liebhaber schleicht, wie der Mann Verdacht zu schöpfen beginnt und schliesslich die Frau aussperrt. Dies alles wird in **D** auf folgende, nur in den letzen Zeilen mit den anderen Hdss übereinstimmende Weise geschildert:

Quant il estoit fort endormi,
Ele prist les clefs, les us overi,
E son lecheur la geita
E a sa meison la mena.
Ensemble sunt tout la nuit
Od lur joye, od lur deduit.
Quant le prodom est aperçu
Cum faitement il est deçu,
Tost s'en va son us fermer,
E quant vint a l'ajorner,
Cele i vint e vout entrer.
Mes par crier ne par plurer

BHR qu'aies o. — 74 **B** Fui t'en **D** E ven a un de tes **H** tes **R** Et mesne od tout a tes amys — 75 **BR** Et lor prie **D** Si lui priez **H** E lur crie — 76 **D** hom — 77 **BR** lor **D** Si lui priez **H** E pri lur — 78 **D** face — 79 **D** saverez au mon escient — 80 **H** Salcuns.

Ne la lessa il pas entrer,
Einz li dist qu'il moustroit
A ses parens e lur dirroit
Cum faitement ele lui servoit.
La compaignie od lui ne averoit.

För den Schluss der Geschichte ist hauptsächlich wieder Übereinstimmung zwischen **BDH** vorhanden (nur dass in **D** 2, in **H** 4 Zeilen an derselben Stelle fehlen), während **h** diese letzten 90 Verse mit einem Drittel verkürzt.

4. *Französische Prosa.*

In der am Anfang dieses Aufsatzes citierten Notiz in der *Romania* 1880 liest man, dass der frz Prosatext von Labouderie »fort imparfaitement» gedruckt worden sei. Insofern als der Hg (also eigentlich Méon) nur eine einzige Hds benutzt hat, während wir zwei besitzen, und also die Fehler nicht hat berichtigen können[1], kann dieses Urteil berechtigt sein, sonst aber nicht, denn der Abdruck ist als solcher überhaupt befriedigend. So viel ich sehen kann, liegt eine einzige falsche Interpretation vor, nämlich Seite 3, Z. 6, wo statt *ayent repris* natürlich *ay entrepris* zu lesen ist. Sonst ändert der Hg zuweilen mit wenig Sinn für den afz Sprachgebrauch, so wie wenn er S. 15 *je le te* in *je te le,* oder S. 45 *eschappé un peril* in *e. au peril* umtauscht oder S. 105 vor *lendemain* ein *le* einführt. Durchgehend ändert er aber die Ortographie der Hds in der Beziehung, dass er überall das finale *z,* das Regel ist, durch *s* ersetzt.

Die Brüsseler Hds 11043—44 scheint um die Mitte des XV Jhdts geschrieben zu sein. Sie figuriert in dem Inventarium, das nach Philipps des Guten Tode in Brügge gegen 1467 aufgesetzt wurde. Méon schreibt die Übersetzung Jean Miélot zu, ohne den Grund dieser Annahme anzugeben. Sie hat auch keinen Erfolg gehabt, obgleich man sie noch hie und

[1] Einige von ihnen waren so offenbar, dass der Hg sie geändert hat; andere ebenso grobe Fehler der Hds hat er stehen lassen.

da als Tatsache angeführt sieht.[1] Um sie abzulehnen, genügt das Méon und auch anderen unbekannte Faktum, dass die Kopenhagener Hds (**K**), die aus dem Anfang des XIV Jhdts stammt, auf dieselbe Vorlage zurückgeht wie die Brüsseler (**B**); also datiert nicht die Übersetzung, wie der Hg sagt, aus dem XV Jhdt, sondern sie ist wenigstens 150 Jahre älter als die Hds **B**.

Dass diese beiden Hdss eng zusammen gehören, sieht man auf den ersten Blick, trotz der Verschiedenheit des äusseren Habitus: **K** ist nämlich stark pikardisch, wogegen **B** nur einige Spuren dieser dialektalen Färbung trägt, die Vermengung von *s* und *z* und vereinzelte Beispiele von *ch* für *c*, welche jedenfalls angeben, dass ein pikardisches Original vorgelegen hat. **K** stellt wol auch inhaltlich dieses Original getreuer dar als **B**, welche Lücken (wenn auch nicht grössere) hat und überhaupt den Eindruck einer weniger sorgfältigen Arbeit macht. Dass sie nicht eine unmittelbare, nur in Bezug auf den Dialekt veränderte Abschrift von **K** sein kann, beweisen einige Stellen, wo sich **B** näher an das lateinische Original anlehnt.[2]

[1] In seinem sonst so guten und erschöpfenden Aufsatze über Miélot *Revue d'historie littéraire*, 1907, 427 ff.) sagt Perdrizet nur, dass M. nach Méon auch die *DC* übersetzt hätte, »mais l'éditeur a omis d'indiquer où se trouvait le ms. de la traduction» (S. 481). Natürlich haben Méon und sein Nachsager Labouderie die Brüsseler Hds gemeint, denn sie kannten keine andere.

[2] Scheinbare Schwierigkeiten machen einige Stellen, wo die beiden Hdss ziemlich stark auseinandergehen und auch keine ganz zu dem lat. Original stimmt. Ich citiere als Beispiel den Schluss der Einleitung (Ed. Labouderie, S. 10—11).

Lat. Original. Z. 13—24.

Fili, ne sit formica sapientior te, quæ congregat in æstate unde vivat in hyeme. Fili, ne sit gallus vigilantior te, qui in matutinis vigilat, et tu dormis Fili, ne sit gallus fortior te, qui justificat decem uxores suas, tu solam castigare non potes. Fili, ne sit canis corde nobilior te, qui benefactorum suorum non obliviscitur: tu autem benefactorum tuorum oblivisceris. Fili, ne videatur tibi parum unum habere inimicum, vel nimium mille habere amicos.

Hds B.

Soyez sages aussi comme le fourmil, qui assemble en l'esté dont elle vit l'yver. Beaux filz, ne soyes mie moins noble que le chien: il ne mescon-

Auch die neuerdings von J. Ducamin herausgegebene gascognische Version[1] (Hds von der Mitte des XV Jhdts in Madrid) steht in sehr nahem Verwandtschaftsverhältnis zu diesen französischen Texten, und schon vor vielen Jahren behauptete Paul Meyer, dass sie auf den von Labouderie herausgegebenen zurückgehen müsse.[2] Wenn man diese beiden Texte genau mit einander vergleicht, stösst man indessen auf Stellen, die das Gegenteil zu bezeugen scheinen, indem der gascognische Text (**G**) mit dem lateinischen zusammengeht und von **B** abweicht. An vielen solchen Stellen, z. B. in der zweiten Erzählung, löst **K** dieses Rätsel, indem sie die mit dem lateinischen und dem gascognischen Text zugleich übereinstimmende Lesart bringt. Am deutlichsten zeigt sich

gnoist mie ceulx qui bien lui font si comme tu fais. Beaux filz, ne soyes mie plus pareceux du coq qui justice deux (L hat verbessert: dix) femmes, et tu n'en pués justicier une. Filz, se tu as un ennemi, c'est trop.

Hds K.

Soies sage ausi comme li fourmis qui assamble en esté che que il li couvient l'iver. Biax fiex, ne soies mie plus parchex du coc qui veille en l'eure de matines et tu dors. Et si ne soies plus de ceus qui waitent et justicent femmes et tu n'en pues castoier une. Fiex, ne soies mie mains nobles que li chiens, car il ne mesconnoist mie chiaus qui bien li font si que tu fais. Fiex, se tu as un anemi, chou est trop. Se tu as mil amis, che n'est mie trop.

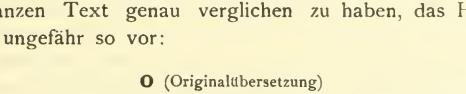
Der Hahn und seine zwei Eigenschaften scheinen eine gewisse Verwirrung zustande gebracht zu haben. Auch in den lat. Hdss gehen an dieser Stelle die Lesarten von einander, jedoch nur in Bezug auf die Reihenfolge der Sätze. Jedenfalls ist in **B** die Eigenschaft des Hahns, die durch »vigilantior» im lat. Text ausgedrückt ist, seinem Verhältnis zu seinen Frauen angepasst, und in **K** ist der Satz, der dieses letztere auszudrücken versucht, offenbar verdorben (nach *plus* fehlt ein Adj. *ceus* ist vielleicht Entstellung vom Plur. *cos*). Alles deutet darauf hin, dass die Vorlage dieser beiden Hdss an dieser Stelle undeutlich war.

Die Hs **K** nennt den Schneiderlehrling *Nedui* (das ist der richtige Name) der Geschichte XVIII durchgehend *Endieu*.

[1] S. *Romania*, t. XXXVII (1908), S. 616 f. — Die unrichtige Form *Lucanina* ist nicht ein Fehler des Herausgebers, denn auch **K** hat sie, wie überhaupt der Name auch in den lat. Hdss in verschiedenen Variationen auftritt.

[2] *Romania*, t. VI (1877), S. 151 f.

die Übereinstimmung in den letzten Zeilen des Textes, wo alle die drei französischen Versionen mit einander übereinstimmen, während keine von den lat. Hdss, die ich kenne und welche zwei verschiedene Variationen dieser Stelle aufweisen, diese Redaktion hat. Alles findet jedoch nicht so leicht seine Erklärung, sondern es giebt Stellen, wo **G** allein richtig nach dem Original sich fügt, während die beiden anderen fehl gehen. So am Anfang der Geschichte vom dem Schneiderlehrling, wo **B** und **K** von dem lat.: *At ille discipulos sutores habebat quorum quisque artificiose suebat quod magister . . . incidebat* die Übersetzung geben: . . . *qui bien cognoissent ce que le maistre tailloit,* wogegen **G** richtig übersetzt: *qui cozent ben totz so que lo cordurey tailhaue.* Dies zeigt, dass der gasc. Übersetzer nicht auf dieselbe Vorlage zurückgeht wie die beiden anderen.[1] Ich stelle mir einstweilen, ohne den ganzen Text genau verglichen zu haben, das Hdsverhältnis ungefähr so vor:



5. *Französische Fragmente.*

Erzählungen der *DC,* aus dem Zusammenhange losgerückt und natürlich ohne das Beiwerk von moralisierenden Reflexionen, finden sich in sehr vielen lateinischen Beispiel-

[1] Die soeben citierte Stelle aus dem Schluss der Einleitung lautet in der gascognischen Übersetzung, besser als in den oben angeführten frz Versionen, aber auch nicht ganz wortgetreu, folgendermassen:

» Sies sabi eissi come la formitz qui amasse en estiu so que diu myngar et biure l-ibren. Beu filh, no sies pas tu plus necgligent que lo beguey qui beilhe a l-ora de matinas et tu dormes. Et tu ne sies plus nessi que le quot qui seruis et contenta .X. femnes et tu non potz punt contenta la. Filh, no sies pas myng noble que lo can. Car et no mesconhos pas aquet qui ben lo fey, si comme tu feys. Filh, si tu as .C. amicz, so no es pas trop; si tu as .I. ennamic, so es trop. »

und Predigtsammlungen. Ob man sie auch häufig in ungedruckten französischen Werken ähnlicher Art antrifft, kann ich nicht sagen, da ich diese Sammlungen nicht durchgemustert habe. Th. Crane, der vorzügliche Kenner dieser Litteratur, weiss nicht andere französische Sammlungen zu erwähnen, als die drei Hdss derselben Kollektion, die auch ich, schon bevor ich seine Notiz sah, durchgesehen hatte, nämlich BN fr. 435, 911 und 1834, alle aus dem XV Jhdt, und dann eine Hds in BM, Harl. 4403.[1] Die zwei erstgenannten Pariser Hdss enthalten fünf Geschichten, die direkt aus der *DC* übersetzt sind, nämlich: zwei Freunde, der Traum des Bauers, der Brunnen, Alexander, der Pförtner (n:o II, XVII, XII, XXX und V bei Labouderie); in der letzgenannten fehlen die zweite und die dritte Erzählung, sie enthält also nur drei. Der Text ist von der frz Prosaübersetzung, die wir kennen gelernt haben, vollständig unabhängig; eine von den Geschichten, der Pförtner, ist ziemlich frei behandelt und enthält am Schluss eine allegorische Auslegung, was darauf hindeutet, dass sie irgend einer lateinischen Beispielsammlung, wo solche Auslegungen häufig vorkamen, nachgebildet ist. Die ganze Geschichte mag hier als Probe abgedruckt werden nach der Hds BN fr. 435.

Piere Alphons raconte d'un seigneur qui fist une ordonnance en son chastel que tous ceulx qui vouldroient entrer ou chastel, s'ilz avoient aucune faulte sur leur corps, ilz paieroient ung denier, et donna ce droit a son portier. Advint ung jour qu'il y entra ung bossu bien emmantellé. Le portier luy demanda ung denier pour celle bosse. Cil respondit rudement qu'il n'en payeroit ja denier. Le portier en fut mal content et luy tollit son chapperon et trouva qu'il estoit teignoux; s'il luy dist qu'il payeroit deux deniers. Tant monteirent leurs parolles qu'ilz prindrent l'un l'autre a bras, mais le bossu cheut dessoubz, et trouva le portier qu'il n'avoit qu'un oeul et si estoit rongneux et desrompu et pour ce, veulsist ou non, il luy fist payer cinq deniers pour ces cinq deffaultes, et il eust esté quite au premier s'il eust voulu payer pour ung denier. Ainsi a cest exemple se nous ne payons a Dieu ligierement ce que nous luy devons, c'est assavoir que nous nous confessons si tost adonc nous avons peché, et nous attendons longuement, ung peehé actrait l'autre et ainsi de l'un en l'autre nous serons trouvez deffaillans en tant de manieres que a peu nous en savrons nous aquiter.

[1] *The Exempla of Jacques de Vitry*, ed. by Th. Fr. Crane, 1890, S. CXI.

Paul Meyer hat in der in England im XIV Jhdt geschriebenen Hds BM Harl. 3775, die eine bunte Menge von verschiedenen Sachen enthält, mitten in einem biblischen Gedicht die Bearbeitung einer Geschichte (VI) der *DC* gefunden und sie veröffentlicht.[1] Er sagt hiervon: »il introduit assez maladroitement un conte qu'il aura pris directement dans la *Disciplina Clericalis* de Pierre Alphonse, ou, de seconde main, dans quelque recueil d'*exempla*.»[2] Er citiert dann für die entsprechende Geschichte die Ausgabe der Bibliophiles. Hätte er aber die andere Versbearbeitung, die von Barbazan-Méon veröffentlichte, eingesehen, so hätte er sogleich gefunden, dass das sehr schlecht versifizierte und auch sonst verdorbene Stück sich doch als eng verwandt mit dieser Version zeigt, ja die Reime sind durchgängig dieselben, ausser am Schluss, wo sie mit der Hds **D** übereinstimmen[3]. Das Gedicht ist also nichts anders als eine schlechte Abschrift dieser Version.

Ein anderes von P. Meyer veröffentlichtes Stück, eine Versbearbeitung der Geschichte von dem halben Freunde, gehört nicht hierher; sie beruht auf einer Kontamination mit einer Geschichte in *Barlaam und Josaphat*.[4]

W. Söderhjelm.

---

[1] *Romania*, t. XXXVI (1907), S. 198 f.

[2] *l. c.* S. 186.

[3] Wenn dieser unkundige Kopist schreibt:

Duy clers alerunt en lur dedut,
Hors de une cité ce cuntrerunt,

und diesen zweiten Vers mit den zwei folgenden reimen lässt, so ist es nur ein Missverständnis der Vorlage; hier stand: *Hors d'une cité contre nuit* (BzM weicht hier ein wenig ab, aber das bedeutet garnichts).

[4] *Romania*, t. XXXV (1906), S. 38 ff.

L'insuffisance de la dérivation française

La vitalité d'une langue et la chance qu'elle a de vaincre dans la lutte actuelle des langues dépend, certes, avant tout de la supériorité de situation politique, de nombre et de civilisation du peuple qui la parle. Une nation supérieure aux autres sous ce rapport finira par imposer son idiome à l'humanité entière, ainsi que faillirent le faire la Grèce antique et plus tard Rome. Cependant cette suprématie d'une langue tient non seulement à des causes extérieures, mais aussi dans une certaine mesure à des qualités intérieures, inhérentes au génie même de la langue, telles que la richesse du vocabulaire, une syntaxe souple et susceptible de toutes sortes de nuances, une phraséologie abondante et variée. Naturellement ces qualités ne sont pas dues au hasard, mais sont les conséquences nécessaires des conditions matérielles où évolue la langue, ou bien des manifestations de la psychologie primordiale du peuple qui l'a créée. Il y en a surtout une qui, moins que le lexique et la phraséologie, semble dépendre des causes extérieures et par là être le moins susceptible de perfectionnement, mais qui, à elle seule, est déjà capable de conférer une certaine supériorité à la langue qui en est douée. C'est la faculté de former, soit par composition, soit par dérivation, de nouveaux mots qui traduisent de nouvelles combinaisons et de nouveaux rapports d'idées. Cette précieuse vertu intrinsèque ne s'acquiert plus pour une langue déjà formée, si une fois elle n'est pas donnée par le génie même de l'idiome. Le grec la possédait à un très haut degré, et c'est là aussi un de ses avantages comme langue scientifique et philosophique, avantage que son rival et son héritier, le latin, ne connut jamais. La facilité qu'avait cette merveilleuse langue de former des mots composés était telle qu'Aristophane, dans une de ses comédies (L'Assemblée des femmes), s'est plu à en créer un qui ne compte ni plus ni moins de 73 syllabes. Aussi, quand dans la terminologie scientifique on a besoin d'un mot composé de deux ou plusieurs notions,

a-t-on toujours recours au grec, parce que le latin ne s'y adapte qu'en des cas rares et exceptionnels.

Cette faculté de dériver des mots l'un de l'autre ou de les former à l'aide de la composition est très différente dans les grandes langues civilisées du monde. Les langues germaniques en sont le mieux douées. Les idiomes slaves y excellent aussi. De là les incontestables avantages qu'en tirent ces langues. Mais quel est l'état du français sous ce rapport? Chose curieuse et paradoxale, la langue qui est réputée par tant de qualités, dont on vante la clarté, la logique et la grâce, «la plus *délitable* des langues», qui pendant quelque temps était considérée comme langue universelle, se trouve être, quant à cette faculté, dans une situation d'infériorité évidente à l'égard des langues germaniques et slaves. Ainsi que toute la famille romane, le français est atteint de l'incapacité, héritage du latin, de former des mots composés. Le nombre de ceux qu'il a est fort restreint, et encore la plupart en sont de purs emprunts grecs ou latins. Aussi des vocables pour des notions indispensables comme *zweckmässigkeit, vielseitigkeit* lui feront-ils à jamais défaut, à moins que l'on ne s'avise de les emprunter tout d'une pièce au grec. Mais même la faculté de former des mots par dérivation montre d'inquiétantes impuissances et de singulières atrophies. Dans aucune langue les mots ne sont si inféconds, si stériles et si stéréotypiquement figés que dans le français. Grâce à ce défaut, le français est condamné à piétiner sur place, à demeurer stationnaire, pendant que ses rivaux, l'anglais et l'allemand, et aussi le russe, poussent leur frondaison touffue de nouveaux mots, évoluent sans cesse et lui font une heureuse concurrence. Et à vrai dire ils l'ont déjà détrôné de la position privilégiée de langue universelle.

L'idéal de dérivation serait une souplesse et une variété extrêmes de moyens de former des mots. Il ne devrait pas y avoir de préfixes et de suffixes improductifs. Par exemple, de chaque substantif il serait permis de dériver un adjectif possessif ou qualificatif et de cet adjectif un substantif abstrait, puis de chaque adjectif un privatif et le substantif correspon-

dant. Chaque verbe devrait donner un substantif déverbal indiquant l'action et un autre exprimant le résultat de l'action. Et ainsi de suite. Les langues germaniques et aussi les slaves, comme le russe, réalisent à peu près cet idéal. Mais le français en est loin. Examinons quelques cas de la dérivation française comparativement à l'anglais surtout, mais aussi à l'allemand, pour en voir les insuffisances et les lacunes. Tout d'abord le français est réfractaire à former des adjectifs privatifs. Ceux qui existent sont en nombre limité et remontent souvent déjà à l'antiquité classique, comme *immortel, inconstant, irrévocable, inévitable, impur, illicite* etc. Mais il y a nombre d'adjectifs et de participes qui n'ont pas de ces privatifs, qui seraient quelquefois très nécessaires, comme *mûr, suspect, liquide, méthodique, musical, poétique, permanent, souple, passionné, bu, vu, lu, dit, aimé, aimable, moderne* etc., car la langue ne connaît pas de ces formes supposées comme **immûr*, **illiquide*, **insouple*, **inaimé*, **immoderne* etc. Pourtant l'anglais les a: *illiquide, immethodical, imprecise*. Ou à défaut du préfixe latin, qui est un peu improductif, on y a la ressource de les obtenir à l'aide du préfixe germanique *un-*, que l'on peut accoler à n'importe quel mot. L'allemand et les autres langues germaniques, de même que le finnois et le russe, ont le même avantage. Même les autres langues romanes, comme l'italien et l'espagnol, manifestent aussi plus de souplesse et d'abondance sous ce rapport. Quelquefois on se demande avec stupéfaction comment certaines notions négatives si simples, si quotidiennes n'ont pas de désignations verbales; les dernières auraient dû s'imposer par la force de la nécessité. Très typique et très illustratif est le cas que présentent le mot allemand *unnatürlich* et l'anglais *unnatural*. Cette notion si élémentaire et si fréquente n'a pas de mot en français, car **innaturel* n'existe pas. Mais l'italien l'a: *innaturale,* l'espagnol aussi: *innatural*. On s'étonne que dans une langue civilisée on ait pu se passer d'un mot si nécessaire et dont la dérivation est au surplus si aisée et s'offre comme d'elle-même. Aussi la remplace-t-on plutôt par des expressions *(pas naturel, contre nature, surnaturel)* qui ne sont pas tout à fait

exactes ni adéquates à **innaturel*. Et cela s'appelle la pureté du style. Car l'écrivain à qui l'idée viendrait de le créer — ce qui est peu probable — serait taxé d'avoir commis avec ce néologisme une impardonnable faute stylistique. Comment veut-on donc qu'une langue s'enrichisse?

Mais la nécessité est plus forte et prévaut contre toutes les théories et tous les préjugés, si enracinés soient-ils. Dans les derniers temps on commence, en négligeant la tradition, à former des privatifs avec plus d'audace et d'habitude. J'ai noté dans les journaux et chez les auteurs plus récents des mots tels que *inintéressant, insatisfait, insatisfaction, inculture, invu, inentendu,* qui jadis auraient fait l'horreur d'un académicien. Même dans les lexiques qui visent à être complets, ils ne sont encore admis qu'à titre de néologismes.

Un autre défaut de la dérivation française, c'est sa répugnance à former des adjectifs possessifs ou relatifs. Quelques adjectifs de cette nature sont d'une formation assez récente, quoiqu'ils paraissent presque indispensables, comme *cultural, talentueux.* Le dernier est attribué aux Goncourt. Mais il y a des adjectifs allemands, anglais ou russes qui n'auront jamais leurs correspondants en francais, comme *effektvoll, geschmackvoll, geschmacklos, allgemeinmenschlich, räumlich* (anglais *spatial*). D'autre part, il y a une foule de cas où les adjectifs seraient possibles grâce à des formations analogiques et grâce à l'exemple de l'anglais; malheureusement le conservatisme du français ne s'y décide pas. Ainsi des mots tels que *tempérament, race, éducation, dimension* n'ont pas d'adjectifs comme en anglais, où l'on dit couramment: *temperamental, racial, educational, dimensional.* Le français est en général avare d'adjectifs en *-al* et *-el.* Dans de pareils cas on s'en tire ordinairement à l'aide de la préposition *de,* de sorte que l'anglais *temperamental differences, racial character* serait traduit *différences de tempérament, caractère de race.* Mais ce procédé peut avoir ses inconvénients: il en résulte ces interminables et inévitables répétions de *de* qui font le désespoir des bons stylistes. Et, en somme, pourquoi ne pas former en français aussi abondamment de ces adjectifs,

si une langue moins latine en use et en abuse tant? *Différences tempéramentales*, *caractère racial ou racique*, *réforme éducationnelle* semble dans de certains cas plus commode, plus expressif et plus élégant même que les formations à l'aide de *de*. Et puis le français possède déjà nombre de dérivés analogues: *gouvernemental*, *départemental*, *présidentiel*, *ascensionnel*.

Mais ce qui fait la plus grave insuffisance, et la plus caractéristique, de la dérivation française, c'est la difficulté, voire l'impossibilité, où elle se trouve de former des substantifs abstraits et déverbaux. En cela l'anglais et surtout l'allemand lui sont infiniment supérieurs. On a l'adjectif *succinct*, mais l'on n'a pas de mot qui envisage cette qualité en soi, comme absolue, détachée de tout sujet auquel elle pourrait s'appliquer. Mais l'anglais en a un: *succinctness*. De même on a l'adjectif *abrupt*, les participes *élaboré*, *blasé*, *éveillé*: on n'a pas ce qui corresponde à *abruptness*, à *elaborateness*, à *blasiertheit*[1], à *svegliatezza* (allemand *aufgeweckheit*), tous des mots très nécessaires et presque indispensables. Certes, on s'en tire comme toujours à l'aide de la circonlocution: *caractère succinct*, *qualité élaborée*, *état blasé*. Mais dans certains cas et certaines combinaisons de phrases, cela est stylistiquement incommode et fait un effet lourd et maladroit, tandis qu'un seul mot exprimant tout donnerait plus d'aisance, de concision et d'élégance au style. Et, en somme, posséder le plus grand nombre de mots abstraits, pouvoir englober dans un seul vocable toute une combinaison d'idées pour former de ces mots des idées encore plus complexes, n'est-pas cela l'idéal de toute langue qui veut servir de digne intermédiaire à notre culture de plus en plus multiple et intense? Et puis les notions exprimées par un seul mot ont l'avantage d'être plus discernables, plus conscientes à notre esprit, le mot nous obligeant à les considérer comme des unités distinctes. Il ne faut donc pas parler de mots *inutiles* que l'on pourrait exprimer autrement. Une langue

[1] J'ai rencontré chez Péladan (Vice suprême) *blasement*, que le dictionnaire de Sachs-Villatte contient aussi, mais à titre de néologisme.

rebelle aux mots abstraits témoigne, chez le peuple qui le parle, de peu de faculté d'abstraction, ce qui n'est pas un éloge. C'est précisément le cas du français. Il y a là une foule d'adjectifs dont on aurait pu, à l'exemple des cas analogues, former des substantifs. Mais on ne l'a pas fait, parce qu'à personne l'idée n'est venue de les concevoir et de se les représenter sous une forme abstraite. Dans les autres langues pourtant, en anglais, en allemand, en russe, les dérivés substantifs sont assez fréquents et usuels. De tels adjectifs sont: *méconnaissable*, *fastidieux*, *raisonnable*, *inévitable*, *scientifique*, *artificiel*, *incorporel*, *consciencieux*, *proportionnel*, *expressif*, *mensonger*, *naturel*, *inouï*, *instinctif* etc. Des abstraits supposés de ces mots feraient l'horreur de tout Français: **méconnaissabilité*, **inévitabilité*, **scientificité*, **artificialité*, **irrévocababilité*, **consciencioseté*, **proportionnalité*, **expressivité*, **instinctivité*, **mensongèreté* etc. Mais ces mêmes mots n'ont rien d'étrange en anglais: *artificiality*, *proportionality*, *inevitability*, *incorporeity;* ou, si la terminaison latine *-ty* y paraît trop solennelle, on emploie le suffixe germanique *-ness*, qui est bon pour chaque adjectif: *unnaturalness*, *expressiveness*, *sensitiveness*, *fastidiousness*. Très instructif est le cas du verbe *atteindre* et de ses dérivés à faire. Jusqu'ici le français n'a pas de mots qui correspondent à l'allemand *erreichbar*, *unerreichbar*, *unerreichbarkeit*. Les dérivés *atteignable*, *inatteignable* semblent encore des néologismes assez frais. Je ne les ai rencontrés que dans un des derniers romans de Bourget. Mais personne n'a problablement osé construire des monstres (au point de vue français) comme **atteignabilité* et **inatteignabilité*, quoique les dérivés correspondants de la même racine latine existent en anglais: *attainableness*, *unattainableness*. Ces abstraits, on les a jusqu'ici remplacés par *accessible* et ses dérivés, ce qui n'est pas tout à fait identique. Pour quelques mots on a en français la ressource d'exprimer l'abstrait par l'adjectif même, pris substantivement: *le vague*, *le ridicule*, *l'équivoque*, *le pittoresque* (en anglais *picturesqueness*), *la disparate*, *l'inouï* (*inouïsme* cité par Brunot), *le tragique*. Goncourt et Daudet

ont abusé de ce procédé, qui d'ailleurs n'est praticable qu'à l'égard d'un nombre limité d'adjectifs.

Quelquefois aussi, quoique beaucoup plus rarement, il se rencontre des phénomènes inverses: on a le substantif, mais l'adjectif dont ce substantif est originairement dérivé manque en français, bien qu'il existe en latin, témoins de tels mots comme *hilarité*, *quiétude*, *désuétude*. Dans le dernier temps quelques écrivains ont, comme par une dérivation régressive, restitué la forme primitive *hilare* (Maupassant, Huysmans), *quiet*, *désuet* (Huysmans).[1] Mais il y a beaucoup d'autres mots latins dont les formes de départ n'existent pas en français, comme *urgence*, *assertion*, *expectation*, *occurrence* etc. Pourtant l'anglais, quoique moins latin, les a adoptées, celles-là aussi: *to urge*, *to assert*, *to expect*, *to occurr*.

On pourrait encore trouver d'autres catégories semblables et en multiplier infiniment les exemples. Ici je n'ai choisi que quelques cas typiques qui suffisent, je l'espère, à démontrer ma thèse: l'insuffisance et la difficulté de la dérivation française. Cette difficulté tient en partie peut-être à l'hétérogénéité de la langue; les éléments, les suffixes à l'aide desquels on forme par exemple les substantifs abstraits sont trop savants et paraissent aux Français trop pédantesques. Mais principalement il faut y voir comme cause le caractère général du peuple, la mentalité, la psychologie nationale, qui a créé et formé la langue en accord avec ses besoins. De là rien d'étonnant que les Français soient eux-mêmes si peu conscients de ce qui nous paraît comme un défaut. Pour eux ce n'en est pas un. Car comment expliquer autrement cette hostilité qu'ils ont toujours professée envers toute tentative de créer et d'introduire de nouveaux mots? Depuis le XVIIe siècle c'est comme une malédiction qui a pesé sur la langue française en entravant son libre développement. Car outre l'Académie, dont le conservatisme lexical est notoire, même ceux qui généralement passent pour de hardis novateurs, des révolutionnaires de la langue, ont montré beaucoup de réserve sur le chapitre de la

[1] Sachs-Villatte les marque d'une comète.

vraie néologie. Les efforts qu'ils y ont faits sont timides et sans système. Victor Hugo condamnait le néologisme; Théophile Gautier disait que, puisqu'il n'y a pas de nouvelles idées, à quoi bon des mots nouveaux. Flaubert, ce chercheur maniaque d'une expression verbale adéquate et idéale, aurait certainement eu besoin de quelques adjectifs négatifs et de quelques substantifs abstraits pour la précision de ses formules, mais chez lui le styliste préoccupé d'une langue harmonieuse et neutre interdisait la création des néologismes comme détruisant cette qualité de style. Seules les dernières écoles littéraires, les décadents, les symbolistes et les impressionnistes, ont fait des efforts plus conscients et plus hardis dans le domaine de la néologie. Ils ont mis presque une certaine coquetterie à parer leur langue de vocables insolites et désuets. Mais chez ceux-là même les résultats sont sporadiques, isolés et sans système, surtout quant à la dérivation de privatifs et de substantifs abstraits. Entre autres chez Péladan j'ai noté une tendance visible pour la formation d'abstraits comme *instinctivité*, *contemporanéité* etc. Et les critiques (Brunetière, Lemaître, Faguet, Pellissier), loin de les encourager dans cette voie, ne manquent jamais de parler de leurs néologismes inutiles et superflus; ils leur reprochent d'altérer par là la pureté du style et de pécher contre la soi-disant tradition classique.

Mais, ainsi que je l'ai déjà remarqué, la nécessité pratique prime tout et va l'emporter sur ces préjugés *néologophobes*. Cette nécessité se fait sentir surtout dans la terminologie scientifique, où l'on a eu besoin de former de tels abstraits que *toxicité*, *vasomotricité*, *incommensurabilité*. Dans un article de revue j'ai rencontré *insaisissabilité*. Et puis il y a beaucoup à attendre du contact avec les langues étrangères. La communication matérielle et intellectuelle devient de jour en jour plus rapide et plus intense, les chemins de fer se multiplient et bientôt les aéroplanes vont passer très vite d'un état à l'autre. Désormais il serait impossible à une nation ou à une langue de se soustraire à l'influence et

à l'exemple étrangers. Et je crois que le français ne fera qu'en profiter.

Ces vues que l'on vient d'exposer ici en les illustrant de quelques exemples ne sont que des réflexions générales et éparses. Pour les étudier à fond, pour les envisager sous toutes les faces et pour les présenter d'une façon plus claire et plus convaincante, il faudrait écrire tout un volume qui exigerait un travail préliminaire plus minutieux et complet. Et il me semble qu'une telle étude, qui reste encore à faire, serait assez intéressante et assez curieuse au point de vue de la psychologie comparative des langues et surtout au point de vue du développement des idiomes modernes.

J. Aawik.

Besprechungen.

Kr. Nyrop, Fransk Verslære i Omrids. Kobenhavn, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag, 1910. XII + 100 p. in-8°.

Ce *Précis de métrique française*, dédié à M. Werner Söderhjelm, «Finlands højt fortjente Humanist, med Tak for varigt Venskab», est un manuel destiné à l'enseignement universitaire. L'auteur y montre, comme, du reste, dans tout ce qu'il écrit, des qualités éminentes: un savoir étendu et sûr, une méthode excellente d'exposition et une remarquable clarté de style. Le livre de M. Nyrop peut donc être vivement recommandé à tous ceux à qui l'ouvrage classique du regretté maître de l'Université de Berlin serait trop long à lire.

Il y a cependant un chapitre, celui sur la mesure du vers (chap. IV), où M. Nyrop me semble être entré dans des détails tout à fait superflus et avoir faussé un peu la conception rationnelle du vers français. J'entends ce qu'il dit de la césure et de l'accent d'intensité.

Voyons d'abord la césure. Selon M. Nyrop, la césure est une pause voulue et logique dans le corps d'un vers d'une certaine longueur; anciennement, la place de cette césure était fixée pour chaque texte en vers (pour les textes en alexandrins toujours au milieu du vers): cependant, dès le début du XIXe siècle, et quelquefois déjà plus tôt, même au moyen âge, on trouve

sporadiquement une césure, dite *romantique*, qui peut être placée après n'importe quelle syllabe, sinon tout à fait au commencement ou à la fin du vers; dans l'alexandrin, on a même admis une double césure (*coupe ternaire*). Je dois avouer que M. Nyrop me semble avoir fait trop d'honneur à catte *césure romantique*: elle n'est, au fond, qu'une négligence, voulue ou non, de l'ancienne césure fixe, négligence qu'on a essayé *a posteriori* d'ériger en système. Tobler, qui définit la césure comme une pause qui, pour le même genre de vers, est *toujours* placée au même endroit (*Vom franz. Versbau*[4], p. 93), démontre fort bien (*ouvr. cité*, p. 116 ss.) comment, par le fait même qu'on a négligé l'ancienne césure régulière, des pauses logiques ont pu et dû s'introduire après d'autres syllabes que la sixième (dans l'alexandrin). Mais ces pauses secondaires, qui apparaissent tantôt à un endroit, tantôt à un autre, ne sont pas des *césures* dans l'acception qu'il faut donner, et que Tobler donne, à ce mot, puisque l'idée fondamentale de la césure, c'est le repos *régulier* aménagé dans le corps d'un vers. Et à un autre point de vue encore, Tobler me semble mieux caractériser la césure que ne le fait M. Nyrop: il dit (*ouvr. cité*, p. 93) que la césure implique au moins la *possibilité* de faire une pause. Si cela est vrai, et je l'admets pour ma part, beaucoup des exemples de M. Nyrop où il veut retrouver une césure «romantique» présentent tout bonnement une césure ordinaire peu marquée, à côté de laquelle une ou deux pauses secondaires attirent particulièrement l'attention. Je considérerais donc comme des vers à *césure classique* (affaiblie) les vers suivants d'André Chénier, cités par M. Nyrop (p. 54) comme les premiers exemples modernes de la *césure romantique:*

Il tend les bras, il tombe à genoux; il lui crie . . .
Mais sois mon hôte. Ici l'on hait plus que l'enfer . . .
Toujours ivre, toujours débile, chancelant . . .,

et de même tous les vers du § 50, donnés comme exemples sporadiques de la *césure romantique* au moyen âge et pendant la période classique. Au moyen âge, les exemples d'une césure placée après un mot d'accentuation faible ne sont pas rares; ce n'est que plus tard que s'est fait valoir la règle classique de la pause indiquée par le contexte. Ce que l'école romantique a surtout changé par rapport à cette césure, c'est qu'elle a aboli la pause *logique* après une syllabe déterminée, tout en laissant d'ordinaire l'ancienne césure coïncider avec la fin d'un mot accentué (cf. Tobler, *ouvr. cité*, p. 117), ce qui a naturellement amené l'introduction sporadique de pauses plus marquées. Mais on est allé encore plus

loin: la césure classique a simplement été abolie par le fait que p. ex. la sixième syllabe d'un alexandrin se trouve à l'intérieur d'un mot ou est formé par un mot pleinement atone. Voy. les exemples suivants, donnés par M. Nyrop (§ 49), où il me semble tout à fait superflu de parler d'une césure quelconque (les caractères gras indiquent la syllabe après laquelle aurait dû venir la césure, et les traits verticaux, les césures «romantiques» admises par M. Nyrop):

Jusqu'à ce que le **der**nier cri / râle et s'apaise.
Tu files à ton **rou**et / le triste écheveau.
Mais de l'automne **re**naîtra / l'été plus beau.
Où je filai / **pen**sivement / la blanche laine.
Et l'oiseau bleu / *sur* **le** maïs / *en floraison.*
Oiseau / *sur ce* **pâ**le / roseau / *fleuri jadis.*

Enfin, toute idée de césure doit naturellement disparaître en face d'un vers hendécasyllabique comme celui-ci (Verlaine, Nyrop § 61):

M'attendrissent, me fléchissent, m'apitoient.

Cf. encore les alexandrins suivants *sans césure* tirés de Verlaine, *Prologue supprimé à un livre «d'invectives» (Parallèlement,* éd. L. Vanier, 1894, p. 81 ss.):

Mes femmes, toutes! **et** *ce n'est pas effrayant;*
Et vous autres, Parisiennes à l'excès;
Et saine de la **fem**me seule que l'on eut;
A cause de cette faiblesse, fleur du corps;
*Accueillent d'escroque***rie** *âpre le poète;*
Qui m'agacent . . . **Muses**, *or, sus à la vermine!*

Somme toute, il me semble assez inutile de s'étendre longuement sur les différentes possibilités de *césures romantiques,* puisque de telles «césures» ne sont, au fond, que la conséquence inévitable de la négligence de la césure classique. M. Nyrop semble avoir trop suivi les théories des auteurs de métriques françaises, intéressantes en soi, mais négligeables dans un manuel élémentaire.

Ma seconde remarque de principe concerne toutes les indications de M. Nyrop sur le placement des accents d'intensité. Ainsi, pour prendre un exemple, M. Nyrop dit, en parlant de l'*hexasyllabe* (§ 55), qu'on trouve accentuée, outre la dernière syllabe, la syllabe 3, ou bien la syllabe 2, ou bien la syllabe 4,

ou bien les syllabes 2 et 4. A quoi bon tout cela? Il est clair que le mouvement rythmique de la phrase demande que certaines syllabes soient plus fortement accentuées que d'autres. Mais cela n'a absolument rien à faire avec la construction technique du vers français. Toute succession d'un certain nombre de syllabes, sous la condition qu'on observe encore la *césure* (et cela même n'est plus nécessaire), ainsi que certaines règles métriques sur l'hiatus etc., forme un vers français *techniquement* correct. Donc pourquoi parler, dans un *précis* de métrique française, de toutes ces possibilités d'accentuation?

J'aurais peut-être encore quelques remarques de détail à faire. Ainsi, M. Nyrop dit au § 16 qu'un vers comme

C'est le but de la vie, c'est le seul espoir

pourrait bien se rencontrer dans l'ancienne littérature française. Je ne le nie pas expressément, mais l'exemple est cependant mal choisi, parce qu'un *alexandrin* évoque l'idée d'un poème épique, et ce n'est guère que dans la poésie lyrique qu'on rencontre des vers *sans césure*. — Au § 10, 2⁰ M. Nyrop cite Conon de Béthune:

Mais bele dame se doit bien garder.

Dans mon édition des chansons de ce trouvère, je crois avoir donné la bonne leçon d'après deux autres mss. (VIII, 2, 3):

Mais bien se doit bone dame garder.

— Immédiatement après, en parlant toujours de la *césure enjambante*, M. Nyrop s'étonne de ce vers de Racine:

Un songe (me devrais-je inquiéter d'un songe?)

Je ne comprends pas très bien ce qu'il y a d'étonnant dans ce vers, sinon que *je*, qui appartient au premier hémistiche, perd son *e* par élision devant la voyelle initiale du second hémistiche, tout comme le ferait l'*e* final d'un mot dissyllabique. Ou est-ce que M. Nyrop n'aurait attribué que trois syllabes au mot *inquiéter*? Le mot compte cependant pour quatre syllabes (cf. Tobler, *ouvr. cité*, p. 79: *inqui et)*. — En parlant de la *rime* au § 25, 2⁰, M. Nyrop dit qu'elle est constituée par l'accord phonétique de la voyelle tonique et des «consonnes environnantes» («omgivende konsonanter»). Il aurait fallu dire: «de la voyelle tonique et des phonèmes éventuels qui suivent», en ajoutant que l'accord peut s'étendre aussi aux phonèmes qui précèdent. — § 36, 1⁰. Le fait que, chez les classiques, on trouve en rime *Brittannicus: confus, Burrhus: vertus,* etc. ne prouve pas nécessairement qu'il se soit

agi d'une rime pour l'œil. Vu l'amuïssement fréquent de l'*s* finale (voy. Thurot, *De la prononc. franç.* II, pp. 17—37), on peut admettre que Racine prononçait *Britannicu(s)* et *Burrhu(s)*; cf. Tobler, *ouvr. cité*, p. 141. Plus tard, tout en commençant à prononcer toujours l'*s* finale des mots où elle pouvait antérieurement être muette, on a continué à admettre ces mêmes rimes, devenues maintenant des rimes pour l'œil (si l'on ne préfère pas fausser la prononciation). — Dans le même paragraphe (§ 36, 2°), il y a une petite inadvertance concernant les rimes inexactes du type *miracle: obstacle*. M. Nyrop parle de «voyelles qui s'écrivent de la même façon»; ses exemples *femme: infâme, tache: lâche*, etc. montrent que l'orthographe aussi peut varier. — Il y a une contradiction apparente entre les §§ 37 et 39, 2°. Dans celui-là l'auteur dit que les mots composés ne doivent pas rimer entre eux ni avec les mots simples correspondants (ainsi les rimes *ordre: désordre, ombre: pénombre, venir: revenir, conduire: introduire* sont prohibées). Dans le § 39, 2°, au contraire, M. Nyrop donne, et avec raison, comme permises les rimes *jour: séjour, bûche: embûche, garder: regarder, souvenir: avenir, madame: vidame, front: affront, fait: parfait, permettre: promettre*. M. Nyrop aurait dû expliquer plus en détail que la possibilité de rimer ensemble un mot simple et son composé, ou deux composés à préfixe différent, dépend essentiellement du rapport sémantique de ces mots: si le composé n'est pas senti comme étant un composé du mot simple, ou si les deux composés n'évoquent pas l'idée du mot simple dont ils proviennent, la rime en question est théoriquement admissible.

Je termine cette critique, peut-être trop méticuleuse, en souhaitant à l'excellent petit manuel de M. Nyrop le favorable accueil qu'il mérite auprès du public qui s'intéresse aux questions de métrique française.

A. Wallensköld.

Ferdinand Brunot, Histoire de la langue française des origines à 1900. Tome III: La Formation de la Langue classique (1600—1660), Première partie. Paris, Armand Colin, 1909. XXXIV + 420 p. in-8°. Prix 12 fr. 50, rel. 17 fr.

Avec le troisième tome de l'œuvre magistrale de M. Brunot[1], lequel est le remaniement complet du chapitre XI du quatrième tome de l'*Histoire de la Langue et de la Littérature française* de

[1] Pour les tomes précédents, voir *Neuph. Mitt.* 1905, pp. 109—113, et 1907, p. 29.

M. Petit de Julleville, nous abordons le français moderne. De la façon claire et élégante que l'on connaît, M. Brunot nous dépeint, dans son «livre premier», les luttes entre les réformateurs (Malherbe, Vaugelas et leurs partisans), d'un côté, et l'opposition, représentée surtout par La Mothe Le Vayer, de l'autre. L'œuvre d'épuration et de réglementation y est finement analysée en ses grands traits, et le livre se termine par des aperçus sommaires sur «la préciosité» et «le burlesque». Les livres II et III, qui occupent la plus grande partie du tome, traitent en détail du *Lexique* et de la *Morphologie* du français de la période 1600—1660. Tout cela est fort intéressant et nous fait assister, avec un plaisir intellectuel des plus vifs, à la naissance laborieuse du français moderne.

Ne m'étant pas spécialement occupé du français de la période classique, je ne suis pas à même d'entreprendre un examen critique des matériaux abondants que nous présente M. Brunot. Connaissant le savoir étendu et l'exactitude scrupuleuse de l'éminent professeur de Paris, je suis *a priori* enclin à admettre la justesse de ce qu'il avance.

Un «Index lexicologique», placé à la fin du volume, rendra de grands services.

A. Wallensköld.

Lage F. W. Staël von Holstein, Le Roman d'Athis et Prophilias, étude littéraire sur ses deux versions. Thèse de doctorat. Upsal 1909. 127 p. in-8°.

Athis et Prophilias, roman écrit par un certain Alexandre au début du XIIIe siècle, est, comme on sait, l'histoire d'une amitié indissoluble entre deux jeunes hommes, thème dont *Amis et Amiles* est une variante aussi célèbre, mais entièrement indépendante du roman étudié par le baron Staël v. Holstein. Le texte en a été conservé dans huit manuscrits, dont un, se trouvant, depuis l'époque de la reine Christine, à la Bibliothèque royale de Stockholm et exécuté par un copiste lorrain, avait déjà en 1882 été étudié par M. Harald Borg, qui, dans sa thèse de doctorat, publiait la première partie du roman, soit 2505 vers.

Un des huit manuscrits, celui de Tours, donne une version très différente et notablement plus courte que celle de tous les autres manuscrits. Il est mutilé, mais en état complet il ne devait pas contenir beaucoup plus de 6000 vers, tandis que la rédaction donnée par les autres manuscrits en a plus de 22000. C'est le manuscrit de Tours qui, selon le baron Staël v. Holstein, présente la rédaction primitive. C'est probablement la deuxième

nouvelle de Pierre Alphonse qui a servi de modèle au poème français, et c'est celui-ci qui, avec le récit de Pierre Alphonse, a inspiré à Boccace la nouvelle VIII de la deuxième journée du *Décaméron*. Il n'y a pas lieu de croire — comme on l'a fait autrefois — que le poème français aurait été imité d'un roman grec. Les matériaux utilisés par le rédacteur de la version amplifiée proviennent de la littérature française contemporaine, surtout des romans de *Thèbes*, de *Troie*, d'*Enéas* et d'*Alexandre*, ainsi que des bestiaires, et un certain nombre de noms propres ont été empruntés de *Boyon de Haumtone*.

Tel est, dans les grands traits, le contenu de cette étude soignée, qui a pour but de servir de complément à l'édition critique du poème qui doit paraître, par les soins de M. Alfons Hilka, dans les publications de la *Gesellschaft für romanische Litteratur*.

A. Långfors.

Heinrich Breimeier, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1910. VIII + 72 S. 8:o (= Neusprachliche Abhandlungen aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik, unter Berücksichtigung der Etymologie. Herausgegeben von Dr. Clemens Klöpper-Rostock. XVII. Heft).

Eine gewiss sehr nützliche Arbeit! Durch eine verständige Übersetzung einer Menge nach grammatischen Kategorien (Wortstellung, Artikel, Substantiv, u. s. w.) geordneter ausgewählter französischer Sätze, Wortgruppen und Wörter will der Verf. »die schädliche Einwirkung des Herübersetzens auf die Muttersprache» vermindern. So weit Rez. beurteilen kann, sind auch seine Übersetzungen mit feinem Gefühle für die Verschiedenheiten der beiden Sprachen getan. Schade nur, dass die Zahl der Druckfehler in den französischen Beispielen das gebührende Mass überschreitet!

Obgleich das Buch nur für Deutsche bestimmt ist, können doch auch unsere Sprachpädagogen es mit guter Ausbeute durchlesen, da sie durch dasselbe auf viele Eigenheiten des französischen Stils, die sie etwa früher nicht bemerkt haben, aufmerksam gemacht werden.

Zu Anfang des Buches findet sich eine willkommene kurze Übersicht über die Entwickelung der französischen Sprache, welche Übersicht allerdings in den Einzelheiten Ungenauigkeiten und Irrtümer enthält. U. a. wird (S. 3) Joachim du Bellay »Jean du Bellay» genannt.

A. Wallensköld.

Johannes Öhquist, Deutsche Prosa und Dichtung nebst Übungsstücken für den Schulunterricht. 4. verbesserte Auflage. Helsingfors, Otava, 1910. Preis: 3: 75 Fmk.

In welcher Beziehung die vorliegende neue Auflage des bekannten Lesebuches sich von den vorhergehenden unterscheidet, geht deutlich aus dem Vorworte zu derselben hervor. Dort heisst es nämlich: «Das immer allgemeiner werdende Verlangen nach mehr Realien in unseren fremdsprachlichen Lehrbüchern hat mich veranlasst, in dieser vierten Auflage eine Reihe von Stücken durch andere zu ersetzen, die besonders die Landeskunde zum Gegenstand haben». Von Stücken, die also in dieser Auflage neu sind, mögen erwähnt werden: Das Riesengebirge, Die Elbe, Hamburg, Der Tiergarten, Leipzig und seine Messe, Das beste Deutsch und ein Stück aus Bielschowskys Goethebiographie, von denen einige auch in dem im vorigen Jahr erschienenen Lesebuch von Lektor Nyström zu finden sind. Dagegen sind solche kulturgeschichtlichen und geographischen Stücke, die sich nicht besonders auf Deutschland und deutsche Verhältnisse beziehen, wie Die Einführung der Seide in Europa, Das tote Meer u. a. ausgeschlossen worden. An und für sich bezeichnet diese Vertauschung einiger Stücke gegen die obenerwähnten einen Fortschritt und einen Gewinn für das Lesebuch, das dadurch in der Tat nicht nur in einer neuen, sondern in einer wahrhaftig »verbesserten» Auflage vorliegt. Nur entstehen beim Unterricht leicht gewisse Schwierigkeiten mit den vielen verschiedenen Auflagen eines Buches, denn oft kommen diese alle gleichzeitig in derselben Klasse vor. Aus praktischen Gründen müssen dann nur die Stücke durchgenommen werden, welche allen Auflagen gemeinsam sind. Und so können Jahre vergehen, bis die grosse Mehrzahl der Schüler endlich die neueste Auflage besitzt, und die »Verbesserungen» derselben schliesslich dem Unterricht zu Gute kommen können. Hoffentlich wird die nächste Auflage der »Prosa und Dichtung» keine neuen Stücke enthalten! — Die neu erschienene Auflage präsentiert sich sonst in einer schöneren Ausstattung als irgend eine der alten; sie ist auf gutem Papier gedruckt und mit guten Bildern versehen.

M. W.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26. Februar 1910, bei welcher Sitzung der Vorstand und 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Als neues Mitglied wurde Stud. *Karl Magnus Westerlund* aufgenommen.

§ 3.

Zum Jahresfestkommitté wurden gewählt: Prof. *Wallensköld*, Fräulein *Bohnhof*, Fräulein *Hedvall*, Magister *Nyman* und Frau *Råbergh*.

§ 4.

Dr *K. S. Laurila* referierte die Frage nach der Ausbildung der neusprachlichen Lehrer. Das Referat mündete in folgende Thesen aus:

1) Um neuere Sprachen erfolgreich zu unterrichten muss der Lehrer vor allem die betreffende Sprache in ihrer modernen Gestalt möglichst vollkommen beherrschen und mit dem Kulturleben des betreffenden Landes möglichst vielseitig vertraut sein. Ohne die nötige phonetische und sprachgeschichtliche Schulung preiszugeben oder zu vernachlässigen, muss deshalb schon bei der wissenschaftlichen Vorbereitung des angehenden Lehrers (auf der Universität) auf diese Seiten ein starker Nachdruck gelegt werden. Dazu wird es vielleicht nötig sein, bei den Examina eine gewisse Wahlfreiheit zu gestatten, so dass diejenigen Studierenden, welche sich ausdrücklich für den Lehrerberuf vorbereiten, sich nicht so sehr in die ältesten Perioden der Sprachentwicklung zu vertiefen brauchen, sondern statt dessen eine grössere Vertrautheit mit irgend einer Seite (Literatur, Geschichte, soziale und Bildungseinrichtungen, Sitten u. dergl.) an der neueren Kulturentwicklung des betreffenden Volkes aufweisen müssen und auch ihre Laudaturabhandlungen über ein solches Thema schreiben dürfen.

2) Die pädagodische Vorbereitung der neusprachlichen Lehrer bei uns ist mangelhaft in der Beziehung, dass von den angehenden neusprachlichen Lehrern keine gründlichere Kenntnis der speziell neusprachlichen Unterrichts-Methodik verlangt wird. Diese Kenntnis könnte am besten während des Probejahres am Normallyceum erworben werden, und sollte es dem betreffenden Oberlehrer obliegen, die neusprachlichen Lehramtskandidaten in die neusprachliche Methodik einzuführen und sie darin zu prüfen.

3) Die praktische Vorbereitung der neusprachlichen Lehrer, näml. die Erlangung der nötigen Sprachbeherrschung, ist bei uns wegen der geographischen und politischen Lage des Landes und wegen der Seltenheit des ausländischen Verkehrs schwieriger als in anderen Ländern. Deshalb sollte es im Staatsinteresse liegen, reichlich für Stipendien zu sorgen. Einige von diesen sollten auch etwas grösser sein und zu einem längeren Aufenthalt verpflichten als nur über die Ferien, und sie sollten nur an diejenigen vergeben werden, die einen bestimmten Studienplan einreichten und sich verpflichteten, nach der Reise entweder über ein pädagogisches oder ein wissenschaftliches Thema eine Publikation zu schreiben.

Auch Lektor *Poirot* fand, dass eine Änderung in dem jetzigen Universitätsunterricht eintreten müsse: die praktische Fertigkeit, die Kenntnis der Realien, das Eindringen in das Wesen des fremden Volkes komme jetzt zu kurz im Unterricht. Worauf dies beruht, sei schwer zu sagen. Daran seien jedenfalls aber auch die Studenten schuld, die zu unreif sind, wenn sie auf die Universität kommen, und einer allzu utilitaristischen Anschauungsweise huldigen, indem sie nur das lernen, was zu den Examensforderungen gehört. Das einzige Mittel, um eine bessere Sachlage zu erzielen, sei, dass das Examen auf einen anderen Fuss gestellt werde. Das Programm müsse daraufhin geändert werden, dass die Studenten ein tieferes Verständnis moderner Texte erwerben. Früher gab es ein Examen, wo das Literatur- und Kulturgeschichtliche ebenso wie die praktische Sprachfertigkeit besonders ins Auge gefasst wurde, das Lehramtskandidatexamen. Dasselbe ist jetzt abgeschafft worden, aber dafür müsse ein Ersatz eintreten. Die scharfe Trennung der eigentlichen Philologie und des Litteraturstudiums habe ihre Ungelegenheiten. Es sei ein Fehler, dass die künftigen Lehrer der neueren Sprachen nicht in modernen Litteraturtexten geprüft werden.

Professor *Wallensköld* fand, dass die vom Referenten hervorgehobene Ungelegenheit eine Folge der zweifachen Aufgabe der Universitätsexamina (Vorbereitung der künftigen Gelehrten und der künftigen Schullehrer) wäre. Eine Wahlfreiheit in den Examensforderungen in der vom Referenten bezeichneten Richtung sei

praktisch schwer durchführbar; eine gewisse Wahlfreiheit sei schon vorhanden. Um eine genauere Kontrolle über die praktische Sprachfertigkeit zu gewinnen, könnte diese Prüfung dem Universitätslektor überlassen werden.

Was den zweiten Punkt betrifft, glaubte Oberlehrer Dr *Hagfors*, dass der Referent die Leitung der Lehrerkandidaten an den Normallyceen nach etwas veralteten Verhältnissen beurteilt habe; die Sachlage sei jetzt eine bessere.

Dr *Hortling* wollte auf einige Missverhältnisse an den Normallyceen aufmerksam machen. Besonders sei es unbillig, dass die praktischen Proben nach keinen bestimmten Gründen beurteilt werden und dass dem Beurteilten keine Gelegenheit geboten werde, sich gegen ein allzu subjektives Urteil zu verteidigen. — Oberlehrer Dr *Hagfors* fand, dass diese Sache in dem Neuphilologischen Verein nicht diskutiert werden könne.

In fidem:

A. Långfors.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1910 (Jahresfest), bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. W. Söderhjelm, der Vorstand und 25 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Lektor *J. Poirot* hielt einen Vortrag über das Thema: «Une société secrète en France au dix-septième siècle (La compagnie du Très-Saint Sacrement)».

§ 2.

Es folgte ein geselliges Beisammensein, wobei Reden von den Professoren *Wallenskölд* und *Söderhjelm* gehalten wurden. Das Programm enthielt ein kleines französisches Theaterstück, Gesang, eine Festpublikation («Unphilologische Mitteilungen»), u. a.

In fidem:

A. Långfors.

Eingesandte Litteratur.

Otto Breitkreuz, Comment dit-on? Lexikalischer Ratgeber für den Schul- und Selbstunterricht. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1910. 146 S. 8:o. Preis Mk. 2: 40.

d e r o r t o g r a h f, halpmonatsblat führ lauttroie rechtschraibung und latainschrift, sowi führ reformen auf anderen gebiten, herausgegäben fon sprahchlerer f. mälis in noistat (holst.), 1. jahrg. nr. 1 (1. april 1910), 2 (16. april 1910).

Aus den obigen Zeilen geht genügend hervor, wie weit die Reformorthographie dieser neuen Zeitschrift geht. Hinzuzufügen ist nur, dass das Verteilen eines Wortes auf zwei Zeilen von gar keinen Regeln bestimmt wird. Man findet daher: *s-owohl, ersi-nnen, wört-ern,* usw. — Das Blatt kostet jährlich 2 Mk (jede Nummer à 8 Seiten 8:o).

Ramón Menéndez Pidal, L'épopée castillane à travers la littérature espagnole. Traduction de *Henri Mérimée.* Avec une Préface de *Ernest Mérimée.* Paris, A. Colin, 1910. XXVI + 306 p. in-8°. Prix: 3 fr. 50.

W. Söderhjelm & N. Tötterman, Premier livre de lectures françaises. Vocabulaire français-finnois. Helsingfors, Soc. Otava, 1910. 130 p. in-8°.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. II. Jahrgang, Nr. 12—15. Wien, L. Weiss, 1910.

Schriftenaustausch.

Bibliographia phonetica 1910 (V. Jahrg.) Nr. 3—4, und *Annotationes phoneticae* 1910 (IV. Jahrg.), Nr. 1—3.

Modern Language Notes, Vol. XXV (1910), No. 3—4.

Moderna Språk 1910 (IV. Jahrg.), Nr. 1—4. — Enthält u. A.: S. 3. Uniform Grammatical Terminology (Abstract of the Interim Report of the British Joint Committee); S. 17. The Principal Holiday Courses, British and Continental (1910).

Museum, Maandblad voor Philologie en Geschiedenis onder redactie van P. J. Blok, J. J. Salverda de Grave, A. Kluyver en J. S. Speyer. Uitgaaf van A. W. Sijthoff's uitg.-mij., te Leiden. 17:de Jaargang, N:o 1—8 (Oct. 1909 — Mei 1910).

Päivä, Jahrg. 1910, Nr. 13—20.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, anno XVIII (1910), fasc. 1—2—3.

Revue germanique 1910 (6e année), n:os 2—3. Sommaire: No. 2. E. Seillière, Le frère d'armes de Nietzsche: Erwin Rohde; F. Olivero, George Moore; etc. — N:o 3. C. Pitollet, Un John

Knox allemand au XIXe siècle: Le Pasteur Christoph-Joseph-Rudolf Dulon, de Brême; I. Chaffurin, La Crise religieuse de George Eliot; F. Piquet, Un Manuscrit inédit de Gœthe: La Mission théâtrale de Wilhelm Meister; etc.

Mitteilungen.

Personalien. Professor *W. Söderhjelm* ist am 12. März d. J. (a. St.) zum Ehrenmitglied der Neuphilologischen Gesellschaft an der Petersburger Universität ernannt worden.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Olaf Homén*, Bespr. von W. Küchler, Französische Romantik, im Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. XXXI (1910), Sp. 106—11; *T. E. Karsten*, Ein westgermanischer Namenstypus in Finnland, in der Zs. f. Deutsche Wortforschung XII (1910), S. 87—93; *A. Långfors*, La Vie de sainte Catherine par le peintre Estienne Lanquelier, Rom. XXXIX (1910), S. 54—9; *A. Wallensköld*, Bespr. von Kr. Sandfeld Jensen, Bisætningerne i moderne fransk, in Le Maître Phon. 1910, S. 46—7 (Auszug, in Lautschrift, aus den Neuph. Mitt. 1909, S. 225—7).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors* et *W. Söderhjelm*, La Vie de saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai, von G. Huet, Le Moyen Age 1909, Sept.-Oct.; E. Stengel, Zs. f. frz. Spr. u. Lit. XXXV, Ref., S. 192—6; *H. Suolahti*, Die deutschen Vogelnamen, von H. Schröder, Germ.-rom. Monatsschrift II, S. 186—7; F. Piquet, Rev. crit. 1910, Nr. 8; *O. J. Tallgren*, Sur la rime italienne et les Siciliens du XIIIe siècle (Mém. V, 235—74), in Rass. bibl. della lett. ital. XVIII (1910), S. 69—70; Giorn. stor. della lett. ital. LV (1910), S. 419—21.

An den im Januar 1909 in Helsingfors abgehaltenen Neuphilologentagen wurde bekanntlich der Unterricht in der s. g. allgemeinen Grammatik zum Gegenstande einer Diskussion gemacht, an welcher auch die gleichzeitig hier versammelten Lehrer der beiden einheimischen Sprachen teilnahmen. Die Referenten der Frage, die Doktoren Hagfors und Saxén, waren beide der Ansicht, dass der Unterricht der allgemeinen Grammatik nicht ausschliesslich den Lehrern der Muttersprache obliegen sollte, sondern dass auch die Lehrer der übrigen Sprachen sich daran beteiligen müssten. Um nun einen genauen Plan für diese vorgeschlagene Arbeitsverteilung auszuarbeiten, wurde ein aus 8 Personen bestehendes Kommittée eingesetzt. Das Kommittée hielt seine erste

Sitzung bald nach den Neuphilologentagen und teilte sich für die Ausführung seines Auftrages in zwei Abteilungen, eine für die finnischen und eine für die schwedischen Schulen. Beide Abteilungen haben nunmehr die Arbeit zum Abschluss gebracht und jede ihren kurzen Bericht ausgearbeitet, aus welchen Berichten ersichtlich sein wird, wie sich das Kommittée die Verteilung des grundlegenden allgemeingrammatischen Unterrichts auf die verschiedenen Sprachen gedacht hat. Diese Berichte werden als Anhänge zu den Jahresberichten der beiden Normallyceen zu Helsingfors über das Schuljahr 1909—10 gedruckt werden. An sämtliche Schulen des Landes werden Separatabdrucke der Berichte in genügender Anzahl versandt werden. Die neusprachlichen Lehrer und Lehrerinnen werden hierdurch aufgefordert, von den Vorschlägen des Kommittées Kenntnis nehmen zu wollen.

Ferienkurse: In *Besançon* vom 1. Juli bis 31. Okt. — In *Caen* (*Riva-Bella*) vom 2. Juli bis 31. Okt. — In *Dijon* vom 4. Juli bis 30. Okt. (mehrere Kurse). — In *Genève* vom 16. bis 27. Aug. — In *Lausanne* vom 21. Juli bis 31. Aug. — In *Marburg* vom 4. bis 23. Juli und vom 4. bis 24. Aug. — In *Oxford* vom 2. bis 29. Aug. — In *Rouen* vom 4. Juli bis 27. Aug. — In *Versailles* vom 27. Juli bis 18. Aug. und vom 19. Aug. bis 10. Sept. — S. auch »Moderna Språk», 1910, Nr. 2, S. 17 ff.

Chronique étymologique des langues romanes. Depuis quelques années la science étymologique a fait de rapides progrès dans le domaine des langues romanes. Les résultats des recherches, faites par un très grand nombre de savants, sur les origines du vocabulaire roman, sont malheureusement dispersés dans des revues, déjà nombreuses, dans les glossaires qui accompagnent les éditions critiques d'anciens textes, dans les dictionnaires étymologiques, dans d'autres ouvrages dont le nombre va toujours en augmentant.

D'autre part, aucun ouvrage de référence ne s'est proposé de noter, à mesure qu'ils paraissent, tant les résultats acquis en matière d'étymologie romane que les hypothèses quelquefois fructueuses auxquelles a donné lieu l'étude du vocabulaire roman. Et cependant le temps est venu, nous semble-t-il, de créer pour le savant un moyen de se mettre, le plus promptement possible, au courant de ce qui a été fait dans cet ordre de recherches; s'il s'occupe d'étymologie lui-même, il est évident qu'il lui importe de savoir tout ce qui a été dit sur le problème spécial qui, à un moment donné, concentre son attention; s'il ne s'en occupe pas, il veut pour le moins constater les résultats auxquels on a abouti.

La *Société Internationale de Dialectologie Romane* se propose d'enregistrer dans sa *Revue,* d'une façon sommaire, les résultats de

toutes les recherches étymologiques qui concernent les langues romanes et qui ne sont pas d'un intérêt purement local et de tenir le registre au courant de tout ce qui se publiera à l'avenir.

C'est dans le but de faciliter cette tâche que les soussignés, s'adressant à tous les savants qui s'occupent de philologie romane, aux éditeurs et rédacteurs des revues, les prient instamment de bien vouloir contribuer au succès de cette entreprise, en envoyant, aussitôt que possible après la publication, un exemplaire de tout ouvrage d'intérêt étymologique (traités spéciaux, glossaires, mélanges), ou s'il s'agit d'articles de revue, le numéro de la revue ou un tirage à part de l'article au *Secrétaire de la Société Internationale de Dialectologie Romane,* Richard Wagnerstrasse 43, Halle a. S. (Allemagne).

P. Barbier fils, Leeds. *B. Schädel,* Halle a. S.

Berichtigungen: S. 44, Z. 17, lies: P. Pietsch.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 5/6 | Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden | 1910

Die estnischen Worte im Deutschen der baltischen Ostseeprovinzen.

Im Laufe der 700 Jahre, die seit der ersten Besiedelung der baltischen Ostseeprovinzen durch die deutschen Ritter und ihr Gefolge vergangen sind, hat die deutsche Sprache hier ein so eigenes, verschiedenartiges Gepräge erhalten, dass sie Mundart genannt werden kann, obgleich ihr, als Sprache der Gebildeten, die Merkmale der lebendigen Volksdialekte fehlen. Das mundartliche Gepräge verdankt das baltische Deutsch in wesentlichem Masse den Berührungen mit anderen Idiomen. Auf dem baltischen Kolonisationsgebiet, dessen eigentliche Landesbevölkerung aus Finnen, Esten, Letten besteht und dessen Verwaltung anderthalb hundert Jahre lang in den Händen der Schweden war und seit den letzten zwei Jahrhunderten russisch ist, ist die deutsche Sprache in ganz besonders hohem Grade fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen. Dass sie sich doch diesen Einflüssen gegenüber als verhältnismässig konservativ gezeigt hat, beruht eben darauf, dass sie eine Sprache der Gebildeten und der höheren Kultur gewesen und als solche auch in steter Fühlung mit der hochdeutschen Literatursprache geblieben ist. Aus diesem höheren Kulturniveau der Deutschen erklärt sich andererseits die massenhafte Übernahme deutscher Worte in das Estnische und Lettische; im Vergleich mit diesem Vorgang ist die ent-

gegengesetzte Beeinflussung des Deutschen durch die Landessprachen ziemlich gering gewesen.

Die Beziehungen zwischen der Sprache der deutschen Kolonisten und den Idiomen der alten Landesbevölkerung sind noch nicht eingehend untersucht worden. Doch hat man seit längerer Zeit in den baltisch-deutschen Idiotiken diesen Dingen Aufmerksamkeit gewidmet und Dr. K. Sallmann hat in den »Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland» (1880) die Fremdworte in besondere alphabetisch geordnete Verzeichnisse gesammelt. Speziell die estnisch-deutschen Berührungen sind in den allerletzten Jahren bemerkt worden. Die Beeinflussung des Estnischen durch das Deutsche fasst Dr. W. Schlüter ins Auge in einem ausführlichen Vortrag, der in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft für 1909 erschienen ist. Von dem entgegengesetzten Einfluss des Estnischen auf das baltische Deutsch handelt wieder ein im Jahrgang 1906 dieser Zeitschrift erschienener Aufsatz von Dr. H. Ojansuu. Nach einem orientierenden Überblick auf die frühere Literatur, in der dieses Thema in irgendwelcher Weise behandelt oder gestreift worden ist — ausser den Idiotiken kommen nur die Schriften Sallmanns und einige Zeitschriftenartikel in Betracht —, giebt Ojansuu eine Auslese von den in Hupels »Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland» (1795) und Sallmanns bereits erwähnten Verzeichnissen vorkommenden estnischen Ausdrücken. Diese Zusammenstellung ist jedoch blos darauf abgesehen, die kulturelle Bedeutung des estnischen Einflusses anzudeuten und sie beschränkt sich deshalb nur auf einen Teil (etwa 50) der Entlehnungen, der unter zwei Rubriken (1 Kinderpflege; 2 Lebensmittel und gesellschaftliche Verhältnisse) mit Angabe des estnischen Etymons untergebracht ist.

Es wäre eine sehr verlockende Aufgabe den estnischen Einfluss im baltischen Deutsch an der Hand der literarischen Quellen und der modernen gesprochenen Sprache eingehend zu untersuchen, wobei die chronologische Aufnahme und die geographische Verbreitung der einzelnen Ausdrücke genau festgestellt und der Intensitätsgrad ihrer Einbürgerung be-

stimmt werden müsste; natürlich wären auch die Wortübersetzungen und soweit möglich die phraseologische und syntaktische Beeinflussung zu berücksichtigen. Sicherlich würde eine solche geschichtliche Untersuchung der fremden Einflüsse auch dazu beitragen eine Anzahl der Rätsel zu lösen, welche sich auf baltischem Boden knüpfen und baltische, slavische, finnische und germanische Sprachen umfassen. Vielleicht werde ich noch Gelegenheit haben, den hier berührten Gegenstand zu einer allseitigen Behandlung aufzunehmen. Vorläufig schien es mir aber wichtig doch einmal die in die baltischen Idiotika aufgenommenen estnischen Sprachelemente annähernd vollständig zusammenzustellen. Ausser Sallmanns bereits erwähnten wichtigen und verdienstlichen Verzeichnissen, die jedoch unvollständig und nicht frei von Irrtümern sind, habe ich Hupels Idiotikon und v. Gutzeits Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands (1859 ff.) mit Hinblick auf die estnischen Worte durchgeblättert. In jenem Hilfsbuch ist bereits bei einer grossen Anzahl von Worten die estnische Herkunft — meistens richtig — bemerkt und angegeben worden; auch in Gutzeits Wörterbuch, wo das vollständig unwissenschaftliche Etymologisieren mit allerlei unverständigen Bemerkungen über die Worterklärungen Grimms so unangenehm wirkt, findet man nicht selten einen richtigen Hinweis auf das Estnische. Ich habe die von Hupel, Gutzeit oder Sallmann als estnisch angegebenen Ausdrücke [1] gesichtet und dabei eine Anzahl echtdeutscher, slavischer oder lettischer Elemente ausgesondert [2]; das Verzeichnis ist andererseits mit Ausdrücken vermehrt worden, auf deren estnische Herkunft bisher nicht aufmerksam gemacht worden ist.

[1] Im nachfolgenden Verzeichnis habe ich die eventuellen Hinweise der genannten Quellen auf die estnische Herkunft der Worte immer angegeben.

[2] Da die Etymologien der estnischen Worte im allgemeinen noch wenig untersucht worden sind, war es in einigen Fällen schwer zu entscheiden, ob der betreffende Ausdruck aus dem Estnischen übernommen worden ist oder nicht. Doch habe ich versucht, soweit möglich, blos die Fälle zu berücksichtigen, wo nur estnische Provenienz vorliegen kann. Eine Scheidung zwischen lettischen und estnischen Entlehnungen ist jedoch manchmal nicht möglich.

abtummen, »tummig machen, eine Suppe oder Sauce» (Gutzeit Nachtr.). vgl. Tumm.

Arro, der, »(Ehstn.) heisst eine etwas hoch liegende trockene auch mit Gesträuch bewachsene Stelle: daher redet man von Arroland welches zum Acker taugt, und von Arroheuschlägen die ein kurzes nahrhaftes Gras oder auch Klee liefern» (Hupel). Aus estn. *aru*, *aro* 'fruchtbares, trocken gelegenes Land, trockene Wiese'.

auskoljen, »ausziehen, die Wohnung wechseln, Sallman S. 89. In Lettland nicht. Nach d. Estn.». (Gutzeit Nachtr.). vgl. koljen.

Bauerkülmit, das, (Gutzeit Nachtr.). vgl. Külmit.

Bauersölge, »Nesteltrichter od. Trichternestel der estnischen Bäuerinnen» (Gutzeit Nachtr.). vgl. Sölge.

bepaien, »liebkosend mit den Händen streicheln» (Gutzeit Nachtr). vgl. paien.

Brücken-Kubjas, der, »ist derjenige Bauer welcher bey der Strassen- und Wege-Ausbesserung eines Landguts in ehstnischen Distrikten die Aufsicht führt» — — (Hupel). vgl. Kubjas.

einhallig, »unrichtig f. einhalgig, einscheitig» (Gutzeit Nachtr.). vgl. hallig.

Fischermaie, die, »Fischerhaus. Im alten Pernau beim J. 1560: die Reuffen in die Fischer Maien gefallen, die Leutte erwürget und gefangen genohmen, nach C. Russwurm, Nachrichten über Alt-Pernau. Die Fischerhäuser, bemerkt Russwurm, scheinen auf beiden Seiten des Pernauflusses gelegen zu haben, die bei Altpernau hiessen Fischer Mai, wahrscheinlich vom estn. maiad Häuser. Nach Sallmann S. 17 ist Fischermai der estnische Begräbnisplatz bei Reval (von Maja Haus). Ursprünglich eine Ansiedelung an der See, welche zur Zeit ihrer Zerstörung im J. 1570 zweihundert Häuser enthielt. — Die Fischermay ist der Name eines Platzes in der Vorstadt Revals, welcher schon im 13. Jahrh. begegnet» — —. (Gutzeit Nachtr.). Aus estn. *maja* 'Haus, Hütte, Wohnung, Herberge' (welches wieder in alter Zeit dem lett. *mãja* ent-

lehnt ist, s. Thomsen Beröringer mellem de finske og de baltiske (litauisk-lettiske) Sprog (1890) S. 198).

Habertumm, der, »st. Habergrützsuppe» (Hupel). vgl. Tumm.

Hakjalg »(Ehstn.) d. i. ein kleiner Haufen von Roggengarben auf dem Felde» (Hupel). Aus estn. *hakk-jalg* 'kleiner Schober von fünf Garben'.

Halje, die, »(aus dem Ehstn.), d. i. Scheit, Brandscheit, ein ofenrecht gespaltetes oder gehauenes Holzstück» (Hupel). Nach Gutzeit ist Halge vorzugsweise im estn. Livland gebräuchlich, kommt aber auch in Lettland und Riga zuweilen vor; er belegt das Wort aus Reval schon aus dem Jahre 1535. Aus estn. *halg* 'Holzscheit'.

hallig »heisst dasjenige Brantscheit, welches die ofenrechte Länge hat oder ungefähr 1 Elle lang ist; ein längeres heisst nach Verhältniss, 2 oder 3 hallig» (Hupel). Nach Gutzeit, der das Wort in der Form *halgig* anführt, ist *hallig* die gewöhnliche Aussprache im estnischen Teil Livlands. Adjektivische Ableitung von *Halge*.

Heurettel, die, »(halb Ehstn.) st. Heurauffe» (Hupel). vgl. Rettel.

Hirsnik, der, »(Ehstn.) ist ein Unteraufseher vom Bauerstande bey Frohnarbeiten, der auch zugleich die Stelle eines Dorfsältesten vertrit. Einige nennen ihn unrichtig, Hirschnik». (Hupel). Aus estn. *hirsnik* 'Bauerrichter, Anführer beim Fischen (der die Stange, hirs, regiert)'.

Holzhalje, die, »Holzscheit» (Gutzeit). vgl. Halje.

Holzrüd, die, »(halb Ehstn.) d. i. eine aufgethürmte Reihe Brennholz» (Hupel). Aus estn. *rīt*, Gen. *rīda* 'Reihe (zusammengeknüpfter Netze, aufgestapelten Holzes etc.)'.

Hühnerregge, die, »Art Schlitten im estnischen Livland. Halbestnisch». (Gutzeit). vgl. Regge.

jorren, »schwatzen ist mir von Al. Stein als Dörpt. Stud. Ausdruck angegeben. Dem Estn. entlehnt vie d. folg.». (Gutzeit). Bei Sallmann S. 19 wird das Verbum in der Bedeutung 'weinerlich reden' angeführt. Aus estn. *jorima*, *jorisema* 'einen wirren, grellen Ton von sich geben, undeutlich, un-

verständlich sprechen, brummen, murmeln, mit singendem Tone lesen, plappern'.

Jorro, das, »(Ehstn.) hört man in ehstnischen Distrikten st. leeres oder einfältiges Geschwätz besonders wenn es oft wiederholt wird. Einige sagen dafür *Jurro*, doch noch häufiger *Lorro* welches gleichfals aus dem Ehstn. entlehnt ist». (Hupel). Aus estn. *joru, joro, juro* 'Gemurmel, Gebrumme, unarticulierter Ton, leeres Geschwätz, Geplapper».

Jummel, das, »Benennung einer Abgabe. Die seit 1765 unerlaubten Abforderungen (dem Käufer zum Besten): ein L℔ vom S℔ Bürgerbest, — — der Handvoll oder Knuckenflachs und Hanf von jedem S℔ unter dem Namen von Jummel oder das Äquivalent dafür zu 11 1/4 Groschen Alberts — sollen gänzlich aufgehoben sein. — Die Flachswracker bekamen das Jummel Flachs von den Bauern, welche dasselbe bereits fertig hielten; sie bekamen an Jummel so und soviel, Kämmereiger. Prot. von 1668. — Woher das Wort?» (Gutzeit). Im Nachtrag des Wörterschatzes giebt Gutzeit für den Ausdruck Jummel mehrere Belege aus den Protokollen des rigaschen Kämmereigerichts aus dem Ende des 17. Jhs.; überall handelt es sich um Flachsabgaben. Das Wort stammt offenbar aus dem Estnischen: *jumm*, Gen. *jummi* (im Pernauschen Kreis Livlands) 'ein an dem einen Ende gebundenes Flachsbündel, welches zehn Hände voll enthält'; inbezug auf die Bildungsweise des deutschen Wortes vgl. Pergel.

Kaddik »st. Wacholder, führt Bergm. an, und scheint aus dem Ehstn. genommen zu seyn. Andre sagen *Kaddak*: aber beides ist pöb.» (Hupel). Nach Gutzeit ist Kaddick die gewöhnliche Benennung des Wachholders in Riga und Lettland. In dieser Form, die auch in Preussen und Pommern vorkommt (s. Frischbier Preuss. Wb. 1,324), ist das Wort aus dem Litauischen (*kadagys*) oder aus dem Preussischen (*kadegis*) entlehnt, s. Thomsen a. a. O. S. 176. Aus dem Litauischen drang der Name schon in alter Zeit in die finnischen Sprachen (s. Thomsen a. a. O.) und aus dem estnischen *kadakas, kadak* stammt — wie Gutzeit richtig vermutet — die in Estland gebrauchte deutsche Form *Kaddak*.

Kaekb oder *Kab*, wofür in Gutzeits Wörterschatz zwei Belege angeführt werden, entspricht, wie dort richtig bemerkt wird, dem estn. *kaewe-pū* 'Stange, womit das trocknende Getreide gelüftet wird'.

Kalmut, der, »ist ein verbotener Begräbnisplatz wo die Bauren vormals heimlich begruben. Zuweilen wird dadurch eine (eingegangene) Kapelle bezeichnet». (Hupel). Gutzeit weist auf den estnischen Ursprung des Wortes hin. Aus estn. *kalm*, Plur. *kalmud* (*kalmut*) 'Grabstätte (ungeweihte), heidnische Opfer- oder Begräbnisstelle, überh. Gottesacker; dial. Kapelle'; vgl. Ojansuu a. a. O. S. 97.

Kalzen, »pl. Fetzen, Lumpen. ([estn.] kalts). Eig. die bei den finnischen Völkern des Altertums statt der Hosen dienenden Strumpfschäfte aus Rennthierfussfellen». (Sallmann S. 19). Der Ausdruck ist kein altes finnisches Wort, wie Sallmann zu glauben scheint, sondern beruht in letzter Linie auf ital. *calzo*, afrz. *chalce* 'Bein- und Fussbekleidung', das ins Mittelhochdeutsche als *kalze*, *kolze* entlehnt wurde. In der genannten Bedeutung drang das Wort, das auch in den slavischen Sprachen sich findet (s. Mikkola Berührungen zwischen den westfinn. und slav. Sprachen (1894) S. 124), in die finnischen Sprachen (estn. *kalts*, Gen. *kaltsu* [1] = finn. *kalsu*), wurde aber wohl hier auf die von Finnen und Esten getragenen Fussbinden oder -lappen übertragen (*jala-kaltsud*) und erhielt so die erweiterte Bedeutung 'Fetzen, Lumpen'. Die Deutschen haben das Wort in diesem Sinne offenbar aus dem Estnischen übernommen.

Kap bei Hupel s. v. *Kippe*, die, »(Lett.) ist ein kleines hölzernes Schöpfgefäss mit einem Handgriffe, ein Schöpfeimerchen. Einige sagen nach dem Ehstn. dafür *Kap*». Wahrscheinlich ist *Kap* aus dem gleichbedeutenden estn. *kapp* entlehnt. Dagegen ist deutsches *Kippe* (bei Gutzeit *Küppe*), dem in gleicher Bedeutung lett. *k'ipis*, *k'ipe*, *k'ipa* und estn. *kipp*, *kibu*, *kiba* (= finn. *kippo*) entsprechen, wahrscheinlich kein Fremdwort;

[1] = leinener Strumpf ohne Füssling, leinene Hose. In die estnische Sprache kam das Wort wohl durch die Vermittlung der deutschen Ritter.

nach Grimms Wb. V, 686 kommt *Kiepe* an der sächsischen Elbe im Sinne von 'Schöpfgelte' vor. Die Geschichte des Wortes ist nicht genügend aufgeklärt.

Karjakrants, »dunkelfarbiger Schäferhund mit weissem Halsstreifen» (Sallmann S. 17). Aus estn. Gen. *kar'ja* (Nom. *kari*) 'Heerde' und *krants* 'Hund (zunächst Name für dunkelfarbige Hunde mit weissem Halsstreifen)'.

Karp, der, »(Ehstn.) heisst überhaupt eine Schachtel, auch zuweilen ein Kästchen. Bergm. schreibt die *Karpe*». (Hupel). Alte Belege bei Gutzeit. Das Wort ist vielleicht entlehnt aus dem estn. *kar'p* 'Schachtel' und dem lett. *kūrpa* 'ein ovales hölzernes Kästchen'; über die weiteren Beziehungen s. Thomsen a. a. O. S. 181 ff.

Karri-Hund, der, »(halb Ehstn.) st. Viehhund» (Hupel). Aus estn. *kari*, Gen. *kar'ja* 'Heerde'.

Karr'ak, der, »Kärrjack, schlechter Rauchtabak». Gutzeit (Wörtersch. Nachtr.) erklärt den Ausdruck von der Insel Cariago in Westindien (wie Tabak von Tabago). Die Nebenform *Karjajāk* und die Bedeutung »einheimischer schlechter Bauertabak» sowie der estnische Ausdruck *kar'jajūgu pudel* 'Branntweinflasche' zeigen aber, dass die von Sallmann (S. 17) gegebene Deutung aus estn. *kari*, Gen. *kar'ja* (s. Karjakrants) und *Jāk* 'Jakob' richtig ist.

Karr'brunnen, *Karristrasse*, *Karriwasser* bei Sallmann S. 17. vgl. Karrihund.

Karro-Egge s. v. *Egge*, die, »st. Ege. Man hat hier zwey Arten, beide ohne Eisen, nemlich 1) die Pflock- oder Blockegge mit hölzernen Pflöcken, welche von Einigen die Klapperegge genannt wird; 2) die Strauch- oder Zweigegge, welche aus abgestumpften Zweigen, sonderlich von Nadelholz, besteht und zuweilen die Zacken- doch noch häufiger nach dem Ehstn. die *Karro-Egge* heisst. Nur selten sieht man die mit eisernen Zacken». (Hupel). Nach estn. *karu-äes* (*karu* = Bär) 'Strauchegge'.

Kasel'ne, die, »im Scherz, Einspänner, insbesondere schlechter, elender Art, Furmannswagen, dessen Pferd einer Ziege, lett. kasa, gleicht. Eine K. nemen, eine K. besteigen

u. ä. In den 20 und 30 Jahren dies. [19.] Jahrh. oft auch *Kas'sing*, oder *Kas'sefurmann*». (Gutzeit Nachtr.). — Mit dem Hinweis auf lett. *kasa* wird Gutzeit nicht die richtige Erklärung treffen. Diese scheint sich vielmehr aus dem estn. *kaŝŝ* 'Katze' (*kaŝŝi-l·ne* 'auf eine Katze bezüglich') zu ergeben, denn *Katze* hat nach Gutzeit Wörterschatz Nachtr. in Livland auch die Bedeutung 'elendes, kleines Pferd' (vgl. Katzenfuhrmann).

Käss, »Netz zum Tragen von Heu» (bei Sallmann S. 17). Aus estn. *käŝŝ* 'Netz um Heu u. dgl. zu tragen».

katki, »entzwei», von Sallmann S. 11 irrtümlich als eine Entlehnung aus dem Russischen angesehen. Das Wort stammt aus dem gleichlautenden und gleichbedeutenden estnischen *kat'ki*.

Keck, der, »(Ehstn.) d. i. Blutklos, Blutkuchen» (Hupel). Nach Gutzeit wird *Kek* (*Kä(c)k*) im estnischen Livland gebraucht. Aus estn. *käkk* 'Klos, Ballen, Blutklos'; vgl. Thomsen a. a. O. S. 258.

Kehhik, der und das, »(Ehstn.) ist ein Kornmaass das einen halben rigischen Loof beträgt» (Hupel). Aus estn. *kehik* 'ein halbes Lof, ein Gefäss aus Rinde'.

Kelk, »kleiner Rutschschlitten» (Sallmann S. 17). Aus estn. *kelk* 'Handschlitten'.

Kert, der, »(Ehstn.) d. i. dünner Mehlbrey» (Hupel). Aus estn. *kõrt* 'Mehlsuppe, dünn gekochte Grütze, Welling'.

Kicki »ist ein Kinderspiel wenn sie sich verstecken» (Hupel); vgl. auch Gutzeit s. v. *kicki* und *ki ki!* und Sallmann S. 17, wo unter den estnischen Entlehnungen *kicki! kicku!* (Ausruf von Kindern, die sich versteckt haben, um die Suchenden auf sich aufmerksam zu machen) angeführt wird. Dass der Ausdruck, welcher in derselben Bedeutung im Estnischen begegnet, in dieser Sprache gebildet und daraus ins Deutsche übernommen worden ist, dürfte sicher sein; er hängt offenbar mit estn. *kikkima* 'die Ohren spitzen, Männchen machen, niederhocken' u. a. zusammen.

Kickispiel, »eine Art Versteckspiel der Kinder, Hupel. Kicki spielen, Bergmann». (Gutzeit).

Killo »oft st. Killoströmling. Revaler Killos werden oft

ausgeboten», bei Gutzeit Nachtr., wo der estnische Ursprung des Wortes erkannt ist. Aus estn. *kilu* 'kleine Strömlingsart (Clupea Sprattus L, Meletta Vulgaris Val.); das lett. *k'ilis* stammt aus dem Finn.-Estnischen, s. Thomsen a. a. O. S. 261.

Killoheimer »im Scherz f. Killoströmling. In Riga, schon in den 30 Jahren» (Gutzeit Nachtr.). vgl. Killo.

Killoströmling, der; »Gadebusch sagt: es giebt bei uns zwei Gattungen Strömlinge, eine grössere und eine kleinere. Die kleineren nennt man in Livland Killoströmlinge; sie sind den Sardellen ähnlich und werden statt derselben gebraucht. Hueck sagt: Der Killoströmling, clupea killo, ist eine sehr kleine Art der Strömlinge, kommt fast ausschliesslich bei Reval und Baltischport vor und geht eingemacht als schmackhafte Vorkost durchs ganze Land». (Gutzeit). vgl. Killo.

Kirchenkülmit, — — »Getreideabgabe für die Kirchen» (Gutzeit). vgl. Külmit.

kis! kis! »sagt man, wenn man im Scherz über einen Anwesenden spottet» (Hupel). Sallmann S. 17 führt *kis! kis!* (Ausruf der Verspottung und Schadenfreude) unter den estnischen Entlehnungen an. Aus estn. *kis! kis!* (Spott, Schadenfreude).

Kise, die, »(Ehstn. und Lett.) st. Kaulbars» (Hupel). Nach Gutzeit scheint das Wort, »wenn es noch gebräuchlich, auf Estlivland sich zu beschränken; in Riga u. Lettland ist es unbekannt.» Daher ist Entlehnung aus dem estn. *kīsk* (Gen. *kīza*) Kaulbars, Stint' wahrscheinlicher als Übernahme aus dem gleichbedeutenden lett. *k'īsis;* das lett. Wort ist nach Thomsen a. a. O. S. 262 aus den finnischen Sprachen übernommen worden.

Kójamutter, »Hausaufseherin, Hausweib ([estn.] *koda*, G. *koja* 'Haus')» (Sallmann S. 18).

Kol, der, »(Ehstn.) st. Gespenst, Popanz, Schreckbild, pöb.» (Hupel). Aus estn. *koll'* 'Popanz'.

Kollumats, »die allen Kindern in Estland wohlbekannte Schreckgestalt» (Sallmann S. 18). vgl. Kol.

kolchen oder *koljen* »(vermuthlich aus dem Ehstn.) heisst 1) kramen, aufräumen, in Ordnung bringen; 2) mit seinen

Habseligkeiten an einen andern Ort ziehen, welches man auch wegkolchen nennt» (Hupel). Nach Gutzeit kommt der Ausdruck vermutlich nur in Estland und Estlivland vor, in Lettland und Riga sei er in beiden Bedeutungen unbekannt. Vgl. auch *koljen*, *umkoljen* bei Sallmann S. 19. Aus estn. *kolima* 'kramen, suchen (seine Sachen, sein Gepäck); — umziehen (aus einer Wohnung), fortziehen, auswandern'.

Korde, die, »1) bestimmt abwechselnder Dienst, Wechselgehorch, nach dem estn. Worte Kord oder Körd, Reihe, Ordnung, Mal. — — Auffallen muss, wie das estn. Wort Kord in Lett- und Kurland so Wurzel fasste, dass das entsprechende lett. Kahrta ins Deutsche nicht übergehen konnte. Auf vielen Gütern Livlands ist es übrigens nie recht gebräuchlich geworden und verschwindet jetzt gleichzeitig mit der Frone. — Aus dem unverstandenen fremden Worte entwickelte sich sonderbarer Weise eine zweite Bedeutung: 2) im Wechselgehorch fronender Arbeiter. — — — Stender lässt das Geschlecht unbezeichnet; Ullmann hat geradezu: der und die Korde, zum Wechselgehorch (Korde) beim Vieh Gekommene, lett. Kahrtneeks. Hupel im Idiotikon erklärt: Magd, welche von den Bauern nach der Reihe zur Besorgung des Hofviehes auf gewisse Tage gestellt wird. — — Auch in dieser Bedeutung ist das lettische Wort nicht ins hiesige Deutsch übergegangen; aber selbst Korde ist in dieser Bed. auf vielen Gütern ungebräuchlich gewesen, während die folgende, dritte Bedeutung sich sehr allgemein einbürgerte. 3) Bauermagd zu allerlei Hofsdiensten, in der Stube, Küche, beim Spinnen, beim Vieh und dgl.» (Gutzeit). Über alte Belegstellen aus dem 14—16. Jh., in denen unser Wort in der Bedeutung »Ordnung, Reihe» vorkommt, s. Wörtersch. u. Nachtrag s. v.; die Vermutung Gutzeits, dass es sich hier um ein anderes Wort handle, dürfte nicht richtig sein. Das estn. Etymon ist *kord (körd)*, Gen. *korra* 'Ordnung, gehörige Ordnung, gute Beschaffenheit, Aufeinanderfolge, Reihenfolge, Reihe'; über weitere Beziehungen des Wortes s. Thomsen a. a. O. S. 185 f.

korden, »einen Acker, wenden, kehren, zum zweiten

Mal pflügen. — — — Auffallen muss —, wie Lange ein Wort verzeichnen konnte, und zwar so einfach, ganz ohne Erklärung, als ob es allgemein in Livland bekannt wäre, da es doch zu seiner Zeit in Lett- und Kurland kaum oder gar nicht gebräuchlich oder bekannt war. Oder galt Lange'n, welcher die deutsche Sprache umfänglich kannte und keine est-deutschen Ausdrücke in seinem Wörterbuch gibt, der Ausdruck korden für deutsch? — Hupel leitet das Wort aus dem Estnischen — — —. Übrigens scheint der Ausdruck aus Estland und dem estnischen Livland nach Lettland gekommen und das lettländische kartagen und karteien, welche im Estnischen ungebräuchlich sind, allmälig zu verdrängen; doch wird es von Vielen gemieden und durch zweiten Pflug, Krümelpflug ersetzt». (Gutzeit). Aus estn. *kordama*, *kördma* '1) die Reihe halten, die Reihe durchgehen; — 2) multipliciren, wiederholen, spec. zum zweiten Male pflügen'.

Kordekerl bei Gutzeit. vgl. Korde.

Kordenarbeit bei Gutzeit. vgl. Korde.

Kord(en)pflug, der, »der zweite Pflug, das zweite Pflügen»; Belege bei Gutzeit. vgl. Korde.

Kordenspinnerei, die, »Spinnerei durch Korden (Bauermägde)» (Gutzeit). vgl. Korde.

Kordevolk bei Gutzeit. vgl. Korde.

Kubjas, der, »(Ehstn.) ist der Aufseher bey Frohnarbeiten in ehstnischen Distrikten. Oft nennt man jeden Beobachter oder Antreiber ebenso, z. B. ich habe keinen Kubjas nöthig». (Hupel). »Die balt. Monatsschrift I, 3, 281 sagt: Wagger nennt man in Kurland die die Gutswirtschaft gemäss den Anordnungen des Gutsverwalters unmittelbar leitenden Aufseher. Sie sind durchgängig den Eingeborenen angehörig. Im lett. Theile Livlands gebraucht man dafür die Bezeichnung: Strosche (unzweifelhaft das slav. Storosch, Wächter), Starost (slav. Ältester), und Schilter; im estnischen Theile Livlands, auf Ösel und in Estland: »Kubjas.» — Nach Gadebusch: ein estnisches in Livland sehr gebräuchliches Wort, Bauernaufseher, hauptsächlich bei ihrer Feldarbeit. Jedoch wird es auch in den Städten gebraucht, wo man Raths-Kubbjas, Brand-

Kubbjas u. s. w. hat». (Gutzeit). Aus estn. *kubjas* 'Frohnvogt, Aufseher der Arbeiter'; das gleichlautende lett. Wort stammt aus dem Estnischen, s. Thomsen a. a. O. S. 262.

Kuddrussen »(Ehstn.) sind kleine Korallen von allerley Farben, welche die Ehstinnen als einen Besatz auf ihren Unterröcken tragen» (Hupel). Aus estn. *kudrus* 'Glasperle, Koralle, Staubperle (z. Ausnähen)'.

Kui oder *Kuje*, die, »(Ehstn.) ist ein grosser kegelförmiger Haufen z. B. Stroh, Heu, Korn. Bergm. sagt Wetterhaufen». (Hupel). Das Wort, welches in Estland, Livland und Kurland vorkommt, wird von Gutzeit aus mehreren alten Quellen belegt. Aus estn. *kuhi*, Gen. *kuhja* 'Haufen, Schober (Heu, Stroh, Getreide)'; das lett. *ku'ija* stammt aus den finnischen Sprachen, s. Thomsen a. a. O. S. 262.

Kullaichen, das, »(Ehstn. eigentlich Kullake) ein Schmeichelwort welches nach einer genauen Uebersetzung etwa Goldchen heissen möchte; aber es bedeutet mein Liebchen, Theurer!» (Hupel). Nach estn. *kullakene*, Dimin. von *kuld* 'Gold' (Schmeichelwort).

Külla-Kubjas, der, »(Ehstn.) ist ein Dorfs-Aufseher oder Aeltester in ehstnischen Distrikten» (Hupel). vgl. Kubjas.

Kulle, der, »scherzweise Benennung eines Esten, welche Gelegenheit gibt, einem Ausländer vorzuspiegeln, dass, da jeder mit Kulle angerufene Este auf den Anruf hört, jeder Este den Taufnamen Kulle führt. Denselben Scherz hat man mit Letten sich durch das Wort Klauss (hör!) erlaubt». (Gutzeit). Dass dieser ursprünglich scherzhafte Ausdruck, der auf estn. *küle* 'hör' (zu *kūlma*, *kullema*) beruht, eine weite Verbreitung gefunden hat, zeigt das Kompositum *Kullenvolk* (Dem »Kullenvolke» zur Beute werden), welches Gutzeit im Nachtrag seines Wörterschatzes aus dem Petersburger Herold v. J. 1876 (113) zitiert, sowie *Marktkulle*, das ich aus den »Skizzen aus Dorpat» (1862) S. 63 verzeichnet habe.

Kullerkup, »eine gelbblühende Pflanze, Trollius Europæus, estn. *kulderkup*, inselschwed. *gylderknup*» — — — (Sallmann S. 53). Aus. estn. *kullerkupp* 'Trollblume (Trollius europaeus L)'.

Külmet, das, »ist ein Kornmaass welches nach seiner verschiedenen Grösse bald 1/3 bald 1/4 bald 1/6 Loof beträgt. Fischer schreibt *Külmit*». (Hupel). Gutzeit belegt den Ausdruck schon aus einer Urkunde v. J. 1242:» unum *kulmet* avenæ.» Aus estn. *külimet*, *külimit* 'ein Getreidemass von verschiedener Grösse' (aus estn. *küli*, *külw* 'Saat' und *mõt* 'Maass' zusammengesetzt, vgl. Thomsen a. a. O. S. 263 und Ojansuu a. a. O. S. 95).

Külmetmass, -stätte, -stelle bei Gutzeit Wörtersch. und Nachtr. vgl. Külmet.

Kumme, die, wird ausser in den in Deutschland bekannten Bedeutungen noch im 'Sinne von »Verdeck oder Bedeckung über einem gemeinen Fuhrwerk» gebraucht. Diese Bedeutung ist vielleicht — wie Hupel angiebt — aus dem Estnischen zu erklären, wo das aus dem Deutschen übernommene *kumm* (Gen. *kummi*) auch von dem gewölbten Verdeck eines Wagens (*kummiga waŋker* 'Wagen mit einem Verdeck') verwendet wird.

Kummschlitten, der, »(halb Ehstn.) ist ein deutscher oder halbbedeckter Schlitten» (Hupel). vgl. Kumme.

Kurat, »Schimpfname, eig. Teufel», bei Sallmann S. 18 im Verzeichnis der estnischen Entlehnungen. Aus estn. *kurat* 'Teufel'.

Kurn oder *Kurni-Spiel*, »(Ehstn.) eine Art von Kegelspiel mit kurzen Stöcken» (Hupel). Nach Gutzeit werden die kleinen runden Hölzchen *Kurni* genannt, welche im *Kurnispiel* in einer Reihe aufgestellt werden und nach denen mit einem Knüttel geworfen wird; »das Kurnispiel ist ein estnisches Bauerspiel, welches einigermassen dem Kegelspiel ähnelt und in Livland sehr verbreitet ist.» Eine ausführliche Beschreibung dieses Spiels bei Sallmann S. 18. Aus estn. *kuŕn*, Gen. *kuŕni* 'Kugel, kleines cylinderförmiges Holzstück (zu einem Spiele — —)'.

kütten, »Land durch Küttisbrennen urbar machen», bei Gutzeit, wo Belege angeführt werden. vgl. Küttis.

Küttis, der, »(Ehstn.) ist eine Fruchtbarmachung des Ackers durch Feuer, indem man trockenes Holz oder Strauchwerk mit der aufgepflügten Erde bedeckt, dasselbe anzündet,

dann die Asche ausbreitet, und bald darauf die Saat verrichtet» (Hupel). Nach Gutzeit ist das Küttisbrennen ein estnischer Gebrauch, der früher in Livland unbekannt war; jetzt sei er auch in Liv- und Kurland gewöhnlich und bestehe vorzugsweise in einem Durchbrennen oder Durchräuchern des Rasens oder der aufgeschichteten Erde. Verbote des Küttismachens erwähnt Gutzeit aus den Jahren 1739, 1754, 1769. Aus den angeführten Belegen geht hervor, dass Küttis in zweifacher Bedeutung gebraucht wird: 1) das Rasenbrennen, 2) das gebrannte Land. Aus estn. *kütis* 'Heizen, Brennen, Schwenden; — Brennmaterial, aus Strauchwerk und Rasen gebildete Haufen (zum Schwenden des gerodeten Landes)'.

Küttisacker, *-brand*, *-brennen*, *-feuer*, *-haufen*, *-holz*, *-land*, *-strauch* bei Gutzeit. vgl. Küttis.

küttissen bei Gutzeit = kütten.

Lachslom, der, bei Gutzeit. vgl. Lom.

Lage, die, »heisst die Decke eines Gemachs oder andern Gebäudes» (Hupel). Gutzeit bezeugt den Gebrauch des Ausdrucks für Livland. Das Wort, das in der deutschen Sprache der Ostseeprovinzen allgemein verwendet wird, beruht auf dem estnischen Worte *lagi* (Gen. *lae*) 'Decke', welches mit dem in der Sprache vorhandenen Ausdruck *Lage* volksetymologisch verknüpft wurde.

Lagebalken, »Balken, auf denen die Zimmerdecke ruht» (Gutzeit). vgl. Lage.

Laps, »Kind» in Sallmanns Verzeichnis der estn. Entlehnungen S. 18. Aus estn. *laps* 'Kind'.

Latere, die, »ist eine von 3 Seiten eingeschlossene mit Krippe und Heurauffe versehene Stelle für ein Pferd» (Hupel). Nach Gutzeit gehört das Wort nur der Sprache der Gebildeten, nicht der Halbdeutschen, an. Im Estnischen entspricht *latar* (*lahter*), Gen. *latra* 'Pferdestand (im Stalle)'. Das deutsche Wort dürfte mit Sallmann für eine Entlehnung aus dem Estnischen anzusehen sein.

Latte, die, »sprechen in Riga Einige st. Lette, Ladentisch» (Gutzeit Nachtr.). vgl. Lette.

Leker, der, »hölzernes, buttenähnliches Gefäss», bei

Gutzeit, wo auf das estn. lähker und das lett. legeris hingewiesen wird. Dem deutschen Ausdruck liegt das estnische Wort (*lähker* 'Lägel, kleines Fässchen, Schlauch') zu Grunde.

Lette, die, »nach Gadebusch in Livland die Klappe an dem Tisch in einem Kramladen, sonst aber auch jeder Klapptisch. — In Riga: Ladentisch, Verkaufstisch, Tonbank in Buden». (Gutzeit). Das Wort, welchem im Estnischen *lett* (*leht*) (Gen. *leti*) 'Verkaufstisch' entspricht, ist nicht aufgeklärt; möglicherweise ist deutsches *Lette* aus dem Estnischen übernommen worden.

Lipchen, »Bäffchen. Die Prediger tragen in Liv- und Estland kleine Kragen (Lipchen, Überschläge), in der Domkirche Rigas aber die etwas sonderbaren runden weissen Halskragen, Hupel. Für Riga mir unbekannt». (Gutzeit). Wahrscheinlich liegt dem deutschen Ausdruck das estn. *lipp*, Gen. *lipu* 'Flagge, Wimpel, Fahne, Wetterfahne, langes Band (an der Haube oder Mütze)', welches auch Gutzeit zum Vergleich heranzieht, zu Grunde; vgl. auch finn. *liperi* 'Bäffchen des Predigers'.

Lom, der, »Zugstelle der Fischer, Lohm, in der Vielzahl Lohme, Lohmen, und Löhme, das lett. Lohma Fischzug und estn. loom», bei Gutzeit, wo das Wort aus dem Jahre 1646 belegt wird. Aus estn. *lõm* 'Fischzug (mit dem grossen Netze), die Stelle dazu, Fangstelle, Einkreisung (von Wölfen und anderem Wild)'; das lettische Wort stammt aus den finnischen Sprachen, s. Thomsen a. a. O. S. 267.

Lombse, eine von Gutzeit mit Fragezeichen versehene Form, für welche zwei Belegstellen zitiert werden: »Busch-Acker, Lombsen, Rödinge, Huer-Acker» (in einer Ordnung der Bauern); Lohmesse im Sinn von Küttisse bei Neidenburg. Es steckt hier der estn. Ausdruck *lõmis* (Gen. *lõmise*) 'Schwende, Rödung'.

lorchen, »ein Wort, das ich nur aus Hupels estn. Wb. 1818 belegen kann und das Hupel als livländisch bezeichnet: umherstreichen, umherstorgen, estn. lorkma oder lorkuma. — — Wenn lorchen noch vorkommen sollte, so sicher nur im est-

nischen Livland». (Gutzeit). Aus estn. *lorkuma* 'sich umhertreiben'.

lorren, »plappern, schwatzen» in Sallmanns Verzeichnis der estnischen Entlehnungen S. 20. Aus estn. *lorima*, *lorisema* 'plappern, schwatzen'.

Lorro, »leeres, einfältiges Geschwätz;» vgl. Jorro. Aus estn. *lori* 'Geschwätz', *lorutama* 'schwatzen, plaudern'.

Lucht, die, »(vermuthlich Ehstn. und Lett. auch wohl aus dem Russ.) ist eine niedrig liegende flache und fruchtbare Wiese, sonderlich an einem Bache, der sie zuweilen, vornehmlich im Frühjahr, bewässert» (Hupel); »Uferwiese, entgegen der Landwiese» (Gutzeit). Aus estn. *luht* 'niedrige Bachwiese, welche bei Hochwasser überschwemmt wird, auch die darauf wachsenden Cyperaceen'. Das estnische Wort ist in alter Zeit entlehnt aus lit. *lùksztas* 'Rohrgras' = lett. *lukste* 'Heuschlag, Wiese auf morastigem Grunde' (s. Thomsen a. a. O. S. 197); aus dem Lettischen stammt die deutsche Form *Luxt(e)* (bei Gutzeit).

Luchtheu, das, »Heu von einer Lucht, Hupel; auch: Bachheu» (Gutzeit). vgl. Lucht.

Luchtheuschläge »werden, sagt Gadebusch, in Livland genannt diejenigen Wiesen, welche an dem Ufer eines Stromes oder Baches liegen, und den Landheuschlägen, die in Wäldern und Büschen sind, entgegengesetzt» (Gutzeit). vgl. Lucht.

Lüpsik, »Melkgefäss (Oesel, nach einer mündlichen Mitteilung) = estn. *lüpsik*. 'Melkkübel'» bei Ojansuu a. a. O. S. 92.

Lurjus, der, »d. i. Lümmel, Taugenichts» (Hupel); bei Sallmann im Verzeichnis der estnischen Entlehnungen S. 53 in der Form *Lurjes*. Aus estn. *lu'rjus* 'Schlingel, verkehrter Mensch (Schimpfwort)'.

Mägus jutt, »süsses Geplauder, besonders gebr. von dem in die Länge gezogenen Vorzimmergeplauder beim Abschied nach abgestattetem Besuch», bei Sallmann a. a. O. S. 18. Aus estn. *magus* 'süss' und *jutt* 'Rede, Gespräch, Unterhaltung, Plauderei, Gerede, Gerücht'.

Ma-murak, »Knackelbeere (fragaria collina)» bei Sallmann

a. a. O. S. 18. Aus estn. *mämurak* 'Knackelbeere (Fragaria collina Ehrh.)'

Marktkulle vgl. Kulle.

Mehltumm bei Gutzeit. vgl. Tumm.

Molkus, der, »Tolpatsch, in den ersten Elementen unerfahrener Mensch», wird von Sallmann S. 14 auf russ. *молокососъ* 'Milchkalb', von Gutzeit auf lett. *mulkis* 'Tropf, Dummhut' zurückgeführt. Dem deutschen Worte liegt aber zu Grunde estn. *molkus* 'Bengel, Einfaltspinsel, einfältiger, ungeschlachter Mensch'; an das lett. Wort schliesst sich dagegen die von Gutzeit angeführte Form *Mulks* (der), einfältiger Mensch, Murchel, an.

Mulk, »Zaunpforte mit beweglichen Riegeln in horizontaler Richtung» in Sallmanns Verzeichnis estnischer Entlehnungen S. 18. Aus estn. *mulk* 'Oeffnung im Zaun (zum Durchgehen, st. einer Pforte), überh. Loch'.

Mussing oder *Musso* auch *Muscho* »st. Kuss. pöb.». Nach Hupel wären alle drei Ausdrücke, wenigstens der letzte, aus dem Lett. [*muscha*] entlehnt; aber die Worte beruhen eher auf estn. *muźu*, *muźo* (in der Kindersprache) 'Mund, Kuss, Schmatz'.

Nab(b)er, die, »(Ehstn.) heisst in einigen Gegenden ein Getraidehaufen auf dem Felde» (Hupel). Das Wort ist dem estn. *nabr*, Gen. *nabra* 'Kornhaufen, Kornschober' entlehnt.

Naten »(aus dem Ehstn.) hört man in vielen Gegenden das Kraut nennen welches Deutsche und Bauern als den ersten grünen Kohl des Frühjahrs essen. Einige erklären es für Bärenklau (Hieracium Sphondylium) Andere für die Podagraria oder Angelica minor». (Hupel). Nach Gutzeit ist *Nate* (die) im estnischen Livland dasselbe was im lettischen Garse, Garsen, lett. gahrses, Aegopodium podagraria, Giersch, Geissfuss; die Blätter werden in Estland statt sog. Grünkohls benutzt, in Lettland höchstens von Bauern. Wahrscheinlich ist *Nate* ins Deutsche aus dem Estnischen (*nāt'* Pl. *nādid* 'Giersch') übernommen worden, aber die Esten und Finnen haben nach Mikkola a. a. O. S. 145 das Wort aus dem Slavischen entlehnt.

nauen, »miauen, von Katzen». Gutzeit verweist auf lett. *naut, naudeht;* das deutsche Wort könnte auch auf estn. *naugma, näuguma* 'miauen' zurückgeführt werden.

nirken, »kurzen Trab laufen» in Sallmanns Verzeichnis der estnischen Entlehnungen S. 20 mit Hinweis auf das gleichbedeutende estnische Etymon *nirkima*.

Norkensäge, die, bei Gutzeit. vgl. Nurke.

Nurke, die, »(Ehstn. nicht Norke wie Bergm. und Lange schreiben) heisst 1) die Verbindung der Balken in den Ecken an hölzernen Wänden, auch 2) die Vertiefung welche man zu solchem Ende in einen Balken hauet; 3) eine Wandecke, 4) ein Winkel, 5) das Ende eines Balkens welches über die Ecken-Verbindung hinaus reicht» (Hupel). In den ältesten Zeugnissen, die Gutzeit (im Wörtersch. und Nachtr.) anführt, lautet das Wort *Norke* (die) und *Norken* (der). Aus estn. *nurk* (Gen. *nurga*) 'Winkel, Ecke, Kante'.

pai »(Ehstn.) heisst 1) lieb, theuer z. B. du bist ein pai Kind! 2) die Liebkosung, so sagt man das Kind macht pai d. i. es streichelt, liebkoset, bittet durch Geberden» (Hupel). Nach Gutzeit kommt das Wort jetzt in Riga in der Bed. 'lieb, teuer, gut' vor. Aus estn. *pai* 'gut, lieb'; daraus auch nach Thomsen a. a. O. S. 272 das lett. *paij* entlehnt.

Paichen, das, »(Ehstn.) d. i. Liebchen, eine schätzbare Sache, z. B. er hat viele Paichen, nemlich Kostbarkeiten, Geld u. d. g. selt.» (Hupel). Nach Gutzeit in Riga unbekannt gewesen, wie auch heute ungebräuchlich. Diminutive Ableitung nach estn. *pai* (Gen. *paiu*) 'Spielwerk, Spielsache'.

paien, »streicheln»; nach Gutzeit in Livland gewöhnlich, für Estland von Sallmann S. 20 bezeugt. Aus estn. *paiuma, paitama* 'streicheln'.

Pank, der; »mit diesem Ausdruck werden auf Ösel und Moon steile Felsküsten bezeichnet. Daher der sog. Mustelpank u. a.». (Gutzeit). Aus estn. *pank* 'festes Gestein, Fels, Klint u. s. w.', wie das anlaut. *p* zeigt.

Pärg, der, »(Ehstn. lies Pärk) heisst der Kopfschmuck welchen die estnischen Dirnen um ihre blossen Haare tragen, das Kopfband, sonderlich wenn es breit und hoch ist» (Hupel).

Eine genaue Beschreibung dieses Kopfschmuckes, der jetzt verschwunden sein soll, bei Gutzeit. Aus estn. *pärg (perg)* 'Kranz, Kopfband, eine kronenartige Kopfbedeckung der jungen Mädchen'.

Parmis bei Gutzeit aus livl. Landtagsverh. v. J. 1643/59 belegt: »Ein Parmiß Heuw . .; etzliche Parmes Heuwe»; vgl. auch Nachtr. s. v. Pernes. Der Ausdruck beruht, wie Gutzeit bemerkt, auf estn. *parmas* 'Schooss, Schoossvoll'.

Parse bei Gutzeit, wo Hupel zitiert wird: »Parsen sind die langen Latten, auf welchen das Getreide in der Heitzriege gedörret wird; und: »Das estn. pars Sparre und innerste Riegenlage, auf welcher das Korn zum Dreschen trocknet». Aus estn. *pars (*Gen. *parre)* 'Latte, Stange'.

Passel oder *Pastel*, der, »d. i. Bauerschuh oder eigentlicher eine aus rohem Leder verfertigte die Stelle eines Schuhes vertretende Socke (nicht Sohle wie Bergm. meinet, welcher auch Sandale dafür empfiehlt). Das Wort scheint aus dem Lettischen herzurühren». (Hupel). Eine ausführlichere Beschreibung dieses Bundschuhes, das von Esten und Letten getragen wird, findet sich bei Gutzeit s. v. Pastel. — Das Wort geht in letzter Linie auf türkisches *postal* zurück, das zunächst in den slavischen Sprachen als poln. *postoty* 'Bastschuhe' u. s. w. Eingang fand und von hier aus als *pastala* in die lettische Sprache übernommen wurde, s. Thomsen a. a. O. S. 207. Die Schreibung *Postel* (in Lindners Sammlung liefländischer Provinzialwörter), welche nach Gutzeit sich in den ältesten Zeugnissen des Worts findet (schon in einer lat. Urkunde von 1300, welche Beschwerden des Bischofs v. Kurland enthält: *postelen),* deutet auf polnische Vermittlung. In der gewöhnlichen Gestalt *Pastel* ist der Ausdruck ins Deutsche aus dem Lettischen übernommen worden; die Form *Passel* stammt aber aus dem estn. *passel* (neben *pastal, pastel)* 'Bauerschuh', das nach Thomsen a. a. O. dem lettischen Worte entlehnt ist.

Passelfell auch *Passelleder*, das, »ist eine rohe Pferde- oder Rindshaut daraus man Passeln schneiden kan» (Hupel).

Passimutter f., »Aufwärterin» nach estn. *passima* 'aufwarten, bedienen' in Sallmanns Verzeichnis S. 20.

Peldik, der, »(Ehstn.) st. heimliches Gemach, Abtrit. pöb.» (Hupel). Aus estn. *pel'dik* 'Abtritt, heimliches Gemach'.

Pener oder *Penar*, der, »(Ehstn.) d. i. Ackerscheidung, Rain» — — (Hupel). Belege bei Gutzeit. Aus estn. *pēnar* 'Feldrain, Feldrand, Beet, Striemen'.

Pergel, der, »ist ein Lichtspan von Kien- oder Birkenholz» — — (Hupel). Gutzeit, der für das Wort ältere Belege bringt, weist auf dessen estn. Ursprung hin. *Pergel* ist von dem estn. *pērg* 'Kienspan (z. Brennen und sonst)' mit einem deutschen Suffixe gebildet, wie *Fummel* von estn. *jumm*.

Pergeldach, nach Gutzeit in Lettland kaum gebraucht. vgl. Pergel.

Pergelfeuer bei Gutzeit. vgl. Pergel.

Pergelholz »heisst woraus sich die dünnen Späne, als der hiesigen Bauern ihr gewöhnliches Licht, leicht spalten (liefl. spleissen) lassen» (Hupel). vgl. Pergel.

pergelig, »von Menschen, hager, dünn wie ein Pergelholz» (Gutzeit). Adjektivische Ableitung von Pergel.

Pergelkole bei Gutzeit. vgl. Pergel.

pergeln, »Holz zu Pergel machen» (Gutzeit). vgl. Pergel.

Pergelnägel »zur Befestigung der Pergeltafeln» (Gutzeit Nachtr.). vgl. Pergel.

Pergelscheit, »Kienholz» (Gutzeit). vgl. Pergel.

pergeltrocken, »sehr trocken, von Holz» (Gutzeit). vgl. Pergel.

Pergelung, »Versehen einer Wand mit Pergeltafeln» (Gutzeit). vgl. Pergel.

Pielbeer- oder *Pihlbeerenbaum*, der, »d. i. Sperber- oder Ebereschbeerbaum, (Sorbus aucuparia). Die Frucht, nemlich die Pihlbeere, wird auch doch nur selten Eibischbeere genannt». (Hupel). Auf die estnische Herkunft des Wortes hat schon Frisch verwiesen. Nach estn. *pihl*, *pihlak* (danach lett. *pīladsis*, *pīlags*, s. Thomsen a. a. O. s. 273) 'Eberesehe, Vogelbeerbaum'.

pirren, »weinen, greinen, quarren, häufig in der Zusammensetzung *Pirrlise* Quärrthrine, Plärrlise» bei Sallmann S. 20 mit Hinweis auf das estn. Etymon *pirima* 'weinen, greinen, plärren'.

Pixen, »eigentlich Piksen (aus dem Lett. und Ehstn. hört man nur in der vielfachen Zahl) st. Hosen. pöb. oder scherzweise» (Hupel). Nach Gutzeit in Riga und Livland wohl nie vorgekommen. Das anlautende *p* in diesem eigtl. niederdeutschen Ausdruck *(Büchse(n), Büxe(n))* deutet auf das estn. *püks* (Pl. *püksid*) 'Hosen'.

Póbbol od. *Póbbolik* bei Gutzeit. vgl. Popolle.

Pobel, »kleiner, bis 13 Lispfund schwerer, nicht in Matten eingeschlagener Flachspacken» (Sallmann S. 71). Aus dem gleichbedeutenden estn. *pobel*.

Poiso, »kleiner Junge» in Sallmanns Verzeichnis estnischer Entlehnungen S. 18. Aus estn. *pois'*, Gen. *poizi* 'Junge, Bursche, unverheirateter junger Mann'. Näheres über das estn. Wort bei Thomsen a. a. O. S. 273.

Pöner bei Gutzeit. vgl. Pener.

Popólle, der, »heisst in einigen Gegenden ein Bauer welcher von seinen Ländereien die man Popollenland nennt, mit den übrigen Bauern zwar einerley Frohndienste aber weniger Abgaben leistet» (Hupel). Nach Gutzeit, der ebenso wie frühere Erklärer das Wort richtig aus dem Estnischen herleitet, ist dieses in Lettland unbekannt. Das zu Grunde liegende estn *pobul* (Gen. *pobuli*) 'Badstüber, kleiner Bauerwirt; Stelle eines Badstübers, kleinen Wirtes' bezw. *pobulik* 'Badstüber, kleiner Bauerwirt' stammt nach Mikkola a. a. O. S. 89 aus dem gleichbedeutenden russ. *бобыль*.

Priesterkülmet führt Gutzeit mit alten Belegen an. vgl. Külmet.

Puddi, »Kinderbrei, Eingebrocktes. Die ersten Patengeschenke an kleine Kinder sind die *Puddilöffel* und das *Puddinäpfchen*». (Sallmann a. a. O. S. 18). Aus estn. *pudi* 'Brei, Eingebrocktes, fig. Mischmasch'.

Puddipaddi, »Mischmasch» bei Sallmann a. a. O. Aus estn. *pudi-padi* 'Mischmasch'.

Puddipaddikram, »das Durcheinander von werthlosen Kleinigkeiten, Krempel, Plunder» bei Sallmann a. a. O. vgl. Puddipaddi.

Pulk, »Pflock» bei Sallmann a. a. O. Aus est. *pulk*

'Pflock' (daraus nach Thomsen a. a. O. S. 274 lett. *pulka, pulk'is).*

Pulkajunker, der, »in Deutschland Krautjunker». Nach Gutzeit scheint der Ausdruck für Livland sich auf das estnische Gebiet zu beschränken. Die Beziehung zu estn. *pulk* (Gen. *pulga*) 'Pflock; Keim (bes. an Getreide); kleiner Fisch; Kotstückchen; Letter (in der Druckerei); (scherzw.) Rubel' ist nicht ganz durchsichtig.

pulkern, »pfuschen, Adj. *pulkerig* ungeschickt». Nach Sallmann a. a. O. wäre das Verbum eig. vom Zählen an dem Kerbholz *(Pulkaholz),* dann überhaupt von ungeschickter, klotziger Arbeit verwendet. Diese Erklärung ist nicht wahrscheinlich; die Beziehung zu *Pulk* bleibt wie bei *Pulkajunker* unklar.

Puskar, der, »(Ehstn.) st. Lutter (der aus dem siedenden Meesch abgetriebene Korngeist» (Hupel). Aus estn. *puskar* 'ungeklärter Branntwein, Fusel'.

Raib oder *Raibe,* das, »(Ehstn.) wird als Scheltwort st. Aas gesagt. pöb.» (Hupel). Nach Gutzeit wird der Ausdruck bei den dörptschen Studenten auf Weiber bezogen. Aus estn. *raibe* 'Aas'.

Ranken »(Ehstn. ist nur in der vielfachen Zahl gebräuchlich) st. Kummet» (Hupel). Nach Gutzeit kommt der Ausdruck im estnischen Livland und in Estland vor; für Riga sparsam und nur aus früherer Zeit zu belegen. Wahrscheinlich ein germanisches Wort, das aber von den Deutschen Estlands aus dem estn. *raṅg* (Plur. *raṅṅid)* 'Kummet' übernommen worden zu sein scheint.

Rankenband, -holz, -kissen, -polster bei Gutzeit. vgl. Ranken.

Rankenriemen oder *Rankenstricke* »sind die 2 Kummetbänder vermittelst deren das Pferd zwischen die Femern an- oder eingespannet wird» (Hupel). vgl. Ranken.

Rankenschnur bei Gutzeit. vgl. Ranken.

Rauke, die, »(Ehstn.) ist ein langer Haufe von abgeärndtetem Sommergetraide auf dem Felde. Wenn sie auf einem Lattengerüste dachförmig gemacht wird, damit der Wind dazwischen hindurch streiche, so heisst sie eine hohle Rauke.

Einige nennen auch das Balkengerüste auf welchem die Erbsen vor dem Ausdreschen in der Luft trocknen, eine Rauke». (Hupel). Aus estn. *rõuk (rauk)* 'aufrecht stehender Stab, Pflock *(rõugud* '(auf dem Felde) die Stäbe, zwischen welchen die Feldfrüchte zum Trocknen aufgeschichtet werden'); Kornhaufen, die zwischen Stäben aufgeschichteten Feldfrüchte'.

Rebs, der, »Fisch cyprinus maränula, kleine Maräne, nach Hueck coregonus muränula, bekanntlich die Hauptnahrung der Bewohner am Peipus und Embach». Hupel sagt: Rebs, Marene, Art Häringe, die in den Landseen, sonderlich in der Peipus, häufig gefangen werden. Der Name vielleicht aus dem estnischen räbus». — — — (Gutzeit). Aus estn. *rãbus* 'Rebs, Weissfisch, Salmo (Coregonus) maraenula'; lett. *rẽpsis* stammt nach Thomsen a. a. O. S. 275 aus den finnischen Sprachen.

Reddel s. Rettel.

Reddelwagen, »Leiterwagen» bei Gutzeit. vgl. Rettel.

Regge, die, »(Ehstn.) ist der Fuhr- oder Holzschlitten (der Bauern gewöhnliches Winterfuhrwerk, welches einer Schleife gleicht)» (Hupel). Sallmann a. a. O. S. 18 giebt die Form *Reggi.* Aus estn. *regi* 'Bauerschlitten, Schleife', das nach Thomsen a. a. O. S. 210 f. aus dem lit. *rãgės* = lett. *ragus, raga* stammt. Die deutsche Form *Ragge* oder *Raggen,* die nach Gutzeit in Riga und Lettland gilt, schliesst sich dem lett. Worte an.

Rettel, die, »(Ehstn.) heisst 1) die Heuraufe; 2) eine Leiter, pöb. 3) die Lehnen des Bauerwagens zwischen welche die Last gelegt wird (weil sie Leitern mit dichten Sprossen ähnlich sehen)» — — — (Hupel). Nach Gutzeit kommt *Reddel* (wofür im estn. Gebiet auch *Rettel)* in Lettland und Riga wohl nur in 2 Bedeutungen vor: 1) Raufe in Ställen; 2) Leiter am Bauerwagen. Der Ausdruck stammt aus dem estn. *redel* 'Leiter, Raufe (im Stall)' oder aus dem gleichbedeut. lett. *redele.*

Riege, die, »heisst 1) die Korndarre, welche auch die warme Riege genannt wird; 2) das Gebäude worin sich jene befindet, aber darneben die Tenne welche den Namen der

Vorrige führt; 3) uneigentlich jedes Bauerhaus, weil es einer Riege ähnlich siehet und auch derselben Stelle vertrit. Lange schreibt *Rije*, *Rüge* und *Rüje;* Andre sagen zuweilen *Rie* oder *Rihe*, auch Bergm. schreibt immer *Rie*». (Hupel). Ausführlich wird *Rige* von Gutzeit behandelt, der dafür mehrere Belege aus dem 16. Jh. anführt. Das Wort, welches in den baltischen, slavischen und finnischen Sprachen sowie im Schwedischen vorkommt, ist — wie Wichmann, Suomen Museo Jahrg. 1895, S. 91 und Jahrg. 1898, S. 52 nachgewiesen hat — ein finnisch-ugrisches Wort. Die baltischen Deutschen haben es aber wahrscheinlich durch die Vermittlung des Lettischen *(rija, rija)* erhalten, kaum direkt aus dem Estnischen *(rei* (Gen. *reie) rehi, rihi, riha, rih);* vgl. auch Thomsen a. a. O. S. 276.

Riegenabschauer, - aufseher, - ausbeute, - brand, - bund, - dieb, - diebstal, - dreschen, - drescher, - dunst, - empfang, - garten, - heizer, - holz, - kehricht, - kerl, - ofen, - scheune, - sieb, - stelle, - stock, - thür bei Gutzeit *(Riegenkerl* schon bei Hupel). vgl. Riege.

Rüd, das, »(Ehstn.) ist ein Leinwandskittel» (Hupel). Aus estn. *rüd* 'leinener Rock, Kittel'.

Ripse oder *Augen-Ripse*, die, »(sprich Rihpse, Ehstn.) hört man zuweilen st. Augenwimper. pöb.» (Hupel). Aus estn. *ripse* 'Wimper, Wimperhaare'.

Roop, der, »(Ehstn.) hört man zuweilen st. Ofenkrücke. pöb.» (Hupel). Nach Gutzeit kommt das Wort nur in Estnisch-Livland vor. Aus estn. *rõp* 'Bogen; Schiebschaufel, Schürholz'.

Ropsheed s. v. *Heed* (»st. Werg, Abwerg») »was beim Schwingen abgeht, das heist *Ropsheed* (halb aus dem Ehstn.)» (Hupel). Nach estn. *rops* 'Schwingen, Schwung', *ropsi-takud* 'gröbste, beim Schwingen des Flachses abfallende Heede'.

Rübenküttis, der, »Küttis zu einem Rübenfeld oder einer Rübenpflanzung» (Gutzeit). vgl. Küttis.

Rucke, die, »(aus dem Dörptisch-Ehstn.) ist ein kleiner kegelförmiger Heuhaufe auf der Wiese» (Hupel). Nach einem Belege, den Gutzeit anführt, bezeichnet das Wort auch lange, etwa 1 1/2 Faden hohe oben dachförmig zulaufende Getreidehaufen. Aus dörptisch-estn. *rukk* 'Schober'.

Sade, die, »(Ehstn.) ist ein kleiner kegelförmiger Haufe, sonderlich von Heu auf der Wiese. Saden sollen nach Bergm. Anzeige, aufgerichtete Bäume seyn, auf welchen man die Erbsen in der Luft trocknen lässt ehe sie ausgedroschen werden». (Hupel). Nach Gutzeit gilt Sade in Estland; in Lettland dafür *Gubbe*. Sallmann weist in seinem Verzeichnis S. 20 auf das estn. Etymon hin: *sūad* '»Sade», kleiner Heuschober (ein Fuder enthaltend)'.

Sadenstrauch bei Gutzeit. vgl. Sade.

Salve, die, »eines Brunnens, Brunnenholz. — — In Riga-Lettland unbekannt; das estnische salw oder salwe Brunnenkasten». (Gutzeit). Nach estn. *sal'wis-pūd* 'Brunnenkasten, Brunneneinfassung, Getreidekasten im Speicher' *(salw,* Gen. *salwe* 'Kornkasten').

Seppik, »mit Hefen gebackenes, nicht gesäuertes Brot aus geschrotenem Weizenmehl» in Sallmanns Verzeichnis S. 18 f. Aus dem gleichbedeutenden estn. *sepik*.

Silme f., »das tief ins Land einschneidende und dort sich ausbreitende Seewasser» bei Sallmann a. a. O. S. 20 mit dem estn. Etymon *silm*, Gen. *silma* 'Auge; Loch, Oehr etc.; Meeresarm, schmale Meerenge und die tiefste Stelle darin, Seemündung'.

Sölg, das, »ist die grosse Brustschnalle oder Spange der Ehstinnen (Ehstn.)» (Hupel). Aus estn. *sõl'g* 'Spange, Brustspange'.

Sulg(k), »der Säuglingen in den Mund gesteckte Lutschbeutel» bei Sallmann a. a. O. S. 19 mit Hinweis auf estn. *sulg* 'Verstopfung', *sulguma* 'verstopfen, schliessen'.

Sulpe, die, »(Ehstn.) ist eingeweichtes Viehfutter, sonderlich Häckerling mit Mehl» (Hupel). Aus. estn. *sul'p* (Gen. *sulbi)* 'Mehltrank mit Häcksel gemischt (für das Vieh)'.

Taim, der, und *Taimchen*, das, — — »Das Taimchen ist ein Seefisch, der, wie der Lachs, in die Flüsse hinaufsteigt, die Forelle ein Bach- oder Flussfisch; die Bachforelle sieht dem Taimchen ganz unähnlich, letzteres dagegen dem Lachse ganz ähnlich, namentlich auch hinsichtlich der Fettflosse — — Im estnischen taim, junger Lachs, lett. taims eine Art Lachs»

— — bei Gutzeit, wo der Name schon aus einer Urkunde v. J. 1341 (piscium qui *taymen* dicitur) nachgewiesen wird. Aus estn. *taim* 'Lachsforelle (Salmo taimen Pall.)' = liv. *taimin*, finn. *taimen*, auch schwed. *taimen* und russ. *таймень*; das lett. *taims* stammt wahrscheinlich aus den finnischen Sprachen, s. Thomsen a. a. O. S. 281.

Tallitaya, »bäuerlicher Gemeindevorsteher» bei Sallmann a. a. O. Aus estn. *tal'l'itaja* 'Besteller, Besorger, Ausrichter, Bauerrichter', *walla-t.* 'Gemeindeältester'.

Tannaw, die, »(Ehstn.) d. i. ein Weg zwischen 2 Zäunen oder ein Zaunweg» (Hupel). Aus estn. *tanaw*, *tanuw* 'Gasse, Weg zwischen Zäunen oder Häusern'.

Tar, Taar, Thar, Thartrank, der, »ein in Livland gebräuchliches Getränk gemeiner Leute, welches entsteht, wenn man gekochtes Wasser auf geschrotenes Mehl giesst — — Es ist ein estnisches Wort» — — (Gutzeit). Aus estn. *tā'*, Gen. *tāri* 'Dünnbier, Kofent'.

Taudias, »ein Fisch — —; vielleicht Zahnbrachsen, sparus dentex» — — (Gutzeit). Aus estn. *tõudjas*, *tõugjas* (an den Ufern des Peipussees) 'eine Cyprinusart (Cyprinus rapax Pall., Leuciscus Aspius L).

Teibe belegt Gutzeit in der Verbindung »Alandbleier oder Teiben» und vermutet, dass es falsch st. Turben gedruckt sei. Die Form ist aber nicht fehlerhaft; sie geht zurück auf estn. *täib*, *teib* 'eine Abart des Alantbleiers (wahrscheinlich Squalius, oder Cyprinus leuciscus), von welchem nach Thomsen a. a. O. S. 281 auch lett. *teiba* herzuleiten ist.

tibo! tibo! »Lockruf für Hühner» bei Sallmann a. a. O. Ins Deutsche aus dem estn. *tibu*, *tibo* 'Hühnchen', *tibu! tibu!* (Lockruf für Hühner) übernommen; die im lettischen Livland übliche Form des Lockrufes ist nach Gutzeit *tipp! tipp!* (= lett. *tib! tib!*).

ticken, »nach dem Weinen krampfhaft schluchzen» bei Sallmann a. a. O. S. 20. Vielleicht aus dem Estnischen; hier entspricht in gleicher Bedeutung das Verbum *tiksuma*.

tilken, *tilksen*, »tröpfeln» bei Sallmann a. a. O., wohl aus estn. *tilkuma, tilksama* 'tropfen, triefen, tröpfeln'.

Tiss, der, »wird gemeiniglich im Scherz st. Brust oder Zitz gesagt. Tiss geben heisst das Kind stillen oder säugen. pöb.». Nach Gutzeit meist in der Form Tisse (die). Aus estn. *tiss*, Gen. *tissi* 'Zitze, weibliche Brust'.

Titti, *Titta*, »ganz kleines Kind» bei Sallmann a. a. O. S. 19. Aus estn. *titt*, *tita* 'Puppe, fig. kleines Kind'.

toosten oder *tooksen* »heisst bey Feuer Fische schneiden» (in dem in der Zeitschrift »Für Geist und Herz» erschienenen Aufsatz von — *e* »Phraseologie meines Vaterlandes») aus estn. *tõsk(a)ma* 'mit Feuer fischen'; nach Ojansuu a. a. O. S. 89.

Torru-pill, »Dudelsack» bei Sallmann a. a. O., aus dem gleichbedeutenden estnischen *toru-pil'l'*.

tucken »(Ehstn.) heisst sitzend schlummern» — — (Hupel). Das anlautende *t* zeigt, dass es sich hier um eine Entlehnung aus dem estn. *tukkuma* 'schlummern' handelt.

Tumm, der, oder die *Tumme*, »heisst 1) Grützschleim z. B. Gersten- oder Habertumm; 2) eine dicklig gemachte Brühe; 3) die Zuthat wodurch eine Brühe dicklig gemacht wird, nemlich Ey, geröstetes Mehl, Reibbrod: so sagt man: lege etwas Tumm in die Suppe! davon haben wir auch das Beywort tummig oder wie Lange schreibt tummicht st. dicklig» (Hupel). Sallmann, der das Wort unter den estnischen Entlehnungen S. 19 anführt, erwähnt auch *Tummsuppe*, *tummen*, *abtummen* 'säumig machen' und das Adj. *tumm*. Aus estn. *tumm* 'Schleim von Hafer oder Gerste' (*tume* 'unklar, dunkel, trübe, glanzlos, dunkelfarbig, dumpf').

Turbe, die, »f. Dünakarpe» (Hupel). Aus estn. *turwas*, Gen. *turba,* süd-estn. *turb* (Squalius dobula) = liv. *tūrba* 'Bleier (Cyprinus ballerus)', finn. *turppa* 'Karpfen; Aspe (Aspius rapax), Rapfen (Squalius cephalus)'; das lett. *turba* stammt aus den finnischen Sprachen, s. Thomsen a. a. O. S. 282.

umkoljen vgl. koljen.

verlorren, »die Zeit verschwatzen» bei Sallmann S. 107. vgl. Lorro.

verlurjen, »schlingelhaft werden, verlumpen» bei Sallmann S. 107. Nach Gutzeit wohl auf Estland beschränkt; vielleicht in Estlivland. vgl. Lurjus.

verpergeln, »1) mit Pergelgeflecht beschlagen; — 2) von Fleischspeisen, trocken werden oder machen (wie Pergel)» — — (Gutzeit). vgl. Pergel.

verpirren, »ins Weinen hineingeraten» bei Sallmann S. 107; nach Gutzeit in Livland kaum vorkommend. vgl. pirren.

verpulkern, »verpfuschen» bei Sallmann S. 108; nach Gutzeit wohl nur im estnischen Livland. vgl. pulkern.

Vorriege oder *Vorrie*, die, »d. i. Dreschtenne» (Hupel). vgl. Riege.

Wacke, die, »(ein schon in liefl. Urkunden vorkommendes Wort) heisst Gebiet, Gegend; jezt bezeichnet man dadurch einen kleinen Distrikt im Kirchspiel den mehrere Bauerwirthschaften ausmachen. Einige sagen Wackus oder Waggus». (Hupel). Auf die estnische Herkunft des Ausdrucks macht Sallmann S. 21 aufmerksam. Aus estn. *wakk* (Gen. *waku*) 'District, Bezirk'; Näheres über das Wort, welches auch dem lett. *waka* zu Grunde liegt, bei Thomsen a. a. O. S. 285.

Wackenbuch, das, »(vom gleich vorhergehenden Wort Wacke) ist das Verzeichniss von der Beschaffenheit eines Landguts und dessen Gebietsleuten nach ihrem Vermögen und ihren Pflichten. Man nennt es *Krons-* oder *Revisions Wackenbuch* wenn es bey der Haaken-Revision ist angefertigt worden; und dann enthält es auch die Anzeige von den Appertinenzien; hingegen stehen in dem *Hofs-Wackenbuch,* welches der Besitzer für sich aufsezt, hauptsächlich die Abgaben und Frohndienste der Bauern. Lezteres könte man nach Bergm. Aeusserung das Pflichtbuch nennen, ersteres hingegen eigentlich nicht». (Hupel). vgl. Wacke.

Wagger »nennt man in Kurland die die Gutswirtschaft gemäss den Anordnungen des Gutsverwalters unmittelbar leitenden Aufseher. Sie sind durchgängig den Eingeborenen angehörig» — — in der Balt. Monatschrift I, 3,281, zitiert von Gutzeit s. v. Kubjas (s. dieses). Der Ausdruck, — obgleich kein estnisches Wort — ist in dieses Verzeichnis aufgenommen worden, weil er einer verwandten finnischen

Sprache entstammt: er beruht auf dem liv. *wagār* 'Dorfältester, Frohnvogt»; das lett. *wagare*, *wagaris* ist nach Thomsen a. a. O. S. 283 aus dem Livischen entlehnt.

Waim, der, »(Ehstn.) heisst in ehstnischen Distrikten ein Frohnarbeiter zu Fuss oder ein Handarbeiter am Hofe» (Hupel). Aus estn. *waim* 'Geist, Seele, Gefühl, Empfindung Kraft; Seele, Person, Arbeiter'.

Wain, der, »(Ehstn.) ist ein leerer Platz in oder neben dem Dorf, auch wohl bey einem einzeln stehenden Bauerhaus, welcher als eine Gemeinheit gemeiniglich den Kindern zu ihrer Belustigung und den Schweinen zur Weide dient. Man könte ihn etwa Anger nennen». (Hupel). Aus estn. *wainu*, gewöhnl. *wainu* 'Rasenplatz, Anger'.

Warbe f., »Leitersprosse» in Sallmanns Verzeichnis S. 21. Aus estn. *warb* 'Stab, Stock, Leitersprosse, Dreschflegel (aus einem gekrümmten Stabe bestehend), Stiel'.

Wisen »(aus dem Ehstn. und Lett.) sind Bastschuhe (des Landvolks gewöhnliche Sommerschuhe). Aus dem gleichbedeutenden lett. *wī'se*, *wisa* oder dem dörpt-estn. *wīsk* (*wīz*), (Gen. *wīzu*, *wīza*, *wīzo*); das estn. Wort stammt jedenfalls aus dem Lettischen, s. Thomsen a. a. O. S. 244.

Dieses auf einer flüchtigen Durchsicht der wichtigsten lexikalischen Hilfsmittel beruhende Verzeichnis der estnischen Worte im Deutschen wird sich nicht unbeträchtlich vermehren lassen, wenn die literarischen Quellen erschöpft [1] und an der gesprochenen Sprache Beobachtungen angestellt werden. Übrigens sind ja die Wortübersetzungen in dem Verzeichnis gar nicht berücksichtigt worden. Doch gewährt schon die vorliegende Liste eine deutliche Vorstellung von der kulturellen Art des estnischen Einflusses. Es treten uns hier die Esten vor allem als Ackerbauer und als Feldarbeiter der deutschen Herren entgegen. Die weitaus grösste Zahl der estnischen Entlehnungen beziehen sich auf die Landwirtschaft und damit

[1]) Gutzeits Wörterschatz der Sprache Livlands, der eine ganze Menge älterer und neuerer Quellen berücksichtigt, ist nicht ganz vollständig erschienen.

in Zusammenhang stehende Begriffe. Aber auch auf den Fischfang der Esten deuten mehrere Ausdrücke, zumal die vielen Fischnamen. Eine besondere Begriffsgruppe bilden ferner die Worte der Kinderstube, welche die estnischen Wärterinnen in die Sprache der Herrschaften gebracht haben. Die dienende Stellung der alten Landesbevölkerung wird wohl auch betont durch die estnischen Schimpfworte, welche die deutschen Herren gelernt haben. Es bleiben dann noch übrig eine Anzahl Ausdrücke, die auf Begriffe weisen, welche speziell den Esten charakteristisch sind, wie die Tracht und die Speisen.

Hugo Suolahti.

Besprechungen.

Edw. Järnström, Recueil de chansons pieuses du XIIIe siècle, I. (= Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ. Ser. B. Tom. III. N:o 1). Helsinki 1910. 176 + IV p. in-8°.

La publication intégrale des chansons pieuses du XIII:e siècle imitées de chansons profanes, voilà le but louable que s'est proposé M. Järnström. Dans le présent volume, M. J. nous donne une édition critique de soixante-cinq chansons pieuses, accompagnée d'un glossaire des mots relativement peu usités et d'une liste des noms propres. L'*Introduction* (de treize pages) donne les informations nécessaires sur les manuscrits contenant les chansons du volume en question, ainsi que sur le principe selon lequel l'édition a été établie. M. J. n'a pas essayé de classer systématiquement ces chansons pour la plupart anonymes [1], ce qui n'aurait guère pu donner un résultat satisfaisant; il se contente de publier les chansons dans l'ordre où elles se trouvent dans les mss. qu'il a pris pour base de son édition. Ont été ainsi utilisés les mss.: Bibl. nat. f fr. 24406 (Schwan: Vg, Raynaud: Pb^{14}), Berne 389 (Schw.: C, Rayn.: B^2), Modène, Este, prov. (Schw.: H, Rayn.: M),

[1] Comme auteurs de chansons pieuses sont indiqués par nos mss.: Jacques de Cambrai (sept chansons), Aubertin d'Areynes (deux chansons), Lambert Ferri (deux chansons), Gilles de le Crois (une chanson), Guillaume le Vinier (trois chansons), Richard de Fournival (une chanson), Moniot d'Arras (deux chansons), Jacques le Vinier (deux chansons), Pierot de Niele (une chanson), Adam de la Halle (deux chansons; voy. plus bas), Guillaume de Béthune (deux chansons).

Oxford, Douce 308 (Schw.: I, Rayn.: O), Rome, Vat. 1490 (Schw.: a, Rayn.: R^1). En outre, M. J. a naturellement mis à contribution certains autres mss. en tant qu'ils contiennent les chansons pieuses des mss. précités. Il a même cru devoir introduire une chanson d'Adam de la Halle qui ne se trouve dans aucun de ces mss., parce que le bagage littéraire de ce trouvère ne contient en tout que *deux* chansons pieuses (l'autre chanson se trouve dans le ms. du Vatican). Quant à la langue des chansons du recueil, M. J. se contente de reproduire pour chaque chanson la graphie du ms. qu'il a pris pour base du texte. Pour ce qui concerne le genre littéraire en question, M. J. nous promet une étude d'ensemble à la fin du second tome de son recueil. Mentionnons enfin que le texte de chaque chanson est précédé d'une notice où l'auteur discute les différentes questions se rapportant à la chanson en question: provenance, versification, choix des leçons, langue, etc. Après chaque chanson viennent des *Remarques* servant à interpréter les passages difficiles ou particulièrement intéressants du texte.

L'édition de M. J. est, en somme, fort satisfaisante. L'auteur montre une connaissance approfondie de l'ancien français et un jugement éclairé dans ses essais de restitution des passages corrompus du texte. Il s'est donné beaucoup de peine pour retrouver les modèles possibles de ses chansons pieuses, et il est seulement à regretter que l'auteur n'ait pas pu étendre ses comparaisons à la musique. Un détail que je n'approuve pas, c'est que M. J., dans ses notations des rimes, ne distingue pas, d'une façon quelconque, les rimes féminines des rimes masculines (ainsi, pour la chanson II, il donne *ababbabbbb* au lieu de p. ex. *a‿ba‿bba‿bbbb)*.

Il y a cependant un point capital que M. J. me semble avoir négligé. C'est la question dialectale. Les seuls faits linguistiques auxquels M. J. attribue une valeur dialectale sont: - *en* - ne rimant pas avec - *an* - (trait picard), - *ie* < - *iee* (trait picard ou lorrain), - *i(e)us* < il + s (trait picard). Par contre, il n'attache aucune importance aux traits suivants: - *s*: - *z* IV, VI, VII, VIII, XV, XVI, XIX, XX, XXXI, XXXII, XXXV, XXXIX, XLI, XLIV, XLV, XLVIII, XLIX, L, LII, LIII, LIX, LXII (trait picard ou lorrain), les infinitifs *veïr* II, 24; XXX, 5; XXXIII, 14 et *caïr* LXIII, 38 (trait picard ou lorrain), le pronom *mi* XXXVIII, 17. 44; XXXIX, 50 (trait picard ou lorrain), les formes verbales allongées du type *averai* III, 14; VI, 34; XXIII, 5; XXVI, 22; XXVII, 34; XLII, 8; XLVI, 27; LXIV, 60 (trait picard ou lorrain), les formes pronominales abrégées *nos no*, *vos vo* XIX, 13; XLII, 21; XLVI, 6; LVIII, 22. 24 (trait essentiellement picard), les désinences monosyllabiques - *iens*: *estiens* LII, 46 et - *iez*: *estiez* VII, 31, *feriez* VII, 35 (trait picard), le subjonctif *doigne* XI,

3. 6. 10 (trait lorrain; voy. R. Schubert, *Probl. d. hist. frz. Formenlehre* I, p. 20), l'amuïssement d'un *e* en hiatus: *consus* XLVI, 3; *reçus* LXII, 10. 11; *reçut* (pt. p.) LXIII, 20 (trait picard), la désinence *- omes: criomes* XLVI, 7 (trait picard), les rimes *proiere: maniere: entiere: miere* (medicum) ou *proiine: manire: entire: mine* LV (trait picard), *chiaus* < ecce-illos LX, 22 (trait picard), *entir: - ir* LXIII, 30 (trait picard). Probablement, M. J. est d'avis que les faits linguistiques que je viens d'énumérer ne constituent plus des critériums dialectaux assurés pour le treizième siècle: que p. ex., à l'époque de nos chansons, un trouvère de l'Ile-de-France pouvait déjà faire rimer *- s* et *- z*. D'autre part, certaines particularités dialectales, p. ex. *- omes*, se rencontrent un peu partout. Je crois cependant que M. J. a agi avec trop de circonspection. Il est certain qu'au XIIIe siècle le francien, le picard et le lorrain se comportaient différemment par rapport à l'évolution de *- z* en *- s*. On n'a, pour s'en convaincre, qu'à jeter un coup d'œil sur quelques-unes des chartes que vient de publier M. Behrens dans la huitième édition de la *Grammaire* de Schwan. Dans la charte francienne n° I (Saint-Denis, 1260), il y a encore toujours *- z;* la charte lorraine n° XV (Metz, 1212) donne déjà des exemples de la confusion entre *- s* et *- z (cens, ans, besons, Girars; annauz);* enfin la charte picarde n° II (Abbeville, 1272) ne présente jamais un *- z*. Il me semble donc qu'on a le droit de dire que, si une chanson présente en même temps les rimes *- s: - z* et *en: an,* elle provient de l'Est de la France, et non du Centre. En tenant compte des traits dialectaux mentionnés, on peut classer nos chansons de la façon suivante:

a) Chansons *picardes:* VII (*- s: - z, - iee* > *- ie, estiez* 31 et *feriez* 35 dissyllabiques; M. J.: l'auteur n'est pas originaire du Centre de la France), VIII (*- s: - z, en* ne rime pas avec *an*), XV (*- s: - z, en* ne rime pas avec *an;* M. J.: l'origine picarde est probable), XIX (*- s: - z, vo* 13), XXV (*en* ne rime pas avec *an),* XXXIV (*- ilis* > *- ieus;* ms. *C: Faïkes de Cambrai),* XL (*en* ne rime pas avec *an;* un ms. attribue la chanson à Lambert Ferri, attribution confirmée par l'envoi), XLI (*- s: - z, en* ne rime pas avec *an;* attribution d'un ms.: *Gilles de le Crois),* XLII (*en* ne rime pas avec *an, averont* 8, *vos* 21; M. J.: origine picarde), XLIV (*- s: - z, en* ne rime pas avec *an*), XLVI (*consus* 3, *vo* 6, *criomes* 7, *averait* 27), XLVII (*- iee* > *- ie, - ilis* > *- ius, - s: - z;* M. J.: origine picarde), LI (*- ilis* > *- ieus;* attribution des mss. *aT: Maistre Willaumes li Viniers),* LII (*- ilis* > *- ieus, - s: - z, estiens* 46 dissyllabique; attribution des mss. *aMT; Maistre Willaumes li Viniers),* LV *(proiere: mire;* attribution du ms. *a: Moniot),* LVI *(en* ne rime pas avec *an;* attribution du ms. *a: Monios*), LVII

(en ne rime pas avec *an;* attribution du ms. *a: maistre Jakes li Viniers),* LVIII *(vo* 22, *nos* 24; la chanson est attribuée à *maistre Jakes* par l'unique ms. *a),* LX *(- iee* > *- ie, chiaus* (ecce-illos): *- iaus* (- ellus); attribuée par quatre mss. à Adam de la Halle), LXI *(en* ne rime pas avec *an;* auteur: Adam de la Halle), LXII *(- s: - z,* pt. *reçus* 10, 11; attribution du ms. *a: Willaumes de Bethune),* LXIII *(en* ne rime pas avec *an, -iee* > *- ie, qaïr: - ir, blance: abondance,* pt. *reçut* 20, *entir: - ir;* attribution du ms. *a: Willaumes de Bethune),* LXIV (filius > *fieus, - s: - z, isteront* 60, cependant *atent: - ant;* M. J.: origine picarde).

b) Chansons *lorraines:* III *(obedïence: -ance, deveroit* 14), VI *(- s: - z, en: an, avera* 34; M. J.: l'auteur n'est pas du Nord), XI *(doigne: - oigne),* XXXI *(- s: - z, fils: - is, en: an;* attribution du ms. *C: Jaikes de Canbrai),* XXXII *(- s: - z, fils: - is;* attribution du ms. *C: Jaikes de Canbrai),* XXXV *(- s: - z, fils* [l'unique ms. donne: *fil): - is;* attribution du ms. *C: Jaikes de Canbrai),* XLVIII *(- s: - z, en: an;* M. J.: l'auteur n'est pas du Nord), XLIX *(purcatoire: - aire, - s: - z;* M. J. admet dubitativement une origine lorraine).

c) Chansons *picardes* ou *lorraines:* I *(deveront* 48), II *(veïr: - ir),* IV *(- s: - z),* XVI *(- s: -z, en: an,* mais pas dans le même couplet), XX *(- s: - z),* XXIII *(averai* 5), XXVI *(avera* 22), XXVII *(avera* 34), XXIX *(- iee* > *- ie;* M. J.: l'auteur est peut-être du Nord), XXX *(veïr: - ir, - iee* > *- ie;* attribution du ms. *C: Jaikes de Canbrai),* XXXIII *(veïr: - ir;* attribution du ms. *C: Jaikes de Canbrai),* XXXVI *(- iee* > *- ie;* attribution du ms. *C: Jaikes de Canbrai),* XXXVII *- iee* > *- ie;* attribution du ms. *C: Aubertin dez Arenos),* XXXVIII *(mi: - i;* attribution du ms. *C: Aubertins de Arenos),* XXXIX *(- s: - z, mi: - i;* l'envoi donne comme auteur de la chanson Lambert Ferri, trouvère picard d'après XL), XLIII *(- s: - z,* en corrigeant les rimes du troisième couplet [voy. plus bas]; la rime pure en *- ance* peut être fortuite; *Juïs: - is* parle plutôt en faveur du dialecte lorrain, ainsi que *menont* 10 = *menerent;* cf. l'attitude incertaine de M. J., p. 112), XLV *(- s: - z),* L *(- s: - z;* rimes très corrompues), LIII (*- s: - z;* attribution du ms. *M:* Guillaume le Vinier, du ms. *a:* Jacques le Vinier), LIX *(- s: - z;* attribution du ms. *a: Pierot de Niele),* LXV *(- iee* > *- ie).*

d) Chansons *lorraines* ou *francïennes:* X *(enfant: - ent;* selon M. J., *enfant* est trop isolé pour permettre des conclusions sur l'origine de la chanson), XII *(en: an;* M. J.: l'auteur a dû être originaire du Centre ou de l'Est de la France), XVII *(en: an;* cependant toutes les rimes en *an* se trouvent dans le dernier et septième couplet), XXII *(Adan: - ent),* XXVIII *(en: an;* M. J.: l'auteur était originaire du Centre ou de l'Est de la France), LIV

(en: an; attr. du ms. *a: maistre Ricars de Fournival;* peut-être la rime isolée *aidant: -ent* est-elle une faute de copiste ou, comme le veut M. J., imputable à l'influence du dialecte francien, qui était familier à Richard de Fournival († vers 1260) «depuis les années de sa jeunesse, qu'il avait passées près de la cour de Philippe-Auguste, où son père fut appelé en qualité de médecin ordinaire du roi»).

e) Chansons qui ne peuvent être classées dialectalement: V, IX, XIII, XIV, XVIII, XXI, XXIV.

Le classement que nous venons de faire est, pour plusieurs des chansons, corroboré par les attributions d'auteur des mss. En outre, ces attributions nous permettent de ranger, avec plus ou moins de certitude, quelques-unes des chansons du groupe *c* (chansons picardes ou lorraines) parmi les chansons picardes du groupe *a*. Il n'y a pas de contradictions sérieuses entre la langue et les attributions des mss. sinon pour trois chansons (XXXI, XXXII et XXXV), attribuées par le ms. de Berne à Jacques de Cambrai, tandis que la langue paraît appartenir à l'Est de la France. M. J. (p. 81) est d'avis que l'authenticité des sept chansons attribuées par *C* à Jacques de Cambrai (n:os XXX—XXXVI) n'est pas douteuse, et j'avoue que l'argumentation de M. J. est fort convaincante. Il faudrait donc croire que ce poète picard se permettait de rimer *fils: -is* (dans les trois pièces) et que la rime *en: an* de la chanson XXXI (*sen, Moÿsen: pellican, Habrahan, sanc, Adam*) est une licence pareille à celles que nous avons pu constater pour les chansons LIV (*aidant: -ent*) et LXIV (*atent: -ant*).

Il est à regretter que M. J. n'ait pas apporté tout le soin nécessaire à la reproduction exacte des leçons des mss. Dans les *Errata* se trouvent corrigées un certain nombre d'erreurs que j'avais pu constater lors de mon examen de l'ouvrage de M. J., qui a été présenté comme thèse de doctorat à notre Université (pour le ms. *a*, M. J. avait mis à ma disposition une reproduction photographique qu'il s'était procurée). Mais mon contrôle n'a pas pu s'étendre à tous les mss. et n'a pas été absolument rigoureux, de sorte qu'il est fort probable qu'il reste encore beaucoup d'erreurs non corrigées.

Voici quelques remarques de détail: I, p. 20. Pour le groupement *CI* contre *V*, M. J. aurait pu aussi renvoyer à Schwan, *Afrz. Liederh.*, p. 222, et à mon édition des chansons de Conon de Béthune, p. 73. — I, 40. J'admets la graphie *ovec* (contamination de *o* < aut et de *avec*); voy. encore VII, 7 et XXI, 17. — II, 35. Mettez une virgule après *Theofilus*. — IV, 33. Lisez *Rin*, (leçon du ms. *C*) au lieu de *ru*. —

V, 48. Lisez *Li Juïf* (cf. VII, 31; etc.). — V, 50—52. Je préfère regarder *François et grec et ermin Et tout languaige aprouvé* comme coordonné avec *le latin;* je mettrais donc une virgule à la fin du v. 50 et je supprimerais la virgule au v. 51. — VII, 20. La correction de *a* en *en* me paraît superflue. — X, 19. Lisez *Nes que* (cf. XII, 17). — XI, 1. Le modèle de la chanson présentant *flors et glais et verdure,* il semble probable que l'imitation a eu *nois et glace et froidure* (leçon de *C*) et non pas ces mêmes mots dans un ordre (*glace et nois et fr.*) qui rappelle moins le texte du modèle. — XII, p. 42. Ce sont seulement les deux premiers couplets de la chanson Rayn. 393 qui riment en *-aut* et en *-er.* — XII, p. 44, Rem. Le sens des vers 31—32 doit être: «Il ôte ses vieux habits (c'est-à-dire un objet de peu de valeur) pour les donner à la mère de Dieu». — XIII, 31. Lisez *crüeuse* (cf. XXXIX, 21 et au Gloss.). — XIV, 2. Rétablissez la leçon de *C: mercir.* — XIV, 6 (et Rem., p. 48). Lisez plutôt avec *C: enserchier* (examiner, étudier) au lieu de *enchargier. Moustrer* aura ici un sens analogue, et non pas celui de «mettre au monde». «La Nature fut ébahie en l'examinant et en l'étudiant». — XVII, 40. Mettez un point à la fin du vers. — XIX, 31. Corrigez: *Et ne fust mès de leur s.* — XXI, 1. Lisez *puis que.* — XXI, 4—5. Je lis, en gardant l'ordre des vers donné par les deux mss: *Quar nus ne s'i porroit tant aservir (Or ai mespris: mesentendre au servir),* «Car personne ne pourrait tant la servir (Je me trompe: se méprendre dans son service)». — XXII, p. 62. La chanson Rayn. 1463 est attribuée à Gace Brulé par le ms. *R.* C'est la chanson XLI du recueil, et non pas XL, qui, à partir du quatrième couplet, a la même structure strophique que XXII. — XXII, 15 et 16. Les formes *sisiesme* et *septiesme* me paraissent fort suspectes. Je propose: *Au sisiesme jour fist Adan, Au septiesme se reposa.* — XXIII, 31. Lisez *d'umilité.* — XXIII, 36. M. J. n'aurait pas dû corriger *arainne* en *erainne.* Cf., pour *arain,* Meyer-Lübke, *Hist. frz. Gr.,* § 226. — XXIV, p. 67. Ce ne sont que les couplets II—IV de Rayn. 17 qui ont la même structure strophique que XXIV; les couplets I et V ont deux vers de plus à la fin. — XXIV, 31. Comme *Juïf* est d'ordinaire dissyllabique, je propose de lire: *Dont li Juïs mespresure.* — XXIV, 35. *Enconchie* (4 syll.) est une forme impossible (on s'attendrait à *enconchiie* < in-cum-cacata); je propose *entoschie* (* intoxicata), «empoisonnée». — XXV, Rem. au v. 9. *Pareil* est le compl. attr. de *acointier,* employé substantivement. — XXVII, Rem. au v. 23. *Terniere* = *taisniere* < *taxonaria, fr. mod. *tanière.* — XXVIII, 6. Corrigez: *vois plaignant.* — XXVIII, 17. Lisez

ferme(s). — XXIX, 27 et Rem. Peut-être faudrait-il lire: *N'au resortir dou laz*. — XXXI, 12—13. Virgule après le v. 12, et point et virgule après le v. 13. — XXXI, 33 et Rem. A cause de la forme irrégulière du cas sujet *(lion)*, je préférerais garder la leçon de *C: et li fiers hom*. — XXXI, 42. Corrigez: *nuef* (ms.). — XXXII, 3. Corrigez: *n'oï* (ms.). — XXXIII, 20. Corrigez: *Entre fuïs*. — XXXIV, 17. Point à la fin du vers. — XXXIV, 56. Comme *crimineus* est sans doute le pluriel de *criminel*, il faut corriger *pechié* en *pechiés*. — XXXV, 20. Peut-être: *Proiés en soit vos chiers fis*. — XXXVII, 11. Corrigez: *vo gent*. — XL, 4. Lisez plutôt: *en cui cors* (leçon de *C*). — XL, 41. *Sainte Crois* est peut-être Sainte-Croix, commune de Belgique (Flandre-Occ.), arr. de Bruges. — XL, 43 et Rem. Je lis: *Di au diien, ke Ferri a valu*, et je comprends: «Dis au doyen, qui a aidé Ferri». Cf. dans Godefroy, s. v. *valoir* (VIII, 143, b):

Por vos v a l e i r et aidier
E por vos toz reconforter
(Ben., *D. de Norm.* II, 13139, éd. Michel).

— XLI, 74. Corrigez: *del ciel a mont*. — XLI, 77. Peut-être faut-il lire: *Et ki ja mais ici seront*. — XLII, 4. Lisez: *Virge*. — XLII, 29. Corrigez: *Sans cuer repenti* (cf. p. 109). — XLII, 40. Corrigez: *En ait departi*. — XLIII, 9. Corrigez: *Si nel*. — XLIII, 17. Corrigez: *com ot les eus ovris*. — XLIII, 19. Corrigez: *mercis*. — XLIII, 24. Lisez: *C'ansi* (ms.). — XLIII, 36. Corrigez: *l'on li pot doneir*. — XLIV, p. 114. Quant à la disposition des rimes, il faut remarquer que c'est seulement dans le troisième complet que deux rimes *(c* et *d)* sont identiques; dans les couplets II et V, les rimes *a* et *c*, parce que des rimes riches, ne sont pas identiques *(*II: *consenteis: tormenteis,* mais *formeis: deformeis;* V: *enlumineis: domineis,* mais *reprandeis: aprendeis)*. — XLIV, 16. Point et virgule à la fin du vers. — XLIV, 29. Virgule à la fin du vers. — XLIV, 40. Rétablissez *Isi* (ms.). — XLV, 2. Corrigez: *color* (cf. *amor* 7). — XLV, 8. Corrigez: *au pecheor*. — XLVI, 14. Corrigez: *orent Juïf* (*li* manque dans l'unique ms.). — XLVIII, 29—32. Point après le v. 29; au v. 31, lisez: *Se ne fuxeis, dou* etc.; point d'interrogation à la fin du v. 32. Je comprends: «Ne serions-nous pas tous perdus, si vous n'existiez pas, à cause du méfait d'Eve?» — XLVIII, 36. Lisez: *m'i*. — XLIX, 5—6 et Rem. Corrigez: *Vers moi, qui suis de cuer petis En vos servir dont* etc. — XLIX, 25. La forme non fléchie démontre qu'il vaut mieux écrire *de put aire*. — XLIX, 32. Lisez: *m'i*. — L, 21—2. Corrigez: *Quant Deus voit c'a genoillon Sa meire est por* etc. — L, 27. Corrigez: *ferai de gre t* et, par conséquent,

v. 29: *vo costeil.* — L, 33. Corrigez: *doit on rien (: bien).* — LI, 5—6. Point et virgule à la fin du v. 5, et point à la fin du v. 6. — LI, 60. Le ms. *a* a un point de suppression au-dessous de l'*l* initial de *lamortele.* Je lis donc: *Por ço a bien fait amort ele,* «A cause de cela, elle (la mort) incite *(amordre)* à faire du bien». — LII, 24. Ajoutez une virgule à la fin du vers; je considère *respasse* comme un indicatif. — LV, 7. Lisez: *m'i.* — LV, str. II. Les rimes *a* sont plutôt en *-ire* (les trois mss. donnent *mire* 17). — LVI, 14. Lisez plutôt: *Piec'a* (voy. aussi LXIV, 15). — LVIII, 37. Corrigez: *Que par vous avoit amee,* «par le fait que nous vous aurons aimée». — LIX, 5. Virgule au lieu de point. — LIX, 58. Ce vers n'a pas de césure, tout comme le v. 28 (voy. Rem.). — LXII, 36. Lisez: *en sus.* — LXIII, 10. Lisez: *plantee.* — LXIII, 44. Corrigez: *Cel* (ms.). — LXV, 15. Corrigez: *grant sainteé.*

Lorsqu'il s'agit d'un *Glossaire* ne contenant que les mots le moins usités, un critique est presque toujours tenté de trouver que l'auteur donne en même temps trop et trop peu. Je me contenterai d'indiquer quelques mots qui, ce me semble, auraient dû se trouver dans le *Glossaire: atameir* XLIII, 8, «entamer»; *avoir (soi)* XXV, 21, «se conduire»; *enjeler* LI, 26, «geler»; *flourcele* LI, 24, «petite fleur»; *ierre,* s. f. XXVII, 3; *perdre* XLVIII, 30, «périr»; *signoriment* XLVII, 18, «seigneurialement» (de *signoril).* Le *Glossaire* donne, d'ailleurs, lieu aux remarques qui suivent: *acointier,* XXV, 9, s. m., «abord». — *amorcele,* voy. ci-dessus, p. 136. — *assëurer (soi),* «avoir confiance». — *cotele,* pris au fig. = «corps». — *crimineus,* voy. ci-dessus, p. 135. — *delgié* est rétabli par conjecture. — *desconfire:* pt. p. *desconfis* XLI, 14. — *desvoier* XVIII, 20 est employé comme verbe pronominal *(se* se rapporte aux deux verbes: *embatre* et *desvoier).* — *enconchier,* voy. ci-dessus, p. 134. — *entendre* XXI, 4, voy. ci-dessus, p. 134. — *erainne* XXIII, 36, voy. ci-dessus, p. 134. — *garnii (soi),* «se préparer». — *gesir (soi),* «être couché». — *guenchir,* v. n., «se détourner». — *inginiere* est rétabli par conjecture (ms. *ingierres).* — *Joial* est une erreur; il s'agit du subst. *joiel,* «bijou» (cf. *jouel).* — *Kieus,* «choix», est une forme bien singulière. Ne s'agirait-il pas plutôt du plur. de *cueil (ses kieus),* subst. postverbal de *cueillir* (un exemple dans Littré)? — *mairer.* Il s'agit de *mairier* < macerare (voy. Tobler, *Gött. Gel. Anz.* 1867, p. 918). — *marcir* XIV, 2, voy. ci-dessus, p, 134. — *maue* se lit LXIII, 39. — *mesestance,* «chagrin», se lit XXVI 22; XXVIII, 26. — *mespresure* se lit aussi XXIV, 31. — *miere,* voy. ci-dessus, p. 136. — *mont,* voy. ci-dessus, p. 135. — *moustrer.* Corrigez XXVII, 22 en XXVII, 10. Pour XIV, 6, voy. ci-dessus, p. 134. — *poestif.*

Ajoutez *poestis* XLIX, 8 (en rime). — *remenbrance.* Ajoutez *remambrance* XXXVIII, 1. — *resartir,* voy. ci-dessus p. 135. — *resort.* Ajoutez LIV, 29. — *respasser,* voy. ci-dessus, p. 136. — *retraire.* Employé comme verbe pronominal (subj. *retraie*) au sens de «retourner» XXX, 1. — *rousé.* Il s'agit du subst. *rousee,* «rosée» (voy. les termes opposés: *clere — tenebrour, joiouse — tristour, flamme — rousee*). — *sainte,* voy. ci-dessus, p. 136. — *terniere,* voy. ci-dessus, p. 134. — *tourner.* Corrigez: «se former». — *traire.* LX, 27 «tirer une flèche, frapper». — *venin,* «trahison, complot».

Dans la *Liste des Noms,* il manque *Lambert Ferri* XXXIX, 52. — Pour *Jeu* et *Jeus* voy. ci dessus, p. 135 *(bis).* — *Salemon.* Le nom est au pluriel X, 32 et XVIII, 32.

A. Wallensköld.

Wilhelm Uhl, Winiliod (= Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie 5. Heft). Leipzig 1908. VII + 427 S.

Die Untersuchung Professor Uhls, des Herausgebers der Teutonia-Sammlung, knüpft an die bekannte Stelle des Karolingischen Kapitulars an, wo der deutsche Ausdruck *winiliod* vorkommt: »Et nulla abbatissa foras monasterio exire non præsumat sine nostra jussione nec sibi subditas facere permittat; et earum claustra sint bene firmata, et nullatenus ibi u u i n i l e o d e s scribere vel mittere præsumant: et de pallore earum propter sanguinis minuationem» (Mon. Germ. Leg. Sect. II: Capit. regum Franc. I, 63). Die schwierige Textstelle ist von den Interpretatoren verschieden gedeutet worden. Jakob Grimm, Lachmann und Müllenhoff erklärten mit Rücksicht auf die ahd. Glossen *'winileod* = plebeios psalmos seculares cantilenas' etc. und das Subst. *wini* 'Geselle' den deutschen Ausdruck des Kapitulars als »weltliches Gesellschaftslied», so dass der betreffende Teil des Textes als ein Verbot für die Nonnen weltliche Lieder aufzuschreiben oder unter die Leute zu verbreiten verstanden wurde. Weniger Beifall fand wohl in der letzten Zeit die besonders von Kögel vertretene Auffassung, wonach *winiliod* die Bedeutung von 'Liebeslied' gehabt habe.

Uhl, der seine Untersuchung in vier Abschnitte eingeteilt hat, kritisiert in dem ersten von diesen, »dem negativen Teile» (S. 2—60), die obengenannten und auch andere Deutungen seiner Vorgänger und weist sie alle als mehr oder weniger hinfällig ab. Übrigens findet sich in diesem »negativen» Abschnitt auch hie und da Positives. So z. B. in der Analyse der mhd. Belege des Wortes *wine,* die nach dem Verfasser den Beigeschmack »des Untergeordneten», »des Knechtsmässigen» haben sollen. Schon hier wird der

Leser über die Art der Beweisführung stutzig. In einer aus Veldekes Eneide zitierten Stelle, wo Proserpina »die alde *winie*» Plutos genannt wird, soll die Bedeutung »abhängige Dienerin» wenigstens nicht auszuschliessen sein, weil Proserpina »sehr wohl als die Sklavin Plutos angesehen werden» konnte. Dasselbe sei der Fall in einer anderen aus der Eneide herangezogenen Stelle, wo Lavinia »die skône *winje*» des Aeneas heisst; denn Lavinia sei von ihrem Besieger und Geliebten Aeneas abhängig gewesen. Noch weniger als in diesen Fällen vermag man dem Verfasser in der Auffassung Rüedigers, des »*wine* der Gotelinde», als eine Art »Prinzgemahl» oder als »ein armer Parvenü» beizustimmen.

Aber für Uhl ist es eigentlich nicht um das Subst. *wine* zu tun, denn dieses steckt seiner Meinung nach gar nicht in dem zusammengesetzten *winiliod*. Die erschlossene Bedeutung des »Untergeordneten», des »Knechtsmässigen» ist für ihn nur deshalb wichtig, weil er dadurch eine Brücke zum Verbum *winjan* 'arbeiten, erarbeiten' findet. Dieses schwache Verbum ist es nämlich — wie Uhl in »dem positiven Teil» seines Buches (S. 60—150) näher ausführt —, das »dem Kompositum *winiliod* die erste Hälfte geschenkt» haben soll. Somit wäre der vielumstrittene deutsche Ausdruck des Karolingischen Kapitulars als »gemeinsames Arbeitslied» oder noch besser als »gemeinsames Erwerbslied» zu erklären. Aber auch für den lateinischen Text des Kapitulars hat Uhl eine ganz neue Erklärung; die Deutungen früherer Interpretatoren werden als »stümperhaft-kümmerliche Hypothesen» bezeichnet, welche »sprachlich wie sachlich hinfällig sind». Das Verbum *scribere* erstens bedeute nicht einfach »schreiben», sondern damit sei das Anlegen schriftlicher Liedersammlungen gemeint. Ferner sei aber auch *mittere* nicht einfach mit »schicken» zu übersetzen; es habe vielmehr an der betreffenden Stelle die Bedeutung »aufführen». Diese Bedeutung kann nun Uhl freilich nicht aus dem klassischen Latein nachweisen, aber mit der ihm eigenen Leichtigkeit sich über Hindernisse hinwegzusetzen, verweist er auf das Kompositum *committere* und auf eine spätlateinische Belegstelle, wo auch das Simplex den Sinn von »ins Werk setzen» haben könnte. Nach diesen Ausführungen würde unser Kapitulartext also folgendermassen zu verstehen sein: »und auf keine Weise sollen sie [die Nonnen] dort Erwerbslieder aufzuzeichnen oder etwa gar aufzuführen sich unterstehen».

Nachdem der Verfasser, auf den das schöne Werk Büchers über Arbeit und Rhytmus in verhängnisvoller Weise eingewirkt hat, seine merkwürdige Deutung des Kapitulartextes gegeben, schildert er zunächst die urzeitlichen »Erwerbslieder» oder »Winnelieder», wie er sich dieselben vorstellt. Sie hatten vermutlich einen laut-

malenden Refrain am Strophenschlusse, welcher »das Behacken der Wurzelgewächse nachahmte». »Das Behacken geschah höchstwahrscheinlich mittels eines kleinen eggenartigen Handinstrumentes, welches die Schlingpflanzen vom Erdboden hinwegräumte und dann mit einer durchreissenden Bewegung in das Erdreich hineingestossen wurde; ein Pflügen en miniature! Diese Tätigkeit ist von einem Geräusche begleitet, welches durch die Wurzel *winn* reproduziert worden zu sein scheint. Man versuche gelegentlich dieses Geräusch zu erneuern: bei der Gartenarbeit im Sommer kann man Studien dazu machen. Der Grund und Boden, auf dem das Experiment vor sich geht, muss dabei trocken sein; bei nassem Boden würde die Wurzel *wisch* entstehen. Man hüte sich, hier im Detail sich zu verlieren».

Von diesen urzeitlichen Verhältnissen werden wir im dritten Abschnitt des Buches (»Das Winnelied» S. 151—287) in die neueste Zeit versetzt. Nach einem Excurs über die Kapitularstelle »et de pallore earum propter sanguinis minuationem» und den Aderlass in den Klöstern führt uns der Verfasser die modernen »Winnelieder» (Säemanns-, Müller-, Flachsbrecher-, Melker-, Büttnerlieder u. s. w.) mit Zitaten aus denselben vor. Der Rahmen ist sehr weit gespannt: sogar das von Kaiser Wilhelm komponierte Lied von Ägir findet hier unter der Rubrik »das amateurmässige Winnelied» seinen Platz. — Die »Winnelieder» sondert Uhl in zwei Haupttypen, je nachdem, ob sie vorzugsweise von Männern oder von Frauen gesungen werden. Die weiblichen Winnelieder, welche bei gewissen Beschäftigungen der Frauen gesungen wurden, hielt man offenbar für teuflisch. Dies folgert Uhl daraus, dass die Frauen für dämonisch gelten, was wieder aus dem seltsamen Wesen der Frau sich erklärt, denn sie »wirtschaftet im ganzen oft rabiat, und sie betreibt auch ihr jeweiliges Métier nicht selten furios». Da gerade die weiblichen Winnelieder mit dem Aberglauben in Verbindung standen, so wurden sie von der Kirche besonders verfolgt. Von hier aus kommt nun der Verfasser noch einmal zu der Kapitularstelle zurück. Dass es dort gerade den Nonnen verboten wird Erwerbslieder zu singen, könne Zufall sein; »doch erklärt sich dieser Umstand nach unseren Ausführungen jetzt ganz ohne Zwang, und vielleicht noch mit grösserer Wahrscheinlichkeit, folgendermassen: Die männlichen Erwerbslieder (also die winiliod in Mönchsklöstern) brauchten aus dem Grunde nicht untersagt zu werden, weil die maskuline (akquisitorische) Arbeit nicht so stark mit dem Aberglauben verknüpft ist wie die feminine (produktive) Arbeit, oder besser gesagt, weil jene Tätigkeit fast gar nichts mit weiblichen Vorstellungen zu tun hat».

Die unnatürlich breite Darstellungsweise und der Mangel an

Konzentration, welche für das Buch kennzeichnend sind, kommen sehr deutlich zum Vorschein im vierten Abschnitt (»Die Liederbücher» S. 287—424), der nach einer Erörterung des Wortes *Lied* und damit mehr oder weniger nahe zusammenhängender Dinge eine Darstellung von den verschiedensten modernen Liedersammlungen (u. a. von den Liedern der Touristen, Radfahrer, Skiläufer) giebt. Nicht selten erinnert der Stil des Verfassers an den der Buchhändlerkataloge. Ich hebe nur einige Stellen hervor. S. 311: »Die protestantische Sammlung von Ahlfeld-Kretzschmar-Stöbe wurde bereits oben S. 224 empfohlen; sie zeigt 4 stimmigen Satz (resp. Klaviersatz mit Violin- und Basschlüssel) — — — —. Diese brauchbare Sammlung kann auch als Notenbuch benutzt und auf den Notenständer des Klaviers gestellt werden». S. 344: »Beide Sammlungen sind vorn mit je einem Bilde geziert: 1) Brustbild Kaiser Wilhelms II, in der Parade-Uniform der Gardes du Corps; 2) Kaiser Friedrich zu Pferde auf dem Schlachtfelde; Unterschrift: Die Wacht am Rhein». Charakteristisch für den gemütlich-plaudernden Ton des Verfassers sind ferner Bemerkungen wie z. B. S. 376: »Zur Erlangung eines wirklich guten Abstinentenliedes würde sich vielleicht ein Preisausschreiben empfehlen (oder ist vielleicht etwa bereits ein solches ergangen, und welches war in diesem Falle das Resultat?)». Was das Preisausschreiben zur Erlangung eines Abstinentenliedes mit dem *winiliod*-Problem zu tun hat, will auch dem nicht recht einleuchten, der die Gabe des Verfassers Altes und Neues mit einander zu kombinieren bereits hat kennen lernen. Als Probe dieser Gabe mag noch die S. 397 zitierte Bemerkung in dem Kaiserlichen Volksliederbuche »Aufführungsrechte vorbehalten!» genannt werden, welche Uhl zu einer Kombination mit dem Verbum *mittere* des Karolingischen Kapitulars geführt hat: »Dies ist wiederum eine Stütze für die oben S. 95 f. vorgetragene Hypothese über die Bedeutung des Verbums *mittere*. Heute noch wird der Vortrag eines mehrstimmigen Liedes ganz allgemein als eine Aufführung angesehen; wenigstens in den beteiligten Kreisen und die sind hier allein massgebend».

Leider ist es — wie aus dem Obengesagten schon hervorgehen dürfte — nicht allein die äussere Darstellungsweise des Verfassers, gegen welche der Leser mit Recht sich sträubt. Besonders unglücklich ausgefallen sind die etymologischen Erörterungen, mögen sie nun »den kulturhistorischen Hintergrund haben, der von den strengen Grammatikern allerdings nicht anerkannt wird», wie etwa die Verbindung von ahd. *harpha* als »Rupfinstrument(!)» mit ahd. *herpist* 'Herbst' (S. 143), oder aber einen rein grammatischen Hintergrund haben, wie die Behauptung, dass in dem j des altnord. *Ljóþaháttr* das altertümliche Wesen der Schreibung (der Urform

λήγειν) bewahrt sein soll (S 288 f.). Da weiss man wirklich nicht, ob man die Angabe Uhls, dass *wineleas guma* altnordisch sei, als blossen Druckfehler aufzufassen hat. — Aber auch auf Gebieten, die dem Verfasser offenbar bekannter sind als die vergleichende indogermanische und die germanische Grammatik, muss man gegen seine Ausführungen Einwand erheben. Auf eine detaillierte Auseinandersetzung mit Uhls Theorie über das Winiliod muss ich hier verzichten; abgesehen von richtigen Einzelbemerkungen ist sie im Ganzen als verfehlt zu bezeichnen. Es ist schade, dass man der Arbeit des Verfassers, die ja doch nach seiner eigenen Aussage ein halbes Menschenalter gefordert hat, das von ihm erhoffte Epitheton eines »Torso aus Marmor» mit bestem Willen nicht geben kann.

Hugo Suolahti.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. Kleine gemeinverständliche sprachgeschichtliche und sprachvergleichende Aufsätze. II. Jahrgang. Wien, L. Weiss, 1909—10. 315 S. 8:o. Preis K 5: 40 = Mk. 4: 50.

Der zweite Jahrgang der kleinen populär-wissenschaftlichen Zeitschrift ist ebenso unterhaltend und anregend wie der erste, von welchem in diesem Blatte (1909, S. 197 f.) die Rede gewesen ist. Nur scheint es mir, als ob die Zitate aus dem guten Abraham a Sancta Clara doch allzu viel Platz einnehmen. Mit aller Achtung vor dem originellen österreichischen Prediger, kann ich nicht finden, dass all sein »Weisheit und Witz» unter die etymologischen Plaudereien passt oder dass eine so ausführliche Behandlung des Präfixes *un-* bei Abraham a Sancta Clara, wie sie der Verf. beliebt, das Interesse der Laien aufrecht zu erhalten im Stande sein kann. Es muss aber zugestanden werden, dass Prof. Strigl überhaupt seine Darstellung sehr geschickt zu variieren versteht. Ich nenne als ein gutes Beispiel den Artikel »King Coal» (S. 273 ff)., wo der Verf., von einem Gespräche Eckermanns mit Goethe ausgehend, eine Reihe mineralogischer Ausdrücke sprachgeschichtlich erläutert.

Ich lasse hier einige Einzelbemerkungen folgen, die das Durchlesen der zwanzig Heftchen mir suggeriert hat:

S. 22. Der Übergang *le lossignol* in *le rossignol* wird als durch »die Schwierigkeit der Aussprache» gefördert erklärt. Besser als solche subjektive Erklärungen zu geben, wäre einfach von »Dissimilation» zu reden. — S. 24 f. Die Entwickelung des lat. Diphthongen *au* ist nicht richtig dargestellt. Das zu Ende der römi-

schen Kaiserzeit erscheinende *o* statt *au* hat mit dem altfrz. *o* in *aloe* nichts zu tun. Dieses letztere *o* ist nicht gemeinromanisch (s. prov. *alauza*). Auch ist *ou* in *alouette* niemals Diphthong gewesen. Das lat. *o* < *au*, wenn es im Rom. geblieben ist, ist dem geschlossenen vlat. *o* gleichzustellen (coda > frz. *queue*). — S. 36, Z. 12 v. u. Lies: *goose*. — S. 43, Z. 10 v. u: Die Aussprache von *measles* (nicht *mēasles*) hätte mit *mīzlz* (*z* = tön. dent. Spirans) wiedergegeben werden sollen. — S. 60. Das *n* in *ivern* ist wahrscheinlich unter analogischem Einfluss des Nom. *iverz, ivers* verschwunden; also nicht eine lautregelmässige Entwickelung! — S. 62, Z. 16. Lies: *moisson*. — S. 86, Fussn. 2. *Mordieu* ist nicht eine »Verstümmelung von *mort de Dieu*», sondern gleich *mort Dieu*, wo *Dieu* nach afrz. Gewohnheit Genitivbedeutung hat. — S. 105, Fussn. 1. Frz. *étain* setzt vlat. *stagnum voraus. — S. 114, Z. 5. Engl. *garden* stammt aus einem afrz. Dialekte, wo *g* vor *a* nicht in *j* übergegangen war (norm. *gardin*). — S. 150, Z. 10 v. u. Da *sch* auch einen »dentalen» Laut bezeichnet, hätte Verf. von dem »ocklusiven» Elemente von *tsch* reden sollen. — S. 151, Z. 8 f: Lat. intervok. *p* ist durch *v* im Auslaut *f* geworden (*capum > *c'ävo > *chef*). — S. 152, Z. 7. Eine Reduktion von *cc* zu *c* in *accapare* ist keineswegs anzunehmen, da *c* in solcher Stellung *jod* gegeben hätte (vgl. pacare > frz. *payer*). — S. 153, Z. 10. Lies: se traient. — S. 166, Z. 7 ff. Verf. sagt: »Doch folgen nebentonige Vokale auch sonst bisweilen den Lautgesetzen nicht mit jener Präzision, wie die den Hauptton tragenden». Das klingt etwas altmodisch! Wir müssen daran festhalten, dass die Lautgesetze konstant sind. Nur können wir bis jetzt nicht immer die scheinbaren Ausnahmen erklären. — S. 178, Fussn. 1. Nicht der »häufige Gebrauch» in sich, sondern der häufige Gebrauch einer nachlässig (z. B. in vortoniger Stellung) ausgesprochenen Form, bedingt die scheinbare Unregelmässigkeit. — S. 179. Frz. *joli* bedeutet nicht mehr »munter»; s. dagegen engl. *jolly*. — S. 182, Z. 11. Druckfehler: *ūtsum* statt *ūstum*. — S. 184, Fussn. 2. Es ist sehr fraglich, ob das *-e* der ersten Person Sing. Präs. Ind. der *-er*-Verba sein Dasein den beiden anderen Personen des Singulars verdankt. Ich glaube vielmehr an den Einfluss des *semble*-Typus. — S. 185, Z. 13 u. 14. Lies: *tu relieves* und *tu lieves*. — S. 205, Z. 5. Lies: englisches *twelve*. — S. 217, Fussn. 1. Lies: *bœuf*, und so oft *œ* statt *oe*. — S. 219, Fussn. Die Endung *-ant* stammt aus der ersten lat. Konjugation. — S. 226, Z. 5: Vlat. illum hat nicht *il* gegeben, dem vielmehr eine mask. Form *illi entspricht. — S. 228, Z. 6 v. u. Frz. *or* kommt von ha(c) hora > *aora > *aura, also nicht vom einfachen hōra, das frz. *heure* gegeben hat. — S. 229.

Z. 13. Ob *que* in *lorsque* dem lat. quod entspricht, ist sehr fraglich. Wahrscheinlich steckt darin qui aus antevok. quia. — S 229, Z. 15 ff. Die Etymologie *encore* < (ad) hanc horam kann nicht richtig sein, da *ore* sicher < ha-hora. Vielleicht darf man unquam-ha-hora als Etymon ansetzen, da ja die Schreibung *oncore* altfrz. sehr gewöhnlich ist. — S. 229, Z. 18 ff. In *désormais* steckt wieder ha-hora (de-ex-ha-hora-magis). — S. 230, Z. 6 v. u. Das Verbum *penser* ist natürlich Lehnwort. — S. 260, Z. 9 v. u. Obgleich *parvis* älter ist als *paradis*, kann es doch nicht als »echt volkstümlich» betrachtet werden. Aus *pareis* wäre regelmässig **paris* geworden. — S. 261, Z. 17 f. Das *g* in navigare wird vor *a* regelmässig [dʒ], später [ʒ]; das freie *a* nach Palatal wird *ie*. — S. 263, Z. 4 ff. Da augurium in der bet. Silbe kurzes *u* hatte, würde man zwei- (nicht drei-) silbiges **a-oir* erwarten. Indessen scheint *u* + *i* aus irgendwelcher Ursache ein geschlossenes *u* gegeben zu haben. Später unten wird gesagt, dass *eür* durch Hiatusschwund *eur* (sprich: ör) wird. Natürlich ist die Durchgangsstufe (*e*)*ur* (sprich: ür) anzunehmen. — S. 283, Z. 18. Der Name des schwedischen Mineralogen war »Cronstedt». *A. Wallensköld.*

W. Söderhjelm et N. Tötterman, Premier livre de lectures françaises. Helsingfors, Société Otava. 1909. 190 pages.

Ce que les auteurs ont donné par le livre cité ci-dessus, c'est, comme ils le disent eux-mêmes dans la préface, une édition abrégée de leur livre de lecture paru pour la première fois en 1891. Des 180 morceaux qu'il contenait alors, ils ont supprimé à peu près la moitié (une trentaine de poésies et, entre autres, un assez grand nombre de textes se rapportant à diverses parties de la grammaire); la nouvelle édition n'en a que 95. Ils ont aussi changé l'ordre des textes publiés, mais ils n'y ont rien ajouté de nouveau (à l'exception d'une transcription phonétique des dix premiers morceaux, de deux cartes et de quelques images, sur lesquelles voir plus bas).

Le plan du livre est très simple. Il est facile d'y distinguer deux groupes de textes: l'un consistant en morceaux composés principalement en vue de fournir des matériaux ou des exemples à l'enseignement de la grammaire, l'autre formé de morceaux n'ayant pas de but grammatical direct ou spécial. Les auteurs ont composé leur livre en faisant alterner les textes de ces deux catégories les uns avec les autres.

D'abord quelques mots sur les textes de la dernière catégorie. Parmi ceux-ci les élèves, après avoir appris, dans les premiers

morceaux du livre, un certain nombre de vocables et d'expressions se rapportant à la vie journalière, trouvent d'abord des anecdotes, des fables, des contes populaires, de petits poèmes. A mesure que l'on avance dans le livre, la valeur littéraire des lectures augmente. On y trouve des lettres de Victor Hugo et de Mme de Sévigné, des poèmes de Béranger, de Chateaubriand, d'Alfred de Musset et de Victor Hugo, des pages choisies de Daudet, de Maupassant et de Sarcey. Je constate aussi que les auteurs n'ont pas négligé le principe de donner aux élèves des renseignements sur le pays et le peuple dont ils apprennent la langue. Ce n'est pas là, il est vrai, le seul et unique principe qui ait dicté le choix des textes — et qu'il en soit ainsi, c'est, je crois, un avantage —, mais les auteurs lui ont pourtant accordé un rôle assez considerable, en insérant dans leur livre une série de descriptions des curiosités de Paris [1], accompagnées d'images et d'un plan de Paris, ainsi qu'un certain nombre de morceaux ayant pour objet des épisodes de l'histoire de la France. Les vues de Paris, belles et bien prises, sont à saluer comme une innovation heureuse et contribueront sans doute beaucoup à captiver l'intérêt des élèves pour les morceaux qu'elles accompagnent. La géographie est représentée par un coup d'œil sur la France et par une carte de la France. On s'aperçoit facilement que les auteurs ont pris soin de donner aux lectures le plus d'intérêt et de variété possible, et je crois qu'ils y ont bien réussi. Notons encore une qualité qui n'est pas sans importance pour le succès du livre. C'est que les textes sont en général faciles et que les difficultés vont en s'augmentant graduellement. En somme, je n'hésite pas à dire qu' à mon avis les textes de ce groupe sont propres à satisfaire entièrement aux besoins de l'enseignement, et que les parties littéraires du livre sont pleines de mérite.

Passons à l'autre groupe de textes que nous avons signalé plus haut, aux textes qui, tout en servant de morceaux de lecture, ont en même temps pour but plus ou moins apparent de faire ressortir certains faits grammaticaux. [2] Sous la forme d'une

[1] Ces morceaux servent aussi de collections d'exemples des formes de certains verbes irréguliers, et se rattachent ainsi au premier groupe de textes que nous venons de mentionner.

[2] Comme nous l'avons déjà dit, les auteurs ont supprimé un grand nombre des morceaux de ce genre qui se trouvaient dans la première édition. Il n'est pas facile de se rendre compte des principes qu'ils ont suivis en faisant le choix des morceaux publiés dans la nouvelle édition. On se demande p. ex. pourquoi de tous les morceaux se rapportant aux formes des verbes *avoir* et *être* un seul — servant à faire apprendre le conditionnel présent — est gardé, les autres supprimés, ou bien pourquoi on a supprimé les morceaux qui donnaient des exemples des formes du subjonctif des verbes réguliers, mais gardé ceux qui se rapportent aux temps de l'indicatif.

lettre, d'un dialogue, d'une description, d'un récit de voyage, ces morceaux ne sont le plus souvent que des collections déguisées d'exemples grammaticaux. Le plus souvent ils sont empruntés au premier livre de français de Bierbaum, quelques-uns aussi aux dialogues français de Storm, et j'avoue que j'ai été un peu surpris de les retrouver dans un livre de date récente. Ce n'est pas qu'ils ne soient bien faits et habilement composés. Au contraire, je crois qu'ils sont excellents dans leur genre. Je ne prétends pas non plus qu'ils ne puissent être utiles aux élèves et rendre des services au professeur dans l'enseignement des formes grammaticales. Celles-ci se fixent, sans doute, mieux dans la mémoire des élèves à l'aide du grand nombre des exemples donnés dans le texte. Mais cela n'empêche pourtant pas que le genre lui-même ne soit vieilli, que les textes n'aient nécessairement quelque chose de factice et que leur lecture ne devienne par là même ennuyeuse aux élèves. C'est pourquoi j'aurais, pour ma part, préféré à ces textes des exercices grammaticaux comme il y en a dans plusieurs cours élémentaires de langues modernes, parus pendant ces dernières années. Il y en avait dans le premier livre de lectures françaises que nos auteurs ont publié en 1899, et je regrette qu'on ne trouve rien de semblable dans le nouveau livre. Je regrette en général que les parties de ce livre qui se rapportent à la grammaire, ne soient pas plus directement adaptées aux méthodes modernes d'enseignement, qui visent à une acquisition pratique des langues étrangères. On va m'objecter peut-être que dans nos lycées le but de l'enseignement du français n'est pas et ne peut pas être de nature essentiellement pratique. Cela, je ne le conteste pas. Mais il faut bien y enseigner les éléments de la grammaire, et je suis convaincu que, si l'on veut intéresser les élèves à cet enseignement et leur faire apprendre d'une manière naturelle les formes grammaticales, c'est la méthode basée sur les exercices pratiques qu'il faut employer, même en ne commençant qu'en sixième.

Le livre est accompagné d'un vocabulaire français-finnois formant un volume à part. Il contient une liste spéciale de mots pour chacun des vingt premiers morceaux et un vocabulaire alphabétique pour le reste des textes. Dans la préface les auteurs disent que le livre suppose l'emploi du vocabulaire alphabétique dés le début à côté des listes de mots dressées par morceaux. Je ne comprends pas très bien ce que les auteurs ont voulu dire par là. Il est facile de voir que les listes spéciales suffisent pleinement à la compréhension des morceaux correspondants, sans qu'on ait recours au vocabulaire alphabétique. Elles ne donnent pas, il est vrai, les significations premières des mots employés au figuré, et les auteurs ont peut-être voulu dire que les élèves pourront trou-

ver ces renseignements dans le vocabulaire. Mais alors il aurait été bon d'indiquer les cas où il faut consulter le vocabulaire. — A propos de celui-ci il faut dire que c'est dommage que la prononciation des vocables n'y soit pas indiquée en transcription phonétique. Les textes transcrits étant peu nombreux, une transcription des vocables aurait sensiblement facilité le travail des élèves, en aidant leur mémoire et en donnant de nombreux points d'appui à leur prononciation incertaine.

Encore une petite remarque avant de finir. Je crois que le livre aurait gagné un avantage pratique considérable, si les auteurs l'avaient fait accompagner d'un précis de grammaire. Au défaut d'un tel, les élèves qui se serviront de ce livre seront obligés de se pourvoir de la grammaire publiée par nos auteurs en 1900. Or, celle-ci est un peu trop détaillée, surtout pour les élèves de la ligne classique. Et puis il y a aussi la question du prix, qui n'est pas tout à fait négligeable. Il existe des écoles où elle peut avoir une certaine influence sur le choix du livre à employer.

E. Hagfors.

Otto Breitkreuz, Comment dit-on? Lexikalischer Ratgeber für den Schul- und Selbstunterricht. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1910. 146 S. 8:o.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Im ersten führt der Verf. in alphabetischer Reihenfolge deutsche Lehnwörter nebst ihren französischen Entsprechungen an (z. B. **abnorm** anormal, -e; **anomal**, -e. — Abnormität anomalie f.). In der zweiten giebt er uns, ebenso alphabetisch geordnet, eine Reihe deutscher Wörter mit ihren verschiedenen, näher beleuchteten französischen Übersetzungen (z. B. **Ausgang.** Der — des Hauses la sortie de la maison. Der — einer Sache l'**issue** d'une affaire. **sortie** f. zunächst: das Ausgehen, die Ausfahrt; auch: Ausfall aus einer Festung. **issue** f. zuerst: Ausgangsöffnung).

Das Werkchen kann getrost als sehr gelungen bezeichnet werden und wird den Französisch lernenden Deutschen sicher grosse Dienste leisten. Auch bei uns, die wir ja gewöhnlich die deutsche Sprache verstehen, kann es mit Vorteil als Nachschlagewerk benutzt werden.

Gegen den Plan der Arbeit hätte ich nur einzuwenden, dass eine Aussprachebezeichnung der französischen Wörter gänzlich fehlt (nur die beiden *h* werden bisweilen unterschieden). Wenigstens hätte der Verf. s. g. Unregelmässigkeiten der Aussprache angeben können (z. B. *ar**ch**éologue, respe**ct**, bloc**u**s, patho**s**, phé**b**us, chor**u**s,*

faisan, obus, vacht), In folgenden Fällen vermisse ich französische Wörter: **Juriſt:** *jurisconsulte;* **Objekt:** gramm. *régime, complément;* **Polizeiſt:** *gardien de la paix;* **Rezenſion:** *compte rendu;* rezenſieren: *rendre compte (de);* **ſyntaktiſch:** *syntaxique;* **Bedeutung:** *le sens d'un mot.* Bemerkte Fehler: S. 16, Z. 12: lies *duelliste;* S. 35, Z. 10—9 v. u.: teile ab: *corres-pondant;* S. 99, Z. 4—5: teile ab: ***ensei-gnes.***

A. Wallensköld.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 16. April 1910, bei welcher Sitzung der Ehrenpräsident Prof. Söderhjelm, der Vorstand und 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Die Protokolle der beiden letzten Sitzungen wurden verlesen. Professor *Söderhjelm* wollte, anlässlich Lektor Poirots Äusserung im Protokolle vom 26. Februar, hervorheben, dass er die neusprachlichen Kandidaten immer auch in modernen Texten geprüft habe.

§ 2.

Als neue Mitglieder wurden aufgenommen: Fräulein *Hanna Granström*, die Studenten Fräulein *Aale Ilmoniemi*, Fräulein *Marianne Tollander* und Cand. phil. *Eero Ilvonen.*

§ 3.

Der Vorsitzende teilte mit, der Verein habe als Beitrag zur Bestreitung der Druckkosten des fünften Bandes der Mémoires von dem Consistorium Academicum 2000 Fmk und aus dem Längmanschen Fonds 1000 Fmk erhalten.

§ 4.

Der Vorsitzende meldete, der Verein habe von Prof. *A. Jeanroy* in Paris als Geschenk erhalten: Poésies complètes du Troubadour Marcabru, publiées par le Dr J.-M.-L. Dejeanne (Bibliothèque méridionale, 1re série, t. XII).

§ 5.

Oberlehrer Dr *Hagfors* machte eine Mitteilung über die Tätigkeit des von der Neuphilologenversammlung eingesetzten Kommitees für die Regelung des Unterrichts in der s. g. allgemeinen Grammatik (siehe Neuphil. Mitt, S. 96—7).

§ 6.

Prof. *Wallensköld* hielt eine Rede zum Andenken Adolf Toblers (s. Neuphil. Mitt., S. 45—7).

§ 7.

Professor *Söderhjelm* referierte die von Prof. Kr. Nyrop herausgegebene Sammlung sagengeschichtlicher Monographien «Fortids sagn og sange», von der sieben Bände erschienen sind und die fortgesetzt werden wird.

§ 8.

Frau *E. Freudenthal* hielt einen Vortrag über Goethe nach seinen Briefen aus den Jahren 1765—1770.

In fidem:

A. Långfors.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1909—1910.

Der Neuphilologische Verein hat innerhalb seines dreiundzwanzigsten Tätigkeitsjahres acht Sitzungen, vier in jedem Semester, gehalten, die durchschnittlich von 15 Mitgliedern besucht wurden. Dabei wurden, ausser kürzeren Mitteilungen und Bücherbesprechungen, acht Vorträge gehalten, von denen vier pädagogischen, drei litterarhistorischen und einer kulturgeschichtlichen Inhalts war. Das Jahresfest wurde, wie gewöhnlich, den 15. März gefeiert.

Was die Publikationen des Vereins betrifft, so ist der Druck des fünften Bandes der «Mémoires» in den letzten Tagen des Jahres 1909 beendigt und das erste Exemplar am 1. Januar dieses Jahres dem Ehrenpräsidenten Professor *Söderhjelm* überreicht worden. Die üblichen acht Nummern der »Neuphilologischen Mitteilungen» sind während des Jahres 1909 in fünf Lieferungen erschienen. Der

ungewöhnliche Umfang dieses Jahrganges — 234 Seiten — erklärt sich dadurch, dass das erste Doppelheft vier von den an der Neuphilologenversammlung gehaltenen Vorträgen in extenso enthält. Die Zahl der Abonnenten beträgt jetzt 117.

Nach dem durch den Tod des Senators *Otto Donner* (am 17. September 1909) und des Staatsrats *C. G. Estlander* (am 28. August 1910) erlittenen Verlust zählt der Verein nur drei Ehrenmitglieder. Die zahlenden Mitglieder belaufen sich auf 128.

Die Zusammensetzung des Vorstandes war folgende: als erster Vorsitzender und zugleich als Redakteur der «Neuphilologischen Mitteilungen» fungierte Professor *A. Wallensköld,* als zweiter Vorsitzender Dr *H. Suolahti* und als Schriftführer und Kassenverwalter der Unterzeichnete.

Helsingfors den 1. Oktober 1910.

Artur Långfors.

Eingesandte Litteratur.

Hanna Andersin, An English Primer — Englanninkielen alkeiskirja. Helsingfors, Otava, 1910. IX + 140 + 84 S. 8:o. Preis: Fmk 3: 50.

» » , An English Primer — Engelsk elementarbok. Helsingfors, Otava, 1910. IX + 140 + 83 S. 8:o. Preis: Fmk 3: 50.

Dietrich Behrens, Beiträge zur französischen Wortgeschichte und Grammatik. Studien und Kritiken. Halle a. S., Max Niemeyer, 1910. IX + 500 S. 8:o. Preis: Rmk. 12: —.

Henri Bourgeois, La Légende de Suur-Tôll, le Géant d'Œsel. Rennes, Fr. Simon, 1910. 19 p. in-8°. (Extrait de la »Revue des Traditions populaires», avril—mai 1910).

Notice sur l'Idiome sudesthonien. Extrait, pp. 89—104.

Compte rendu de Herm. Möller, Indoeuropæisk-semitisk sammenlignende Glossarium, København 1909. Extrait, pp. 150—153.

Julio Vicuña Cifuentes, Mitos y supersticiones recogidos de la tradicion oral (Estudios de folklore chileno). Primera serie: Mitos. Trabajo presentado impreso por su autor al Congreso Científico Internacional Americano que se reunirá en Buenos Aires en Junio de 1910. Imprenta Universitaria, 1910. 56 p. in-8°.

» », Coa, jerga de los delincuentes chilenos. Estudi oy

vocabulario. Obra presentada impresa por su autor al Congreso Científico Internacional Americano que se reunirá en Buenos Aires, en Julio de 1910. Imprenta Universitaria, 1910. 146 p. in-8°.

Kerstin Hård af Segerstad, Quelques commentaires sur la plus ancienne chanson d'états française, Le Livre des Manières d'Etienne de Fougères. Upsal, Edv. Berling, 1906. 100 p. in-8°. Prix: 2 kr.

I. E. Kerkkola, Grands écrivains français modernes. Helsingfors, Otava, 1910. 171 p. in-8°.

Uno Lindelöf och *Johannes Öhquist,* Tysk språklära. Tredje genomsedda upplagan. Helsingfors, Otava, 1910. V + 264 S. 8:o.

Solmu Nyström, Deutsches Lehrbuch für den Anfangsunterricht. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Borgå, W. Söderström, 1910. Finnische Auflage: VIII + 263 S. 8:o. — Schwedische Auflage: VIII + 260 S. 8:o. Preis: Fmk 3: 25.

Om undervisningen i s. k. allmän grammatik. Kommitteförslag. Helsingfors 1910. 8 S. 8°. — N. s. yleiskieliopin opetuksesta. Komitean ehdotus. 11 S. 8°.

Heinrich Rabe, Die Inversion des Subjekts im Französischen des XIX. Jahrhunderts. Inaugural-Dissertation (Tübingen). Tübingen, I. J. Heckenhauer, 1910. X + 107 S. 8:o.

Axel Rosendahl, Ranskankielen oppikirja alotteleville. Toinen lisätty painos. Porvoo, W. Söderström, 1910. VIII + 232 S. Preis: Fmk 3: 25.

» » , Deutsches Lesebuch für Handelsschulen. Helsingfors, Y. Weilin & Kumpp, 1910. 191 S. 8:o. Preis: Fmk 3: —.

Jos. Sanneg, Dictionnaire étymologique de la langue française, rimé par ordre alphabetique rétrospectif. Französisch-deutsches Wörter- und Namenbuch nach den Endungen rückläufig-alphabetisch geordnet. Reim- und Ableitungs-Wörterbuch der französischen Sprache. 3. Heft: Die Wörter und Namen auf -e (bis nature). Preis: Rmk 1,25: —. Hannover-List u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1910. SS. 155—235.

> Der Nutzen eines »rückläufig-alphabetisch» geordneten Wörterbuchs kommt mir sehr problematisch vor. Der daran ungewöhnte Leser, welcher ein Wort nachschlägt, verliert Zeit. Andererseits können die verschiedenen Ableitungsendungen z. B. durch Nummern, wie eben der Verf. selbst es getan, angedeutet werden. Die Etymologien sind im Allgemeinen zuverlässig.
>
> *A. W.*

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. II. Jahrgang. Nr. 16—20; III Jahrgang, Nr 1. 2, Wien, L. Weiss, 1910.

Henrik Ussing, Om det indbyrdes Forhold mellem Heltekvadene i Ældre Edda. København, G. E. C. Gad, 1910. 176 S. 8:o.

Paavo Warén, Saksalainen kauppakirjeenvaihto Suomen kauppaoppilaitoksia varten. — Deutsche Handelskorrespondenz für finnische Handelslehranstalten. Helsinki, Otava, 1910. XIII + 150 S. 8:o. Preis: Fmk 2: 50, geb.: Fmk 3: —.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix. Tome II, n°s 3—4 (Juillet—Déc. 1908).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix. Tome III, n°s 1—4 (1909). Contient entre autres: P. 67: J.-É. Spenlé, Rahel (Mme Varnhagen von Ense), Histoire d'un Salon romantique en Allemagne; P. 325: L. Constans, Un précurseur des félibres: Claude Peyrot, prieur de Pradinas.

Bibliographia phonetica 1910 (V. Jahrg.), Nr. 5—7.

Bulletin de dialectologie romane, T. II, n^0 1—2 (Janvier—Juin 1910). Sommaire: B. Schädel, Über Schwankungen und Fehlergrenzen beim phonetischen Notieren; G. Panconcelli-Calzia, Le applicazioni degli apparecchi fonautoglifici (fonografo e grammofono) nella linguistica; L. Gauchat, Sprachforschung im Terrain; Comptes rendus; etc.

Modern Language Notes, Vol. XXV (1910), No. 5—6.

Moderna Språk 1910 (jahrg. IV), Nr. 5—6. Inhalt: A. Korlén, Ett planerat försök med infödd Assistent för Språkundervisningen; Virgile Pinot, Une satire littéraire et un nouvel art poétique: Chantecler; etc.

Museum, 17de Jaarg., N^0 9—12 (Juni—Sept. 1910); 18de Jaarg. N^0 1 (Oct. 1910).

Päivä 1910, Nr. 21—39.

Rassegna bibliografica della letteratura italiana, anno XVIII (1910), fasc. 4—5—6—7—8—9.

Revista de la Sociedad de Folklore chileno. Tomo I (1910), Entrega I.ª: Ramon A. Laval, Del latin en el folk-lore chileno, 25 pag.; Entrega 2.ª: Ramon A. Laval, Cuentos chilenos de nunca acabar, 44 pag.; Ent. 3.ª i 4.ª: Ramon A. Laval, Oraciones, ensalmos i conjuros del pueblo chileno, comparados con los que se dicen en España, 132 pag.

Revue germanique 1910 (6e année), n^0 4. Sommaire: E. Scillière, L'Émancipation d'Erwin Rohde; R. Michaud, Emerson et Nietzsche; etc.

Studi di Filologia Moderna, Anno III (1910), fasc. 1—2. Sommario: Vittoria Buonanno, Fischart e Rabelais; etc.

Virittäjä 1910 (XIV. Jahrg.), Nr. 1—6.

Mitteilungen.

Staatsrat *C. G. Estlander,* der ehemalige Professor der Ästhetik und modernen Litteratur an unserer Universität, Ehrenmitglied unseres Neuphilologischen Vereins, ist am 28. Aug. in einem Lebensalter von 76 Jahren in Helsingfors gestorben.

Einheimische Publikationen: *T. E. Karsten,* Die mitteldeutsche poetische Paraphrase des Buches Hiob, nach der Hs. des Kgl. Staatsarchivs zu Königsberg. Berlin, Weidmann, 1910. 15 + 270 S. 8°, mit zwei Tafeln in Lichtdruck. — *W. Söderhjelm,* La Nouvelle Française au XVe siècle. Paris, H. Champion, 1910. XII + 235 p. in-8°.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors,* Contributions à la Bipliographie des Plaintes de la Vierge, in der Revue des langues romanes, Band LIII (1910), S. 58—69. — *A. Wallensköld,* Bespr. von R. Lenz i A. Díez, Gramática escolar de la Lengua francesa 5^a ed. (1909); F. N. Finck, Die Sprachstämme des Erdkreises; und F. N. Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus, in Le Maitre Phon. 1910, S. 109—111.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *A. Långfors* et *W. Söderhjelm,* La Vie de Saint Quentin par Huon le Roi de Cambrai, bespr. von Ernest Langlois in der Bibliothèque de l'École des Chartes, janvier-avril 1910, S. 93—94; *W. Söderhjelm,* La Nouvelle Française au XVe siècle u. *W. Söderhjelm,* Bemerkungen zur Disciplina Clericalis und ihren französischen Bearbeitungen (Neuphil. Mitteil. 1910), kurz angez. im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen Bd. CXXIV, S. 442. 444. *T. Söderhjelm & W. Söderhjelm,* Italiensk Renässans, 2. Aufl., bespr. von P. E. P. in Studi di Fil. Mod. III, 151 f.; *H. Suolahti,* Die deutschen Vogelnamen, kurz angez. in Studi di Fil. Mod. III, 135 und *Diana,* Monatl. Organ des Schweizer Jäger- und Wildschutz-Vereins XXVIII, 153; ausführlich besprochen von Edward Schröder im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur XXXIV, 1, S. 1—7. *A. Wallensköld,* Den nyprovensaliska nationalitetsrörelsen (Finsk Tidskr. LXVI), kurz angez. von J. R[onjat] in der Rev. des langues rom. 1910, S. 195; *A. Wallensköld,* La construction du complément des comparatifs etc. (Mém. V), bespr. von H. Yvon, in Rom. XXXIX, S. 425 f.

Berichtigungen: S. 18, Z. 17 v. u., statt *i* lies: *i.* — S. 82, Z. 14, lies: *to occur.*

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

Nr. 7/8 | Acht Nummern jährlich. Preis: 4 Fmk direkt bei der Redaktion, 4: 30 durch die Post und 5 Fmk durch die Buchhandlungen. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. A. Wallensköld, Vestra Hamngatan 5) zu senden | 1910

Zur Kenntnis der inchoativen Aktionsart im Deutschen.

I.

In meiner im Jahre 1907 veröffentlichten Schrift 'Beiträge zur Geschichte der ē-Verba im Altgermanischen' (Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors II) wurden die altgermanischen Verba der ē-Konjugation (der 3. schw. Kl.) mit Rücksicht auf ihre Genesis (ihr Alter, ihre Bildungsweise und ihre Verwandtschaftsverhältnisse) einer übersichtlichen Betrachtung unterzogen. Ich suchte den Ursprung und das Wesen der einzelnen Verba richtig zu erkennen, um danach ihre Stellung in der Gesamtheit der verbalen ē-Bildungen näher bestimmen zu können. Das Material ist hauptsächlich nur dem Althochdeutschen entnommen, wenn auch die anderen germanischen Sprachen oft zur weiteren Erhellung herangezogen werden mussten. Die Hauptaufgabe der Untersuchung lag darin, zwischen den alten urgermanischen und den abgeleiteten, einzelsprachlichen Bildungen möglichst feste Grenzen zu ziehen. Eins der wichtigsten Kriterien ihrer Unterscheidung lag in der ursprünglichen Biegungsweise. Die urgermanische Flexion der ē-Verba zeichnete sich durch einen geregelten Wechsel zwischen *ē-* und *j*-Formen aus. In den Einzelsprachen ist zwar dieser Suffixwechsel in verschiedener Richtung ausgeglichen worden, hat aber doch überall zahlreiche Reste und Spuren hinterlassen, die als Beweise für die urgermanische

Herkunft der betreffenden Verba gelten können. In gewissem Gegensatz zu den anderen westgermanischen Sprachen, dem Altsächsischen, Altfriesischen und Angelsächsischen, wo der alte präsentische *ja*-Stamm noch verhältnismässig klar hervortritt, ist im Althochdeutschen fast vollständig die *ē*-Form zur Herrschaft gekommen, aber zerstreute Reste und Verallgemeinerungen der *j*-Flexion finden sich auch hier daneben. Unter Beachtung dieses Gesichtspunktes wurden die ahd. *ē*-Verba zunächst in zwei Hauptgruppen geordnet: primäre und denominative Bildungen. Innerhalb dieser Klassen sind dann die eigentlichen ē-Bildungen und die — wie es scheint — erst sekundär in die *ē*-Klasse übergetretenen geschieden worden. Diese letzteren stehen alle neben ahd. *ō*-Verben. Ausser der Berührung mit der *j*-Klasse begegnet nämlich im Ahd., wie in anderen altgermanischen Sprachen, sehr häufig auch eine Schwankung zwischen der *ē*- und der *ō*-Konjugation. Die sprachhistorische Erklärung des letztgenannten Flexionswechsels gehört immer noch zu den ungelösten Fragen der althochdeutschen Formbildungslehre. Die Ursache dieser Doppelformationen könnte, wie Streitberg Urgerm. Grammatik S. 311, 313 annimmt, in einem urgermanischen lautgesetzlichen Zusammenfall verschiedener Formen der ieur. *ē*- und *ā*-Flexion gesucht werden (indem *ā* und *ē* schon urgermanisch zu *a* verkürzt werden mussten). In den meisten Fällen dürften die Doppelbildungen (namentlich im As. und Ags.) jedoch, wie Wilmanns D. Grammatik III S. 90 bemerkt, erst durch den jüngeren Verfall der dritten Konjugation und die wachsende Herrschaft der *ō*-Verba, hervorgerufen sein. Was besonders das Althochdeutsche betrifft, stellt sich die *ō*-Flexion, wie Hirt Idg. Anzeiger 1900 S. 112 (in seiner Besprechung meiner Schrift) hervorhebt, vielfach erst in der Komposition ein: vgl. ahd. *borgēn: ar-borgōn, zilēn: gi-, herazilōn*, got. *and-, ga-tilōn*, u. s. w. Der wirkliche Grund dieser Erscheinung ist aber damit noch nicht gegeben.

Auch für das Althochdeutsche trug meine hier berührte Untersuchung einen nur vorläufigen Charakter. Nur in Bezug auf die älteren Belege (8.—10. Jh.) hatte ich irgendwelche

Vollständigkeit angestrebt, aber auch diese waren hauptsächlich aus Graffs Sprachschatz gesammelt. Die für sprachhistorische Untersuchungen dieser Art nur mit grosser Schwierigkeit zu benutzenden Althochdeutschen Glossen von Steinmeyer und Sievers hatte ich diesmal nur gelegentlich zu Rate ziehen können. [1]

Da ich aber später meine Arbeiten über dieses Thema wieder aufgenommen hatte, musste ich allmählig davon überzeugt werden, dass gerade unsere ausgiebigsten ahd. Sprachdenkmäler, die besagten 'Ahd. Glossen', auch in ihrer neurevidierten Fassung (Steinmeyer—Sievers) für eine Durchführung des ursprünglichen Programms nicht zu verwerten waren. Um die Art meiner Bedenken kurz anzudeuten, begnüge ich mich mit einem Hinweis auf die Erörterungen über den Vokalismus der ahd. Nebensilben bei J. F r a n c k in seiner jüngst erschienenen 'Altfränkischen Grammatik' S. 59: »Der weniger bestimmte Klang der Vokale steigerte in der Hand ungeübter Schreiber noch die sowieso vorhandene Mannichfaltigkeit und Unsicherheit. Unter diesen Umständen treffen für die historische Erklärung oft die verschiedensten Möglichkeiten zusammen: älterer und jüngerer Vokalwechsel durch Ablaut und Ausgleich in den Suffixen, durch Assimilation und anderen, landschaftlich vielleicht wieder verschiedenen, Lautwandel, Ausgleiche in den Flexionsendungen, Formen stärkerer und schwächerer Betonung und mangelhafte Schreibung konkurrieren untereinander und nötigen die Erklärung häufig sich mit der Andeutung verschiedener Möglichkeiten zu begnügen!«

»Die Kürzung von Längen in Nebensilben kann je nach den Umständen zu den verschiedensten Zeiten stattgefunden haben. Auch ist es nicht gesagt, dass das schwache *ə* erst zu der Zeit in der Sprache vorhanden gewesen sei, da für die überwiegende Zahl der Nebensilben in der Schreibung *e* allgemeiner auftritt. Ferner ist es nicht unwahrscheinlich, dass

[1] Dies hängt Z. T. damit zusammen, dass meine Schrift einen Teil vom Band II der 'Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors' bildet. Die Herausgabe des Bandes konnte nicht aufgeschoben werden.

gerade in Bezug auf die Nebensilben die geschriebene Sprache von früh an konservative Neigungen gehegt. Im ganzen dürfte unsere Grammatik die Festigkeit der Längen- und vollen Vokale in diesen Silben etwas überschätzen». »Diese Kritik gilt besonders auch den so häufigen verbalen Doppelformen auf *-ēn : -ōn*, worüber das nähere bei Franck S. 249. Über den rechten Charakter dieser Erscheinung ist es nach Franck nicht leicht sicher zu urteilen. Analogiebildung nach der *ōn*-Klasse scheint das gewöhnlichste gewesen zu sein, in anderen Fällen dürfte der scheinbare *ēn*-Typus durch Schwächung des *o* (*ō*) zu *e* erklärt werden müssen.

Derartige Erscheinungen finden sich auch im Altbairischen; sieh J. Schatz, Altbairische Grammatik (Göttingen 1907), S. 158 f.

Die ahd. (wenigstens scheinbaren) Doppelbildungen nach der 2. und 3. Konjug. gestatten also in der Mehrzahl der Fälle keine sichere sprachhistorische Beurteilung. Die nötigen Voruntersuchungen fehlen noch. Unter diesen Umständen können unsere Kenntnisse in dem Bereiche der ahd. *ē*-Verba und ihrer jüngeren Entsprechungen nur nach bestimmter begrifflicher Abgrenzung des Stoffes weitergeführt werden. Wenn wir die Formengruppe der *ē*-Verba vom Gesichtspunkte ihrer wichtigsten einzelsprachlichen (ahd.) Begriffsverwendung betrachten wollen, eröffnen sich unserer Weiterforschung mehrere sprachhistorisch interessante Probleme, deren Lösung nicht schon von vorne herein als mehr oder weniger aussichtslos bezeichnet zu werden braucht.

Unter den drei Aktionsarten des germanischen Verbums — der inchoativen, der durativen oder imperfektiven und der perfektiven, bezeichnet die erstgenannte den allmählichen Übergang von einem Zustand in den andern. Die gotischen Verba der 4. schwachen Konjugation auf *-nan* und die überaus zahlreichen nordischen, von verbaler und nominaler, ganz besonders adjektivischer Grundlage aus gebildeten Verba auf *-na* sind intransitiv-inchoativ. Bei den gotischen Verben ist eine starke Neigung zur Perfektivierung durch Zusammensetzung vorhanden: von 58 beleg-

ten Verben sind nur 10 nicht komponiert (s. W. Streitberg, Gotisches Elementarbuch § 292). Als produktives Wortbildungselement erscheint das verbale *n*-Suffix allerdings nur im Gotischen und in den skandinavischen Sprachen. Auf westgermanischem Boden hat es nur einige schwache Spuren hinterlassen. Zunächst seien hier aus dem Angelsächsischen folgende intransitive *n*-Verba angeführt, die sich nach Form und Bedeutung an die gotisch-nordischen *n*-Inchoativa schliessen. Verbale Ableitungen sind *ā-wæcnian*, *on-wæcnian* (vgl. got. *ga-waknan*, schwed. *vakna*), *druncnian (on-druncnian)* 'to become intoxicated, be drowned' (ahd. *trunkanēn*, schwed. *drunkna*), *wisnian = weornian, forwisnian = for-wecrnian*, *ā-wisnian* (ahd. *wesanēn* 'trocknen', schwed. *vissna* 'welken'), *leornian, liornian* = ahd. *lernēn*, *lirnēn* 'lernen', *ēacnian* 'increase' (= got. *auknan*), *swarnian*, *swornian* 'coagulate' (zu *sworen*, *swaren* part.). Denominative Inchoativbildungen sind die ags. Verba *ge-beorthnian*, *-brechtnian* 'become bright' *(bręoht* adj.), *molsnian* 'become mouldy, decay' *(mols* subst. 'decay'). Die Funktion der gotisch-nordischen *n*-Inchoativa haben im Ags., wie im Ahd., die denominativen, meistens von Adjektiven aus geschaffenen *-ian-* (= ahd. *-ēn-*) Verba übernommen. Solcher giebt es eine bedeutende Anzahl: vgl. *blácian* 'become pale' (ahd. *bleichēn*), *cealdian* 'become cold' (ahd. *kaltēn*), *cólian* 'become cold' (ahd. *kuolēn*), *fealwian* 'grow yellow' (ahd. *falawēn*) u. s. w.; auch Komposita: *ā-blácian* 'become pale', *ā-cealdian* 'become cold', *ā-cōlian* 'become cool', *ā-cwician* 'come to life again', *ā-deadian* 'become dead', *for-heardian* 'become hard' (vgl. ahd. *ir-hartēn*), *for-sēarian* 'witter, dry up' (vgl. ahd. *ar-sōrēn*) u. s. w. Neben den ags. inchoativen Verben gehen nicht selten gleichgebildete durative Verba, welche die Handlung in ihrer ununterbrochenen Dauer oder Kontinuität bezeichnen: vgl. *batian* 'be in good condition' und 'grow fat', *biterian* 'be bitter' (trans. 'make bitter'), *brádian* 'be broad' (trans. 'spread'), *cielian* 'be cold', *cuþian* 'be known' u. s. w.

Die hochdeutschen *n*-Inchoativa sind nicht zahlreicher:

ahd. *lernēn*, *lirnēn* = ags. *leornian*, asächs. *līnōn* (got. **liznan*, *liznōda*), aus dem Partizip des st. Ztw. got. *lais* 'ich weiss'; *lernen* eig. = 'erfahren, gelehrt werden';

ahd. *wesanēn* 'marcescere, arescere', *ar-wesanēn* 'emarcescere, senescere', *fir-wesenēn* 'senescere'; vgl. oben u. ags. *wisnian;*

ahd. *ir-storchanēn* 'gelidum fieri', *gi-storchanēn* 'obrigere' (got. *ga-staurknan* 'erstarren', aisl. schwed. *storkna*). Zur Wz. *stork-* in aisl. *styrkr* 'Stärke, Kraft', *styrkia* 'stärken', lit. *stregiu* 'erstarre';

ahd. *trunkanēn* 'trunken werden oder sein', vgl. oben ags. *druncnian*.

ahd. *stornēn* 'attonitum esse, stupescere' (nschwed. dial. *sturna* 'plötzlich erschrocken werden', s. Rietz Sv. dialektlex. S. 679), vgl. lat. *con-ster-nāre* 'bestürzt machen'. — Denominativ sind

ahd. *ir-truckanēn* 'arescere', mhd. *getruckenen* 'trocken werden', *ver-truckenen* 'vertrocknen': zum ahd. *trockan*, mhd. *trocken* 'trocken'.

ahd. *wolchenōn* (Ahd. Gl. 1, 142, 23 uuolchnonti) 'wolkig werden, voll Wolken sein' (Schade 1197).

mhd. *eraltenen* (1 mal) = *eralten*.

Im Althochdeutschen wie im Angelsächsischen wird die inchoative Aktionsart in der Regel durch denominative *ē*-Verba ausgedrückt. In meiner oben erwähnten Untersuchung über die ahd. *ē*-Verba wurden diese hauptsächlich vom Gesichtspunkte ihrer Formbildung zusammengestellt. Ich gebe hier eine erneuerte Sammlung derjenigen Elemente dieses Materials, die denominativen Ursprungs sind, aber jetzt mit der begrifflichen Seite als Hauptgegenstand meiner Betrachtung. Das Material kann ich diesmal etwas vollständiger vorlegen, aber die Behandlung desselben muss andererseits an dieser Stelle auf eine möglichst knappe Übersicht beschränkt werden. Ein besonderes Gewicht wird auf die lat. Übersetzungen gelegt. Die parallelen Verba nach der *j*-Klasse sind auch angeführt. Auf Literaturbelege muss ich in dieser vorläufigen Fassung des Themas verzichten.

Die primären Bildungen dieser Klasse kennzeichnen sich vorzugsweise durch durative Aktionsart und intransitive Bedeutung. Diese ihrem Stammausgang anhaftende begriffliche Funktion hat sich dann analogisch auch auf die zahlreichen einzelsprachlichen Neubildungen übertragen. Ich gebe zunächst eine kurze Übersicht

Der denominativen oder neben Nomina stehenden ō-Verba mit intransitiv-durativer [1] ***Funktion.***

Neben Substantiven:

smakkēn, smahhēn, mhd. *smacken, smachen* 'Geschmack von sich geben, schmecken', auch 'riechen', *gi-smahhēn* 'sapere': ahd. *smac* 'Geschmack'; vgl. ahd. *smecken* 'schmecken, Geschmack empfinden'.

[skrankēn] scranchōn und *scranchōn*, mhd. *schranken* 'in verschränkter Stellung sein'; vgl. ahd. *skrenchen*, mhd. *schrenken* 'schräg stellen'.

ar-heigēn 'æstuare, urere', *fer-heiēn* 'durch Hitze ausgetrocknet sein', vgl. mhd. *heien* intr. 'brennen': ahd. *hei* n. 'Hitze'.

hornēn 'mit Hörnern versehen sein' (v. Monde): ahd. *horn* n.

stecchēn 'fixum esse': ahd. *steccho* 'Stecken'.

donēn 'extensum esse': ahd. *thona* f. 'palmes, Ranke'.

gi-nūaēn, gnūaēn und *ginādōn*, mhd. *genaden, gnaden* 'gnädig sein', vgl. as. *gi-nūthōn* dass.; ahd. *gināda* f.

rastēn und *rastōn* 'requiescere, pausare', *ga-rastēn* 'requiescere, cessare, respirare', and. Ps. *rastōn* 'requiescere'; vgl. *bi-restjan, inni-restjan* 'requiescere': ahd. *rasta* f. 'Meile'.

ruowēn und *ruowōn* 'quiescere, requiescere': ahd. *ruowa* f. 'Ruhe'.

rūwēn, rūwōn 'quiescere, requiescere': ahd. *rūwa* f. = *ruowa.*

wahtēn, mhd. *wahten* 'Wache halten': ahd. *wahta* f.

wartēn 'videre, cernere, m. m.': ahd. *wart(o)* m. 'Wächter', *warta* f. 'Warte'; Komposita: *ana-, ar-, bi-, duruh-, furi-*,

[1] In den unten angeführten Kompositis ist die durative Aktionsart oft in eine perfektive übergegangen.

ga-, gegen-, haranidar-, hina-, ubar-, uz-, widar-, zua-wartēn; vgl. *ga-wartōn, folwartōn, zuo-wartōn.*

angustēn und *angustōn* 'angi', *ar-angustēn* dass.: ahd. *angust* stf.

[bogēn] pogēn 'krumm oder gekrümmt sein'; *bogo* m. 'Bogen'.

storrēn 'eminere', mhd. *storren* 'hervorstehen, ragen', ndd. *sturren* 'starren', got. *and-staurran* 'unwillig anstarren': ahd. *storro* m., mhd. *storre* 'Baumstumpf, Klotz'.

Neben Adjektiven:

fastēn und *fastōn* 'jejunare', got. *fastan, -aida* 'halten, beobachten': ahd. *festi* 'fest'.

sparēn 'parcere, fovere', *ga-sparēn* 'servare, reservare'; vgl. aisl. *spara* und ags. *sparian* nach der *ē*-Klasse. Zu ahd. *spar* adj.

starēn 'insidiari', *nidar-starēn* 'starr niederblicken', vgl. aisl. *stara* 'anstarren' nach der *ē*-Klasse. Zu ahd. *stara-(blint)*, mhd. *star-(blint)* u. s. w.

barmēn 'misereri' *(bi-armēn)*; *ar-barmēn* dass., vgl. got. *arman, -arda, ga-arman* 'erbarmen'.

haftēn 'hærere, tenere'; vgl. *ana-, ga-, zisamana, zuo-haftēn*, trans. *heftan* 'nectere'. Zu ahd. *haft* 'gefangen'.

heizēn 'fervere, exæstuare', *ga-heizēn* 'ignire'; vgl. unten *ar-heizēn*. Zu ahd. *heiz* 'heiss'.

lazēn 'tardare', mhd. *lazzen* 'träge sein, säumen': ahd. *laz*.

mihhilēn 'eminere', vgl. ags. *miclian* 'increase in size or quantity', tr. u. intr.

sērēn 'dolere', mhd. *sēren* '*sēr* sein oder werden, Schmerz leiden'.

swëlchēn 'marcere, marcidum esse': mhd. *swëlc* 'welk, mürbe'; vgl. dagegen die Inchoativa mhd. *swëlcen* 'welk werden'; nhd. bair. *schwelken, schwelchen* 'welken' und das perfektive neubair. *verschwelchen* 'verwelken'; s. Schade s. v. *swëlchēn*.

tumbēn 'desipere', vgl. *ar-tumbēn* unten.

molawēn 'tabere', vgl. mhd. *molwik* 'weich wie Staub'.

zagēn, mhd. *zagen* 'versagt sein': ahd. *zago, zag* 'zaghaft, feige'; vgl. *erzagēn* 'verzagen'.

stillēn 'quitetem esse, silere, stupere'; vgl. *ga-stillēn* 'quiescere', aber auch inchoativ: 'mitescere, resipiscere, conticescere', *bi-stillēn* 'desinere', *un-stillēn* 'insolescere'.

hartēn 'manere', *ga-hartēn* 'manere', *ga-hartōn* 'indurare', *ar-hartēn* 'indurare', nhd. *erharten* 'hart werden'.

grāwēn 'canere': ahd. *grāo* 'grau'.

ar-trākēn 'pigere, tædere', *bi-trāgēn* 'tædere': ahd. *trāgi* 'träge'; vgl. dagegen *trāgēn* 'langvescere'.

baldēn 'præsumere', *ir-baldēn*, *-ōn* 'præsumere': ahd. *bald.*

haldēn 'vergere, inclinare', *ana-haldēn* 'imminere'; ahd. *hald* 'vorwärts geneigt'.

hlūtēn, mhd. *lūten* 'laut oder tönend sein': ahd. *hlūt* 'laut'.

magarēn 'squalere': ahd. *magar* 'mager'.

snellēn 'vigere': ahd. *snel.*

stammēn 'balbutire': ahd. *stam* 'stammelnd'; vgl. *ar-stammēn* 'obmutescere'.

strackēn, *stracchēn* 'strack sein'.

plīdēn 'gaudere, lætari', *un-blīdēn* 'tristari': ahd. *blīdi* 'lætus'.

walbēn 'volubilem esse': ahd. *welbe* in *sinewelbe* 'rotundus'.

bazēn 'melius habere',

Schon unter den primären *ē*-Verben kommen inchoative Anklänge vor, vor allem bei den zusammengesetzten: vgl. *klebēn* 'adhærere' und 'lentescere', *trūrēn* 'contristari', *swigēn* 'silere, tacere': *ga-swigēn* 'obmutescere', *dagēn* 'tacere': *ga-dagēn* 'conticiscere' (vgl. lat. *con-ticere*), *wahhēn* 'vigilare': *ar-wachēn* 'expergisci', *magēn* 'valere, vigere': *ga-unmagēn* 'langvescere'. Die eigentlichen Träger der inchoativen Aktionsart unter den ahd. *ē*-Verben sind allenfalls die denominativen Bildungen. Diese werde ich in einem folgenden Artikel erörtern.

T. E. Karsten.

Quelques réflexions sur la popularisation de la linguistique moderne.

Côte à côte avec le progrès de la science s'est manifesté le désir de vouloir la rendre compréhensible à la masse de la population. On a commencé à regarder la science non pas comme une chose appartenant exclusivement aux savants, aux lettrés ou aux classes soit-disant supérieures, mais comme un bien plus ou moins commun à tous. Voilà pourquoi dans toute science on a cherché à en populariser les résultats.

Quant à la linguistique, elle est restée relativement inaccessible aux tentatives qui ont eu pour but d'intéresser le grand public aux questions qui regardent le langage ou les mots. Les philologues eux-mêmes en sont sans doute responsables. Ils n'ont pas tenu à rendre leur science abordable à tous en donnant à leurs études linguistiques une forme plus populaire; du reste, ces études ont généralement été publiées dans les périodiques les plus scientifiques possible, et ce n'est que rarement qu'on s'est adressé au *profanum vulgus*. D'autre part les ouvrages bien connus de Dauzat, Greenough-Kittrege, Seidel etc. qui traitent de la vie ou de la marche des mots, sont loin d'être destinés au peuple, si vulgarisatrice que soit leur tendance, et quoiqu'ils étudient des expressions et des mots qui sont d'un usage familier dans la langue des lecteurs.

Il n'y a jusqu'ici,que je sache, qu'une seule tentative de ce genre qu'on pourrait appeler populaire dans le sens propre de ce mot: j'entends le petit périodique *Sprachwissenschaft für alle,* publié par le savant autrichien Strigl, et dont on trouve des comptes rendus dans les *Neuphilol. Mitteil. 1909* et dans le numéro 5—6 de l'année courante. Quelques mots sur la possibilité d'une telle entreprise chez nous.

Si bonne que soit l'intention de l'auteur de vouloir dans ses »petites études populaires de linguistique historique et comparée» intéresser ses compatriotes à la linguistique par de courtes biographies de mots allemands, français, anglais etc., je ne suis pas porté à croire que la tentative ainsi conçue puisse réussir chez nous, à l'heure qu'il est.

En Allemagne, le pays de la linguistique par excellence, il n'est point surprenant de constater l'accueil favorable que tout le monde a fait à ces petites biographies de mots. Il n'en serait pas de même chez nous. En ce temps d'utilitarisme les hommes ne sont point portés à l'idéal.

Mais faut-il alors s'en tenir là? faut-il se laisser décourager par la pensée que la grande masse chez nous serait incapable à jamais de s'intéresser à de telles questions et qu'elle ne les comprendrait pas? Mais enfin, comment les lui faire comprendre, comment l'amener à s'y intéresser, si l'on n'essaye même pas de trouver un moyen de le faire? La seule façon de faire connaître quelque chose, c'est d'en parler. Mais comment en parler? par où commencer?

Prendre n'importe quel mot étranger et l'étudier au point de vue de son histoire, le comparer aux autres mots correspondants dans une autre langue et en tirer des conclusions par ex. au sujet du développement de la forme ou bien de la signification du mot, voilà qui est intéressant pour le linguiste, mais la grande masse, elle reste indifférente. Je crois qu'il y a très peu de mots dont l'étude historique et comparative puisse intéresser la masse de la population finlandaise à l'heure qu'il est. Aussi serais-je disposé à croire qu'il faudrait commencer chez nous dans les *écoles*.

En y expliquant des textes étrangers, on devrait s'arrêter surtout aux mots qui se prêtent facilement à des considérations sur leur histoire soit morphologique soit surtout sémasiologique. Si l'on pouvait arriver à intéresser les élèves de nos écoles supérieures aux questions de langage, nous aurions, nous aussi, dans une dizaine d'années un public qui ne trouverait plus que tout ce qui regarde la langue et son »assommante» grammaire est insupportable. Alors une entreprise comme celle de M. Strigl ne serait plus un rêve impossible à réaliser, mais quelque chose de tout naturel.

Seulement, comment arriver à intéresser les élèves de nos écoles à la linguistique, lorsqu'on sait qu'une très grande partie de nos professeurs de lycée considèrent cette réforme comme plus ou moins inutile? On pourrait peut-être

penser à de petits commentaires raisonnés, à côté des dictionnaires, qui contiendraient des aperçus sur l'histoire et, pour commencer, par ex. des mots entrés dans l'usage international, des discussions tant au point de vue morphologique et syntaxique que surtout au point de vue sémasiologique. Je crois aussi qu'il faudrait tâcher de remédier à cet inconvénient à l'Université, qui prépare les professeurs de langues vivantes à leur future carrière. Qu'il soit loin de moi de vouloir accuser ceux qui dirigent les études de linguistique moderne à notre Université de ne pas avoir eu assez d'intérêt pour la science qu'ils professent pour pouvoir en éveiller chez leurs élèves, mais ce sont ceux-ci qui montrent une indifférence incontestée à ce sujet.

Ici nous touchons à une question qui est autant discutée que digne d'être observée. Je veux dire la future réorganisation des études néo-philologiques de ceux qui se destinent au professorat, réorganisation impatiemment désirée et attendue. Si, en général, on est d'accord pour regretter qu'à l'Université la préparation des professeurs d'école ne soit pas plus exclusivement appropriée aux besoins des écoles, on l'est à plus forte raison pour ce qui regarde les études néo-philologiques. Ce n'est pas ici la place de discuter cette question, et, d'ailleurs, je me sens incapable de le faire. Mais qu'il me soit permis, à propos de cette question, de faire une remarque subjective qui s'y rattache. Je ne crois pas qu'il y ait beaucoup de professeurs de langues modernes qui n'avouent pas que la plus grande partie du savoir linguistique qu'il leur a fallu apprendre à l'Université leur ait été inutile dans leur enseignement à l'école, tandis que, d'un autre côté, il y a des parties de la linguistique qu'ils regrettent de ne pas assez connaître. Quant à l'histoire de la langue, le surmenage de la mémoire par toutes les transmutations des voyelles et des consonnes dans les différentes périodes de la langue — étude absolument nécessaire pour quiconque veut approfondir ses connaissances historiques de la langue — est, d'après mon avis, non seulement inutile pour un professeur d'école, mais il est aussi propre à tuer son intérêt. Si, au contraire, il y a quel-

que chose dans la linguistique qui soit digne d'être étudié par ceux qui se préparent à la carrière pédagogique — un peu de phonétique historique est naturellement indispensable aussi pour eux —, c'est la sémantique. Rien de plus intéressant que le développement historique du sens des mots; c'est de l'âme des choses qu'on a besoin. Il n'est pas nécessaire ici de rappeler que la linguistique, par la sémantique, a d'étroits rapports avec la psychologie et la sociologie. Mais retournons à notre question.

A côté de ce qu'il faut espérer de la part des écoles et, en premier lieu, de la part de l'Université, on pourrait peut-être déjà maintenant essayer de préparer le terrain, pour qu'il soit plus apte à recevoir la semence.

Les seuls mots, d'après mon avis, auxquels on pourrait peut-être dès maintenant recourir et à l'aide desquels on pourrait démontrer quelques-uns des plus remarquables faits de la linguistique, les seuls dont le développement tant morphologique que sémantique parviendrait peut-être à éveiller de l'intérêt chez le public non initié à la linguistique, ce sont les mots entrés dans l'usage international. Prenons p. ex. le mot *boulevard*, qui s'est vulgarisé aussi bien en finnois qu'en suédois. Le grand voyage de ce mot d'origine germanique à travers le monde roman tout entier pour revenir de nouveau, après s'être revêtu en France de l'uniforme obligatoire de l'époque, à son pays natal et pour arriver enfin jusqu'à nous, cette histoire soit-disant extérieure du mot est déjà intéressante; le développement du sens, commençant par «une espèce de barricade» et finissant par «une rue moderne plantée d'arbres», ne l'est pas moins, car il renferme tout un chapitre de civilisation ancienne. Mais ce n'est pas ici la place d'insister sur des détails. Je voulais seulement dire par cet exemple que c'est par les mots de culture, qui sont connus dans notre langue sous une forme ou sous une autre, qu'il faut commencer pour intéresser le public, les mots tout à fait étrangers lui étant indifférents. Si l'on arrivait à grouper de tels mots de culture connus représentant un groupe d'idées quelconque et, par l'étude historique et comparative

de ces mots, à populariser les lois fondamentales de la linguistique, voilà, d'après mon avis, tout ce qu'on pourrait faire chez nous à l'heure actuelle. Ce serait une façon préliminaire de préparer le terrain; c'est à l'Université et aux écoles de faire le reste.

Walter O. Streng.

Besprechungen.

Hermann Gutzmann, Physiologie der Stimme und Sprache (= Die Wissenschaft, Sammlung naturw. und mathem. Monographien. Heft 29). Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1909; X+208 Pp. 8:o, 92 Figures.

On a longtemps manqué d'un court exposé des principes physiologiques de la phonétique qui fût au courant des derniers résultats de la science. Le chapitre de Nagel dans son *Manuel de physiologie* avait déjà comblé en partie cette lacune. Voici maintenant qu'un spécialiste bien connu, M. Gutzmann, professeur à Berlin, nous donne ce livre indispensable.

M. G. s'est spécialisé dans l'étude et le traitement de la phonétique pathologique, où il a acquis une maîtrise reconnue de tous; mais il a aussi donné à la physiologie normale de la voix et du langage d'importantes contributions. C'est dire qu'on sent à chaque page de son ouvrage l'auteur familiarisé avec les moindres détails du sujet.

Le livre est divisé en deux sections, dont la première traite de la respiration et de la voix, et la seconde des sons articulés. Des considérations anatomiques ouvrent chaque section; l'exposé des résultats acquis à la physiologie est précédé d'un exposé des méthodes de recherche sur lesquelles ils se fondent. Le livre, illustré de nombreuses gravures, renferme ce qu'un philologue soucieux d'étudier sérieusement la phonétique a besoin de connaître de cette branche. Je recommande en particulier à cette classe de lecteurs, que je souhaite nombreuse, toute la première section, qui, par l'abondance et la précision des renseignements, me paraît être un chef-d'œuvre d'exposition. — Traitant des méthodes de recherche, M. G., sans dissimuler la nécessité des méthodes d'enregistrement (qui voudrait d'ailleurs la contester quand il est question de la physiologie générale de la voix et du langage?), sait fort bien mettre en lumière les services que les méthodes d'observation par l'ouïe, la vue et le toucher ont rendus et peuvent rendre encore dans

cette branche; on est heureux de trouver ce sens de la tradition scientifique chez un maître des nouvelles méthodes. Tous les chapitres consacrés aux méthodes abondent en observations pénétrantes, fruit d'une longue pratique.

Je terminerai en indiquant quelques desiderata pour une édition que je voudrais voir bientôt sortir de la presse. — Quoique le titre de l'ouvrage (et peut-être le plan de la collection) semble exclure des considérations d'acoustique, je crois que le livre gagnerait, pour des philologues, s'il contenait une petite section exposant les notions acoustiques nécessaires. Il offrirait alors à cette classe de lecteurs le compendium complet des connaissances acoustiques et physiologiques qui leur sont nécessaires. — Parmi les méthodes d'observation du larynx, on regrette de ne pas voir brièvement exposée la laryngoscopie. — P. 39 l'auteur rappelle avec Nagel que le mécanisme de la voix de fausset reste encore inexpliqué. Comme la glotte ne se ferme pas entièrement, et que le larynx, dans ces conditions, ne peut fonctionner comme embouchure membraneuse (Zungenpfeife), il reste à trouver une explication. Mais n'y a-t-il pas lieu de songer, avec M. Guillemin, à l'application des idées de Lootens, et d'essayer au moins d'expliquer le fonctionnement du larynx comme celui d'une embouchure de flûte (Lippenpfeife), et spécialement d'un appeau? — Puisque je cite ici le nom trop oublié de Lootens, j'ajoute que l'étude des «cyclones de Lootens» formés dans l'appareil buccal, déjà commencée par Zwaardemaker, mériterait au moins une mention dans ce petit livre.

J. Poirot.

Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch. Erste Lieferung: A—Batterie. Strassburg. Verlag von Karl J. Trübner 1910. Preis: RM 1: 50.

Wenn wir es hier mit einem Fremdwörterbuch von der Art des bekannten Werkes von Heyse zu tun hätten, so wäre darüber nicht viel zu sagen, denn solche auf rein praktische Zwecke abgesehene deutsche Fremdwörterbücher haben wir ja schon mehrere. Es handelt sich aber diesmal um ein wissenschaftliches Wörterbuch, wo die Worte geschichtlich behandelt sind, und ein solches hat uns bis jetzt gefehlt. Das Erscheinen des neuen Wörterbuchs ist um so erfreulicher als die Fremdworte, die von dem Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm prinzipiell ausgeschlossen wurden, überhaupt wenig untersucht worden sind.

Das vorliegende Werk ist aus dem Boden der modernen Wortforschung emporgewachsen. Der Verfasser hat gerade in der näch-

sten Nähe des Centralherdes für dieses Forschungsgebiet seine Schulung erhalten und sein Name ist in den Spalten der Zeitschrift für deutsche Wortforschung uns schon öfters begegnet. Die Art, wie er das umfangreiche Material für sein Fremdwörterbuch bearbeitet hat, zeigt auch deutlich die Vorzüge der neuen Methode, welche das Wort von dem ersten Auftreten durch die verschiedenen Entwicklungsphasen verfolgt und sich bemüht den Verbreitungs- und Geltungsbereich desselben möglichst sicher zu bestimmen.

Die einzelnen Artikel des Wörterbuchs sind so abgefasst, dass nach dem Stichwort und dessen Umschreibung das Verhältnis zu dem zugrunde liegenden Etymon erörtert, die Zeit der Entlehnung und der Einbürgerung festgestellt und die weitere Geschichte kurz skizziert wird; darauf folgen mit kleinerem Druck die Belegstellen, die uns den Entwicklungsgang im Einzelnen verfolgen lassen. Diese Belege sind aus den Sammlungen des Verfassers sehr geschickt gewählt, so dass sie das Wesentliche in der Entwicklungsgeschichte der Worte hervorheben. Zu diesem Zwecke genügen dem Verfasser, der überall die grösste Knappheit und Kürze anstrebt und wirklich auch eine bewundernswerte Exaktheit des Ausdrucks und Konzentration der Darstellung aufweist, oft nur ganz wenige Belege. Die mitgeteilten Quellenangaben zeugen nicht allein von grosser Belesenheit und eifrigem Sammeln sondern auch von der Kunst des Verfassers den Worten am richtigen Ort nachzuspüren.

Es leuchtet ohne weiteres ein, dass der Plan des Werkes und die eingehende Bearbeitung des Materials eine Beschränkung des vorhandenen Wortvorrats nötig machten. Die rein technischen Worte wurden daher grundsätzlich ausgeschlossen und ebenso alle völlig veralteten Ausdrücke; aufgenommen wurde überhaupt das was dem Gebildeten unserer Zeit wirklich geläufig ist. Im allgemeinen wird man die Wahl des Verfassers bei der Aufnahme von Worten billigen können und je weiter das Werk fortschreitet, desto deutlicher treten wohl die Prinzipien zum Vorschein, von denen der Verfasser sich hierbei hat leiten lassen. Vorläufig sieht man es nicht immer so klar ein, warum ein Wort aufgenommen, ein anderes ausgelassen worden ist. Ich denke z. B. an das kulturgeschichtlich interessante Wort *Alchimie,* welches fehlt, währe d *Astrologie* berücksichtigt wird. Auch frage ich n ich, ob Ausdrücke wie *Ägyptische Finsternis* in den Rahmen dieses Wörterbuchs hineingehören sollten.

Der Verfasser hat selbst ausdrücklich erklärt, dass er es nicht erstrebt hat, den jeweils frühes en Beleg auf der ganzen Linie beizubringen; er hält es für wichtiger, durch eine Reihe von Zeugnissen die Einbürgerung eines Wortes als sicher zu erweisen, als

einen vereinzelten Beleg hinzustellen, der bei genauerem Zusehen oft nur ein gelegentliches Einmischen eines fremden Ausdrucks, nicht immer seine wirkliche Entlehnung verbürgt. Auch hierin wird man sicher dem Verfasser Recht geben müssen. In einigen Fällen hätte ich jedoch gerne gesehen, dass der erste Beleg mitgeteilt worden wäre. Schulz sagt, dass *Argument* schon in der Reformationszeit üblich war; ein Hinweis auf das Auftreten des Wortes im Renner (um 1300) wäre meines Erachtens von Belang gewesen, weil es hier kaum zufällig vorkommt, sondern charakteristisch ist für eine neue Kulturrichtung. In bezug auf *appellieren* bemerkt Schulz, dass es in der Gerichtssprache im Sinne von 'um Hilfe ansprechen' seit dem 15. Jahrh. geläufig ist; interessant ist, dass der Ausdruck in diesem Sinne schon bei Heinzelin von Konstanz (also um 1300) auftritt: »hinnân ich appelliere und ziuhez für die minne». Aber der Verfasser, der ja nur gelegentlich bis ins Mittelhochdeutsche hinaufsteigt, hat vielleicht seine Ausführungen hier nicht weit ausdehnen wollen aus Rücksicht auf den Umfang des Buches und auch mit Hinblick auf seinen Leserkreis.

Dr. Schulz' Fremdwörterbuch bietet nämlich nicht nur dem Fachmann reichlichen Genuss durch den neuen Stoff und die vorzügliche Darstellung desselben, es wird auch sicher in weiteren Kreisen viele interessierte Leser finden. Ich hoffe, dass alle Lehrer der deutschen Sprache bei uns mit dem lehrreichen Werke Bekanntschaft machen werden.

Hugo Suolahti.

Otmar Schissel von Fleschenberg, Das Adjektiv als Epitheton im Liebesliede des zwölften Jahrhunderts (= Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, 11. Heft). Leipzig. Eduard Avenarius. 1908. XIII + 144 S. Preis RM. 3: 50.

Schissel von Fleschenberg hat den Gegenstand seiner Untersuchung scharf begrenzt und sich redlich bemüht, innerhalb der gesteckten Grenzen bleibend, das Thema möglichst vielseitig und erschöpfend zu behandeln. Im ersten Kapitel (S. 1—69) werden die Epitheta von allgemein charakteristischem Werte analysiert, das zweite Kapitel (S. 70—91) behandelt die in epithetischen Verbindungen vorkommenden inhaltlichen Elemente, d. h. die Substantivbegriffe, sowie die selten erscheinenden Epitheta, im dritten Kapitel (S. 92—136) wird der Anteil der einzelnen Dichter an dem Epithetamaterial klargestellt.

Obgleich man gerne gewünscht hätte, dass der Verfasser auch von aussen her seinen Gegenstand betrachtet und das historische

Moment etwas mehr betont hätte, so wird man doch zugeben müssen, dass die enge Begrenzung den Wert der sorgsamen Untersuchung nicht wesentlich beeinträchtigt.

Aus den Ausführungen Schissels ergeben sich folgende Resultate: 1) »Das Epitheton neigte im höfischen Liebesliede des 12. Jhs. zur Formelbildung. Eine Reihe von Substantiven verschmolz mit ihm zu einheitlicher Bedeutung, die im Laufe häufiger Verwendung verblassen, das Beiwort also zum Epitheton ornans erstarren konnte». 2) »Die wenigen Substantiva dieser Formeln wip—vrouwe, man, muot, wan, swære, not, munt, vogellin zeigen, dass die typisierende höfische Charakteristik durch Beiwörter auf eng umgrenzte sachliche Gruppen eingeschränkt war, deren eizelne Bestandteile feste Typen bildeten: es handelte sich um »den» man, »das» wip, seltener in standesmässiger Färbung um »die» vrouwe. Durch Beifügung von Epithetis brauchten sie dann nur noch für die vorliegende Situation bestimmt zu werden.» 3) »Über die einzelnen Dichter ist zusammenfassend nur zu sagen, dass sie sich alle in die »objektive» Darstellungsweise typisch-höfischer Kunstübung gefunden haben und dass es keinem glückte, auch von keinem gewollt war, davon abzugehen. Nur die Art, wie sie ihre Persönlichkeit in die bestehende Form fügten, verleiht ihrer Dichtung originelle Einzelzüge. Damit ist das allgemeine Gesetz gegeben, das der höfischen Minnelyrik und ihrem Stile zugrunde liegt: die Form war das primäre, aber auch die innere Form, also der Stil und das kompositionelle Schema der Gedichte, in das sich die einzelnen stilistischen Formeln streng proportional einpassten. Die Frage nach dem Erlebniswerte des Inhaltes löst sich dadurch von selbst in nichts auf: er musste Null sein in einem Cento von Formeln, der nach einem festen äusseren Schema aufgebaut war!»

Der Verfasser scheint jedoch beim Ziehen dieser Schlüsse im dritten Punkte zu weit gegangen zu sein, denn so allgemein wie das Resultat hier formuliert worden ist, ergiebt es sich nicht aus der innerhalb enger Grenzen sich bewegenden Untersuchung. Sonst aber steht die Formulierung der Resultate durchaus im Einklang mit den Ausführungen des Verfassers, die einen wertvollen Beitrag zur mittelhochdeutschen Stilistik bilden. *Hugo Suolahti.*

Heinrich Rabe, Die Inversion des Subjekts im Französischen des XIX. Jahrhunderts. Inaugural-Dissertation. Tübingen, J. J. Heckenhauer, 1910. X+107 S. 8:o.

Diese Arbeit ist eine auf eine reiche Fülle von Beispielen gestützte, sehr lobenswerte syntaktische Einzeluntersuchung. Der

Verf. weist überzeugend nach, wie sehr stilistische Gründe bei den verschiedenen Inversionsmöglichkeiten mitwirken können. Die ältere Sprache wird auch einigermassen berücksichtigt. Da der Verf. S. 86 bei der Behandlung der »Voranstellung des Partizips» *étant donné, y compris* und *passé* bespricht, fragt man sich, warum er nicht auch anderer präpositionell angewandter Partizipien *(ci-joint, ci-inclus, approuvé, excepté, non compris, supposé, entendu, ouï, attendu, vu, eu (égard), hormis, rez (couper rez terre),* u. s. w.) Erwähnung tut. Dass in einem Satze wie *N'importe le prix!* (S. 16) *n'importe* unpersönlich und *le prix* als Ackusativ der Beziehung zu fassen sein könnte, kommt mir unmöglich vor. *A. W.*

Max Förster, English Authors. On the basis of a selection by Ludwig Herrig. Braunschweig (George Westermann) 1911; VIII+335 S. gross 8:o (zum grössten Teil zweispaltig). Preis geb. RM. 3: 50.

Das vorliegende Buch ist eine verkürzte Bearbeitung der bekannten »British Classical Authors» von Herrig-Förster (vgl. darüber meine Rezension in Neuphilol. Mitt. 1905, S. 31 f). Die Zahl der aufgenommenen Schriftsteller ist beträchtlich reduziert, vor allem für die älteren Perioden (16—18 Jahrh.); zwei Drittel des Buches sind Dichtern und Prosaschriftstellern des 19. Jahrhunderts gewidmet. Die Neubearbeitung beschränkt sich indessen keineswegs auf Ausschliessung und Kürzung; vielmehr kommen zahlreiche Stücke vor, die in das grössere Buch nicht aufgenommen waren, und einige Schriftsteller sind hier vertreten, von denen das ältere Werk keine Proben mitteilte, weshalb das neue Buch auch als Ergänzung der »Classical Authors» gebraucht werden kann. Die Auswahl ist überhaupt vorzüglich und für die verschiedenen Seiten der englischen Litteratur — auch der gelehrten — repräsentativ. Die biographischen Notizen über die verschiedenen Schriftsteller sind kürzer als in dem älteren Werke und auch sonst z. T. umgearbeitet. Ein Glossar erklärt alle seltenen und schwierigen Wörter, die in den Textproben vorkommen. Die Karten des grösseren Werkes kommen auch in den »English Authors» vor; ausserdem finden sich hier 24 Porträts englischer und amerikanischer Schriftsteller. Das Buch trägt durchgehends denselben Charakter der Gründlichkeit und Sorgfalt, der dem grösseren Werke eigen ist. Die grössere Ausgabe wird neben den English Authors auch weiterhin fortbestehen. *U. Lindelöf.*

Solmu Nyström, Deutsches Lehrbuch für den Anfangsunterricht. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Borgå. Werner Söderström osakeyhtiö. VIII+263 S. Preis FM. 3: 25.

Als ich in dem Jahrgang 1907 der Neuphilologischen Mitteilungen (S. 107 ff.) das neue Elementarbuch von Nyström anzeigte, sprach ich als meine lebhafte Überzeugung aus, dass es noch viele Auflagen erleben werde. Nun liegt — nach einem Zwischenraum von drei Jahren — die zweite Auflage in stark veränderter Fassung vor.

Indem ich die Leser dieser Zeitschrift auf die neue Auflage aufmerksam mache, verzichte ich aus naheliegenden Gründen auf eine ausführliche Charakteristik derselben. Die Vorzüge und Schwächen eines Lehrbuches treten ja in ihren Einzelheiten erst beim Gebrauch desselben deutlich hervor und ich kann daher beim Mangel praktischer Erfahrung hier nur von dem Eindruck Bericht erstatten, den das Buch auf den Leser macht. Hoffentlich werden demnächst die Lehrer, welche deutschen Elementarunterricht erteilen, sowohl öffentlich wie privatim dem Publikum und dem Verfasser über ihre Erfahrungen genaue Auskunft geben. Gerade solchen Winken und Ratschlägen erfahrener Schulmänner verdankt Nyström — wie wir aus dem Vorwort ersehen — auch einen Teil der Verbesserungen, welche die vorliegende Auflage aufweist; der grösste Teil derselben beruht offenbar auf Erwägungen, die sich aus der eigenen Praxis des Verfassers ergeben haben.

Die zweite Auflage unterscheidet sich schon äusserlich von ihrem Vorgänger durch das grössere Format und den grösseren Umfang. Dies ist nicht nur dadurch bedingt worden, dass die früher im Zusammenhang mit den Wörterverzeichnissen mitgeteilten Winke über die Behandlung der Lesestücke weiter ausgearbeitet worden sind, so dass sie unter einer besonderen Rubrik (»Mündliche und schriftliche Aufgaben») vereinigt einen weiten Raum einnehmen, sondern auch dadurch, dass zu den früheren vier Abschnitten des Textes noch ein fünfter und ein sechster hinzugekommen sind. Die Lesestücke dieser letzten Textabschnitte hat der Verfasser teils aus früheren Abschnitten der alten Auflage, teils aus seinem im Jahre 1908 erschienenen Deutschen Lesebuche herübergenommen, ein geringerer Teil derselben sind für uns ganz neu. Auch in den übrigen Abschnitten sind alte Lesestücke vielfach durch neue ersetzt worden und andere haben ihren Platz gewechselt, so dass das Buch ein ganz anderes Aussehen bekommen hat als früher. Neu ist auch das vor dem eigentlichen Texte stehende kleine Kapitel »Reime und Verschen».

Man sieht also gleich auf den ersten Blick, dass der Ver-

fasser nicht auf seinen Lorbeeren ruhen geblieben ist, sondern an seinem Buche eifrig weitergearbeitet hat. Eine nähere Bekanntschaft mit demselben zeigt, dass die Vorzüge der alten Auflage durch die starke Umarbeitung sich keineswegs verwischt haben, sondern im Gegenteil deutlicher hervortreten. Überhaupt sind die charakteristischen Eigenschaften des Buches trotz der Veränderungen im wesentlichen dieselben geblieben; sie hängen eben mit dem ganzen Naturell des Verfassers besonders eng zusammen. So ist denn auch der Humor, der erfrischend durch die Lesestücke der alten Auflage durchzog, im Laufe der drei Jahre nicht versiegt, und auch diesmal frage ich mich, ob nicht das anekdotenhafte Element im Texte — zugegeben, dass es sich für den Anfangsunterricht besonders gut eignet — doch etwas zu stark überwiegt. Auch finde ich, dass die zahlreichen kaiserlich-königlichen Anekdoten in unserer demokratischen Zeit sich etwas altmodisch ausnehmen. Im allgemeinen wird man aber die am Texte vorgenommenen Änderungen getrost mit dem Verfasser als »Verbesserungen» bezeichnen können und dies nicht allein mit Rücksicht auf den für die Elementarschüler geeigneten Anschauungskreis und die klare, einfache Sprache, sondern auch mit Rücksicht auf die im Texte zu Tage tretende Methode des Unterrichts.

In der alten Auflage hatte dér vorwärts stürmende Verfasser seinem lebhaften Temperament entsprechend doch zu viel grammatischer Schwierigkeiten in die ersten Lesestücke verlegt und noch dazu eben diese Lesestücke blos in ihren Umrissen entworfen, so dass dem Lehrer die Arbeit sehr schwer gemacht wurde. Die neue Auflage führt die grammatischen Formen in ruhigerem Tempo vor und die Lesestücke, die etwas ausführlicher geworden sind, werden durch die oben bereits erwähnten ganz vorzüglichen »mündlichen und schriftlichen Aufgaben» kommentiert. Für meinen persönlichen Geschmack könnte das Tempo allerdings noch ein wenig langsamer sein. Auf den ersten 4 Seiten wird vielleicht etwas zu viel grammatischen Materials geboten; die Schüler werden hier nicht allein mit den Nominativformen der beiden Artikel und den Präsensformen (Indik. und Imper.) der starken und schwachen Verba bekannt gemacht, sondern auch mit der Präsensflexion des Hilfsverbums *sein* u. a. Nach diesen 8 Stücken folgt allerdings eine Ruhestelle (Nr 9), wo Schüler und Lehrer wieder aufatmen können. Inbezug auf die Reihenfolge des vorgeführten Formenstoffes vermag ich nunmehr bis auf einige Einzelheiten dem Verfasser beizustimmen und möchte sein Geschick in der Behandlung dieses Stoffes ebenso wie des Wortmaterials, mit welchem operiert wird, ausdrücklich betonen.

In dem kleinen Abriss der Grammatik lassen die Formulie-

rungen einiger Regeln an Exaktheit zu wünschen übrig (so die Definition des Umlauts und die Regeln, welche den Umlaut der Neutra betreffen, ferner die Regeln über die Bildung der Ordnungszahlen und des Superlativs, sowie die Erklärung zusammengesetzter Verba). — Das Wörterverzeichnis ist nicht ganz frei von Druckfehlern. Ein schlimmes Versehen findet sich S. 170: Die Feminina haben *im Plural* keine Biegungsendung».

Nyströms Lehrbuch bedarf keiner besonderen Empfehlung mehr. Es hat sich in dem Unterricht rasch eingebürgert und dass es dort einen gesicherten Platz behaupten wird, dafür bürgt nicht nur der Erfolg der ersten Auflage sondern auch der Fortschritt, den das Buch in seiner neuen Gestalt bezeichnet.

Hugo Suolahti.

Hanna Andersin, An English Primer. IX+140+83 Seiten 8:o. Helsingfors (Otava) 1910; in zwei Ausgaben erschienen, eine mit schwedischer, die andere mit finnischer Wiedergabe der Vokabeln.

Das vorliegende, für den Schulunterricht ausgearbeitete Elementarbuch enthält eine beträchtliche Anzahl englischer Lesestücke in Prosa und Vers, mit ganz einfachen Stücken beginnend und allmählich zu etwas schwierigeren fortschreitend. Die Auswahl ist mit Umsicht und Geschick gemacht und bietet vor allem eine genügende Menge »nützlicher» Stücke, welche in systematischer Weise gewisse begrifflich zusammengehörende Gruppen von Wörtern und Ausdrücken vorführen, sowie einige Lesestücke, die verschiedene Seiten des englischen Lebens beleuchten. Ein sorgfältiges Studium dieser Stücke wird dem Schüler einen im praktischen Leben sehr zu statten kommenden Vorrat von Wörtern und idiomatischen Ausdrücken beibringen. Es fehlt aber im Buche auch nicht an kleinen, zum Teil recht amüsanten, Anekdoten, sowie an kurzen Erzählungen, Sprichwörtern, u. dgl., und die poetischen Stücke geben dem Leser Proben von verschiedenen Arten englischer Dichtung. Die Zusammenstellung des Lesebuchs muss überhaupt als sehr gelungen bezeichnet werden. Eine Anzahl gut ausgefallener Bilder tragen dazu bei, dem Lehrbuch einen anziehenden Charakter zu verleihen, und auch die Musik kommt zu ihrem Recht, indem am Ende des Buches einige populäre Lieder mitgeteilt werden. Die Korrektur ist durchgehends sehr sorgfältig.

Dem Lesebuch schliesst sich als zweiter Teil ein vollständiges Wörterverzeichnis an. Dieser lexikalische Teil giebt zu den Stücken 1—25 eine vollständige phonetische Transskription und eine

Übersetzung; zu den Stücken 26—65 werden besondere Wörterverzeichnisse gegeben; schliesslich folgt ein alphabetisches Glossar zu den Stücken 66—125. Das Wörterverzeichnis ist durchgängig mit phonetischer Transskription versehen (System der Association Phonétique Internationale). Der Rez. hat seinesteils nie die so gewöhnliche Transskription der englischen Vokale in *name, go* durch *neim, gou* recht billigen können, sondern hält die (im New English Dictionary, sowie in Grieb—Schröers Wörterbuch und in Herrig—Försters British Classical Authors befolgte) Bezeichnung *nēᵉm, gōᵘ* für korrekter; doch werden andere wohl in dieser Frage anderer Ansicht sein.

Zum Schluss ein paar Bemerkungen zum Wörterbuch. Bei aller Sorgfalt sind anscheinend doch einige in den Lesestücken vorkommende Wörter nicht im Glossar verzeichnet worden, so z. B. *restaurant* (Seite 26), *beaver* (*hat* S. 60 letzte Zeile), *trout* (S. 83), *lime* (S. 100, Z. 3), *bonnet* (S. 101, Z. 12), *dome* S. 111, Z. 4 v. u.). — Einigemal genügen die im Glossar gegebenen Bedeutungen nicht um den in gewissen Lesestücken vorkommenden Gebrauch eines Wortes klar zu machen; so z. B. bei *body* (vgl. S. 46, Z. 5); *bursar* (S. 54, Z. 4 v. u., hier entschieden nicht »stipendiat», sondern »skattmästare» oder »ekonom»); *favour* (S. 80, Z. 1), *wash* (S. 94, Z. 2 v. u.); für *dispense* = undvara (S. 37, Z. 3 v. u.) sollte *dispense with* stehen; bei *stuck* wird auf Inf. *stick* hingewiesen, der indessen gar nicht im Glossar vorkommt. Irreführend ist durch zu grosse Kürze eine Angabe wie *bound*, gunga; inf. *bind*. Inkonsequent ist die Transskription *jostle* = dʒɔsəl, neben *castle* = ka:sl.

Das Lehrbuch Frl. Andersins wird dem englischen Unterricht in unseren Schulen gewiss vorzügliche Dienste leisten können. Im Vorwort wird das baldige Erscheinen einer sich an dasselbe anschliessenden Elementargrammatik in Aussicht gestellt.

U. Lindelöf.

Entgegnung.

Zur Aussprache des Katalanischen.

Über diesen Gegenstand hat Herr Oiva Joh. Tallgren in dieser Zeitschrift (1909, S. 219—25) bei Gelegenheit der dankenswert eingehenden und von speziellem Interesse zeugenden Besprechung meines *Manual de fonètica catalana* eine Reihe von Bemerkungen gebracht. Wenn ich mich zu ihnen hier äussere, so geschieht dies nicht nur, weil Manches darin in sachlicher Bezie-

hung eine Richtigstellung erheischt, sondern auch besonders, weil es sich hier um einige methodische Fragen handelt, zu denen Herr Tallgren in ein gewisses Verhältnis tritt.

Er sagt S. 219, dass mein (1908 erschienenes) *Manual* das erste dieser Art sei und dass der erste, der katalanische Texte in phonetischer Umschrift publiziert habe, Herr J. Mª Arteaga Pereira (*Maître phonétique* 1904) gewesen sei. Das kann so verstanden werden, als wenn nach der nur sehr kurzen Sprachprobe des Herrn Arteaga nichts Katalanisches mehr phonetisch gedruckt worden wäre. Ich verweise auf ca. 20 Seiten phonetischer Texte aus Mallorca, die ich 1905 herausgab (*Mundartliches aus Mallorca,* S. 7 ff.)

S. 220 sagt Herr Tallgren, dass ich in meinem *Manual* 64 katalanische Laute unterscheide und dass ich in meiner Arbeit über die *katalanischen Pyrenäendialekte* deren 72 zähle. Das Letztere ist unrichtig. Es sind nicht etwa noch 8 hinzuentdeckt oder im *Manual* s. Zt. von mir vergessen worden, sondern unter den 72 phonetischen Zeichen, die Herr Tallgren in der neueren Arbeit vorgefunden hat, bedeutet eine ganze Anzahl Laute, die auf dem gesamten katalanischen Sprachgebiet unbekannt sind. Sie sind für languedocische und französische Beispiele vorgesehen, die ich in phonetischer Umschrift zitiere. »*Parmi les sons pris en considération dans ce travail, mais non pas dans le Manual, il faut noter surtout les voyelles antérieures arrondies [œ] [ü] et des sons apparentés*». Wer das liest, glaubt, in den katalanischen Pyrenäen existierten gerundete Vorderzungenvokale, die in meinem *Manual* fehlten. Das ist völlig unrichtig. »*Une espèce d' [œ] avait été déjà signalé, pour Majorque, par Saroïhandy, dans le Grundriss, I*[2], *S. 849*». Es ist, wie ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehoben habe, ein grober phonetischer Fehler, von einem mallorkinischen [œ] zu sprechen. Er ist zuerst von Brekke, *Romania* 1888, 91 ff. oder vielmehr dessen Gewährsmännern aufgebracht, und von Saroïhandy nur nachgesprochen worden. vgl. meinen Bericht über die katalanische Philologie (1905), S 9.

S. 221 wird gefragt, ob die phonetische Schreibung der im Text als Beispiele zitierten Einzelworte die Aussprache desselben Individuums repräsentiere wie diejenige der zusammenhängenden phonetischen Texte am Schluss. Es wäre dasselbe den Verfasser eines Handbuches der französischen Aussprache, der *le jour* mit [lə ǯur], *la femme* mit [lą fąm] transskribiert, zu fragen, von welchem Individuum er hier die Aussprache wiedergiebt. Ich habe die Beispiele für die einzelnen Laute natürlich so gewählt, dass, falls individuelle oder (innerhalb der Gegend von Barcelona) regionale Schwankungen in der Aussprache vorkommen, dieselben zu mini-

mal und akustisch zu irrelevant sind, als dass sie in diesem Handbuch berücksichtigt zu werden brauchten. Es ist zweierlei, ob ich ein Individuum *le jour* oder *la rahó* aussprechen lasse oder ob ich einen zusammenhängenden Text transskribiere, dessen Worte mir gegeben sind und bei dem die verschiedenartigsten Faktoren erhebliche Schwankungen nicht nur von Gegend zu Gegend, von Sujet zu Sujet, sondern auch in der Sprache des gleichen Individuums bedingen. Die Transskription meiner Beispiele stellt die Aussprache von Hunderttausenden dar, diejenige der Texte e i n e s Individuums.

S. 221 rügt es Herr Tallgren, 1) dass ich S. 9 [b] von franz. *boire* gleichsetze mit [b] von kastilisch *buenas, brazo;* 2) dass ich einem katalanischen Leser zumute zu merken, was gemeint ist, wenn ich, um ihm den Unterschied zwischen [b] und [b̥] klar zu machen, für [b] als Beispiel — ausser dem franz. *boire,* it. *bello* — das katal. *bona nit, blanch* und das kastil. *buenas, brazo,* für [b̥] katal. *faba,* kast. *haba* nenne. Ad 1) kann ich nur sagen, dass nach meinen Beobachtungen an Kastiliern sowohl e i n z e l n artikulierte Worte (nur solche gebe ich als Beispiel) als solche, die auf eine Pause folgen, das w e s e n t l i c h e Element, auf das es hier ankommt, nämlich *α* 0 (Jespersen), durchaus mit franz. *boire,* it. *bello* gemein haben, und ich glaube nicht, dass ich hier abnorme Aussprachen beobachtet habe oder falsch beobachtete. Ob *α* 0 vorliegt oder nicht, ist so ziemlich das Simpelste, was es in der Phonetik zu beobachten giebt. Ad 2) gebe ich zu, dass es n o c h deutlicher wäre zu sagen: »Kastil. *buenas, brazo* nach einer Pause»; aber ich gebe ja hier nur eine »*breu esplicació provisional*», und dem Leser wird, was Herr Tallgren übersehen zu haben scheint, S. 37—40 in nicht misszuverstehender Weise klar gemacht, wie sich [b] und [b̥] unterscheiden.

S. 221: »*il doit y avoir une faute d'impression fâcheuse dans la transcription du cast.* el vino, *qui se prononce, non pas avec [b], mais avec un son tout différent qui est décidément le fricatif correspondant*». N e i n, es ist k e i n Druckfehler. Ich leugne keineswegs, dass die von Tallgren als einzig hingestellte Aussprache [el b̥ino] im Kastilischen existiert, also dass nach *l* ein *α* 2 in diesem Laut vorkommen kann, behaupte jedoch, dass auch [b] mit *α* 0 sich häufig beobachten lässt und zitiere und nenne an der betreffenden Stelle unzweideutig d i e s e Artikulationsweise. An der von Tallgren zitierten Stelle von Menéndez Pidal's *Manual* finde ich keine Angabe des Inhalts, dass nach *l* ein *α* 0 nicht vorkommt, dagegen die unrichtige Angabe »*En boca de c a t a l a n e s y valencianos, la* v *es l a b i o d e n t a l*» (vgl. mein *Manual,* S. 37—40).

ib. Ich halte es für sehr dankenswert und nützlich, dass linguis-

tischen und sonstigen Büchern etwaige Druckfehler von ihren Rezensenten nachgewiesen und korrigiert werden. Dagegen halte ich es für nicht wünschenswert, wenn sich die Sitte einbürgerte, dass vermutungsweise von »*fautes d'impression probables*», die nicht näher genannt werden und noch weniger als solche glaubhauft gemacht werden, gesprochen wird. Jedenfalls verwahre ich mich für meine Person dagegen, dass man mir solche fiktiven Druckfehler aufkreidet und dadurch meiner Arbeitsweise den Charakter der Lodderigkeit anhängt. Wenn Herr Tallgren

S. 223 bemerkt: *M. Schädel transcrit (p. 81, l. 54)* les roques *avec [s]. On s'attendrait du moins à [z]*, »*avant la consonne sonore*» ... *que faut-il penser de cette dualité de transcription* diumenge, fingit, angel ... *tous avec [ž], vis-à-vis de* mengés, *écrit avec* [ǧ], *et cela précisément, parmi les exemples de ce son? M. Arteaga prononce le [ž]*, »oder wenn er S. 224 oben sagt »*la transcription offre des inconséquences*» und diese Inkonsequenzen als Hörfehler, Schreibfehler, Druckfehler erklären will, oder ib. feststellt: »*les intéressants phénomènes d'assimilation régressive ou anticipante ... ne sont pas rendus avec beaucoup de régularité*», während »*M. Arteaga admet les assimilations de cette espèce avec toute régularité*», so stellt sich Herr Tallgren hiermit auf einen Standpunkt, der so entfernt ist von dem Standpunkt derer, die es mit der Aufnahme und Beobachtung lebender Idiome zu tun haben, dass es mir fast aussichtslos erscheint in dieser methodischen und prinzipiellen Frage — und um eine solche handelt es sich hier — mich mit dem Herrn Rezensenten auseinanderzusetzen. Herr Tallgren stellt sich, wie ich aus seinen vorstehenden Bemerkungen glaube entnehmen zu müssen, die Sprache — ich meine jetzt die lebendige, wirkliche, nicht die papierene Sprache — als etwas Einheitliches, Starres, Uniformes vor, und er setzt zum Mindesten voraus, dass ein und dasselbe Individuum ein und dasselbe Wort stets gleich aussprechen müsse. Wenn meine Transskription die von ihm vorausgesetzte Uniformität nicht zeigt, so schliesst er ohne Weiteres — dass sie falsch sei. — Jeder, der viel nach der lebenden Sprache phonetische Niederschriften angefertigt hat, weiss, was von solch regularisierten, uniformen, »konsequenten» Transskriptionen zu halten ist. Ihr klassisches Ebenmaass rührt daher, dass der Verfasser aus Angst, dass ihm die papierene Kritik Hörfehler, Schreibfehler, Druckfehler verwirft, hinterher am Schreibtisch seine Niederschrift »kritisch» bearbeitet, d. h. fälscht. Solches regularisierende Verwischen und Retouchieren der tatsächlichen Lautfolgen möge mir Herr Tallgren nicht zumuten. Gewiss, Herr Arteaga »*admet*» dieses oder »verwirft» jenes. Das nenne ich phonetischen Purismus. Wir aber haben festzustellen, was das Indi-

viduum, das wir beobachten, an Lautfolgen produziert und diese rücksichtslos mit den phonetischen Zeichen, die wir gewählt haben und unter peinlichster Beobachtung der lautlichen Unterscheidungen, die ihnen zu Grunde liegen, zu notieren. Und wenn wir dies tun, ergiebt sich eben, dass ein und dasselbe Individuum das eine Mal *les roques* mit [s] ausspricht, weil es aus irgend einem Grunde die beiden Worte nicht so eng verbindet als ein anderes Mal, wo es bei denselben Worten [z] artikuliert; oder dass es [beanstandet von Herrn Tallgren, S. 224] das eine Mal *viatje* mit [ǧǧ], das andere Mal *vilatje, paisatje* mit [č] ausspricht; zwölf Mal *esquerra* mit [ę], einmal mit [ę̌]. Herr Tallgren sagt, das sind Hörfehler. Ich sage ihm, dass ich mein phonetisches Handwerk aufgeben würde, wenn ich nicht im Stande wäre derartig primitive Dinge wie [ǧǧ] — [č]. [s] — [z], [ę] — [ę̌] auch in schnellster Rede zu erkennen. Vorläufig übe ich es aber noch aus und protestiere ich gegen die Unterstellung »*les textes de M. Schädel ne sont pas dignes de toute confiance*», und zwar hinsichtlich der »*distinction à faire entre les sons n:o 2 et 3, 9 et 12, 34 et 36 respectivement*». Soviel ich weiss, habe ich die Existenz gerade dieser Lautunterschiede (es handelt sich um [b] — [b̥], [d] — [d̥], [g] — [g̊]) im Katalanischen überhaupt zuerst nachgewiesen.

Im Einzelnen möchte ich Herrn Tallgren noch darauf aufmerksam machen, dass zwischen [-nǧə] und [-nžə] kein Abgrund klafft, vgl. Jespersen, *Lehrbuch* S. 62.

S. 221 unten bis S. 222 unten. Das Raisonnement Tallgrens über lange Konsonanten ist mir nicht verständlich. — *Il y a lieu d'objecter, d'abord, qu'à la différence des Italiens, les Catalans ne possèdent point dans leur langue ces continues prolongées [assss . . . a] auxquelles l'auteur veut se référer, pas plus qu'ils ne connaissent les explosives (ou pluôt: plosives) prolongées*». Wenn ich S. 26 sage:

»*Per comprendre exactament la diferencia entre'ls sons continuus i els esplosius, que's pronuncin aqueys boldrons de fonemes*

1. *[asa, afa, aša, ata, ala]*
2. *[apa, ata, aka]*.

A la serie 1) pot un, mentres li duri l'alé, allargar tot quant vulla la duració de la consonant: [assss . . . a, affff . . . a, ašššš . . . a, arrrr . . . a, allll . . . a] u. s. w.»,

so bedeutet das doch nicht, die Katalanen besässen in ihrer Sprache ein gedehntes *s, f, š*! Das scheint Herr Tallgren falsch aufgefasst zu haben. Seine Versicherung gedehnte Verschluss laute kämen nicht vor, ist sehr irrig. Gewiss, die doppelten Konsonanten des Lateinischen sind im Katalanischen kurz. Aber dass lateinische einfache Konsonanten unter gewissen Bedingungen heute

lang sind, ist aus meinem *Manual*, S. 37, zu ersehen. Siehe ib. S. 50 (ğğ). Auf Mallorca giebt es [ĦĦ] und [l'l'] u. s. w.

S. 223. Herr Tallgren fragt: *l' -s précédant l'r n'affecte-il donc point dans le catalan entendu par M. Schädel ce son curieux très distinct et du [z] et de l' [s] qui se produit sous ces conditions en castillan* (dos reales *etc.*)». — Das von mir gehörte Katalanisch ist dasjenige der gesamten Pyrenäen, der Sphäre von Barcelona, das von Valencia und das der Balearen. Da kommt das, was Herr Tallgren hier im Auge zu haben scheint, nicht vor. Übrigens sollte er nicht von »*ce son curieux*» reden, da es sich um je nach dem folgenden Konsonanten verschiedene Laute im Kastilischen handelt.

S. 223. »*Nous autres non Catalans, nous aimerions aussi à savoir un peu si le son n:o 48*» (d. h. [ạ]) »*est circonscrit aux seuls mots offrant, après l'a, un son palatal dû à la présence d'un yod. Des exemples figurant sous les n:os 48—50 et passim cette conclusion semble se dégager. La voyelle n:o 48 se trouve en* caixa *[kašə]* all *(allium), mais non pas en* cavall, vall, mirall *(mot d'emprunt?) ni non plus, ce qui est inattendu*(!)*en* palla *(palcam), S. 36*». Auch ich möchte es gerne wissen; wenn ich die Bedingungen nicht angab, unter denen [ạ] auftritt, so geschah dies nicht nur deshalb, sondern auch weil ich eine Anleitung zum Unterscheiden, Beobachten und Notieren von Lauten, nicht aber eine historische Lautlehre schrieb. Dass ich nicht weiss, wann [ạ] auftritt, liegt daran, dass von Dorf zu Dorf, von Individuum zu Individuum die ratio eine andere ist. Ich habe den Eindruck, dass sich der Herr Rezensent diese Dinge viel einfacher vorstellt als sie in Wirklichkeit, im Terrain selbst sind.

Halle a. S. *B. Schädel.*

Encore quelques remarques sur »B. Schädel, *Manual de fonètica catalana*», à propos de l'article précédent.

Ma connaissance personnelle du catalan parlé est, comme je l'ai déjà fait remarquer, malheureusement insuffisante. Comme, d'autre part, M. Schädel, qui est un professionnel, insiste d'une manière péremptoire sur la correction de ses transcriptions, je dois me sentir désarmé en ce qui concerne celles de mes attaques contre lesquelles M. Schädel proteste.

Tout en remerciant M. Schädel des corrections qu'il a apportées à certains détails de ma critique, je me permettrai toutefois de lui adresser un certain nombre de questions relatives à l'important petit livre qui nous occupe. D'abord, cependant, je voudrais m'arrêter à quelques petites remarques d'un caractère spécial.

»*S. 220*». — Je vois que je me suis trompé quant au nombre des sons catalans notés dans le nouveau travail de M. Schädel (*RDR*). Mon erreur dépend du fait que je n'ai point trouvé indiqué dans celui-ci que les sons n:os 11, 42—45, 69—71 soient étrangers à tout le domaine catalan. Pas même la deuxième partie de la n. figurant à la p. 86 ne pouvait suffire pour m'apprendre que le catalan pyrénéen ne possède point l' [œ]. C'est ainsi que j'ai été amené, par mon devoir de critique, à constater une différence qui devait me paraître importante.

»*S. 221 rügt es . . .*». — Oui, j'ai voulu dire que précisément là où il s'agit d'une *breu explicació provisional*, il faut que les exemples soient bien choisis. Je suis sûr que M. Schädel lui-même se rendra compte un jour de toute la différence qu'il y a entre le *b* de *buenas, brazo* (même si ces mots sont prononcés isolément) et celui des mots que je propose en passant, p. 221, au milieu. Or, c'est ce dernier *b* qui ressemble de près au *b* français ou italien.

»*S. 221:*». — Je ne savais pas que la prononciation [el bino] existe en Castille à côté de celle certainement beaucoup plus courante [el bˑino]; à nous deux, à tous les hispanisants, d'étudier encore ce point. Pour le moment, je voudrais toutefois protester contre la façon dont M. Schädel cite ce »[b]» castillan de *el vino*, comme si c'était là un fait normal. — A la marge du passage de Menéndez Pidal concernant le [v] des »catalanes y valencianos», j'avais copié il y a un an la notice importante du *Manual* de S., n:o 7, p. 43.

»*S. 221 unten bis S. 222 unten*». Pourquoi donc cet »en bas»? Je ne veux pas répéter ici ce que j'ai déjà dit. — De même, je dois persister à appeler peu heureuse la façon dont M. Schädel rend compte de l'articulation des »explosives» (»plosives») prolongées de l'italien. L'existence en catalan des »*gedehnten Verschlusslaute*», de cette espèce dont M. Schädel parle [pòbble, -ğğ-], ne contribue pas, selon mon opinion, à rendre »exactement» compréhensible à un Catalan la prétendue différence caractéristique des deux cas [asa, afa, aša, ara, ala] (consonnes prolongeables) et [apa, ata, aka] (consonnes non-prolongeables, selon M. Schädel!). — Il est vrai qu'il ne doit pas être facile, j'en conviens volontiers, de communiquer ces observations par des formules à la fois claires et épuisant le sujet, surtout dans un manuel élémentaire. —

Encore une fois les phénomènes d'assimilation régressive ou anticipante (Schädel: »*S. 223*» etc.). Je sais bien que c'est là une chose qu'il faut noter définitivement sur-le-champ, sans qu'il soit permis d'y entreprendre plus tard ce que je pourrai peut-être appeler normalisation dans un sens positif (cf. plus bas). — Je sais bien que non seulement les dialectologues, mais aussi les appareils phonautographiques donnent et doivent toujours donner des nota-

tions plus ou moins »inconséquentes» à ce sujet. J'ai essayé de montrer ma façon d'envisager le point en question, là où je disais (p. 225): »... encore paraît-il sûr que l'assimilation anticipante en question n'affecte souvent qu'une partie du phonème précédent, surtout dans un parler peu rapide, ce qui peut rendre difficile de procéder avec une conséquence absolue». Et il ne me choquerait pas de voir transcrire le français *raconte-moi ça* avec [t], vis-à-vis de *raconte-nous ça*, avec un [d] à la place du *t*. On peut entendre ces deux prononciations, en style familier, même sans qu'il y ait de différence de rapidité notable. Ce qui peut expliquer la différence de sonorisation, c'est ici, je pense, la distance plus ou moins grande qui sépare les points d'articulation, [m] pouvant ne pas assimiler le *t* pour une aussi grande partie que le fait le son plus »proche», le [n]. Que »*ein und dasselbe Individuum ein und dasselbe Wort stets gleich aussprechen müsse*», on voit que je ne l'ai pas cru, il y a un an; et, si M. Schädel le soupçonne, il est probablement amené à cela par ma façon un peu imprudente de me servir des expressions »conséquent», »régularité» etc. — Or, laissant dès maintenant de côté tout ce qui se rapporte à mes connaissances personnelles, je passerai à ce qui nous importe ici, c'est à dire, à formuler les quelques questions que j'ai à adresser à M. Schädel.

Mes questions se rapportent à certains points où un phonème est donné tel quel, quoique figurant dans un voisinage qui le modifie ailleurs. Faut-il supposer que le sujet a dû faire dans tous ces cas une pause plus ou moins sensible, qu'il »*aus irgend einem Grunde die beiden Worte nicht so eng verbindet als ein anderes Mal*»? Faut-il supposer une »pause» ou une absence de liaison réelle partout où M. Schädel ne note pas ce qu'on appelle soit assimilation régressive (ou progressive: l'*l* de *aixampla*, v. plus bas, 57), soit sonorisation intervocalique, soit substitution d'une plosive [b, d, g] par une fricative? Suis-je autorisé à entrecouper, conformément à ceci, le texte transcrit par M. Schädel? Je reproduirai ici certains passages de ce texte sous sa forme non-phonétique (la plus commode au point de vue typographique), en y admettant, outre la ponctuation ordinaire telle qu'elle est donnée dans le *Manual*, des traits verticaux, numérotés, destinés à marquer celles des pauses en question qui sont plus ou moins vraisemblables au point de vue du sens, et puis, des chiffres en gros caractères destinés à mettre en relief le reste de ces pauses, qui nous intéressent ici. Je me sers, en outre, de traits d'union doubles (en caractères gothiques) pour marquer quelques points intéressants où l'assimilation sandhique est notée. Voici ce que j'obtiens; et je demande: n'y a-t-il rien à corriger dans les cas marqués par les gros chiffres?

(Je préfère laisser de côté ici des quelques cas de [ĉ] intervocalique; je ne me préoccuperai pas non plus de la façon curieuse et multiforme dont est notée la conjonction *i*, de même que la voyelle de l'article *un*, *una*).

Les chiffres marginaux indiquent d'une façon approximative la ligne correspondante du texte de M. Schädel.

Vagant[1] per la montanya.
Pastors[2] i remades.

Quant un[3] se troba tot sol a la montanya, sénse altra companyia que la ẑdels faigs i [4]dels ẑ abets, sénse altra conversa que'l gai murmuri [5]dels xaragalls[6] esmunyint-se sota l'herba o l'infinidament7 carinyosa complanta ẑdel ẑvent a travers ẑ del ẑbosc, es quan un[8] se n'enamora ẑde ẑdebò. . . . I un hom deixa allargar les ẑ estones ẑ de contemp9lació, i, mai prou assadollat10 de ses ẑ belleses, el11 qui l'ha ẑvista ẑde ẑdia, la ẑvol12 sorpendre a la nit.

Es13 una matinada ẑd'Agost i fa unes ẑ dugues ẑ hores[14] que he passat per Noedes, l'hivernal ẑvilatge que ẑdóna nom als ẑ estanys tenebrosos[15] enclavats16 entre ls pics[17] vorers18 al Madres, l'al19terós cim[20] que separa l'país català ẑdel gabaig. Vaig pujant, pujant, enci21sats ẑ es ẑ ulls, vi22gorisat per[23] la puresa i la temperança [24]de l'aire, content del25 primer bocí 26d'excursió i aduc[27] de la soletat que m vol28ta, quan [29] sobtosament entro en el ẑbosc.

Oh quin[30] bosc mes temptador! El ẑ camí, poc fresat, gira31gonceja entre faigs[32] gegantins que allà al ẑ cap ẑ d'amont del 33brancam[34] son atapaits ẑ de fulla que tot tremolant[35] transparenta la ẑblavor [36]del37 cel. Vaig fent ẑ camí tot afalagant-me les ẑ orelles[38] les ẑ mil[39] remors ẑ de la Natura, am les quals[40] armonisa l ritmic41 brugit[42] de les ẑ meves trepitjades. A terra hi ha ẑbranques seques que les ẑ ventades fortes o el llamp han esqueixat. De tant en ẑ tant, el ẑverd obscur d'un ẑ pi ẑ destaca [43]del ẑverd alegroi ẑde la fageda; però ls pins sovintegen més com mes ẑ va, fins que sento les ẑ esquelles[44] del ẑ primer remat. Aviat ẑ veig les clapes ẑ d'herba i ẑvaques qui hi pasturan[45] tranquil·lament, mentres[46] algunes corren esbogerrades tot ẑ ventant desesperadament la cua. Ja hi sóc; ja trobo un ẑ vailet[47] rabadà que m'acompanya on48t es[49] el ẑ pastor.

L'estreta ẑvall[50] que porta 'l riverol[51] que ẑve ẑdels52 gorcs, es tota ella un ẑ tarter, però en el53 fons corre l'aigua sobre un ẑ suau llit54 de molsa. Després[55] la ẑvall[56] s'aixamp57la, i a l'esquerra s'aixeca un ẑ serrat llargu issim[58] tot cobert[59] de ẑbosc, d'herba i ẑde mates. De sobte comença a [60]veure ẑblavejar el gorc Estelat. La sorpresa produida per l'aparició ẑde tanta aigua en ẑ mig[61] del62s cims63 espadats s'apodera ẑdel meu esperit, perque es ẑ una impressió inesperada que ẑ grava fonda, fonda. No 'm ẑ canço ẑde mirar les ẑ llates[64] bellu65gadices que l'airet forma . . .; es ẑ un ẑ suau gronxolar . . . Un tronc d'abet colossal[66] que les ẑ neus[67] o el llamp han68 mort, que les ẑ ventades fortes[69] han70 fet tornar [71]blanc ẑ com el marbre . . . M'ajec a la ẑvora ẑde l'aigua i em delito llarga estona contemplant ara l'estany, ara'l72 cel, ara les73 roques[74] immenses, grises, enaspradas. Oh! Que [75]dolç ẑ es ẑ divagar aqui i en76 tal77 positura! Que hermós ẑ deu esser en una nit estelada [78]veure com s'hi emmirallen les ẑ estrelles. . . . dels pobres pastors[79] isolats ẑ del mon. L'estany[80] fa néixer sentiments[81] de ẑveneració i ẑde respecte. An el82 qui s'hi ha trobat am ẑ tempestats ẑ de torb o amb el ẑvent ẑ xiulant en ẑ fosca nit, li acut . . . Aquest es[83] lloc84 de ẑbruixes ẑ i ẑde ẑdiables. Un85 cop a l'any hi ẑve 'l rector ẑde Noedes[86] a ẑbeneir-lo pera allunyar-ne l'esperit87 del mal.

Ningú [88]|gosaria tirar-hi una pedra, per= por =de... nuvols prenyats=s de llam**89**ps|[90] i trons. ... i sense moure m d'aje**91**gut, maquinalment|[92] tiro una pedra i m'entretinc veient les= ondereles que fa, i els cercols com= s'engrandeixen, fins que [93]|desapareix a =dins**94** l'aigua.

Avant de continuer, je prie le lecteur de bien vouloir observer que le *-t* des cas comme 1, 7, 35, 92, de même, l'*-r* de 36, l'*-r-* de 2, le *-p-* de 89, ne se prononcent pas.

Si je me suis permis de maltraiter ainsi un texte admirable — le sympathique auteur puisse-t-il ne jamais voir cette publication! — je l'ai fait pour pouvoir préciser un peu ce que, d'une façon moins détaillée, j'ai osé dire dans ma critique et ce que j'ai à demander ici à M. Schädel. On voit que j'ai tâché d'éviter l'emploi des gros chiffres et de me servir au contraire autant que possible de simples traits verticaux. Ces derniers ne donnent lieu à aucune discussion; en effet, on conçoit à la rigueur que le sujet a pu s'arrêter tant soit peu dans les cas comme 3 = 8, 4, 5, 6, 15 etc.; et l'étude de ces cas peut constituer un bon moyen de se faire une idée de la façon dont le sujet a fait la lecture de son texte. En effet, certaines gens lisent à haute voix de cette manière saccadée. Du reste, il est naturel qu'après un temps fort phraséologique (1, 2, 30...), les phénomènes sandhiques ne se produisent pas avec autant de facilité qu'ailleurs. Or, si déjà quelques-uns de ces cas d'absence de liaison peuvent paraître inattendus (24, 36, 60...), à plus forte raison doit-il être permis de demander à M. Schädel s'il est sûr de ne pas avoir omis quelque petit signe diacritique, du moins, dans un certain nombre des cas marqués par les gros chiffres. Il convient de diriger à ce sujet l'attention sur 7, 11 = 82, 12, 13 (cas un peu différent de 49, 83), 16 et 63, 18, 26, ainsi que sur 10, 54, 87; de plus, encore une fois, sur 41, sur 84; 33; 37 et 72; 52...; avant tout, sur 25, 53, 70, 76-7, 85 et, à beaucoup plus forte raison encore, sur 9, 19, 28, 48, 57, 62, 85, où un tout petit cercle doit avoir été omis par erreur, sous les lettres intéressantes, comme cela est bien le cas de *br**u**nzir* (p. 37), de *c**o**mençar* (p. 54), de *capit**a*** (p. 85, deux fois), et aussi de *llarguiss**i**m* (p. 79), *santiss**i**m* (p. 83), etc. J'ose encore demander si mon expression »fautes d'impression probables» (citée par Schädel sous »p. 221 ib.») peut paraître inattendue en vue des cas comme 22, 31, 65, 91, dont je pourrai augmenter le nombre avec des transcriptions tirées du morceau en vers. Enfin, on désirerait en savoir plus long sur la transcription de 14 (-[z]), 23 (*-r* moitié sourd), 39 (*-l* moitié sourd). [1]

[1] Pour ne pas charger le texte de trop de signes, je laisse de côté certains autres points que j'avais à préciser. — D'autre part, je tiens à corriger ici une de mes propres erreurs. »Arteaga 1908», que je cite, entre autres, à la p. 225, vers le milieu, ne donne pas *esquerra* avec [è]. Le mot cité par lui est *esguerra*.

M. Schädel a lui-même démontré récemment (*BDR* II, p. 1—) qu'un phonéticien non-roman ne commet pas nécessairement beaucoup de fautes en observant des phonèmes ou des mots isolés prononcés par des Catalans. Mais ceci n'exclut point qu'il puisse y avoir des fautes de transcription dans le livre dont il s'agit. Pas non plus le fait que c'est M. Schädel lui-même qui a le premier constaté l'existence en catalan de certains *Lautunterschiede* (fin de l'alinéa, »*S. 223*«) ne garantit *a priori* que les transcriptions en question soient exécutées avec tout le soin nécessaire. M. Schädel dit: »*Herr Tallgren sagt, es sind Höifehler*«. Ce n'est pas précisément cela que j'ai dit, et je ne le dis pas pour tous les cas. —

Le système vocalique du catalan offre un point qui fait l'effet d'être encore plus difficile à étudier que les questions de la sonorisation partielle etc.; — je pense, entre autres choses, à l'incroyable multitude de variétés observables non seulement d'un individu à un autre, mais aussi chez un même individu; je pense, en général, à la difficulté de fixer γ et, aussi, β. Je me permettrai, avant de finir, quelques notes concernant la position que M. Schädel prend à l'égard de ce point difficile.

Dans ce que je me permettrai d'appeler transcription courante du *Manual*, les voyelles atones remontant à *a* ou *e* comme celles des mots *hòme, dòna, llevór, camí* sont toutes rendues par [ə]; on n'y constate nulle part cette différenciation de nos voyelles qui caractérise et les textes et l'exposé théorique de M. Arteaga (1908, p. 452: [ə] final, [ɐ] protonique[1]). Autre part, toutefois, M. Schädel semble très enclin à admettre cette différenciation. Je fais allusion à un passage de *RJb* VIII (publié en 1908), p. I 194. M. Schädel dit ici en rendant compte d'un travail catalan de caractère phonétique: »*In der Tat lässt sich in Barcelona beobachten, dass, wenn der Auslautvokal des Wortes, mag er nun auf* a *oder* e *zurückgehen, auch den reinen Indifferenzlaut darstellt, ein der Tonsilbe direkt vorangehendes* a *oder* e > ẹ (c. à d. [ə]) *mit etwas stärkerem* a-*Gehalt gesprochen wird: noch mehr ist dies der Fall, wo der Vorton zwei Silben vor dem Hauptton steht und unter seiner Wirkung die gänzliche Reduktion des* a *und* e *zu* ẹ *unterblieb, geradezu die Stufe* a *erhalten ist.*« C'est bien M. Schädel lui-même qui le constate? Or, la transcription du *Manual* (je fais abstraction des nos 57—60) rend toutes ces voyelles, comme je le disais, par cet [ə] qui »n'offre pas de traces de l'[a]« (v. no 60: »*no posseeix cap rastre del sò [a]. . .*«). D'autre part, encore, M. Schädel dira en 1909, en rendant brièvement compte de Arteaga 1908: »e, a *in* dematí *(Verf. [dəmətí])*

[1] M. Arteaga écrit toutefois [əĭ] et non pas [ɐĭ]; v. *l. c.* p. 454.

soll anders klingen als in vida *(Verf. [biðə]). Auch hiermit stimmen meine Beobachtungen in der ostpyrenäischen und barcelonischen Gegend nicht überein. Der in meinem Manual unter N:o 60 . . . beschriebene, vom Verf. unter [ð] verstandene Laut kommt im Barcelonischen ausser vor [l] . . . wohl kaum vor, jedenfalls nicht in* dematí *(= [dəmətí])* (*BDR* I, p. 23). Il me paraît fort difficile de mettre en accord ces affirmations contraires concernant »le barcelonais». On est tenté de se demander: Est-il sûr que, l'année suivante, M. Schädel ne va pas modifier encore une fois sa formule?

Mais ce qui précède semble donner lieu à une réflexion plus importante.

Des notes du barcelonais parlé que le dialectologue allemand avait prises jadis et auxquelles se rapporte la phrase précitée: »*In der Tat lässt sich in Barcelona beobachten . . .*», ont été, soit exclues du *Manual* soit modifiées, tandisque d'autres notations y ont été admises telles quelles. Or, s'il en est ainsi, j'estime que M. Schädel a bien fait de se corriger. — Ou bien, il se peut que la prononciation barcelonaise lui ait paru offrir parfois une voyelle flasque protonique, articulée avec des *A*, *β*, *γ* qui l'ont fait songer à l'[ə̯]. Comme toutefois cette manière d'articuler ne lui a point semblé être la courante, il a préféré écrire partout [ə]. Pour mon compte je ne vois rien de blâmable en ceci, car il n'était question là que de cette espèce de »*Schwankungen in der Aussprache*» qui sont »*zu minimal und akustisch zu irrelevant . . . als dass sie in diesem Handbuch berücksichtigt zu werden bräuchten*». Nous voilà en présence d'une espèce de »normalisation négative», qu'il est en tout cas intéressant de constater chez M. Schädel.

Or, l'on se demande: n'eût-il pas été utile d'aller un peu plus loin encore, dans cette même direction? Puisque l'on peut toujours constater un grand nombre de nuances correspondant à chacun des signes d'une notation alphabétique; puisqu'il est *a priori* impossible d'inventer un signe spécial pour chacune de ces nuances; et puisque, enfin, un sujet ne prononcera jamais une série de phonèmes deux fois de suite exactement de la même manière, à quoi bon fausser la prononciation par une transcription qui exagère l'importance de ces nuances accidentelles? Car c'est bien fausser un peu la prononciation que de transcrire, une fois -[ăĕə], et une autre fois, -[ăğğə]: dans la réalité, on doit cependant avoir, la plupart des fois, quelque chose d'intermédiaire. [1] Sans vouloir unifor-

[1] Je dirai en passant que, pendant les quelques jours que j'ai eu l'occasion d'observer directement le catalan parlé, la consonne de *-atje* m'a fait l'effet d'être le plus souvent un [ğ] qui s'assourdit, à peine commencé. Si cette articulation se rencontre chez beaucoup de Catalans, on pourrait peut-être se servir de la transcription »[ğ]», c. à. d. [ğ] sourd quant à la dernière partie

mer ou »normaliser« autant que le fait M. Arteaga (cf. mon expression »ce qui est curieux«, p. 225, en haut), j'ose déclarer croire à ce sujet que M. Schädel est allé un peu trop loin dans le sens contraire, à part le cas de la voyelle [ə] et — les fautes d'impression. En d'autres termes: ou ma critique était injuste et la transcription de M. Schädel est bonne même dans des cas comme [səgirən] (où l'on s'attendrait à [g]; p. 83, l. 13), ce qui signifierait que M. Schädel a reproduit des nuances accidentelles qui paraissent encore plus *minimal und akustisch irrelevant* que les différentes nuances représentées par le signe ə; ou les textes phonétiques en question offrent un trop grand nombre de fautes. J'ose ajouter que la deuxième de ces alternatives me paraît être de beaucoup la plus vraisemblable dans la plupart des cas en question: et, s'il m'était arrivé de porter un jugement injuste sur quelques-uns de ces cas, j'espère que M. Schädel voudra bien me le faire savoir.

Somme toute, l'état des textes phonétiques offerts dans le *Manual* est tel qu'il me semble très difficile de reprendre mon accusation.

Ceux que la phonétique catalane intéresse et qui ne peuvent pas se rendre en Catalogne, doivent en tout cas étudier, à côté du *Manual* de M. Schädel, l'autre travail important paru dans la même année, celui de M. Arteaga Pereira. Le désaccord que l'on observe entre les indications de ces deux auteurs, dans un grand nombre de cas, est d'autant plus digne d'être pris en considération que la transcription du catalaniste allemand, même là où elle est constante, offre certaines particularités qui sont en pleine contradiction avec ce que nous dit le phonéticien catalan. Bien entendu, ce *grammatici certant* n'implique pas pour chaque point que l'un ou l'autre ait nécessairement tort! — Une liste complète des points de controverse en question pourrait offrir de l'intérêt, étant donné surtout que l'article de M. Arteaga est difficilement accessible. Mais un travail de ce genre m'entraînerait trop loin.

Oiva Joh. Tallgren.

---

de sa duration. Ce serait encore, il est vrai, une indication très grossière, mais qui harmoniserait avec celle de l'assourdissement de *m*, *n* etc.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 1. Oktober 1910, bei welcher Sitzung der Vorstand und 6 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Der Vorsitzende *Prof. A. Wallensköld* eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache, welche die Anwesenden stehend anhörten:

»Meine Herren!

Indem ich die erste Sitzung dieses akademischen Jahres eröffne, habe ich die traurige Pflicht Ihnen den am 28. August d. J. erfolgten Tod unseres Ehrenmitglieds, Staatsrat *Carl Gustaf Estlander*, kundzugeben. Welche Bedeutung der Verstorbene für die Entwickelung des Kulturlebens Finnlands überhaupt gehabt, ist nicht hier der Ort hervorzuheben. Was uns direkt interessiert, ist seine Stellung zu den neuphilologischen Studien in Finnland. In dieser Hinsicht kann Estlander gewissermassen als der erste Vertreter der neuphilologischen Studien an unserer Universität betrachtet werden. Seit 1860 als Lehrer der Ästhetik und modernen Litteratur an der Helsingforser Hochschule wirkend, zuerst als Dozent, dann als Inhaber des für diese Disziplin errichteten festen Lehrstuhls, hat Estlander während seiner 38-jährigen Lehrertätigket und auch nach seinem im Jahre 1898 erfolgten Abschied als Emeritus mehrere wertvolle Beiträge zu der Litteraturgeschichte der germanischen und romanischen Völker im Mittelalter gegeben, und somit auch für diejenige Seite der modernen Philologie, welche die ältere litterarische Produktion der betr. Völker umfasst, gewirkt.

Schon die Doktorschrift Estlanders (1858) behandelte einen Gegenstand aus der Litteraturgeschichte des Mittelalters: »Richard Löwenherz in der Geschichte und in der Poesie» (in schwedischer Sprache), und auch sein Spezimen für die Dozentur, »Die Volkslieder von Robin Hood» (in schwedischer Sprache, 1859), kann als zum Gebiet der modernen Philologie gehörig angesehen werden. Als Dozent veröffentlichte er in den Acta Societatis scientiarum Fennicae eine schwedische Übersetzung des »Poema del Cid» nebst einer kritischen und historischen Einleitung (1863, schwedisch), sowie »Pièces inédites du roman de Tristan, précédées de recherches sur son origine et son développement» (1866), und im Jahre 1868 erschienen als Professorsspezimen seine »Beiträge zur Geschichte der provenzalischen Litteratur» (schwedisch). Ausserdem hat er, ausser einigen kleineren Beiträgen zur älteren Litteraturgeschichte, noch so spät wie 1900, den ersten Teil einer allge-

meinen Litteraturgeschichte der modernen Völker, welcher aus seinen Vorlesungen hervorgegangen war, veröffentlicht.

Estlander war als Litteraturhistoriker ein Vertreter der älteren ästhetischen Richtung, für welche die moderne philologische, rein objektive Forschungsmethode noch fremd war. Seine umfassenden Kenntnisse und sein feines ästhetisches Gefühl geben aber denjenigen seiner litterarhistorischen Arbeiten, welche zu unserem Gebiete gezählt werden können, einen dauernden Wert.

Als unser Verein im Jahre 1888 begründet wurde, war es natürlich, dass Professor Estlander zu dessen erstem Ehrenmitglied gewählt wurde. In dieser Eigenschaft zeigte er uns bei mehreren Gelegenheiten seine wohlwollende Gesinnung, obgleich er sich nicht für die rein sprachwissenschaftliche Seite unserer Bestrebungen interessieren konnte. Als Beispiel der Liebenswürdigkeit des Altmeisters gegen uns mag hervorgehoben werden, dass er sogar einmal einen Beitrag für unsere »Neuphilologischen Mitteilungen» geliefert hat: eine Besprechung von Johan Visings Arbeit über die provenzalische Troubadourpoesie (1904).

Der Verlust dieses hochgeschätzten Gönners und Freundes muss uns alle sehr schmerzlich berühren. Um unserer Dankbarkeit und Verehrung zu dem Verstorbenen einen bescheidenen Ausdruck zu geben, wurde von dem Vorstande des Vereins auf seinem Grabe ein Blumenkranz niedergelegt, dessen Inschrift lautete:

»Hommage reconnaissant
de la Société néo-philologique de Helsingfors
à son membre honoraire vénéré
Carl Gustaf Estlander».

Möge der Name des verstorbenen Veteranen im Gedächtnis unserer Vereinsmitglieder immer fortleben als der des ersten Pioniers auf dem neuphilologischen Studiengebiete an unserer Universität!»

§ 2.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 3.

Der Sekretär Dr. *A. Längfors* verlas den Jahresbericht für das akademische Jahr 1909—1910.

§ 4.

Die Vorstandswahl für das akademische Jahr 1910—11 ergab folgendes Resultat: Zum ersten und zweiten Vorsitzenden wur-

den Prof. *A. Wallensköld* und Dr. *H. Suolahti* wiedergewählt. Als Schriftführer und Kassenverwalter anstatt Dr. *A. Långfors,* der wegen Zeitmangels verhindert war das Sekretariat zu übernehmen, wurde Mag. phil. *K. A. Nyman* gewählt. Zu Revisoren wurden die Doktoren *O. J. Tallgren* und *E. Järnström* gewählt.

§ 5.

Prof. *A. Wallensköld* hielt einen Vortrag über den Gegenstand: Die Popularisierung der Sprachwissenschaft. Es wäre, meinte der Vortragende, wünschenswert, dass populär gehaltene sprachwissenschaftliche Werke verfasst würden. Dadurch sei es möglich, ein grösseres Publikum als ausschliesslich die philologisch Gebildeten für einschlägige Fragen zu interessieren. Auch habe man in der letzteren Zeit immer mehr die grosse Bedeutung eingesehen, die darin liegt, dass das Volk zunächst mit der Entwickelung seiner Muttersprache bekannt gemacht wird. Leider sei bei uns in dieser Hinsicht noch sehr wenig getan worden. Anders verhalte es sich allerdings in Deutschland und Frankreich. Da sei man schon seit längerer Zeit bestrebt, dem Volk in das Leben der Sprache, wie in die Fortschritte der modernen Sprachwissenschaft, Einblick zu gewähren. Verschiedene Werke seien erschienen, die dieses Ziel im Auge haben. Eine besonders glückliche Lösung hätten diese Bestrebungen gefunden in der von Prof. H. Strigl in Wien herausgegebenen Zeitschrift: Sprachwissenschaft für alle. Prof. Strigl sei bestrebt, seine Leser mit dem Wesen der Wortforschung bekannt zu machen, was sicherlich auf grosses Interesse rechnen könne. Trotz zahlreicher Fehler in den Details habe die Zeitschrift, insbesondere durch ihre anregende Darstellungsweise, einen im grossen und ganzen vorteilhaften Eindruck auf den Vortragenden gemacht. Zum Schluss sprach der Vortragende den Wunsch aus, dass die Schullehrer sich öfter mit Etymologisieren beschäftigen sollten, als dies gewöhnlich der Fall sei. Dabei könnte die erwähnte Zeitschrift ihnen gute Dienste leisten.

Dr. *Suolahti* fand die von Prof. Wallensköld ausgesprochenen Wünsche sehr beachtenswert und meinte, dass es sogar die Pflicht der Gelehrten sei, die Wissenschaft so populär als möglich darzustellen. In Deutschland sei das Interesse für sprachliche Fragen schon so lebhaft, dass es gar nicht selten sei, in den Spalten der allgemeinen Zeitungen Artikel zu finden, die so spezielle Sachen wie indogermanische Sprachforschung behandelten. Andernteils solle man sich davor hüten, dass man nicht allzu grosse Anforderungen an das Interesse des Publikums für hierhergehörige Fragen stelle. Was die Muttersprache anlangt, könne man sicher auf Interesse rechnen;

wenn es sich um fremde Sprachen handle, müsse man viel bescheidener sein.

Prof. *Lindelöf* hob hervor, dass die Verhältnisse in Deutschland und bei uns, was den neusprachlichen Schulunterricht betrifft, völlig verschieden seien. Während man in den deutschen Realgymnasien über 48 Stunden für fremde Hauptsprachen verfügt, was ein tieferes Eindringen in die Sprache ermöglicht, sei die Stundenzahl bei uns viel zu gering, als dass man einen grösseren Erfolg von derartigen Bestrebungen erwarten könne.

In fidem
K. A. Nyman.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 22. Oktober 1910, bei welcher Sitzung der Vorstand und 20 Personen, unter denen einige eingeladene Gäste, anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Die Diskussion behandelte den Vorschlag des während der im Januar 1909 in Helsingfors abgehaltenen Neuphilologentage niedergesetzten Komitees betreffs *des Unterrichts in der sogenannten allgemeinen Grammatik.* Da die Frage allgemein grammatischer Art war und die Erlangung von Einigkeit darin von praktischer und prinzipieller Bedeutung ist, waren auch Lehrer und Lehrerinnen der beiden einheimischen Sprachen eingeladen worden.

Die Diskussion wurde von Prof. *A. Wallensköld* eingeleitet, der eine kurze Übersicht über frühere Behandlungen dieser Frage gab. Bei den Neuphilologentagen 1909 sei sie erörtert worden, wobei die Referenten, die Doktoren *Hagfors* und *Saxén,* darin eins gewesen seien, dass es infolge der kleinen Stundenzahl, worüber die Muttersprache verfügt, dieser Sprache allein nicht zukomme, den Unterricht in der sogenannten allgemeinen Grammatik zu erteilen, sondern dass jede Sprache in die Arbeit für die Befestigung der grammatikalischen Vorkenntnisse, die die Muttersprache zuerst mitgeteilt, hineingezogen werden solle. Um einen eingehenden Vorschlag zustande zu bringen, sei ein Komitee niedergesetzt worden, dessen erste Sitzung im Januar 1909 stattfand. Der Komitee-

bericht sei in Tabellenform abgefasst und bespreche die verschiedenen grammatikalischen Begriffe, die in den respektiven Klassen zur Sprache genommen werden sollten. Es komme jetzt, sagte Prof. *W.*, auf die Diskussion an, abzumachen, ob der Vorschlag des Komitées als befriedigend oder nicht angesehen werden könne.

Dr. *Karsten* war der Meinung, dass man noch zu viel einer toten Grammatikdressur anheimgefallen sei. Der Unterricht in den modernen Sprachen würde viel gewinnen, wenn die phraseologische Seite der Sprache mehr als bis jetzt beobachtet würde. Was den Komiteebericht betreffe, habe die Muttersprache einen verhältnismässig zu grossen Raum erhalten. In gleich hohem Grade komme es den Lehrern der fremden Sprachen zu, an der grammatischen Schulung teilzunehmen.

Prof. *Wallensköld* entgegnete Dr. Karsten, dass eine Reduktion in dem Grammatikunterricht schwerlich denkbar sei, so lange das Abiturientenexamen die jetzige Form habe. Doch solle man keineswegs den Wert der Grammatikdressur überschätzen. Die Grammatik sei nur Mittel, nicht Zweck. Der beste Unterricht in den modernen Sprachen sei doch schliesslich derjenige, der auf praktische Weise mitgeteilt wird. Besonders solle man es auf den niederen Stufen der Schule beachten.

Prof. *Lindelöf* fand, dass der Ausdruck »allgemeine Grammatik» sehr schwankend sei. Man vermeide deshalb so viel als möglich von allgemeinen grammatikalischen Begriffen zu sprechen und strebe vielmehr darnach, den Unterricht in den verschiedenen Sprachen so individuell als möglich zu machen. Übrigens stimmte Prof. L. mit dem Komitée darin völlig überein, dass ein Zusammenwirken von den Sprachlehrern wünschenswert sei. Es sei zuerst die Sache der Muttersprache, den grundlegenden grammatikalischen Unterricht zu erteilen, der dann von den verschiedenen anderen Sprachen vertieft und erweitert werden solle.

Dr. *Savén* wollte den Umstand, dass die Muttersprache in dem Komitéebericht einen, wie es scheinen könne, zu grossen Raum erhalten habe, damit erklären, dass es keineswegs die Meinung gewesen sei, der Muttersprache allein die Erlernung der betreffenden Begriffe anzuvertrauen, sondern dass der Lehrer der Muttersprache sie zuerst zur Sprache nehme und dass die so erworbene Kenntnis später von den übrigen Sprachlehrern mehr spezialisiert werde.

Dr. *Hagfors* konstatierte, dass die Diskussion gezeigt habe, dass man, von einzelnen Details abgesehen, mit dem Komitée einig sei. Man solle daher in der Praxis zur Realisierung des von dem Komitée gemachten Vorschlags schreiten.

Als das Endresultat der Diskussion wurde festgestellt, dass es wohl der Muttersprache zukomme, den grundlegenden gramma-

tischen Unterricht zu erteilen, was aber keineswegs die übrigen Lehrer befreie von einer mit Rücksicht auf die verschiedenartige Struktur der respektiven Sprachen immerfort geschehenden Befestigung und Erweiterung des erlangten Wissens. Im Anschluss an den von Dr. Hagfors ausgesprochenen Wunsch beschloss der Verein schliesslich eine Aufforderung an Sprachlehrer und -lehrerinnen zu richten, in der Praxis dem von dem Komitée gemachten Vorschlag versuchsweise zu folgen.

In fidem:

K. A. Nyman.

Eingesandte Litteratur.

Hans Strigl, Sprachwissenschaft für alle. III. Jahrg. Nr. 3—5. Wien, L. Weiss, 1910.

Wilhelm Viëtor, Einführung in das Studium der englischen Philologie als Fach des höheren Lehramts. Vierte umgearbeitete Auflage. Marburg i. H., N. G. Elwert, 1910. XII + 142 S. 8:o.

Schriftenaustausch.

Modern Language Notes, Vol. XXV, No. 7 (Nov. 1910).

Moderna Språk, Jahrgang IV, Nr. 7—8 (Okt.—Nov. 1910). Enthält u. a. S. 106: E. A. Meyer, Atkinsons Mouth-Measurer.

Museum, 18de Jaargang, N:o 2—3 (Nov.—Dec. 1910).

Päivä 1910, Nr. 40—45.

Revue germanique, 6e annee, N° 5 (Nov.—Déc. 1910). Sommaire: L. Pineau, L'Histoire et la Poésie populaire au moyen âge scandinave; J.-E. Spenlé, La Religion artistique de Bettina: Goethe et Beethoven, etc.

Virittäjä 1910, Nr. 7.

Mitteilungen.

An die Lehrer und Lehrerinnen der deutschen Sprache.

Wiederholt gelangen an mich Anfragen, ob es einen Schlüssel zu meinem deutschen Übungsbuche giebt. Es giebt keinen, und zwar aus dem Grunde, weil ich im Zweifel bin, ob der Nutzen eines solchen den Missbrauch, der damit betrieben werden

könnte, und den daraus resultirenden Schaden aufwiegen würde, selbst unter der Voraussetzung, dass das Buch nicht in den Handel gelangte, sondern nur direkt an Lehrer und Lehrerinnen abgegeben würde. Ich bin indessen bereit unter der oben angegebenen Voraussetzung einen Schlüssel (nicht als glatte Übersetzung, sondern als Variantensammlung der schwierigen Stellen) drucken zu lassen, falls nicht Stimmen aus Kollegenkreisen sich ausdrücklich dagegen vernehmen lassen. Ich wäre deshalb meinen verehrten Kollegen und Kolleginnen für eine Aussprache hierüber dankbar.

Helsingfors, Mikaelsgatan 1, d. 12 November 1910.

Johannes Öhquist.

Einheimische Publikationen: *T. E. Karsten*, Äldre germansk kultur i Finland belyst af ortnamnen (Studier i nord. filol. II, Nr. 2), Helsingfors 1910, 47 S. — *Werner Söderhjelm*, Studier i fransk berättarkonst. I. Novellens anor. Helsingfors, Lilius & Hertzberg, 1910. 287 S. 8:o.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors*, Bd. V, bespr. von J. J. Hartman im Museum XVIII, Sp. 49—51 (fast ausschliesslich den Aufsatz von E. Zilliacus, »Giovanni Pascoli et l'antiquité», behandelnd). — *A. Wallensköld*, La Construction du complément des comparatifs etc. (Mém. de la Soc. néo-phil. de Helsingfors, V), bespr. von H. Naef (Trieste) in Le Maître Phon. 1910, S. 157—9.

Berichtigungen: Der Verfasser der oben S. 149 erwähnten »Notice sur l'Idiome sud-esthonien» und »Compte-rendu de H. Möller, Indo-europæisk-semitisk sammenlignende Glossarium» ist *Henri Bourgeois*.

BINDING LIST SEP 1 1951

PB
5
N43
Jg.10-12

Neuphilologische Mitteilungen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY